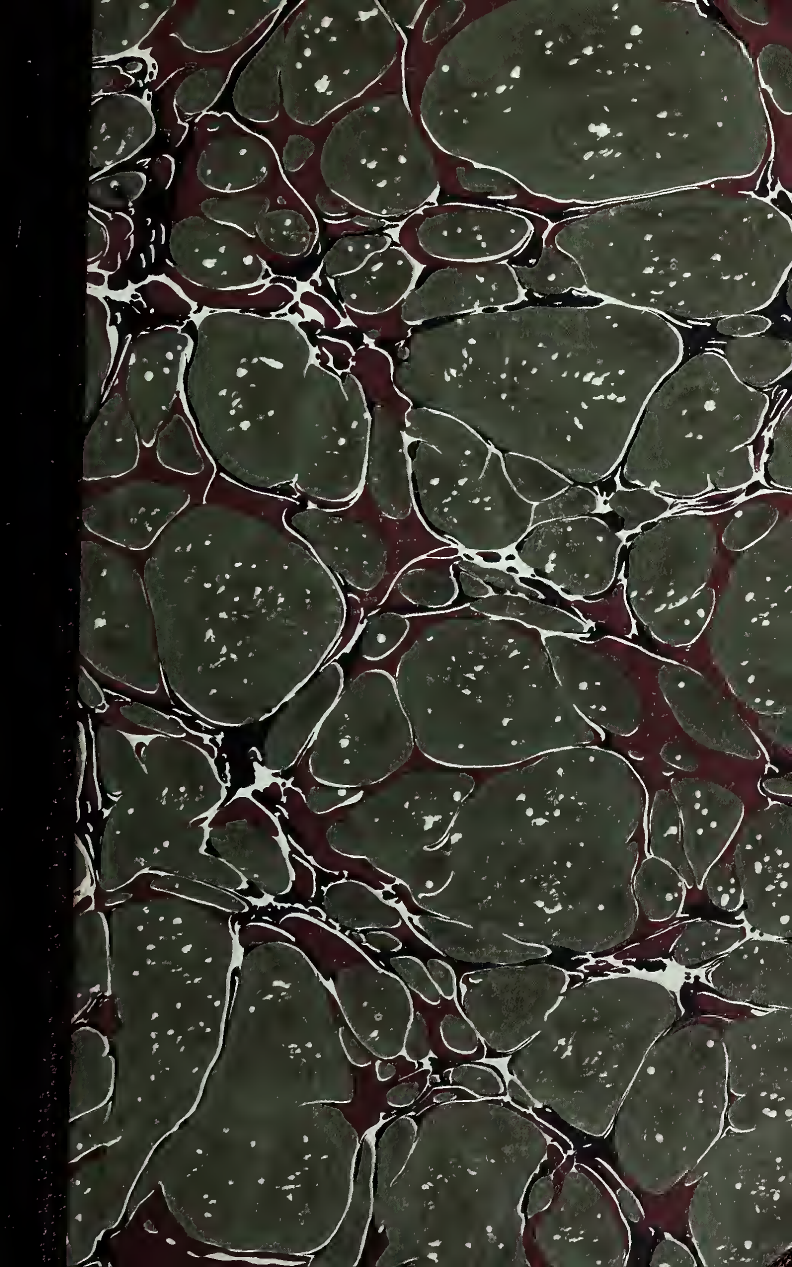
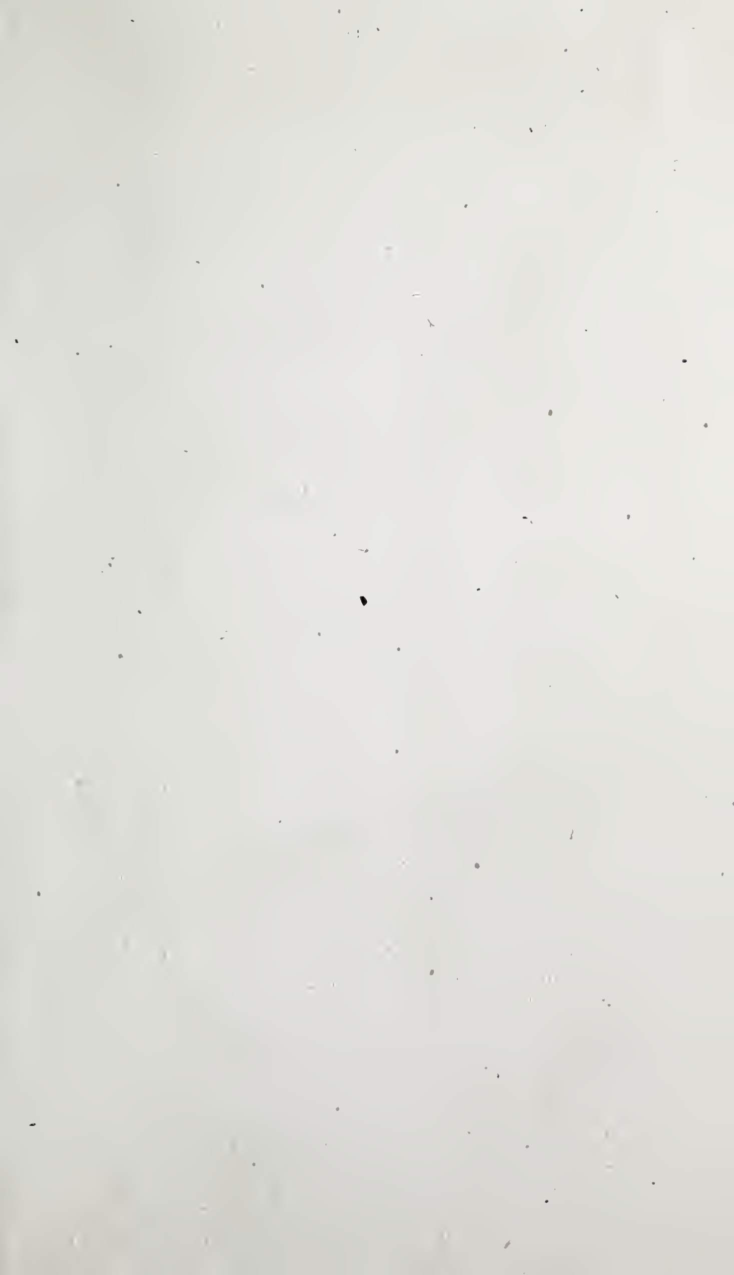
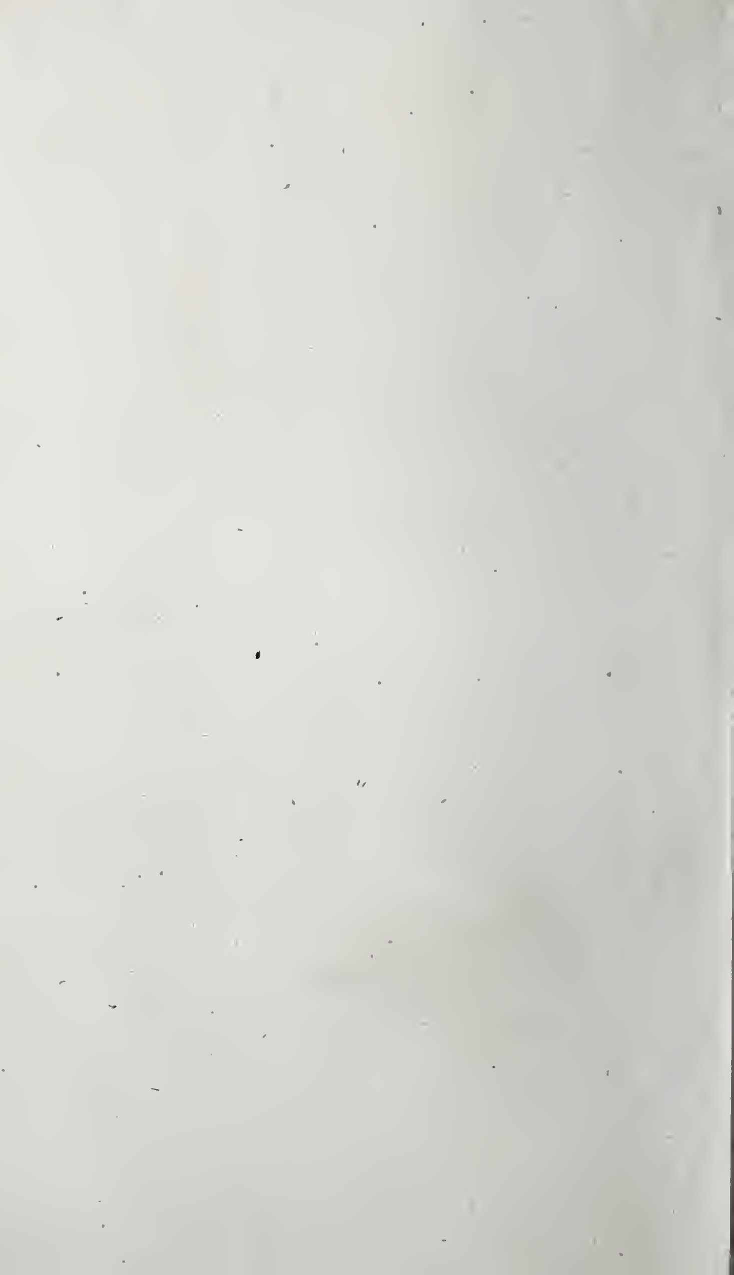








Gustav Nicolai.

Italien wie es wirklich ist.

Bericht
über
eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden,
als
Warnungsstimme
für Alle, welche sich dahin sehnen,

von
Gustav Nicolai,
Königl. Preuß. Divisions-Auditeur.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage,
nebst einem Anhange,
enthaltend
sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen
des Werks,
mit
Anmerkungen vom Verfasser.

Erster Theil.

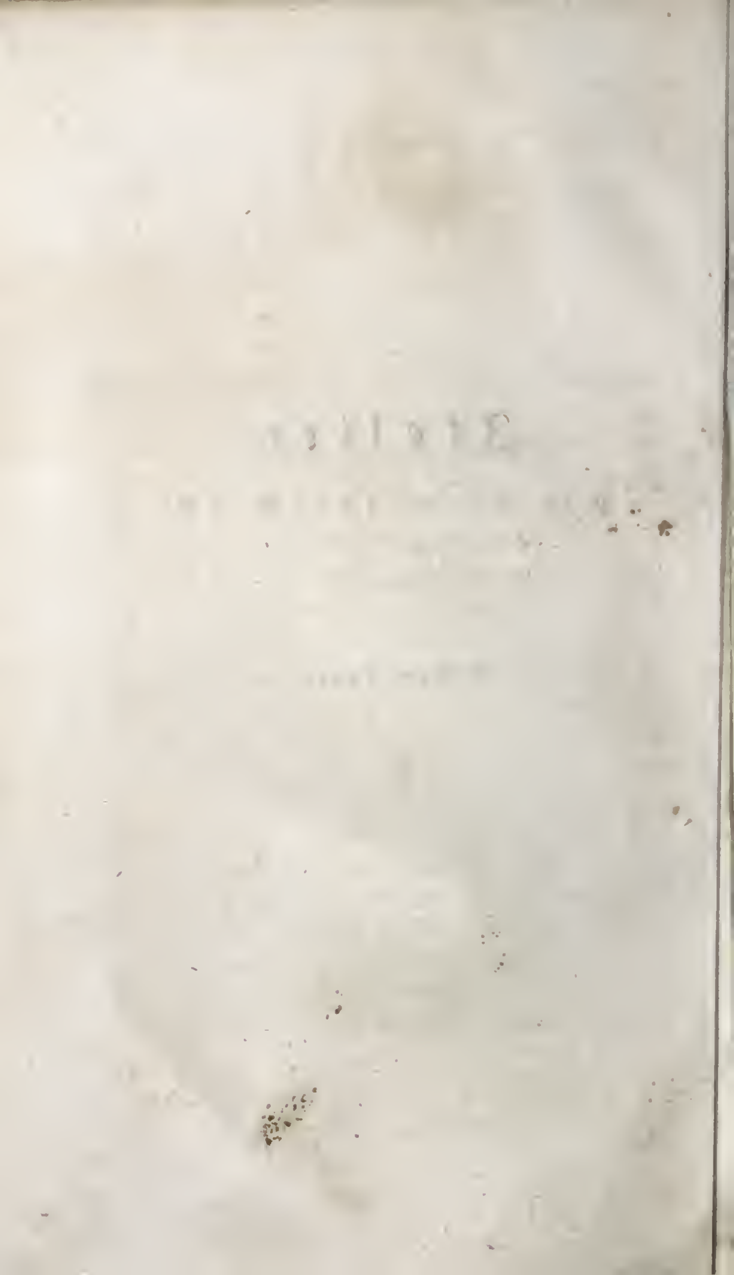
Mit dem Bildniß des Verfassers.

Leipzig,
Otto Wigand'sche Verlags-Expedition.
1835.

Italien

wie es wirklich ist.

Erster Theil.



Ein Werk über Italien! „Hat schon wieder Jemand die Anmaßung, uns mit seiner individuellen Ansicht über das bis zum Ekel gepriesene Wunderländ zu quälen?" Also hör' ich von allen Seiten fragen. Ihr irrt, sehr werthe Leser; ich will Euch warnen vor dem Wunderlande! Seht nur das Titelblatt genauer an. —

Die Zahl der Schriften über Italien ist Legion. Wer hätte nicht wenigstens eine derselben gelesen? — Wer nicht Sehnsucht empfunden, die hesperischen Gefilde, den Boden des klassischen Alterthums, kennen zu lernen? — Auch mir war Italien das Eldorado meiner Phantasie. Ausgestattet mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl, wurde mir, unter den glücklichsten Verhältnissen, in der Blüthe des männlichen Alters die Freude zu Theil, eine Reise nach Italien antreten zu können. Gattin, Bruder und Freund begleiteten mich. Welche Reisegesellschaft! Von Heiterkeit beseelt, gedachten wir die Wunder Hesperiens mit voller Seele zu genießen. Allein als wir Italien erreicht hatten, sahen wir uns bald in unsern Erwartungen so schmerzlich betrogen, daß wir uns fast zur Umkehr entschlossen hätten; nur

die Hoffnung, das gelobte Land im tiefern Süden zu finden, hielt uns zurück. Allein wir hofften vergebens. Mit Verlegenheit fragten wir uns endlich, was wir im Vaterlande über die hesperischen Gefilde sagen sollten? Bei der allgemein verbreiteten Sucht, in Italien das Wonneland Europas zu finden, mußten wir fürchten, für Böotier gehalten zu werden, wenn wir Wahrheit sprächen, und schon hatten wir auf der Rückreise allmälig den Entschluß gefaßt, mit den Wölfen zu heulen und ebenfalls das Lob Italiens auszuposaunen, als eine Unterredung an der Wirthstafel zu Meiland mit mehreren zum Theil sehr geistvollen Reisenden mich überzeugte, daß es andern Personen eben so ergangen war, wie uns. Dieser Umstand und die allgemeine Entrüstung, mit der man sich dort über „das erbärmliche Land," wie man Italien nannte, aussprach, gaben mir den Glauben an mich selbst und die nöthige Haltung wieder, und ich war nicht mehr in Zweifel über das, was ich zu thun hätte. Ich sah nun, daß es nicht an uns gelegen haben konnte, wenn wir in Italien nicht gefunden, was wir gesucht. Auch Ihr, theure Leser, werdet die Ursache meiner Enttäuschung nicht in mir selbst suchen, wenn Ihr die nachfolgenden Blätter Eurer Durchsicht werth erachtet. Ihr werdet, wie ich mir schmeichle, aus der Art, wie ich das wirklich Schöne darstelle, erkennen, daß ich das Ideal des Schönen in meiner Brust bewahre; auch wird hoffentlich das ganze Werk die Ueberzeugung gewähren, daß ich mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitung nach Italien gekommen bin, und wie ein gebildeter Mann beobachtet habe. Wie leicht wäre es mir geworden, Euch ebenfalls

zu täuschen! Ich hätte, wenn ich gewollt, meine Feder, um mit den Enthusiasten zu sprechen, in südliche Gluth tauchen und ein neues Lügenbild mit den reizendsten Farben vor Euch aufrollen können; allein das sei fern von mir. Ich will Euch nützen, nicht schaden. Doch bin ich gerecht gewesen und habe auch das Gute und Schöne, wo ich es in Italien fand, gewiß mit aufrichtiger Freude anerkannt. Des wahrhaft Schönen giebt es dort leider nur wenig: das Meiste ist verfaulte Herrlichkeit!

Allerdings muß die Frage entstehen, wie es denn komme, daß Italien so außerordentlich gelobt und als so reizend geschildert werde? — Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, besonders von Engländern, die Wahrheit schon ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden, als Göthe in Deutschland über Italien seine Stimme erhob, und weniger die Wahrheit, als die Schönheit der darstellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an sich selbst dachte, nicht darauf ankommen, ob er im Interesse seiner Landsleute schrieb. Bald tummelten, durch Göthe angeregt, auch andere Dichter ihre Phantasie in den hesperischen Gefilden, wiewohl sie dieselben gewöhnlich nie selbst gesehen hatten. In der Nebelschwebelperiode, durch Tieck, Novalis und Wackenroder begründet *), entstand eine überspannte Verehrung für die Kunstsammlungen Italiens, Kunstschwärmerei und schwär-

---

*) Man erinnere sich des poetischen Klingklangs in den Werken, die Tieck als Jüngling geschrieben hat. Als gereifter Mann hat er freilich iene Bahn des Irrthums verlassen.

mende Kunstphilosophie; mit derselben aber die krankhafte Sehnsucht nach dem Süden, welche seit Jean Paul's Titan in Manie ausartete. Von dieser Manie sind jetzt alle Künstler angesteckt. Haben diese nun das Land ihrer Sehnsucht erreicht, so sehen sie entweder aus Enthusiasmus falsch, oder sie vermeiden, im Dankgefühl für das einzelne Schöne, welches ihnen dort geboten wird, die Schattenseiten Italiens aufzudecken. Antiquitätenkrämer aber fühlen sich an jedem Orte überselig, wo sie in alten Schutthaufen umherkriechen können. Wo fänden sie deren mehr als in Italien? Mit dem Livius oder Florus in der Hand starren sie dort süß weinend die Steinklumpen an, die ihnen italienische Schlauheit für Ueberbleibsel der alten Zeit ausgiebt; beim Anblick Roms gerathen sie in Verzückung. So also, denken sie, war die Stadt beschaffen, aus der die Römer weithin herrschten über den Erdball! — Von dem alten Rom ist aber kaum noch eine Spur vorhanden; was man davon zeigt, ist meistens in viel späterer Zeit längst vielfach verändert, ja zum Theil nur Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des Mönchthums. Wie leicht wird der Enthusiast getäuscht! Wie gern verbreitet er Täuschung! —

Allein nicht blos Künstler und Archäologen, sondern auch Reisende, die blos zu ihrem Vergnügen Italien besuchen, haben vielfältig die Schönheit dieses Landes gepriesen. Es lassen sich diese Reisenden in zwei Klassen theilen. Die eine lobt aus Ueberzeugung, die andere gegen besseres Wissen und gegen ihre Ueberzeugung. Zur ersten Klasse gehören insbesondere junge Leute, die ihren ersten Ausflug in die Welt machen und nicht viel gesehen haben. Ihnen

ist Alles neu und das Neue schön. Es gehören ferner hieher diejenigen, welche immer nur auswärts das Bessere suchen und die deshalb alles Fremde schön finden. Niemand ist in dieser Beziehung lächerlicher, als der Deutsche, der wirklich das Fremde anbetet*). Auch giebt es Nichtsthuer, die von einer solchen Reisewuth beseelt sind, daß ihnen Alles göttlich erscheint, was sie, dem dolce far niente hingegeben, auf der Reise erblicken. Andere wieder fühlen sich befreit von den drückenden Fesseln ihrer Privatverhältnisse im Vaterlande, und die langentbehrte Heiterkeit ihres Gemüths würde selbst eine Steppe in den Zauberglanz der Täuschung hüllen. Haben sie vollends ihr bisheriges Leben in kleineren Orten zugebracht, so müssen ihnen Städte wie Florenz, Rom und Neapel imponiren; wer aber aus Paris, Wien, Berlin und andern nordeuropäischen Hauptstädten nach Italien kommt, erkennt sofort, wie sehr dies Land gegen die Heimath zurücksteht. Vorzugsweise sprechen diejenigen mit Entzücken von Italien, welche durch die Schweiz gehen, bis Florenz kommen und dann ins Vaterland zurückkehren. Wie leicht erklärlich ist dies! Aus den hohen Schweizergebirgen treten sie plötzlich in freundliche Ebenen; der Lago maggiore oder der Komer See empfängt sie mit seinen Zauberbildern, das gewerbreiche Meiland, das herrliche Genua, die einzige wahrhaft schöne Stadt Italiens, und das an Kunstschätzen überreiche Florenz erfüllen alle ihre Erwartungen. Nun glauben sie Italien zu ken-

---

*) Daher das deutsche Sprichwort: die Sache ist nicht weit her.

nen; der Geldbeutel ist in der Regel in Florenz schon geleert; die Rückreise muß erfolgen, und seufzend trennen sie sich von den schönern Bildern, welche ihre Phantasie ihnen jenseits Florenz noch vorspiegelt. Wirklich enthält der Theil Italiens, welcher vom Lago maggiore bis Genua und von hier bis nach Florenz sich erstreckt, reizende Gegenden, und wiewohl auch hier schon alle Unannehmlichkeiten des Landes den Reisenden zu quälen anfangen, so sind sie doch noch nicht gesteigert, auch erträgt man sie wohl auf kürzere Zeit, durch den Reiz der Neuheit entschädigt. Allein wer da glaubt, Italien zu kennen, wenn er bis Florenz gekommen, der irrt gar sehr. Im Gegentheil, Italien beginnt erst mit Florenz; südlicher nimmt stufenweise die Jämmerlichkeit des Landes und die Enttäuschung des Reisenden zu. Und wer, wie wir, über Venedig hinabgeht, dem öffnet sich gleich von vorn hinein verfaulte Herrlichkeit im Schlamm schmutziger Kloaken, und selbst Florenz vermag den Enttäuschten nicht aufzurichten. —

Zur Klasse derer, die gegen ihre Ueberzeugung Italien loben, gehören zuvörderst diejenigen, welche mit ihrer Reise prahlen wollen. Solche Leute werden sich hüten zu gestehen, daß sie betrogen worden seien; denn mit dem Geständniß, daß man angeführt sei, prahlt man nicht. Ausgelacht mag Niemand werden. Als wir uns in Meiland an der Wirthstafel mit andern enttäuschten Leidensgefährten unterhielten, fragte ich einen derselben, ob er nicht im Vaterlande seine Enttäuschung eingestehen und wenigstens seine Freunde vor einem Besuche der hesperischen Gefilde warnen würde? Allein er antwortete mir schnell: „Das werde ich

wohl bleiben lassen; man soll mich nicht auslachen. Andere mögen ebenfalls ihr Geld verreisen und angeführt werden, wie ich." Diese Antwort bezeugt ohne Kommentar die Richtigkeit meiner Bemerkung. — Einige huldigen der hergebrachten Sitte, so wie es herkömmlich ist, Göthe und Schiller zu vergöttern, selbst wenn man sie nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Insbesondere suchen gewöhnlich arme Scribenten gleich nach der Zurückkunft ins Vaterland das verreisete Geld durch eine im Modegeiste, also mit gebührendem hesperischem Bombast, geschriebene Reiseschilderung wieder zu gewinnen. Allein viel zahlreicher noch, und vielleicht am zahlreichsten, ist die Klasse derjenigen Reisenden, die deshalb Bedenken tragen, ihre Enttäuschung einzugestehen, weil sie fürchten, für ungebildet und gefühllos gehalten zu werden, oder in den Verdacht zu gerathen, daß sie zu der Reise in die hesperischen Gefilde noch nicht reif gewesen seien. War ich doch auf demselben Wege. Bei Gelegenheit der letzten Kunstausstellung in Berlin hatte der geniale Landschaftsmaler Blechen Ansichten von Italien, in Oel gemalt, der öffentlichen Beurtheilung hingegeben. Der Himmel ist auf diesen Bildern ganz wie bei uns, Erde und Baumlaub sind bräunlich gefärbt; man sieht ein verbranntes, unfruchtbares Land vor sich. Die Beschauer waren unwillig, und allgemein hielt man die Bilder für schlecht. Ein ehrwürdiger Kunstveteran aber, der lange in Italien gewesen ist, flüsterte, als er sie geprüft hatte, einem Freunde ins Ohr: „So sieht Italien aus; es ist richtig; man darf's nur nicht sagen!"

Warum darf man es nicht sagen? frage ich. Man ist ja verpflichtet, Irrthümer aufzuklären. Ich habe es

gethan, wie sehr sich auch diejenigen verletzt fühlen mögen, die eine andere Ansicht ausgesprochen. Mir sind alle neueren deutschen Schriften über Italien von Kephalides bis auf v. Oefele und v. Rumohr wohl bekannt. Der Enthusiast Kephalides, der übrigens Schmutz und Ungeziefer in Italien zugiebt, lobt zuweilen Land und Bewohner so sehr, daß man die Mystifikation nicht verkennen kann. Er stellt die italienischen, besonders die römischen Frauen als Göttinnen dar, während wir in Italien kaum sechs schöne weibliche Gesichter gesehen haben. Der Geschmack ist freilich verschieden; allein gelbe, wachsbleiche Gesichter und unregelmäßige Züge wird kein Schönheitskenner für schön erachten. In der Regel waren die italienischen Weiber, die wir sahen, sogar häßlich; einige aus der Hefe des Volks glichen den Megären. v. Oefele, dem man am Ende doch anmerkt, daß er Gott gedankt, als er seine Heimath wieder erreicht, und der die Bewohner Italiens bitter tadelt, lobt nichts desto weniger ebenfalls das Land im schwülstigsten Styl des Enthusiasmus. Ueber v. Rumohr schweige ich ganz. Die Palmen bei Terracina nennt er ein Palmenwäldchen! —

Die Form meiner Darstellung anlangend, so habe ich für angemessen gehalten, unsre täglichen Ereignisse niederzuschreiben. Auf diese Weise macht der Leser selbst die Reise in ihrer täglichen Entwickelung; er sieht, wie wir begeistert für Italien auszogen, wie wir stufenweise enttäuscht wurden, wie wir anfangs die Hoffnung, unsere Erwartungen dennoch endlich erfüllt zu sehen, von einem Tage auf den andern übertrugen, wie sich aber allmälig unsere Begeisterung abkühlte, und wie wir endlich, vollkommen nüch-

tern, überall die nackte Wahrheit erkannten. Bei dieser Art der Darstellung bin ich freilich genöthigt gewesen, einzelne Wahrnehmungen zu wiederholen, um zu beweisen, daß die Verschiedenheit des Ortes den Charakter des Landes nicht geändert hatte. Ganz anders würde ich haben verfahren können, wenn ich blos das Resultat meiner Bemerkungen hätte zusammenstellen wollen. Allein der Leser soll sich selbst das Resultat suchen, und deshalb habe ich mich bemüht, ihm ein vollkommen anschauliches Bild des Landes und seiner Bewohner zu geben. Alle Werke über Italien, die ich kenne, gewähren ein solches Bild nicht. Sie enthalten meistens nur den gewöhnlichen Bombast der Entzückung, oder das prahlerische Geschrei: in Arcadia et ego! Ich meinerseits habe dagegen Alles, was irgend dazu beitragen kann, eine genauere Kenntniß von Italien zu verschaffen, in die nachfolgenden Blätter aufgenommen, und selbst Kleinigkeiten aus dem gewöhnlichen Leben in der Staffage meines Gemäldes angebracht, wenn sie mir charakteristisch und diesem Zwecke entsprechend erschienen. Hierher gehören auch die Mittheilungen über die jedesmalige Anzahl von Extrapostpferden, welche uns vorgelegt worden sind, wonach sich überdies künftige Reisende in Italien richten können. Niemand wird hoffentlich in meinem Buche etwas Wesentliches vermissen, es sei denn, daß es nicht im Umfange meiner Reise gelegen; aber auch Niemand soll mir den Vorwurf machen können, daß ich nur das hundert Mal Gesagte wiederholt hätte.

Wenn ich der Unannehmlichkeiten, an denen Italien so überreich ist, stets wiederkehrend in jedem Tagesabschnitte gedenke, so ist dies mit reiflicher Ueberlegung geschehen.

Die Zudringlichkeit der Bettler, das täglich mehrmals sich wiederholende Abfordern der Pässe und der Zahlung dafür, die Habsucht der Menschen überhaupt, die scheußlichen Speisen, der Unflath, die Schaaren von Flöhen und anderem Ungeziefer, sowie die schlechten Lagerstätten machen den Aufenthalt in Italien zur Pein. Hätte ich dies am Schlusse des Werkes, oder blos hier in der Vorrede einmal angeführt; so würde die Wirkung, die ich beabsichtige, ganz verloren gehen. Nein, theure Leser, Ihr sollt selbst empfinden, was wir in den hesperischen Gefilden empfanden, so widerlich der sich täglich, ja stündlich erneuernde Eindruck jener Qualen in Italien ist, so soll auch die stete Wiederholung derselben in den einzelnen Kapiteln meines Buchs auf Euch wirken. Wenn ich das Ungeziefer bei seinem rechten Namen genannt habe, so that ich nur, was selbst der begeisterte Kephalides gethan, und wenn Ihr Ekel über das Wort empfindet, so glaubt mir, daß unser Ekel über die Sache in den hesperischen Gefilden noch größer gewesen ist, und daß Ihr dann doch erst zur Hälfte das Gefühl empfindet, das Euch in dem Zauberlande nicht einen Augenblick verläßt.

Da aus den nachfolgenden Blättern hervorgeht, daß ich mit Entzücken nach Italien gegangen bin; so dürfte die vorkommende Vergleichung einzelner italienischer Gegenden mit deutschen oder nordischen nicht auf den Gedanken führen, als wäre ich aus engherziger Vorliebe für mein Vaterland parteiisch gegen Italien gewesen. Ich war unwillkürlich zu Vergleichen gezwungen, da man Deutschland oder

den Norden stets gegen Italien zurücksetzt und letzteres für schöner erklärt. Den wenigen wirklich schönen Gegenden Italiens kann man aber zahlreiche Gegenden unseres deutschen Vaterlandes von gleicher Schönheit entgegenstellen, und die vaterländischen Gefilde enthalten außerdem Schönheiten, die in den hesperischen vergebens gesucht werden. Um dies wenigstens anzudeuten, habe ich im ersten Kapitel unsere Reise von Berlin bis zum Eintritt in Italien, und im Schlußkapitel die Rückreise, von der italienischen Grenze durch die Schweiz und das westliche Deutschland, in gedrängter Kürze mitgetheilt. Man wird sich überzeugen, daß die stille Ruhe der Zufriedenheit in dem Schlußkapitel nach der widerwärtigen Stimmung, in welche die Reise durch das gepriesene Land versetzt, wie heilender Balsam wirkt.

Und nun, geliebter Leser, lies, und vertraue mir! Ich habe nur eine Pflicht der Ehre erfüllt und leiste auf jeden Schriftstellerruhm bei diesem Werke gern Verzicht. Im Angesicht von ganz Europa gebe ich Wahrheit, wo seit Decennien nur die Lüge oder Selbsttäuschung waltet, und ich glaube daher auf allgemeine Anerkennung rechnen zu dürfen.

Daß die Recensenten sich bestreben werden, mich zu vernichten, daß selbst diejenigen von ihnen, welche Italien nie selbst gesehen haben, zürnend über mich herfallen werden, ist nur zu gewiß. Es sei; ich fürchte sie nicht. Wer ihnen mehr glaubt, als mir, der möge selbst Italien besuchen; er wird zu spät beklagen, wohlmeinendem Rathe

nicht Gehör gegeben zu haben. Insbesondere wird man mir den Einwand entgegenstellen, daß man nicht zum Sommer nach Italien reisen müsse. Allein wir haben den Frühling und nur die ersten Tage des Sommers dort zugebracht, und nur einmal solche Hitze gefunden, als wir bereits auf der Hinreise im deutschen Vaterlande ausgestanden hatten. Wenn aber Italien wirklich im Sommer nicht besucht werden darf, so brechen die Recensenten durch diesen Einwand selbst den Stab über die hesperischen Gefilde, weil es ja ein sehr klägliches Land sein muß, dessen Schönheit sich nur auf gewisse Jahreszeiten beschränkt! — Wer hiernächst einwendete, daß ich doch, nach meinem eigenen Reisebericht, wirklich auch Schönes und Merkwürdiges in Italien gesehen, der möge bedenken, wie wenig Reize im Uebrigen dies Land haben müsse, wenn alle diese Merkwürdigkeiten nicht im Stande gewesen sind, mich vollständig zu entschädigen. Wer ferner, was ich übrigens nicht glaube, in den von mir versuchten Schilderungen, oder sonst in meinen Angaben, irgend eine unbedeutende Unrichtigkeit finden sollte, der nehme hiermit die Versicherung, daß nur mein Gedächtniß die Schuld tragen würde, da ich nicht Pedant genug bin, um überall in den Augenblicken der Betrachtung und Empfindung Notizen und Zahlen in meine Schreibtafel einzutragen. —

Wenn ich endlich die in den nachfolgenden Blättern vorkommenden wissenschaftlichen und Kunstausdrücke, überhaupt die fremden Wörter überall möglichst zu erklären gesucht habe, so ist dies sehr absichtlich von mir

geschehn, weil ich, im Interesse der Wahrheit, für Jedermann verständlich sein und dem Buche auch beim Volke Eingang verschaffen will. Irrthümer und Vorurtheile müssen überall mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Erstes Kapitel.

Abreise aus der Heimath. Frühlingspracht. Dresden. Die Nollendorfer Höhen. Das Denkmal von Kulm. Prag. Iglau. Znaym. Wien. Bauart der Stadt. Die Stephanskirche. Die Karls- und die Kapuzinerkirche. Die kaiserliche Gruft. Kunstsammlungen. Das Zeughaus. Der Volksgarten und Canova's Gruppe im Theseustempel. Der Prater. Umgebungen der Stadt. Das Leben in Wien. Die Theater. Charakteristik der Wiener. Junonische Gestalt der Wienerinnen. Wiener Neustadt. Das steyrische Gebirge. Das Mürz- und Muhrthal. Grätz. Das Thal von Cilly. Laibach. Firmelung der Kinder daselbst. Tracht der Frauen. Historische Nachrichten über Illyrien. Unsicherheit der Straße von Planina nach Adelsberg. Die Stalaktitengrotte zu Adelsberg.

Es war am 1. Mai des Jahres 1833, als zum Potsdamer Thore Berlins ein Reisewagen hinausrollte, in dem vier heitere, glückliche Menschen ihrer Vaterstadt jauchzend ein Lebewohl zuriefen. Der Frühling hatte so eben begonnen; hier und da sproßte das erste, zarte Laub des Jahres. Die Reisenden achteten indessen nur wenig auf diese ersten Spenden des vaterländischen Bodens; denn sie eilten Italiens Gefilden entgegen. Es war, als fühlten sie sich über ihre Freunde und Bekannte, die im Vaterlande zurückbleiben mußten, erhaben, und mit einer Gleichgiltig-

keit, die fast Geringschätzung genannt werden konnte, überflog zuweilen ihr Blick die bescheidene Ebene, welche Berlin umgiebt. Sie hatten in tausend Büchern gelesen, daß Italien das schönste Land Europas sei; ihnen sollte jetzt das Glück werden, es kennen zu lernen.

Allein welche Länderfolge lag noch zwischen ihnen und dem ersehnten Süden! Wiewohl die Reisenden mit Extrapost dahin eilten, entsprach doch die Schnelligkeit, mit der sie sich von Berlin entfernten, noch keineswegs ihren Wünschen. Sie hielten für Pflicht, die Merkwürdigkeiten des Vaterlandes nicht unbeachtet zu lassen, und da sie über Dresden, Prag, Wien, Grätz, Laibach und Triest nach Italien zu gehen beabsichtigten, so ließ sich leider voraussehen, daß sie erst in 3 bis 4 Wochen das Ziel ihrer Sehnsucht erreichen würden. Insbesondere war Einer der Reisenden hiermit unzufrieden, da er nicht nur einen Theil dieser Gegenden bereits kannte, sondern auch seit zwanzig Jahren schon den Wunsch, Italien zu sehen, als den innigsten seines Lebens genährt hatte, und seine Sehnsucht jetzt, wo günstige Verhältnisse dessen Erfüllung gestatteten, zur lichten Flamme emporloderte. Dieser Reisende war ich; meine Begleiter sind in der Einleitung genannt.

Jeder geographische Grad, jede Tagereise, die wir in der Richtung nach dem Süden zurücklegten, entfaltete uns den Frühling in größerer Pracht. Das Wetter war unbeschreiblich schön. In Dresden wandelten wir auf der Brühlschen Terrasse schon unter einem dichten, zarten, frischen Laubdache. Auf der Grenze von Sachsen und Böhmen blickten wir am 5. Mai von den Nollendorfer Höhen in das entzückende Thal von Teplitz hinab; weithin wa-

ren nun schon die Fluren grün, vor uns erhoben sich jenseits des Thales die Wellen des böhmischen Mittelgebirges; links thronte in blauen Duft verschwimmend das Riesengebirge; jenseits des Mittelgebirges enthüllten sich uns die weiten Ebenen im Innern von Böhmen. Der Anblick war, da alle Gegenstände die volle Färbung des Frühlings hatten, so reizend, daß wir uns von einer schönern Gegend in Italien keine Vorstellung machen konnten. Im Thale hielten wir an dem Denkmale von Kulm, welches Friedrich Wilhelm seinen hier im Jahre 1813 fürs Vaterland gefallenen Kriegern hat errichten lassen. Es führt die einfache Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland; sie ruhen in Frieden." Die liebliche Natur um uns, die Stille des wonnigen Frühlingsabends, und der Gedanke, daß wir uns auf einer ungeheuern Grabstätte befanden, daß einst hier, wo jetzt friedliche Landleute säen und ärnten, der Kanonendonner unter Schauern der Verwüstung dahin gerollt war; alles dies rührte uns tief und veranlaßte wehmüthig ernste Betrachtungen.

Der entzückende Anblick, den Prag vom Lorenzoberge und vom Hradschin gewährt, verdrängte fast das reizende Bild der Nollendorfer Höhen. Nächst Salzburg dürfte wohl keine Stadt in Deutschland schöner gelegen sein, als das bergige Prag mit seinen köstlichen Pallästen, seinen zahllosen Thürmen, seiner Brücke, seinem breiten Strome. Wir verweilten in dieser Stadt ein Paar Tage und besahen von ihren zahlreichen Merkwürdigkeiten die Metropolitankirche mit dem 36 Centner schweren, silbernen Sarkophag des heiligen Nepomuk, die prachtvolle Nikolaikirche, die Theinkirche, mit Tycho de Brahe's Grabmal, daß Klo-

ster der Elisabethinerinnen oder barmherzigen Schwestern, die Moldaubrücke, die kaiserliche Burg und den Burggarten mit dem Observatorium Tycho's, das altstädter Rathhaus mit der Uhr, das Theater. —

Durch eine fruchtbare Ebene gelangten wir am 10. Mai zum mährischen Gebirge, welches vor Iglau beginnt. Die Bauart Iglau's ist schon abweichend. Die Häuser haben weiße Jalousien und auf den äußersten Endpunkten des Forstes oder auf den kleinen Dächern der hervorspringenden Dachfenster blecherne Spitzen und Sterne, was ihnen ein ganz fremdartiges Ansehen giebt. Hinter Znaym erreichten wir die Grenze des eigentlichen Oestreichs. Ueberall sahen wir auf den Feldern Wein angebaut, ein Beweis, daß wir uns im Süden von Deutschland befanden. Einige Meilen vor Wien erblickten wir zur Rechten in weiter Entfernung einen Theil der Gebirge Steyermarks. Mit Freude begrüßten wir die Donau und die reizende Gegend von Kloster = Neuburg. Nicht ohne Verwunderung bemerkten wir bald darauf, daß sich südöstlich von Wien in der Richtung nach Ungarn eine eben so staubige Ebene ausbreitet, als man irgend bei Berlin sehen mag. Ein weißgrauer Staub hüllte uns in undurchdringliche Wolken. Hinter der Waldung zur Rechten ragte die Spitze des Stephanthurms in die Luft. Wir fuhren durch die waldige Brigittenau und gelangten in die Stadt, ohne daß uns aus der Entfernung ihr Anblick geworden war. Am Stephansplatz betrachteten wir mit Bewunderung und dem Gefühle der Erhebung den Thurm der Stephanskirche.

In der Altstadt, die unregelmäßig und eng gebaut ist, sind die Häuser oft sechs Stockwerke hoch. Die Vorstädte

dagegen bestehen aus breiten, geraden, großentheils schön gebauten Straßen und Plätzen, deren Häuser nur zwei, drei und vier Stockwerke haben. Hinsichtlich der Bauart kann sich Wien mit Prag nicht messen. Auch gewährt Wien, selbst von dem günstigsten Standpunkte aus betrachtet, nicht einen so majestätischen Anblick als Prag. Abgesehen davon, daß Wien kaum halb so viel Thürme zählt als Prag, hat man dort die Gewohnheit, die Ziegel auf den Dächern so sehr mit Kalkmörtel zu bestreichen, daß die Dächer fast sämmtlich weiß aussehen. Eben so streicht man in Wien die Häuser weiß an. In Prag aber und überhaupt in Böhmen übertüncht man die Wände mit lebhaftem Gelb und die Dächer mit rother Farbe. Dies Roth und Gelb macht in der Umgebung grüner Fluren einen reizenden Eindruck. — Das Pflaster in Wien ist vortrefflich; die abscheulichen Rinnsteine Berlin's findet man dort nicht.

Die Metropole zu St. Stephan verdient als ein Meisterstück altdeutscher Bauart vorzügliche Beachtung. Den Grund derselben legte der Herzog Heinrich Jasomirgott im Jahr 1144. Erst 300 Jahre später wurde der Bau vollendet. Der Eindruck, den jeder fühlende Mensch beim Eintritt in die, durch 31 hohe, bunt bemalte Fenster halb erleuchteten und durch ungeheure Pfeiler gestützten Hallen empfindet, ist unbeschreibbar. Der von Pilgram vollendete Riesenthurm hat eine Höhe von 434½ Fuß.

Die Karlskirche auf der Wieden ist ein Werk neuerer Baukunst von Martinelli; sie hat zwei Kuppeln, ein Portal von 6 korinthischen Säulen und an beiden Seiten des Eingangs zwei freistehende hohle Säulen dorischer Ord-

nung, von 41 Fuß Höhe und 13 Fuß Durchmesser, auf denen in gewundenen Reihen das Leben des heiligen Karl in Basrelief dargestellt ist. Die Kapuzinerkirche endlich, als Kirche unbedeutend, verdient wegen der kaiserlichen Gruft und der darin befindlichen prächtigen Sarkophage von Bronze und Marmor gesehen zu werden. Hier ruhen gegenwärtig bereits 84 Mitglieder der kaiserlichen Familie. Zwei ehrwürdige Patres führten uns umher. Mit tiefer Rührung standen wir an dem Sarge des Herzogs von Reichstadt. Hier ruhen die Hoffnungen des Mannes, der einst die Welt beherrschte! Auch er ist längst von der Erde verschwunden. —

Von den Kunstsammlungen sprach uns die Ambraser im untern Belvedere vorzugsweise an. Sie ist von Ferdinand, Erzherzog von Oestreich und Grafen von Tyrol, der im Jahre 1595 starb, gestiftet, und früher im Schlosse Ambras bei Insbruck aufbewahrt worden. Sie enthält alte Rüstungen und Bildnisse berühmter Männer, Kunstsachen des Mittelalters, Kostbarkeiten, Handschriften und Bücher. Auf dem Fußboden des Eingangsaales erblickt man das 29 Fuß breite und 15 Fuß hohe Mosaikbild des Professors Jacob Rafaeli, welches das Abendmahl nach Leonardo da Vinci darstellt: ein vortreffliches Kunstwerk der neuern Zeit. Unter den Rüstungen zeigte man uns die der Kurfürsten Albrecht Achilles und Joachim Hektor von Brandenburg. Das Visir des Ersteren hat die Gestalt eines eisernen Adlerkopfes. Unter den alten Bildnissen leuchtet das Haupt Karl's des Großen hervor: durch Würde und Majestät dem des olympischen Jupiter's vergleichbar! — Im oberen Belvedere befinden sich besonders

Gemälde von Wiener Künstlern der neuern Zeit; viele dieser Bilder sind von großem Werthe.

Wir besahen ferner das k. k. Zeughaus, ein äußerlich unbedeutendes Gebäude, welches indessen viel Merkwürdiges enthält. Auf dem Hofe hängt die ungeheure Kette, mit welcher die Türken 1529 bei Ofen die Donau sperren wollten. Sie hatte 8000 Glieder, jedes von 20 Pfd. Schwere, mithin war sie 160,000 Pfd. schwer. Im Innern des Hauses zeigt man 100,000 Gewehre in Form von Brustwehren und korinthischen Säulen aufgestellt, Trophäen der östreichischen Armee, eine Menge kostbarer Rüstungen von berühmten Kriegern und das Koller von Elendshaut, welches Gustav Adolph am 8. November 1632 in der Schlacht von Lützen getragen haben soll. Ein ähnliches hatte man uns indeß in der Dresdner Rüstkammer gezeigt. Welches ist das ächte? —

Im Volksgarten bewunderten wir und zwar im Theseustempel das Meisterwerk Canova's, die Gruppe des besiegten Centauren, 18 Fuß hoch, 12 Fuß breit, aus carrarischem Marmor gefertigt. In den Katakomben des Tempels, oder richtiger im Souterrain desselben, werden mehrere römische Alterthümer aufbewahrt.

Der Prater ist eine mit Bäumen bewachsene grüne Aue, durch welche Alleen führen. Es laufen darin zahme Hirsche und Rehe vertraulich umher. An der einen Seite der Hauptallee sind drei oder vier Kaffeehäuser befindlich, die wir, was uns sehr auffiel, ungeachtet des vortrefflichen Wetters, während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit verödet fanden. Auf der linken Seite zieht sich hinter ihnen der sogenannte Wurstelprater hin, der aus

einer Reihe von Kneipen, Schaubuden und Karoussels besteht, wo das Volk nach Belieben im Schatten der alten Bäume auf grünem Grase umherliegen, oder sich an den Späßen Hanswursts, oder den Gaukeleien der Taschenspieler, Geisterbanner, Equilibristen, Seiltänzer und Marionetten ergötzen kann. Dieser Wurstelprater ist ächt volksthümlich, und wir haben ihn mit besonderem Vergnügen besucht. Nachmittags zwischen 5 u. 6 Uhr fährt die vornehme Welt von Wien in der großen Allee des Praters spazieren; Wagen drängt sich an Wagen; man will sehen und gesehen werden.

Die Umgebungen Wien's sind sehr reizend. Mit Ausnahme der südöstlichen Seite, erheben sich bei der Stadt in allen Richtungen anmuthige Höhenzüge, die mit dem steyerschen Hochgebirge in Verbindung stehen. Der Kahlenberg, der Leopoldsberg und die Briel, oder die Wiener Schweiz, gewähren die lieblichsten Aussichten. Schönbrunn mit seinem herrlichen Garten und der großen Menagerie, wo sich wilde Thiere hinter Gittern im Freien bewegen, Lachsenburg mit dem schönen Park, dem Schwanenteich, dem Tournierplatze, der über 600 Jahr alten Rittersäule, der Meierei, der Rittergruft, dem Fischerdörfchen, dem chinesischen Lusthause, der Löwenbrücke und der Franzensburg, so wie Tivoli sind sehenswerthe Orte, die allen Fremden eine angenehme Ueberraschung bereiten. Die Franzensburg ist nach Art einer alten Ritterburg erbaut, und im Innern durchaus mit Kunstwerken aus dem Mittelalter und trefflichen Glasmalereien geziert. Von dem Thurme derselben erfreut man sich einer entzückenden Aussicht.

Das Leben in Wien ist berauschend. Jeder Tag bringt neue Vergnügungen. Nur die Theater haben unsern Erwartungen nicht entsprochen. Mit Ausnahme des Burgtheaters scheint man in diesen Kunstinstituten nur auf augenblicklichen Zeitvertreib, weniger auf Förderung zu sehen. Ueber die Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit der Wiener ist nur eine Stimme. Gewiß giebt es in Wien viel geist- und gemüthvolle Menschen; allein im Allgemeinen vermeidet man geistige Annäherung; man will nur leben und genießen und scheut daher den ernsten Norddeutschen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch junonischen Wuchs, schöne Augen und dunkles Haar vortheilhaft aus. Blondinen sind äußerst selten. —

Nach einem achttägigen Aufenthalt verließen wir am 20. Mai die herrliche Kaiserstadt und schlugen die Landstraße nach Grätz ein. Hinter Wiener Neustadt erreichten wir das Gebirge, und von jetzt an bot uns unsere Reise eine Entzückung über die andere. Von allen Seiten stiegen alsbald wilde Felsmassen empor. Der Weg führt hinter dem romantisch gelegenen Schottwein mit seiner Sandsteinfeste, über den 2400 Fuß hohen Sömmering empor, auf dessen Höhe sich die Grenze von Oestreich und Steyermark befindet. Zur Rechten zeigen sich dem überraschten Auge zu wiederholten Malen die himmelanstrebenden steyerischen Alpen und Gletscher; tief unten im Thale liegt Schottwein in einer Felsenschlucht. Vom Sömmering hinab steigt man in das bezaubernde Mürzthal, welches in das romantische Muhrthal leitet. In den malerischen Krümmungen dieser lieblichen Thäler

rollen Mürz und Muhr, zwei himmelblaue Bergströme, schäumend über Felsenklippen oder durch grüne Matten dahin; die anmuthigen Höhen zu beiden Seiten des Weges sind mit Edeltannen geziert. Zahlreiche Burgruinen krönen die Gipfel der Berge oder ragen hoch hin auf der Spitze eines Felsens, und erhöhen den romantischen Zauber, der die Gegend verschönt, während freundliche Dörfer und eine Menge einzelner Häuser im Thale auf eine zahlreiche und betriebsame Bevölkerung schließen lassen. Steyermark ist überreich an Naturschönheiten.

Vor Grätz, welches wir am 22. Mai erreichten, öffnet sich ein weites, grünes Thal, indem die Stadt mit dem ganz vereinzelt aus der Fläche emporsteigenden Schloßberge an der Muhr gelegen ist. Die Bauart wird immer südlicher. Wir besuchten das Theater und fanden das Haus sehr schön und die Darstellung ganz vorzüglich.

Auf dem Wege von Grätz nach Laibach verfolgten wir das reizende Muhrthal bis Ehrenhausen; hier zogen sich links die Grenzgebirge Ungarns in geringer Entfernung vor uns hin; hinter dem freundlichen Städtchen Mahrburg passirten wir die dunkelblaue Drau; bald darauf erblickten wir zur Linken die nahen Gebirge Kroatiens, während rechts die steyrischen Alpen mit der mannichfaltigen Abwechselung kleinerer Berge sichtbar blieben. In einem weiten, fruchtbaren Thale liegt die Kreisstadt Cilly am bläulichen Saunflusse; von hier aus führt ein anmuthiger Weg nach der Grenze Illyriens. Bei Popelsch erreichten wir am Abend des 23. Mai eine Ebene, aus welcher rechts hinter uns die ganze Reihe der schneebedeckten karnischen Alpenriesen in der Abendsonne goldstrahlend

emporstieg: ein Anblick, welcher sich nur in der Schweiz wiederholt.

Bald nachher öffnete sich uns das wundervolle Thal, in dem Laibach, die schön gebaute Hauptstadt Illyriens, an der schiffbaren Lublana gelegen ist. Von der alten Burg, welche auf einem Berge sich erhebt und gegenwärtig als Gefängniß benutzt wird, hat man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und das grüne, fruchtbare, von der Lublana bewässerte Thal, welches, rings von Hochgebirgen umgeben, die ganze Kette der karnischen und julischen Alpen, sowie die Vormauer von Kroatien in gigantischen Formen zeigt. In der Domkirche zu St. Nicolai wohnten wir am 26. Mai der Firmelung der Kinder durch den Fürstbischof bei. Die Kirche war überfüllt von Menschen, die sich aus der Stadt und der umliegenden Gegend eingefunden hatten. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß die Frauenzimmer, selbst der untern Stände, sehr sauber und nationell gekleidet waren. Sie trugen sämmtlich einen schneeweißen, zierlich gestickten Schleier, den sie auf eine ganz eigenthümliche Weise auf dem Kopfe zusammengelegt und nach hinten hinabgelassen hatten, so daß wir schon italienischen Einfluß auf die Tracht zu erkennen glaubten.

Wirklich bereitet Illyrien in mancher Beziehung auf Italien vor. Kaum mag es aber auch ein Land geben, welches aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, als Illyrien. Schon in den ältesten Zeiten waren dessen Bewohner gemischten Ursprungs; sie bestanden aus Thraciern, Phöniciern, Celten und Siciliern. Cäsar, Augustus, Germanicus und Tiberius unterwarfen

das Land dem römischen Scepter. Unter dem Namen Illyricum magnum umfaßte es demnächst alle gegen Morgen gelegene römische Provinzen. Mit dem Verfall des abendländischen Kaiserthums gelangte es an die byzantinischen Kaiser. Im 6. Jahrhundert ließen sich slavische Völkerstämme daselbst nieder, und gaben später Anlaß zur Entstehung der unabhängigen Königreiche Dalmatien, Kroatien, Bosnien und Slavonien. Auf der andern Seite unterwarfen sich die Venetianer und Ungarn im 11. Jahrhundert einzelne Theile des Landes, und selbst Dalmatien gelangte endlich an sie, bis die Türken es größtentheils eroberten. So vereinzelt, war endlich der Name Illyricum fast ganz vergessen, als Napoleon nach dem Frieden von Campo formio aus den Kreisen Villach, Krain, dem östreichischen Istrien, Fiume und Triest, dem Litorale, Dalmatien und den dazu gehörigen Inseln ein Landgebiet unter dem Namen illyrische Provinzen schuf. Gegenwärtig ist Illyrien als Königreich dem östreichischen Scepter unterworfen, besteht aber nur aus den beiden Gubernien von Laibach und Triest *); wogegen Dalmatien, Kroatien, Slavonien besondere Königreiche bilden. Man stelle sich nach dem Gesagten das Gemisch von Sprachen vor, welches man in Illyrien hört! Unsre Postillone verstanden heute uns so wenig, als wir sie.

---

*) Das Gubernium Laibach umfaßt die Herzogthümer Krain und Kärnthen; das Gubernium Triest das Küstenland am adriatischen Meere, namentlich einen Theil von Civil-Kroatien, den Görzer, Istrianer und Fiumer Kreis, so wie die Stadt und das Gebiet von Triest. Und dies Land wird von den Geographen zu Deutschland gerechnet!

Einen von ihnen, der sich nothdürftig im Deutschen auszudrücken wußte, fragten wir, welche Sprache er spräche, und er antwortete: Die raitzische. Sie schien mir ein Gemisch von verdorbenem Italienisch und von slavischem Idiom zu sein.

Der Weg von Laibach bis Adelsberg bietet manichfaltige Schönheiten dar und führt durch die Gebirge dahin. Auf der letzten Station zwischen Planina und Adelsberg fanden wir Wachthäuser am Wege; der Postillon erzählte uns, daß hier die Straße sehr unsicher sei, und seit Kurzem viele Mordthaten und Räubereien verübt worden wären. Abends um 10 Uhr erreichten wir in der Dunkelheit den Marktflecken Adelsberg, der zwar noch in Krain gelegen ist, aber durch Sitte und Sprache ganz zu Italien gehört. Noch erinnert indessen die Bauart der Häuser an Deutschland. Wir erfuhren von der Wirthin, daß am nächsten Tage das Grottenfest gefeiert werden würde. Bei Adelsberg liegt nämlich die berühmte Magdalenengrotte, in welcher alljährlich eine Lampenbeleuchtung der unterirdischen Räume Statt findet. Die Wirthin eröffnete uns, daß wir, wenn wir nicht bis morgen Nachmittag zum Feste bleiben wollten, morgen früh die Grotte wegen der zur Beleuchtung erforderlichen Vorbereitungen nicht würden sehen können; wir entschlossen uns daher, sie sofort in Augenschein zu nehmen. Bevor der dazu nöthige Wagen herbeigeschafft werden konnte, war es 11 Uhr Nachts geworden, und so mochte es halb 12 Uhr sein, als wir bei völliger Dunkelheit und stets in Gefahr, auf dem holprigen Wege der Gebirgsschluchten umgeworfen zu werden, endlich den Eingang erreich-

ten. Unser Fuhrmann hatte eine wilde italienische Physiognomie, in Spitzhut und Mantel gekleidet, glich er den italienischen Räubern, welche wir aus Bildern kennen. Am Eingange der Höhle erwarteten uns mehrere, eben so wild aussehende Kerle mit Fackeln. Die Höhle ist bekanntlich eine der größten Stalaktitenhöhlen der Erde, 7 Stunden lang und reich an Naturmerkwürdigkeiten. Nahe beim Eingange derselben stürzt sich der Poigkstrom in den Bergschlund und fließt in der Tiefe fort, bis er bei Planina wieder ans Tageslicht gelangt. Man schreitet über eine 80 Fuß hohe Brücke von Tropfstein, welche über einen tiefen Wasserschlund führt. Es machte einen schauerlichen Eindruck, als wir, oben stehend, in den Schlund hinabblickten, in dem das Wasser rauschte, welches, von den flammenden Fackeln beleuchtet, dem Höllenpfuhl in schwarzer Felsenumgebung glich. Die Höhle besteht aus zwei Etagen. Man steigt bald empor, bald hinab, und ist stets in Gefahr, auf dem schlüpfrigen Boden auszugleiten. An mehreren Stellen zeigen sich Tropfsteingebilde seltsamer Art, wie in der Baumanns- und Bielshöhle, namentlich gleicht eine kleinere Höhle mit zahlreichen Tropfsteinsäulen, welche vom Boden aufsteigend die Decke tragen, einem gothischen Kirchengewölbe. Hier und da ist der Tropfstein in Krystallen angeschossen, die im Schein der Fackeln flimmern. Im Ganzen bleibt indessen die Färbung der Höhle dunkel und schwarz. Sehr befriedigt, aber auch sehr erschöpft, kehrten wir um 1 Uhr Nachts nach unserem Gasthofe zurück.

Zweites Kapitel.

Table d'hote in Adelsberg. Südliche Lebendigkeit der Gesellschaft. Bauart von Sessana. Der Friedhof von Sessana. Obscina. Blick vom Karst vor Triest. Enthusiastisches Geschrei der Reisenden. Die erste Osteria. Triest. Schöne Bauart der Stadt. Schattengänge in den Straßen. Menschengewühl. Die große Locanda. Der Marktplatz aus der Stummen von Portici. Die Kinderleiche. Das Meer und der Hafen. Der Wochenmarkt. Limonadenverkäufer. Einem Mörder wird öffentlich sein Urtheil bekannt gemacht. Beschreibung der Stadt. Schildkrötenverkauf. Der Molo. Umgebungen der Stadt. Spazierfahrt im Golf.

Triest, am 27. Mai.

Wo soll ich Worte hernehmen, zu schildern, was ich heut gesehen? — Wir sind in Triest. Sagt auch die Charte, daß wir uns noch in Deutschland befinden; Stadt, Gegend, Menschen und Sprache: Alles überzeugt uns, daß wir Hesperiens reizende Gefilde erreicht haben! —

Wir blieben, um auszuruhen und um in der Abendbeleuchtung Triest zu erreichen, bis nach Tische in Adelsberg. An der Table d'hote, wo man uns jämmerliche Speisen vorsetzte, fanden wir Gelegenheit, die verschiedenartigsten italienischen Physiognomien zu studiren. Das Grottenfest hatte eine Menge von Menschen aus der um=

liegenden Gegend, namentlich auch aus dem 7 Meilen entfernten Triest, herbeigelockt. Es wurde blos italienisch gesprochen. Die südliche Lebendigkeit der Gesellschaft war so groß, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Wir fuhren über Prewald und Sessana nach Triest. Es ist kaum zu glauben, wie sich bei Sessana plötzlich der Charakter des Landes ändert. Man sieht sich unwidersprechlich nach Italien versetzt; die Dörfchen bestehen aus steinernen Häusern mit niedrigen Winkeldächern; schmale steinerne Treppen leiten von außen an den Mauern zum zweiten Stockwerk empor; allein noch ist die Gegend öde, die Höhen rings umher sind kahl und steinig, und nur hier und da sieht man den Weinstock. Allmälig erscheint die wellenförmige, grau röthliche Hochebene, auf der man fährt, und auf der kein Baum und kein Gras wächst, mit weißen Kalk- und Alabaster-Felsstücken übersäet, die überall mehrere Fuß hoch aus der Erde hervorsehen. In der traurigen Oede der Umgebung gleichen sie den Monumenten eines unermeßlichen Friedhofes. Allein dies weite Grab dient nur dazu, die entzückende Ueberraschung, welche den Fremden erwartet, zu erhöhen. Die Natur scheint hier durch das Zusammenstellen der Extreme ihren höchsten Triumph feiern zu wollen.

Wir erreichten Obscina, den Schlagbaum, der eine Stunde vor Triest das Stadtgebiet begrenzt. Hier wurden unsere Pässe visirt. Noch konnten wir Triest nicht sehen, noch immer befanden wir uns in Anhöhen, welche jede Fernsicht verhinderten. Man fährt indessen bereits

auf der Höhe der Gebirge, welche dicht vor der Stadt steil ins adriatische Meer abfallen. Endlich hatten wir die Spitze des 1486 pariser Fuß hohen Karstberges erreicht, unter dem Triest gelegen ist. Wie durch einen Zauberschlag öffnet sich hier dem Reisenden, der einen Augenblick vorher nichts sah, als nackte Höhen, eine Welt voll irdischer Reize, wie die Einbildungskraft sich kaum zu denken vermag.

Vor uns lag das tiefblaue, adriatische Meer, von der untergehenden Sonne beleuchtet, mit hunderten von weißen Segeln; tief zu unsern Füßen, doch der Entfernung wegen ungewöhnlich klein, Triest mit seinen weißen steinernen Häusern, seinem Kastell und Hafen, seinem Molo und Leuchtthurm; links wälzte sich das vom Schein der Abendsonne geröthete, nackte Gebirge, auf dem wir uns befanden, in malerischen Wellenlinien, wie ein erstarrtes vulkanisches Lavameer längs der Küste von Istrien hinauf; rechts sank eine niedrigere Bergreihe nach der flachen Küste des lombardisch-venetianischen Königreichs hinab. Dicht am Wege sahen wir eine Osteria (Wirthshaus) mit einer von Weinlaub bedeckten italienischen Gallerie, unter der fröhliche Menschen saßen und sich der reizenden Natur erfreuten. Den Abhang der Berge, welche das kleine und enge Thal umgeben, in dem Triest am Meere gelegen ist, zierten zahllose Landhäuser zwischen Rebengewinden, und über der ganzen Landschaft war das Azurgewölbe eines klaren, wolkenlosen Himmels und der Zauber der Abendbeleuchtung ausgebreitet. Wir blickten sprachlos vor Entzücken auf dies unbeschreiblich

schöne Gemälde. Wenn Italien so beginnt, welche Reize muß es dann im Innern bergen!

Eine ganz vortreffliche Chaussee führt im Zickzack von der Höhe des Karst nach der Stadt hinab. Diese Krümmungen des Weges erhöhen die Mannigfaltigkeit des Schauspiels. Bald ist der Blick dem Meere und der allmälig sich nähernden und nun immer größer werdenden Stadt, bald den Landhäusern am Abhange des Bergthals zugewendet. Zweierlei fehlt leider in der herrlichen Landschaft: das üppige Grün der Vegetation; denn grüne Matten und laubschattige Bäume sahen wir nirgend, und es ist bekannt, daß hier vor einem halben Jahrhundert nur nackte Steine lagen und daß die Erde, welche dieselben jetzt bedeckt, mit großen Kosten aus Istrien herbeigeschafft worden ist; die Stadt aber ermangelt der Thurmzierde, nur ein Paar unbedeutende Kuppeln und Thürmchen traten hervor, als wir tiefer hinab gekommen waren.

Mit Ueberraschung und Freude fuhren wir in die Stadt ein, die uns immer mehr die Ueberzeugung gewährte, daß wir uns nicht mehr in Deutschland, sondern bereits in Italien befanden. Triest ist ganz italienisch und wirklich sehr schön gebaut, das Straßenpflaster vortrefflich. Fast überall sind vor dem untern Stockwerk der Häuser, mit Hilfe buntfarbiger Stangen, blau und weißgestreifte leinene Tücher ausgespannt, so daß man im Schatten an den reichen Kaufläden vorüber wandelt; wohin man blickt, zeigt sich der lebhafte Verkehr einer bedeutenden und im Verhältniß ihrer Größe außerordentlich bevölkerten Seestadt; in dem Gewühl der Eu-

ropäer unterscheidet das Auge hier und dort orientalische Trachten. Wir stiegen vor der sogenannten großen Locanda (Gasthof) am Marktplatze ab. Dieser Platz ist viereckig, ganz mit breiten Quadern gepflastert, und gleicht, da er nur von mäßiger Größe und rings von hübschen Gebäuden eingeschlossen ist, einem mit Fliesen belegten Saale im Freien. Unwillkürlich riefen wir, da wir hier Orangen und Fische feil bieten, und eine Menge von Fischern und Matrosen mit ihren rothen Mützen umherlaufen sahen: das ist der Marktplatz aus der Stummen von Portici! Was bis dahin nur ein Bild unserer Phantasie gewesen war, trat hier verwirklicht ins Leben. — Wir haben ein vortreffliches Quartier erhalten, welches vorn nach dem Markte, hinten nach dem Hafen hinausgeht. Wir fühlen uns so glücklich, denn das Land unsrer Sehnsucht ist ja nun erreicht!

So eben wird die Leiche eines etwa neunjährigen Kindes in einem offenen, mit Blumen geschmückten Sarge unter unsern Fenstern vorübergetragen. Voran Geistliche im Ornat, mit dem Kreuze an der Spitze, dann der bunte Sarg unmittelbar auf den Schultern der Träger ruhend und hinter demselben das Trauergefolge, aus Frauen und Kindern bestehend. Ja, wir sind in Italien! —

Am 28. Mai.

Ein heitrer Tag ist angebrochen. In der Morgenbeleuchtung hat das Meer eine fast schwarzblaue Farbe angenommen; gestern Abend war es hellblau. Ich hatte geglaubt, daß es in weiter Entfernung mit dem Aether

verschwimme; statt dessen gewährt es einen sehr kleinen Gesichtskreis und begrenzt ganz nahe und in bedeutender Höhe den Horizont durch einen scharf gezeichneten dunkelblauen Strich. Schiffe von allen Nationen belebten den Hafen. Auf dem Markte zeigt sich ein noch regeres Gewühl, als gestern Abend. Man verkauft an Früchten treffliche Kirschen, Erdbeeren und Apfelsinen, an Gemüse insbesondere Artischocken. Die Apfelsinen sind Erzeugnisse Messina's; denn bei Triest wachsen keine Orangen. Die Verkäufer erheben ein ohrenbetäubendes Gebrüll, womit sie ihre Waaren anbieten. Eigenthümlich erscheinen mir besonders die Limonadenverkäufer, die mit einer großen Flasche und einem Glase in den Händen herumlaufen, oder ein Faß oder kupfernes Gefäß auf einer Karre vor sich hinschieben, ihr gewiß klägliches Gesöff dem Pöbel mit durchdringendem Geschrei als köstliche Erquickung anpreisen, und dem dampfenden Lastträger für einen Kreuzer ein ganzes Quart ihres Getränkes in den lechzenden Schlund gießen. Denn, wiewohl früh am Tage, ist es schon sehr warm. — Was giebt es plötzlich? — Das Volk läuft zusammen; jeder Verkäufer verläßt seine Waaren. Ein verwirrtes Geschrei dringt zu unsern Fenstern empor. Ein Detachement Soldaten führt einen Verbrecher in Ketten herbei. Vor einem uns gegenüber befindlichen Hause wird Halt gemacht. Eine schwarz gekleidete Gerichtsperson tritt auf den Balkon des Hauses hinaus. Augenblicklich verstummt das Volk; Todtenstille herrscht; der Richter entfaltet eine Rolle und verkündet das Urtheil. Der Inquisit hat seine Geliebte aus Eifersucht ermordet; lebenslänglicher Kerker ist seine Strafe.

Er ist blaß, das schwarze, struppige Haar hängt ihm ins Gesicht. Er hört mit Gleichgültigkeit die Entscheidung seines Geschicks, und geht, dem Anschein nach, sehr ruhig in sein Gefängniß zurück. Der Richter entfernt sich; ein dumpfes Murmeln durchläuft die Menge; Jeder eilt seinem Geschäft wieder nach, und sofort ertönt wieder das durchdringende Geschrei der Waarenhändler. Alles ist vergessen. —

Wir besahen Vormittags die Stadt, die wir heute noch reizender finden, als gestern. Ein Kaufmannsladen reiht sich an den andern; hinter den Glasfenstern sind die schönsten und glänzendsten Erzeugnisse der Industrie zur Schau ausgelegt. Wir bemerkten sehr viel Rosogliofabriken und Kaffeehäuser. Auch Buchhändler fehlen hier nicht, und beweisen, daß auch der geistigen Kultur gedacht wird. Die katholische Kirche, die Börse, das Schauspielhaus, das Zollamt, der Palazzo und einzelne Privathäuser verdienen als Bauwerke beachtet zu werden. Die Straßen sind fast durchgängig breit und schön; insbesondere ist die Chiozzistraße zu bemerken. Indem man die Hauptstraßen hinunterblickt, trifft das Auge entweder auf das blaue Meer und die Segel, Masten und Stengen einzelner Seeschiffe; oder wenn man den entgegengesetzten Ausgang der Straße betrachtet, auf den Karst und die Anhöhen, an deren Abhang sich hier und dort zwischen Rebengewinden eine Villa zeigt. Die Stadt ist von mittler Größe und hat bereits mehr als 40,000 Einwohner, deren Anzahl stets im Wachsen begriffen ist. Ueberall zeigt sich Wohlstand und Gewerbsthätigkeit. Es sind hier 17 Banken und Assekuranzen, und es werden

sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Von den italienischen Handelsstädten kann sich in dieser Beziehung wohl nur Livorno mit Triest messen.

Der Markt der Seeerzeugnisse gewährt dem, der so Etwas noch nicht gesehen, einen merkwürdigen Anblick. Insbesondere ergötzten uns in einer zum Hafen führenden Seitengasse mehrere Weiber, deren jede einen 5 Fuß hohen und eben so breiten Haufen lebender Schildkröten vor sich zum Verkaufe liegen hatte, und die Trefflichkeit ihrer Waare ebenfalls laut anpries.

Ein Spaziergang auf dem Molo gehört zu den angenehmsten Unterhaltungen in Triest. Von allen Seiten stürzen hier dem Fremdlinge Schiffer entgegen, die mit schreiender Beredsamkeit ihre Barken zu einer Spazierfahrt im Golf anbieten. Der Hafen ist sehr breit, soll aber nicht vollkommene Sicherheit gewähren. Wiewohl ein südliches Meer, bewegt sich das adriatische hier doch auch bei ruhiger Witterung mit großer Lebhaftigkeit und unheimlicher Geschwätzigkeit. Interessant sind uns die fremdartigen, lateinischen (dreieckigen) Segel, welche auf den Schiffen der südlichen Nationen, insbesondere auf den italienischen Barken, flattern. —

Nachmittags besuchten wir einen Vergnügungsort der Bewohner Triest's, ein Kaffeehaus am Ende der langen Allee, welche am Abhange der die Stadt umschließenden Berge in ziemlicher Höhe dahinführt, und einen entzückenden Blick auf das Thal, auf die gegenüberliegenden Landhäuser, auf die Stadt und auf das Meer gewährt. Wir konnten die sich nach dem lombardisch-venetianischen Königreiche abflachende Küste des Golfs bis zu der Ebene ver-

folgen, aus welcher der hohe Thurm von Aquileja, dieser einst so blühenden, aber, seit der Zerstörung durch Attila, zum elenden Dorf herabgesunkenen Handelsstadt, hervorragt. Sodann begaben wir uns nach der gegenüber liegenden Bergstraße. Zahlreiche Osterien beweisen hier, daß der gemeine Mann in Triest Frohsinn und Geselligkeit liebt. Fast überall bemerkten wir an den Landhäusern und Osterien die aus den Abbildungen italienischer Gegenden so bekannten Weinlaubgallerien.

Abends fuhren wir im Golf spazieren. Wir mietheten ein kleines, fast völlig rundes Boot, einer Nußschale vergleichbar, welches ein Segel hatte, und schaukelten von den Wellen emporgehoben und hinabgeworfen dem Leuchtthurm zu. Der Anblick Triest's mit seinem Kastell und Hafen vom Meere aus ist reizend schön. Die Sonne war schon untergegangen; mehr und mehr entzog Dunkelheit die Küste unsern Blicken, doch leuchteten noch einzelne Lichter der Häuser zu uns herüber. Da rollte der Donner eines Kanonenschusses weit hin über die dunkeln Wogen, und die Gasflamme des Leuchtthurmes strahlte uns plötzlich von der Spitze delle Mosce entgegen und spiegelte sich auf der dunkeln Wölbung des Meeres. Es war neun Uhr vorüber, als wir das Ufer wieder erreichten. Meine Reisegefährten begaben sich noch ins Theater. Sie kamen indeß sehr bald zurück, mit der Erklärung, daß das Haus zwar sehr hübsch sei und sechs Reihen Logen habe, daß sie aber des erbärmlichen Spiels wegen nicht hätten ausdauern können.

Drittes Kapitel.

Abreise von Triest. Die Reisenden fahren 1486 Fuß bergan im Trabe. Obscina. St. Croce. Vortreffliche Chaussee. Oede Gegend. Die ersten italienischen Bettler. Fahrt am Meere. Das flache Land. Unerfreulicher Anblick der Maulbeerbäume. Räuchrige und schmutzige Ortschaften. Palmanova. Die lombardisch-venetianische Ebene. Codroipo. Pordenone. Conegliano. Weinfestons. Wiederkehr zudringlicher Bettler. Schmutz und Unflath. Der Enthusiasmus der Reisenden fängt an, sich abzukühlen. Treviso. Trauriger Anblick der Stadt. Speisehallen. Elende Speisen; ungenießbares Brot.

Palmanova, den 29. Mai.

Heute Nachmittag reiseten wir von Triest ab, welches uns stets in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Wir mußten die Straße, welche wir über den Karst hinabgekommen waren, wieder hinauffahren, was bei der vortrefflichen Chaussee im beständigen Trabe geschah, und nahmen auf der Höhe des Berges von der entzückenden Aussicht Abschied. An der Barriere von Obscina mußten wir auch heute unsre Päſſe vorzeigen und außerdem unsre Sachen durchsuchen lassen. Dann schlugen wir den Weg ein, der auf der Hochebene längs der Meeresküste nach der Grenze des lombardisch-venetianischen Königreichs und zunächst

nach der Poststation St. Croce führt. Die Chaussee bleibt vorzüglich. Die Gegend ist kahl, auch hier ragen überall niedrige Kalksteingebilde aus der Erde hervor, und nur an einzelnen Stellen wird Wein angebaut. In St. Croce drang ein Schwarm von Bettlern mit solcher Zudringlichkeit auf uns ein, daß wir die Hilfe der neugierig umherstehenden Leute in Anspruch nehmen zu müssen gaubten. Allein mit Befremden bemerkten wir, daß Niemand auf unsre Bitten Rücksicht nahm; man stierte uns an und schien im Gegentheil die Befriedigung der Bettler für eine Pflicht zu halten.

Von St. Croce gelangten wir nach Monfalcone. Das adriatische Meer bot uns links zu wiederholten Malen eine erhebende Aussicht. Die Anhöhen hatten sich hinabgesenkt; wir fuhren dicht am seichten Meeresufer, welches von zahlreichen Kanälen durchschnitten, sumpfig und mit Schilf bewachsen war. Nach und nach verschwand das Meer, und wir befanden uns endlich im flachen Lande. Ueberall sahen wir hier schwarze, knorrige, laublose und anscheinend vertrocknete Bäume am Wege stehen, die einen unfreundlichen Eindruck machten. Wir erfuhren, daß es Maulbeerbäume wären, die der Seidenzucht wegen mehrmals im Jahre ihres Laubes beraubt werden. Auch zeigten sich Feigenbäume und Weinreben. Zur rechten Hingebung konnte man nicht gelangen; denn die freche Zudringlichkeit und das Geschrei der Bettler, die uns überall bestürmten, war nicht zu ertragen. Auch fanden wir die Ortschaften, durch die wir kamen, räuchrig und schmutzig. Wir passirten den Küstenfluß Isonzo, und erreichten Abends Palmanova, das erste Städtchen der Provinz Friaul im lom-

bardisch=venetianischen Königreich, wo man uns abermals die Pässe abforderte. Jedes Mal, wenn dies geschieht, müssen wir die Börse öffnen. Wir sind hier in dem Gasthofe abgestiegen, der uns als der beste genannt worden ist, finden ihn aber sehr mittelmäßig. Der heutige Nachmittag hat unsern Erwartungen schlecht entsprochen. Wir sind ziemlich mißmüthig; wenn Italien so bleibt, wie wir es heut Nachmittag gesehen, dann ist es — nicht hübsch.

Treviso, den 30. Mai.

Der Tag war schön; um 8 Uhr Morgens verließen wir Palmanova, wo uns Schaaren von Flöhen gepeinigt hatten. Wir befanden uns nun in der ungeheuern Ebene des lombardisch=venetianischen Königreichs, welche gegen Norden von den rhätischen und karnischen Alpen begrenzt wird. Den ganzen Vormittag hatten wir den von den karnischen Alpen auslaufenden Gebirgskamm vor Augen, der die Provinz Friaul von Belluno scheidet. Wiewohl anfänglich 10 bis 12 Meilen *) entfernt, lag er doch mit solcher Klarheit rechts vor uns, daß man die bewachsenen von den unbewachsenen Stellen unterscheiden konnte; die große Entfernung wurde nur dadurch angedeutet, daß der Höhenzug mit schwacher Fleischfarbe auf dem blauen Himmel getuscht, und die Umrisse des Gebirges wie hingehaucht erschienen; oder richtiger, sie sahen so aus, als ob ein näher

---

*) Unter Meile ist in diesem Buche stets die geographische oder deutsche, im Gegensatz zu Miglio, zu verstehen. Vier Miglien, oder italienische Meilen, machen eine deutsche Meile.

liegendes Gebirge in zarte Nebel gehüllt und dieser von der Morgensonne sanft geröthet wird. Rechts und links hingen oft Festons von Weinreben an den Bäumchen, die auf den Feldern angepflanzt sind. Auch sahen wir viel Maulbeerbäume und Maisfelder.

Hinter Codroipo fuhren wir auf der längsten Brücke, die ich je gesehen, über den Küstenfluß Tagliamento. Er hatte nur wenig Wasser; allein sein breites Bett war durch das Steingeröll, welches er im Winter gewaltsam mit sich fortführt, weithin bezeichnet. Wir gelangten alsdann auf eine schöne, mit Pappeln besetzte Chaussee, und erreichten Mittags, der Gebirgskette immer näher kommend, das Städtchen Pordenone, wo wir sehr gute Bewirthung fanden. Nachmittags wurde die Gegend noch reizender. Wir gingen über Sacile, wo wir den Küstenfluß Livenza passirten, an der vorspringenden Spitze des Gebirges vorbei nach Conegliano, in dessen Umgegend alte italische Felsenschlösser die romantische Stimmung erhöhen, in welche hier die Seele versetzt wird. Die vortreffliche Chaussee und der Umstand, daß die Postillone, die zwar unverschämte Trinkgelder verlangen, fast nur im Galopp dahin rollen, trugen ebenfalls das Ihrige bei, uns zu erheitern. Allein, wenn ich wahr sein will, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß in den Ortschaften, wo wir anhielten, der Anblick ekelhafter, schmutziger Menschen und die unbeschreibliche Zudringlichkeit der Bettler jedesmal schmerzlich störend in die stille Ruhe unseres Gemüthes eingriff. Wir müssen ferner bekennen, daß wir uns sauber angestrichne, zierliche Häuser in den italienischen Städten gedacht, statt derselben aber alte, räuchrige, schmutzige Steinklumpen gefunden ha-

ben. Auch dürfen wir endlich nicht übergehen, daß der Gebrauch, die Felder mit Bäumen und Wein zu bepflanzen und die Rebe von einem Baume zum andern in Festons zu ziehen, so reizend ein solches Laubgewinde an und für sich ist, dennoch den Uebelstand herbeiführt, daß man, wie in Wäldern, nicht in die Ferne blicken, namentlich aber sich von der Lage und dem Anblick der Ortschaften keinen Begriff machen kann, weil man diese in der Regel erst dann zu sehen bekommt, wenn man sich am Thore befindet.

Zwischen Conegliano und Treviso passirten wir endlich noch den Küstenfluß Piave. Um 6 Uhr Abends erreichten wir Treviso, eine größere Stadt von 15,000 Einwohnern, wo wir in der Post einkehrten. Wir hatten geglaubt, hier endlich die freundlichen Häuser Triest's wiederzufinden; allein dem war nicht so. Ein Spaziergang durch die Stadt erfüllte mich mit Wehmuth. Sie ist eng gebaut und besteht zum Theil aus zusammenstürzenden, vom Alter geschwärzten Steinklumpen; einzelne Häuser sind völlig unbewohnt; hier und da wächst Gras in den Straßen. In dem bewohnten Theil der Stadt wimmelt es von Menschen: doch sieht man nur Pöbel, nicht sauber gekleidete, anständige Leute. In den Häusern selbst scheint Alles erstorben; kein schalkhafter Mädchenblick lächelt aus den Fenstern herab. Ueberhaupt haben wir bis jetzt noch kein weibliches Wesen in Italien gesehen, welches man hübsch hätte nennen können. In allen Straßen Treviso's zeigte sich Schmutz; die Handwerker arbeiteten im Freien; die ganze Stadt hat etwas Höhlenhaftes und Unheimliches. Die Plätze sind erbärmlich; einer derselben ist ein ungepflasterter Berg, auf dem eine Kirche liegt. Ich gerieth aus einer

Seitengasse zwischen Gartenmauern, über welche Oleander und Granatblüthe freundlich herübernickten. Es that mir wohl; denn es bedurfte dieses Arguments ad hominem, daß ich in Italien sei. Bald darauf stand ich vor der Kathedrale; dies herrliche Bauwerk söhnte mich nothdürftig wieder mit Treviso aus.

Die Thurmuhr vor unsern Fenstern zeigt, daß man hier schon, wie es bekanntlich in Italien Sitte ist, die Tagesstunden bis 24 zählt. Seit unserer Abreise von Triest finden wir in jedem Stockwerke einen Salon, der meistens von vorn nach hinten durch das Haus geht, und allen Bewohnern der angrenzenden Zimmer als gemeinschaftliches Speisezimmer dient. Unser heutiges Abendessen war sehr schlecht, das nothwendigste Bedürfniß, B r o t, scheint man hier nicht zu kennen. Denn was man statt dessen erhält, ist eine abscheulich schmeckende saure Semmel, oder ein steinhartes, weißes, ungesalzenes und völlig geschmackloses Gebäck!

Viertes Kapitel.

Verfallene Villen auf der Landstraße von Treviso nach Mestre. Fashionables aus Treviso. Mestre. Italienisches Gesindel. Das Schwein, als Schooßthier. Freche Zudringlichkeit des Pöbels. Man rupft die Reisenden von allen Seiten. Fahrt von Mestre nach Venedig in den Lagunen. Anblick Venedig's aus der Entfernung. Bedenkliches Kopfschütteln. Einfahrt in die Stadt. Gestank, Grabesstille, verfallene Ruinen. Der große Kanal. Die schwarzen Trauernachen, genannt Gondeln. Der Ponte rialto, der stinkende Fischmarkt, das Hôtel Royal des Herrn Danieli am Quai der Sclavonier. Aussicht vom Quai. Venetianische Mittagsmahlzeit. Der Markusplatz bei Tage. Die Markuskirche. Der venetianische Kontrebandenriecher. Der Cicerone Bulgaris. Der Campanile (Glockenthurm) der Kirche. Aussicht von demselben. Der Markusplatz zur Abendzeit. Die Venetianerinnen. Flöhe und Ungeziefer.

Venedig, den 31. Mai.

Heute früh reiseten wir von Treviso ab nach Venedig. Der Weg war eben, die Chaussee unausgesetzt vorzüglich. Auf beiden Seiten der Landstraße nach Mestre sahen wir mehr oder minder verfallene Villen und Gärten der reichen Venetianer und Trevisaner. Hier und da zeigten sich in den Gärten bereits Cypressen; einzelne Pfeiler der Gartenmauern waren mit drittehalb Fuß hohen, steinernen und bunt übermalten italienischen Fratzenbildern, welche großnasige Zwerge oder buckelige Weiber mit lächerlich verzoge-

nen Gesichtszügen darstellen, geziert. In der Nähe Treviso's begegneten uns ein Paar Fashionables auf den in dortiger Gegend gebräuchlichen, einspännigen Kurrikeln. Unmittelbar auf der Achse zwischen den beiden Rädern erhebt sich der hölzerne, roth angestrichene, sattelähnliche Sitz des Fahrenden. Auf der guten Chaussee mag das gehen; auf dem Steinpflaster muß dies Fuhrwerk abscheulich sein.

Es war gerade Markt, als wir in Mestre einfuhren. Wiewohl diese Stadt nur klein ist, erinnerte sie doch durch die Lebhaftigkeit des Verkehrs an die volkreichsten, größern Städte Deutschlands. Allein man fühlt sich unheimlich, wenn man sich von diesem fluthenden, schreienden, heftig gestikulirenden Gesindel mit Hakennasen und glühenden Augen, von diesen schmutzigen, stets nach Zwiebeln stinkenden Menschen umgeben sieht. Die lange breite Straße, oder richtiger, der Markt, den wir durchfuhren, wimmelte von einer kleinen Race von Schweinen, die auf eine abscheuliche Weise in das durchdringende Geschrei der Menge hineingrunzten und hineinquiekten. Hier und da erblickten wir ekelhafte Weiber, welche das eingekaufte Schwein unter dem Arm nach Hause trugen, und ungemeines Wohlgefallen an dem nervenerschütternden Geschrei dieser neuen Art von Schooßthierchen zu haben schienen. Es war 9 Uhr Morgens, als wir in den Gasthof la Campana einfuhren. Er ist so schlecht, als die übrigen bis jetzt in Italien gesehenen. Wir mußten hier unsern Wagen stehen lassen und ein Postschiff besteigen, um über die Lagunen nach Venedig gelangen zu können. Eine Menge abscheulichen Gesindels lauerte in der Hausflur auf das Auspacken unserer

Sachen. Kaum hatte ich damit angefangen, als sich zwanzig Hände mir entgegenstreckten. Ich mochte zurückweisen oder nicht, mit thierischer Wildheit entriß man mir die Sachen; ein Jeder strebte zu verdienen und die angekommenen Fremden zu zwingen, ihm ihre Beutel zu öffnen. Wir waren empört über diese freche Zudringlichkeit; der entschiedenste Befehl, den Wagen augenblicklich zu verlassen, blieb unbeachtet. Alsbald hatten sich zwei Lastträger mit Karren eingefunden, um unser Gepäck fortzuschaffen. Der Kanal, in dem die Einschiffung geschieht, ist etwa 10 Minuten von der Locanda entfernt. Wiewohl eine Karre genügt hätte, legte man doch, ohne uns zu fragen, unsre Sachen auf zwei Karren, damit wir doppelt zu bezahlen hätten. Außerdem nahmen zwei oder drei andere Kerle noch einige Gegenstände in die Hand und eilten damit unserm Schiffe zu. Man glaube doch nicht, daß man so etwas verhindern könne. Das müßig gaffende Volk, welches den angekommenen Fremden mit wilder Frechheit betrachtet und ihn laut verhöhnt, wenn er sich irgend eine Blöße giebt, würde sogleich Partei gegen ihn nehmen, wenn er sich der Willkür Einzelner nicht fügen wollte. Auf dem Wege vom Gasthofe zum Schiffe wurden wir abermals von einer Menge unverschämter, schreiender und ekelhafter Bettler angefallen. In dem Schiffe (einer Barke, mit einer Kajütte) erwarteten uns vier Postschiffer, ungeachtet es von zwei oder drei Personen hätte regiert werden können. Ein fünfter Kerl in der Postuniform (gelb und schwarz) hatte die Frechheit, sich als Stalliere (Stallknecht) der Post, ungeachtet wir zu Wasser und also nicht mit Pferden abfuhren, sein buona man' (Trinkgeld)

zu fordern; ein Sechster wünschte uns ein bon viaggoi (glückliche Reise) und forderte dafür ebenfalls sofort ein Trinkgeld! Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr wir geplündert und gemißhandelt wurden. Endlich und nachdem wir wenigstens an funfzehn Personen Trinkgelder austheilen müssen, wurde das Schiff abgestoßen.

Eine halbe Stunde lang blieben wir in einem schmalen, schmutzigen Kanal, der sich in die Lagunen mündete. Vor der Mündung desselben zeigten sich Festungswerke Venedig's *). Es war ein schöner Tag, die Sonne schien; ein kalter, lebhafter Wind hob die Wellen der Lagunen, die von dieser Seite so breit und tief sind, daß man das hohe Meer vor sich zu sehen wähnt. Bald erblickten wir vor uns zur Rechten die ersehnte angebliche Wunderstadt. Wie ein grauer Streifen, aus dem mehrere Thürme, grauen Stiften gleich, emporstiegen, lag Venedig am Horizont. Ich stand vorn im Schiffe; Haar und Mantel flatterten im kalten Winde, und dennoch war ich in Italien und der Juni sollte beginnen! Ich wollte die glänzenden Kuppeln, von denen ich so viel gehört, zuerst sehen und begrüßen. Näher und näher schwebte das Schiff, deutlich konnte man bereits die Stadt unterscheiden; aber glänzende Kuppeln wollten nicht erscheinen; — ich sah zwar einige Kuppeln und Thürme, allein sie blieben grau, ungeachtet sie die Sonne beleuchtete. Venedig nahm sich aus wie eine größere Stadt am Horizont einer Ebene, etwa wie Leipzig oder Breslau. Ich schüttelte schon bedenklich den Kopf. — Wir hatten inzwischen die Barriere erreicht,

*) Das Fort de Malghera.

ein Haus in den Lagunen, wo wir anhielten und die Pässe abgeben mußten. Mit großer Schnelligkeit legten wir dann den Weg nach der Stadt zurück. Unterwegs kamen wir an einer kleinen Kapelle vorüber, die mitten im Wasser steht, und zu der eine hölzerne Treppe aus den Wellen emporführt. Als Venedig nahe vor uns lag, fanden wir uns in unsern Erwartungen noch mehr betrogen. Die Häuser der Stadt sind an dieser Seite besonders schmutzig und elend. Aber wie ward uns, als wir in den ersten Kanal Venedig's einbogen, und wir nun ein wüstes Grab, von einer Kloake durchspült, zu sehen wähnten? — Der Geruch des stinkenden Wassers benahm uns fast den Athem. Bald erreichten wir den berühmten großen Kanal, der quer durch die Stadt läuft. Allerdings bespült er die Grundmauern einer Menge von Pallästen; allein der Eindruck, den die letztern machen, ist ein schmerzlicher. Es sind rußige, wüste, ausgestorbene, verfallene Ruinen! Nirgend zeigte sich ein Bewohner; überall herrschte Grabesstille; nirgend sahen wir anständig gekleidete Menschen, sondern nur schmutzige Gondelführer. Die Gondeln selbst trugen nur dazu bei, unsre Schwermuth zu erhöhen. Man denke sich unter einer venetianischen Gondel einen langen, schmalen, schwarz angestrichenen, vorn und hinten spitz zulaufenden Nachen, auf dem sich an der hintern Seite eine ganz niedrige, mit schwarzem Tuch überzogene Kajütte befindet: unwillkürlich glaubt man einen Sarg zu sehen, der zu Wasser bestattet werden soll! —

Wir erreichten den Ponte rialto (die hohe Brücke). Allein hätten uns nicht die Schiffer darauf aufmerksam gemacht, wir würden dieses schmutzige, verfallene Bauwerk

nicht der besondern Beachtung werth gehalten haben. Nachdem wir endlich noch dem Aasgestank des Fischmarkts, der am großen Kanal gelegen ist, Preis gegeben gewesen waren, erreichten wir den Hafen; wir fuhren am Markusplatz vorüber und landeten beim Hôtel Royal, am Quai der Sclavonier (riva degli Schiavoni). Dies Gasthaus liegt wirklich in einer schönen Gegend. Man sieht vor sich den breiten Hafen mit zahlreichen Seeschiffen und Gondeln; die Lagunen haben hier eine tiefblaue Farbe, die Luft ist rein; zur Rechten zeigt sich dem Auge des Beschauers der mächtige Kanal der Giudecca und die Einfahrt in den großen Kanal. Zur Linken dieser Einfahrt hebt sich der merkwürdige Thurm der Dogana di mare (des Packhofs) gleichsam aus den Fluthen empor; unmittelbar darauf folgt die herrliche Kuppel und die schöne Façade der Kirche Santa Maria della salute. Von der Giudecca herüber winkt die Kuppel des prachtvollen Tempels il Redentore (der Erlöser), Palladio's Meisterwerk. Dem Gasthofe gerade gegenüber liegt die Insel S. Giorgio mit der schönen, gleichfalls von Palladio erbauten Kirche S. Georgio maggiore; zur Linken begrenzen die 1807 vom ehemaligen Vicekönig von Italien angelegten Giardini publici (öffentlichen Gärten) mit freundlichem Grün die blaue Fluth.

Es war Mittag, als wir im Gasthofe, dessen Eigenthümer Danieli heißt, abstiegen. Wir speiseten auf dem Zimmer, aber so schlecht, daß wir uns sofort entschlossen, unsere Mittagsmahlzeit an einem andern Orte einzunehmen. Uebelriechende Seefische und halbfaule Artischocken

mit Froschkeulen waren die Glanzpunkte unter den Gerichten. —

Nachmittags besuchten wir den nahe gelegenen Markusplatz. Zuerst gelangt man an den Gefängnissen und der Seufzerbrücke vorüber zu dem am Quai gelegenen Dogenpallast, und biegt dann in die sogenannte Piazzetta *) oder den kleinern Markusplatz ein, der unmittelbar an den Kanal stößt, mit dem größern Markusplatze zusammenhängt, und, dem Dogenpallast gegenüber, von dem Pallast der neuen Prokuratieen (procuratie nuove) und der Münze (zecca) begrenzt wird. Auf dem Quai der Piazzetta stehen die beiden berühmten Säulen von orientalischem Granit, die der Doge Domenico Micheli i. J. 1125 bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande aus dem Archipel mitgebracht hat. Eine davon ist mit der marmornen Statue des heiligen Theodor, die andere mit dem bronzenen geflügelten Löwen, der i. J. 1797 nach Paris transportirt, und i. J. 1816 wieder zurückgebracht wurde, geziert. Zwischen diesen beiden Säulen fiel einst Marino Falinieri's Haupt! — Hinter dem Dogenpallast folgt die berühmte S. Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln und zahlreichen Thürmchen, und bildet die eine Seite des größern Markusplatzes, welcher die Form eines länglichen Vierecks hat, und, der Länge nach, von den schön gebauten, aber rußigen alten und neuen Prokuratieen und, der Kirche gegenüber, von dem von Napoleon erbauten Pallast eingeschlossen wird. **) An der linken Seite, von der Kirche aus be-

---

*) Piazza, Platz; piazzetta, kleiner Platz.

**) Die Prokuratoren von St. Markus, gegen das Jahr 829 eingesetzt, waren die Großwürdenträger der Re-

trachtet, erhebt sich nicht weit von der Ecke der neuen Prokuratieen der 300 venetianische Fuß hohe, schlanke, viereckige, ganz isolirt stehende Glockenthurm (Campanile) der Markuskirche. Ihm gegenüber steht an der Seite der alten Prokuratieen der himmelblau= und goldverzierte Torre del orologio (Uhrthurm), auf dem zwei eherne Riesen gegen eine gewaltige Glocke die Zeit anschlagen. — Zwischen dem Torre del orologio und dem Campanile erblickt man vor der Markuskirche auf Postementen drei roth angestrichene Mastbäume, an denen bei feierlichen Gelegenheiten Fahnen wehen. Sie bedeuteten sonst die drei Reiche: Cypern, Kandia, Morea. Drei Seiten des großen Platzes (die beiden Palläste der Prokuratieen und der von Napoleon erbaute Pallast) sind durch Kolonaden im Erdgeschoß mit einander verbunden. Unter den Kolonaden der alten Prokuratieen reihet sich ein glänzender Kaufladen an den andern; auf der linken Seite befinden sich mehr Kaffeehäuser, als Kaufläden. Beide Plätze sind mit breiten Quadern gepflastert.

Wir nahmen dies Alles flüchtig in Augenschein und traten dann in die Basilika des heiligen Markus ein. Für heute begnüge ich mich, zu bemerken, daß wir zwar von der Neuheit der Erscheinung überrascht waren, daß wir aber sämmtlich uns eingestanden, in dem gothischen Dom der Stephanskirche zu Wien ein tieferes Gefühl der Erhebung empfunden zu haben. Hierauf begaben wir uns in eins der Kaffeehäuser unter den Säulengängen der neuen

---

publik und bewohnten sonst den Pallast der alten Prokuratieen (procuratie vecchie). Gegenwärtig gehört er Privatpersonen.

Prokuratieen, und hatten uns noch nicht lange niedergelassen, als wir bemerkten, daß wir von einem Aufpasser verfolgt wurden. Unser Lohnlakai und Cicerone *) Bulgaris sagte uns, daß dieser Mensch ein Gewerbe davon mache, die Fremden zu beobachten, und zu erforschen, ob Jemand vielleicht steuerbare Waaren einkaufe und nicht deklarire. Da Venedig Freihafen ist, so läßt sich denken, daß der ehrenwerthe Mann ein sehr gemächliches Leben führen und eine gute Einnahme haben muß.

Um sechs Uhr, als die Abendsonne leuchtete, bestiegen wir den S. Markusthurm. Er hat keine Treppen; breite Windungen führen ungemein bequem hinauf. Im ganzen Gebäude stank es abscheulich; an mehrern Stellen hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der Venetianer die Dunkelheit des Thurms zur Befriedigung seiner heimlichen Bedürfnisse benutzt. Von der Höhe herab erfreuten wir uns einer herzerhebenden Aussicht. Da lag sie unter uns, die Wasserstadt mit ihren Kanälen, eingeschlossen von der blauen Fluth der Lagunen. Wohin man sieht, strecken sich hohe, runde, oben breite und unten schmale, trichterförmige Schornsteine, Thürme und einzelne Kuppeln in die Luft; allein vergoldete Kuppeln sah ich auch jetzt nicht. In der Ferne erheben sich die Berge von Padua aus der weiten Fläche; unzählige Inseln, angebaut wie Venedig selbst und einst mächtige und unüberwindliche

---

*) Cicerone heißt in Italien derjenige, welcher den Reisenden die Merkwürdigkeiten zeigt und erklärt. Wenn die große Redseligkeit, welche wir an Bulgaris bemerkten, auch seinen übrigen Kollegen eigen ist, so muß ich die Bezeichnung Cicerone (von Cicero, dem Redner) für vollkommen entsprechend erachten.

Bollwerke, umgeben, von den Lagunen umspült, rings die Stadt. Jenseits, hinter den äußersten Inseln, die wagerechten Strichen gleich am Horizonte liegen, zeigt sich hinter den Gestaden von Chioggia, Pelestrina, Malamocco und Cavallino das azurblaue adriatische Meer mit Hunderten von Segeln, die, in der weiten Entfernung nur kleine weiße Punkte, wie glänzende Schwäne durch die Fluth zogen; links herüber aber mit dem Aether verschwimmend die Küste von Illyrien. Venedig selbst machte von der Höhe, auf der wir uns befanden, einen ungetrübten Eindruck. Denn die himmelblaue Masse des Meeres und der Lagunen ließ die schmutzig grüne Schlammfarbe der Kanäle übersehen, und der mächtige Eindruck des Ganzen überwältigte das unangenehme Gefühl, welches die verfallenen, schwarzen und verödeten Gebäude der Stadt im Einzelnen hervorgebracht hatten. —

Abends sahen wir auch Menschen! — Die schöne Welt hatte sich auf dem Markusplatze versammelt. Alles drängte sich unter die durch den Glanz der Läden erleuchteten Kolonaden der alten Prokuratieen, wo das vornehmste Kaffeehaus gelegen ist. Arm in Arm wandelten hier Hunderte von Pärchen vorüber; Viele hatten sich vor den Kaffeehäusern auf Strohstühlen niedergelassen, die weit auf den Platz hinaus standen. Wir bemerkten, daß die Damen sämmtlich schwarze Schleier und Fächer trugen, mit denen sie sich, wiewohl es nichts weniger als warm war, Kühlung zufächelten. Allein von einem venetianischen Nationalkostüm war nichts zu sehen, und eben so bemühten wir uns vergebens, ein nur leidlich hübsches Gesicht

aufzufinden. — Um neun Uhr kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück.

Den ganzen Tag über sind wir heut von Flöhen auf das Jämmerlichste gepeinigt worden. Wer nach Italien reiset, dem ist freilich bekannt, daß er viel Ungeziefer zu fürchten hat; allein wir finden die Wirklichkeit doch noch ärger, als die Erwartung. Vorzüglich nisten die Flöhe in den Betten. Mit Befremden bemerken wir in den italienischen Gasthöfen meist nur zweischläfrige Lagerstätten, die jedes Mal für zwei Personen berechnet sind. Auch hier ist dies der Fall, und die uns angewiesenen Zimmer sind zu klein, als daß es möglich wäre, die noch fehlenden Betten aufzustellen. Zwei Personen aber unter einer Decke, vom Ungeziefer gequält, welche erfreuliche Aussicht! — Welche Nacht wird uns bevorstehn! —

Fünftes Kapitel.

Abermaliger Besuch der Markuskirche. Beschreibung derselben. Das Arsenal; die Schiffswerften, Repschlägereien, Schmieden, Ausrüstungsmagazine, Kanonengießereien u. s. w. Ein Fetzen vom Bucentaur. Das kaiserliche Wachtschiff. Verkauf der Theaterbillets auf dem Markusplatz. Das Hôtel d' Angleterre. Die Kanäle Venedig's. Die Rialtobrücke. Der Fondaco de' Turchi. Der türkische Bettler. Die Insel Murano. Die öffentlichen Gärten. Der Markusplatz, ein räuchriger Schloßhof. Die Straßen und Plätze Venedig's. Das Theater S. Samuele. Venetianische Opernmusik. Nachtfahrt in den Kanälen. Die Reisenden lassen sich von den Gondolieren aus dem Tasso und Ariost vorsingen. Mondschein, Gestank und Flohstiche dabei. Nächtliche Flohjagd.

Venedig, am 1. Juni.

Unserer gestrigen großen Ermüdung danken wir eine leidliche Nacht. — Am heutigen Vormittag begaben wir uns abermals nach der Markuskirche. Ihr Aeußeres erregt mehr Verwunderung als Bewunderung. Sie ist im griechisch-arabischen, oder richtiger in einem bizarren Styl erbaut. Die Kuppeln der Kirche würden einen bessern Eindruck machen, wenn das Gebäude höher wäre; jetzt scheinen sie das Haus zu erdrücken. Die Façade ist besonders bizarr, und wird es noch mehr durch die über dem Eingang befindlichen bronzenen Pferde des Lysippus, wel-

che Marino Zeno im Jahre 1205 vom Hippodrom*) zu Konstantinopel hierher gebracht hat. Pferde sind eine unpassende Zierde für Kirchen. Im Innern zeigt sich dem Eintretenden eine seltene, aber verwitterte Pracht. Was nicht Gold, Bronze oder Mosaik ist, besteht aus orientalischem Marmor. Der Plafond auf der gewölbten Decke ist überall Mosaik, und stellt die Bilder von Heiligen in bunten Steinen auf Goldgrund dar. Namentlich zeigt sich dem Haupteingange gegenüber das Bild des heiligen Markus. Eben so ist der Fußboden durchgängig musivisch ausgelegt. Der Hochaltar wird von vier Marmorsäulen getragen, welche der Doge Dandolo im Jahre 1238 der Sophienkirche zu Konstantinopel entnommen hat. Hinter dem Hochaltar zeigt man 4 Säulen aus orientalischem Alabaster, welche aus dem Tempel Salomonis sein sollen. Man zählt überhaupt an und in der Kirche zusammen 500 Säulen, welche theils aus verde antico**), theils aus Porphyr, Jaspis, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen bestehen. Allein so wie der Fußboden zertreten und an vielen Stellen eingesunken ist, so kann man die Musivarbeit an der Decke und das Gold kaum noch vor dem Schmutz der Jahrhunderte erkennen. Der Realwerth der Kirche soll sich auf 80,000,000 Dukaten belaufen. So erzählte uns wenigstens Bulgaris, der, wie wir mer-

*) Die einst so prachtvolle Rennbahn des Severus und Konstantin.

**) Antico nennt man in Italien jeden Marmor, der im Alterthum verarbeitet wurde und jetzt nicht mehr zu finden ist, oder der in uralten Marmorbrüchen, welche verloren gegangen waren, und später wieder gefunden sind, gewonnen wird. Verde antico ist ein uralter, grüner Marmor.

ken, zum Ruhm seiner Vaterstadt gewaltig aufzuschneiden versteht. Zahlreiche Baumeister haben an der Kirche gearbeitet. Angefangen wurde sie im Jahre 976 unter dem Dogen Pietro Orseolo I., beendigt erst im Jahre 1071 unter dem Dogen Domenico Selvo. — Zu bemerken bleibt noch, daß Venedig einen Patriarchen hat. St. Markus ist daher eine Patriarchal- und Metropolitankirche. —

Wir gingen hierauf zu Fuße über den Quai der Sclavonier nach dem weltberühmten Arsenal. Auf dem Wege dahin besuchten wir auf dem St. Blasiusplatze die Kirche der östreichischen Marine, in welcher sich das Grabmal des letzten freien Helden der Republik, des Großadmirals Angelo Emo, befindet, welches im Jahre 1792 von Joseph Ferrari-Torretti gemeißelt worden. — Das Arsenal zeugt von der Größe der ehemaligen Seemacht Venedig's. Man muß sich nicht ein einzelnes Gebäude denken, sondern einen selbstständigen Theil der Stadt, der aus vielen Gebäuden, aus großen, vom Wasser durchströmten und umbauten Plätzen besteht, der rings mit festen Mauern und Thürmen umgeben ist, und fast 1½ Stunde, also mehr als zwei italienische Meilen im Umfange hat. Dieser große Bau ist gegen das Jahr 1304, wie man glaubt, von Andreas Pisano angefangen und erst nach und nach beendigt worden. Vor dem Haupteingange des Arsenals sind vier kolossale Löwen von Marmor aufgestellt, die Franz Morosini im Jahre 1687 aus Athen nach Venedig transportirt hat. Der zur Linken des Beschauers auf den Hinterfüßen ruhende Löwe soll ein Denkmal der Schlacht bei Marathon sein. Das hohe Alterthum mag

diese Bildwerke interessant machen; Kunstwerth haben sie nicht. Im Innern des Arsenals besahen wir zuvörderst die fünf Waffensäle. In einem derselben befindet sich Canova's Monument des Großadmirals Emo und die Rüstung Heinrichs IV., welche Letzterer der Republik zum Geschenke machte, als er sie bat, ihn in die Zahl der Patrizier Venedig's aufzunehmen. Dann besichtigten wir im Arsenal die große Schiffswerfte für die östreichische Marine, die Repschlägereien, die Schmieden, die Bildschnitzereien zur Dekorirung der Schiffe, die großen Magazine zur Ausrüstung der Flotte, die Kanonengießereien und die Schiffsmodellkammer. Das Merkwürdigste ist, daß man die Dockenbehälter in ihrer wirklich ungeheuren Größe unter Dach und Fach gebracht hat, und daß die Schiffe zu gleicher Zeit unten im Meerwasser stehen, während sie oben und an den Seiten ganz überbaut sind. Es waren gerade eine Fregatte von 56 Kanonen und mehrere kleine Schiffe in Bau. Die Repperbahn (Tana) ist ein Gebäude von besonderer Größe, 910 F. lang, 56 F. breit, und 70 Fuß hoch, ein Werk Antonio's da Ponte, im Jahre 1519 erbaut. 92 kolossale, grob gearbeitete Pfeiler tragen das Dach. Vom Bucentaur wird nur noch ein Stück bewahrt; doch zeigt ein Greis, der einst auf diesem Schiffe gedient hat und Bildhauer ist, das Modell desselben, welches er selbst kunstreich angefertigt hat. Die Farbe des Bucentaurs war roth mit Gold. — Wir verließen das Arsenal nach zweistündigem Aufenthalt sehr befriedigt. Noch jetzt arbeiten darin täglich viele hundert Menschen, und zahlreiche Wachen sind in dem ungeheuern Raum aufgestellt.

Hierauf bestiegen wir eine Gondel und fuhren nach dem im Hafen gelegenen kaiserlichen Wachtschiff, einer Fregatte von 56 Kanonen und zweien Decken; das dritte Deck ist seit dem Kongreß zu Verona, auf welchem sich Oestreich verbindlich gemacht hat, kein Linienschiff zu halten, abgenommen worden. Da wir noch nie ein Kriegsschiff gesehen hatten, so baten wir den Kommandanten um die Erlaubniß, an Bord zu kommen und es besichtigen zu dürfen, was uns mit vieler Bereitwilligkeit gestattet wurde.

Sodann begaben wir uns nach dem Markusplatze und wandelten abermals unter den Gallerieen der alten Prokuratieen umher. Merkwürdig war uns, hier Leute zu sehen, welche die Theaterbillets feil boten und damit einen förmlichen Handel trieben. Sollten die Venetianer freilich stets erst in Gondeln nach der Theaterkasse hinrudern, würden die Theater wenig Einnahme haben.

Mittags speiseten wir im hôtel d'Angleterre in der Nähe der Seufzerbrücke, wo wir nach unsern Wünschen bedient wurden. Auch in Venedig befindet sich in jedem Stockwerk der Häuser eine Speisehalle, welche die ganze Tiefe des Hauses durchschneidet, und worin für die Gäste, deren Thüren rechts und links nach der Halle hinausgehen, servirt wird.

Nachmittags setzten wir uns abermals in ein schwarz überzogenes Trauerschiff, welches hier Gondel genannt wird, und durchkreuzten die Stadt in verschiedenen Gegenden. Wir haben uns gestern eine nur zu richtige Vorstellung von Venedig gemacht. Es ist schmerzlich, enttäuscht zu werden; allein es ist auch heilsam, und ich

werde wenigstens im Stande sein, meine Landsleute vor dieser Enttäuschung zu bewahren. Venedig ist wirklich eine große, wüste, schmutzige Ruine, ein Gewinde stinkender Kloaken. Die meisten Kanäle sind so schmal, daß sich nur zwei Gondeln darin ausweichen können; doch giebt es auch breitere, ja der große Kanal ist an einigen Stellen über 100 Fuß breit. Die schmalen Kanäle sind am schmutzigsten und hauchen einen pestilenzialischen Schlammgeruch aus, zumal ein nur sehr unmerklicher Abfluß des Wassers Statt findet. Nur auf dem Markusplatze und dem Quai der Sclavonier weht gesunde Luft; hier allein bemerkt man Reinlichkeit; dieser Umstand, verbunden mit der freien Aussicht über den Hafen nach der Giudecca und nach dem Eingang in den großen Kanal, macht den Quai zu einem wirklich angenehmen Aufenthaltsort. — Wir besuchten unter andern heute nochmals die Rialtobrücke. Es mag sein, daß sie als Bauwerk Beachtung verdient, da sie aus einem Bogen besteht, der die ganze Breite des großen Kanals (an dieser Stelle fast 90 Fuß) umspannt und 19 Fuß hoch ist, allein der Form nach ist sie eher sonderbar als schön zu nennen. Denn auf diesem Bogen ruht nicht etwa ein wagrechtes Gesims, sondern man steigt am Ende der Brücke auf einer Treppe bis zum Mittelpunkt über dem Bogen hinan, und von da auf der andern Seite wieder hinab. Drei Passagen laufen darüber fort; die mittlere ist auf beiden Seiten arkadenartig mit steinernen Buden eingefaßt, in denen Waaren verschiedener Art, auch übelriechende Nahrungsmittel, feilgeboten werden. Außerdem ist sie, wie die meisten Bauwerke Venedig's, so trümmerhaft und schmutzig, daß sie

chon deshalb einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Ungeachtet wir uns heute eines vollkommen heitern Tages erfreuten, so wären wir doch fast über den Unflath gefallen, der die Brücke bedeckt. Sie ist übrigens im Jahr 1591 unter dem Dogen Pascal Cicogna von dem Architekten da Ponte aus Marmor erbaut worden; allein Niemand hält dieses schwarze, trümmerhafte Gestein für Marmor.

Auf dem Rialtoplatze, einem schmutzigen Winkel, besuchten wir die älteste Kirche Venedigs, S. Giacomo di rialto, erbaut im Jahre 421. Hierauf fuhren wir in unserer Gondel nach dem Türkenhause oder Fondaco de' Turchi*), wo die nach Venedig kommenden türkischen Kaufleute und Seefahrer zu logiren pflegen. Es ist ein sehr altes Gebäude von arabischer Bauart. Ein freundlicher Muselmann führte uns in dem darin befindlichen Betsaale herum, der zwar klein, aber nach Art einer türkischen Moschee eingerichtet, mit Teppichen belegt und mit Sprüchen aus dem Koran an den Wänden verziert war. Im Hofe saß ein durchaus ärmlich gekleideter Türke mit untergeschlagenen Beinen und schmauchte seine Pfeife. Freundlich bot er uns seine Schnupftabaksdose. Ich griff sogleich in die Tasche, um ihm, da ich seine Höflichkeit für Bettelei hielt, ein Almosen zu geben. Zeitig genug zog mich indessen Bulgaris zurück und flüsterte mir erschrocken zu, der vermeintliche Bettler sei der reichste türkische Kaufmann in Venedig und habe mehrere Schiffe auf dem Meere!

---

*) Fondaco heißt eigentlich Tuchladen, in weiterer Bedeutung aber Waarenlager, Magazin. Daher nennt man hier auch das am großen Kanal gelegene Kaufhaus der Deutschen fondaco.

Hiernächst ruderten wir nach der Insel Murano, einer schmutzigen, rußig gebauten Inselstadt von nicht unbedeutender Größe, eine halbe Stunde von Venedig entfernt. Wir besahen daselbst die berühmte Schmelz- und Perlfabrik. Abends machten wir noch einen Spaziergang in die öffentlichen Gärten, welche wir, obwohl sie unfehlbar der reizendste und gesundeste Aufenthalt in Venedig sind, und das Wetter schön war, durchaus menschenleer fanden. Der Markusplatz, diese kleine Spanne Landes, ist es allein, wo sich die feine Welt einfindet; hier wird gelacht, gescherzt, getändelt, geliebäugelt; hier werden die Geschäfte abgemacht; der Italiener scheint sich nun einmal in der engen Umgebung alter schwarzer Gebäude wohl zu fühlen; denn der Markusplatz gleicht, wenn man mit dem Rücken gegen die Kirche steht, eigentlich nur einem alten, räucherigen, großen Schloßhofe.

Endlich begaben wir uns zu Fuße durch die Straßen der Stadt nach dem Theater S. Samuele. Wer da glaubt, daß Venedig nur Kanäle und keine Straßen habe, der irrt gar sehr. Es giebt daselbst, außer den Kanälen, eine Menge Straßen und Gassen und 41 öffentliche Plätze. Allein die Straßen sind fast sämmtlich so eng, daß höchstens vier Personen darin neben einander gehen können. Diese engen Straßen und Kanäle, welche überall die Kommunikation unterbrechen, beschränken die Bewohner Venedig's auf den Gebrauch ihrer Füße und der Gondeln; der Annehmlichkeit des Reitens und Fahrens entbehren sie ganz; Pferde und Wagen sieht man hier nie. Die Plätze sind im eigentlichsten Sinne des Worts Winkel. Ueberall erblickt man hohe, schwarze, verfallene Häuser und Un-

flath. Auch in den Straßen ist der Gestank unausstehlich, weil sich hier fast überall Victualien- und Käseläden oder Handlungen von Seeerzeugnissen, die bekanntlich sehr bald in Fäulniß übergehn, befinden. Eine Lieblingsspeise des Volks sind Artischocken, die man in dem ekelhaftesten Zustande feilbietet. Sie werden nämlich abgekocht, und, damit sie nicht zusammentrocknen, in Wasser aufbewahrt. So gerathen sie bald in Gährung und vermehren den Gestank.

Bulgaris, dem daran liegen mochte, uns einen Begriff von der imposanten Größe Venedig's zu geben, führte uns durch endlose Quergassen, durch Winkel und Durchgänge, wie es uns vorkam, ½ Stunde lang umher, ehe wir das Theater erreichten, in dessen schmutzige, hintere Seite wir eingelassen wurden. Es war 9 Uhr Abends: denn um diese Zeit erst geht hier das Theater an. Das Haus ist im Innern groß und geräumig und gut dekorirt. Wir hatten eine Loge gekauft, und wunderten uns sehr, die Sitze in der Art an beide Seitenwände der Loge aufgestellt zu finden, daß wir seitwärts gegen die Bühne gekehrt sitzen mußten. Natürlich konnte nachher Keiner von uns etwas sehen.

Es war eine Oper von Donizetti angekündigt. Das Orchester stimmte so eben nach — dem Waldhorn. Der Bläser desselben kehrte das Schallloch gegen das versammelte Haus und intonirte, als gälte es die Mauern von Jericho umzublasen, eine Viertelstunde lang den Ton a, der von der ganzen Kapelle nachgekratzt und nachgeblasen wurde. Ich bin nicht im Stande zu beschreiben, wie arg es der Mann trieb. Und als nun die Ouvertüre begann,

welch' ein ohrenzerreißendes Charivari mußten wir hören! Kein Instrument stimmte zum andern, und vom Takt wußten die guten Leute gar nichts. Eben so schlecht waren die Sänger und Sängerinnen; und von der Kunst der Darstellung hatte man keine Ahnung. Wir litten unbeschreiblich, und entschlossen uns um so mehr, schon nach dem ersten Akt, um 11 Uhr, das Theater zu verlassen, als wir uns noch einen Genuß ganz besonderer Art vorbereitet hatten.

In mehreren Reisebeschreibungen und Romanen wird nämlich erwähnt, es gehöre zu den interessantesten Genüssen, des Nachts im Mondschein auf den Kanälen Venedig's herumzufahren und den lieblichen Gesang der Gondoliere zu hören. Noch leben, heißt es, Torquato Tasso und Ariost in ihrem Munde *), und wenn sie aus weiter Ferne sich antworten und einander im Gesange sich ablösen, bringt dies Echo in der stillen Nacht einen zauberischen Eindruck hervor. Wir hatten uns gestern hierüber gegen Bulgaris geäußert. Es fiel uns auf, daß er einen Augenblick verlegen schien. Auf die Frage, ob

*) Man höre nur, was das Brockhaus'sche Conversationslexikon in dem Artikel Barcarolles darüber schwatzt: Der freie Zutritt, den die Gondolierer Venedig's überall haben, setzt sie in den Stand, ihren Geschmack zu bilden. Die meisten von ihnen haben einen großen Theil von Tasso's befreitem Jerusalem, ja manche dasselbe ganz inne: sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann wohl behaupten, das vor Tasso nur Homer und außer diesen beiden kein anderer epischer Dichter so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe.

Tasso den Gondolieren wohl wirklich bekannt sei, brachte er stotternd ein „Ja, allerdings" heraus, und auf die fernere Frage, ob wir denn nicht heute Nacht in einer Gondel fahren und den Gesängen der Gondoliere zuhören könnten, antwortete er nach mancherlei Einwendungen, so etwas müsse bestellt werden. Wir ließen uns aber nicht irre machen, und erklärten, daß wir die Gondoliere um jeden Preis hören müßten. Bulgaris hatte uns dann endlich versprochen, zu heute Nacht ein Paar vorzügliche Sänger zu miethen. Welch ein Gedanke nun, sich auf den Wellen Venedig's im Mondschein schaukeln und athemlos dem zauberischen Echo der Gondolierlieder lauschen zu können! —

Zwei Gondeln empfingen uns am nächsten Kanal. Wir bestiegen die eine; in der andern saßen zwei Männer, die uns Bulgaris als die beiden vorzüglichsten Sänger unter den Gondolieren Venedig's vorstellte. Die Nacht war mild, der Himmel klar, und der Vollmond badete sich in der zitternden Fluth. Die hohen schwarzen ruinenhaften Häuser und modernden Palläste des großen Kanals lagen schweigend zu beiden Seiten. Nirgend war ein Licht, nirgend eine Spur von Leben wahrzunehmen. Man hörte nur das Plätschern der Ruder. Die Gondel mit den Sängern glitt zehn Schritte vor uns leise dahin. Keiner von uns sprach; Erwartung fesselte die Zunge.

Plötzlich begann einer der Sänger mit einem durchdringenden, lang gehaltenen Ton, aus dem sich zehn oder zwölf Takte einer wilden, aber schwermüthigen Melodie in einer Tonart entwickelten, die in den europäischen

Lehrbüchern der Harmonie wohl nicht zu finden sein dürfte. Bald schien es d, bald fismoll zu sein; der letzte Ton endigte indessen unverkennbar in cesmoll, worauf die zehn Takte wieder von vorn begonnen wurden. Zehn Minuten lang wiederholte der Gondolier die schreckliche Monotonie seines Gesanges aus heiserer, versoffener Kehle mit markdurchbohrendem Geschrei. Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Gesang etwas Nationelles hatte; allein er klang wie der Gesang der Baschkiren-Regimenter, die wir im Jahre 1813 zu hören Gelegenheit gehabt haben, und ich befand mich im Lande der Kunst und vorzugsweise der Musik! Als der Gondolier erschöpft geendigt hatte, wurde er augenblicklich von seinem Kameraden abgelöset. Ein gleich heiseres Geschrei intonirte dieselbe Melodie von wenigen Takten, durch den Reiz hoher Fisteltöne noch verschönt, gleichfalls zehn Minuten lang. Dies sollte ein Echo bedeuten. Und so wechselten die beiden Gondoliere unaufhörlich mit einander ab; sie müheten und quälten sich, daß ihnen der Schweiß von den Gesichtern troff. Und während sie sangen, vergaßen sie zuweilen zu rudern, und ihre Gondel näherte sich dadurch so sehr der unsrigen, daß sie uns buchstäblich in die Ohren schrieen. Aus einem Seitenkanal scholl uns jetzt plötzlich eine fröhliche Musik von Blaseinstrumenten entgegen. Gern hätten wir zugehört, allein unsere brüllenden Sänger erlaubten dies nicht.

Bulgaris bewachte mit argwöhnischen Augen den Ausdruck unserer Empfindungen. Der Mond schien so hell, daß wir unsere Gesichtszüge gegenseitig sehr genau

erkennen konnten. Nicht wahr, das ist schön? flüsterte er uns wohl hundert Mal zu, während uns Ströme von Angstschweiß bedeckten; denn die Kanäle stanken in der luftlosen Nacht noch ärger als bei Tage und die Flöhe stachen uns mit heißer Gier. „Was singen denn die Leute?" fragte ich endlich. „„Nun, Torquato Tasso,"" antwortete Bulgaris, wie verletzt über die Frage. Ich vermochte nicht zu beurtheilen, in wiefern er Wahrheit sagte; denn man konnte kein Wort des Gesanges verstehen. Meine Ueberzeugung war aber, daß man uns ein Näschen drehte, und daß den venetianischen Gondolieren Torquato Tasso eben so unbekannt ist, als den Schiffern auf der Donau oder Spree Göthe und Schiller.

Endlich konnten wir das Gebrüll nicht länger ertragen. Wenige Takte ohne alle Abänderung ¾ Stunden lang hören zu müssen, ist für ein musikalisch organisirtes Ohr eine furchtbare Qual. „Zum Teufel," rief ich, „kommt uns doch mit der Gondel nicht so nahe; aus weiter Ferne muß man den Gesang hören." Die Gondoliere entfernten sich, schrieen nun aber um so ärger. Auf unserm Todtenbette wird uns dieser Gesang noch in die Ohren schrillen. Bulgaris allein schien in Entzückung versunken. Wir waren inzwischen auf dem Kanal der Giudecca angelangt; Venedig lag uns gegenüber, und gewährte mit seinen Thürmen und den hier und da sichtbar werdenden Lichtern, so wie der Hafen mit seinen Schiffen in der Mondscheinbeleuchtung ein ächt romantisches Bild. Allein hier in den Lagunen empfanden wir plötzlich einen so scharfen Luftzug, daß wir

uns in die Mäntel hüllen mußten, und das ewige Geschrei der Gondoliere trug ebenfalls dazu bei, uns die Annehmlichkeit des Augenblicks zu vergällen. Längst würde ich meinerseits den Befehl gegeben haben, aufzuhören und nach Hause zu fahren, wenn mich nicht Scham davon abgehalten hätte; denn Keiner mochte sich gestehen, daß er angeführt worden sei; Jeder wartete, daß der Andere den Wunsch, nach Hause zu fahren, zuerst aussprechen möchte. Wir bogen wieder in den großen Kanal ein. Halb todt von der Mißhandlung, die meinen Ohren widerfuhr, fragte ich hier Bulgaris, ob denn die Gondoliere nicht freundliche Schifferliedchen singen könnten? Er bejahte dies, und rief den Sängern zu, daß sie ein Lied beginnen möchten. Dem Himmel sei Dank! jetzt sangen sie ganz leidlich ein Paar italienische Canzonetten. Die Leute waren aber nach gerade so heiser geworden, daß wir ihnen, ohne sie zu kränken, gebieten konnten, aufzuhören. Ueberdies war die Nacht weiter vorgerückt, und wir wünschten nun einstimmig nach Hause. Wir legten an der Piazzetta an, und bezahlten hier für die verlebte italienische Wonnenacht 2 Friedrichsd'or. Ein kostbares Vergnügen! —

Es ist jetzt zwei Uhr Nachts. Meine Reisegefährten schlummern süß, während ich das Erlebte in mein Tagebuch eingetragen habe. Ach und so müde ich bin, werde ich mich doch noch nicht niederlegen können, denn die Flöhe der hesperischen Gefilde zerfleischen mich fast. Glückliche Schläfer um mich, die ihr eure Jagd längst beendigt; mir steht sie nach so vieler Mühe des Tages noch bevor. Rasch denn zur Flohjagd!

Sechstes Capitel.

Santa Maria della salute. Das Fenice-Theater. Der Dogenpallast. Die Bleidächer. Die unterirdischen Schauerkerker. Erinnerung an Stralow und Treptow in Venedig. Die Piazzetta di Giovanni e Paolo mit der Kirche gleiches Namens und dem Monumente Colleoni. Die Braut. Der Exercierplatz. Die Kuh. Der Fischer im Troge. Der Sonntagabend in Venedig. Klägliche Vergnügungen der Venetianer. Französische Trachten. Mangel an hübschen Frauen. Romantische Stimmung im Mondschein.

Venedig, am 2. Juni.

Heute morgen fuhren wir auf einer Gondel nach der Kirche Santa Maria della salute. Diese Kirche ist im Jahre 1631 von Balthasar Longhena erbaut worden. Im Jahr 1630 brach an der Stelle, wo sie steht, die Pest aus, welche in kurzer Zeit 44,000 Einwohner hinraffte. Die Republik beschloß, die Befreiung von der Seuche durch Errichtung einer prächtigen Kirche zu feiern; und so entstand S. Maria della salute, deren hohe Kuppel alle Blicke auf sich zieht. Die schöne Façade ist von zusammengesetzter Ordnung. Das Innere der Kirche zeigt sich fast überladen mit Pracht und Zierwerken; man zählt darunter 125 Statuen. Ueberall sieht man treffliche Gemälde, besonders am Plafond, über den Altären und in der Sakristei. Der Hochaltar ist mit Statuen geschmückt.

Wir besuchten hierauf die nahe gelegene Akademie der schönen Künste, welche eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden, vorzugweise der venetianischen Schule, enthält, und begaben uns von da nach dem Theater della Fenice (Phönixtheater). Da in demselben nur zur Zeit des Karnevals gespielt wird, so mußten wir uns mit der Besichtigung des Hauses begnügen. Es liegt an der Piazza di S. Fantino, ist im Jahre 1791 von Selva erbaut, im Innern sehr geräumig und schön eingerichtet, und soll 3000 Zuschauer fassen. Das Parterre ist 54, das Proscenium 13, die Bühne 71 und das ganze Gebäude 235 pariser Fuß tief; die Breite des Hauses dagegen beträgt 117 solcher Fuße, wovon 58 auf das Parterre, 39 auf das Proscenium und 61 auf die Bühne kommen.

Unsere Gondel führte uns weiter nach dem Dogenpallaste, dessen innere Gemächer wir mit einem wunderbaren Gefühl in Augenschein nahmen. — Welche historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Gebäude! — Der Löwenrachen, das Audienzzimmer des Dogen, der Saal der 1500 Edlen, der Versammlungssaal des Senats, das Zimmer der zehn Inquisitoren und das der gefürchteten Drei sind Merkwürdigkeiten, welche selbst der oberflächliche Romanleser kennt. Man zeigt indessen vom Löwenrachen nur noch die Stelle in der Wand, wo er einst angebracht war. In vielen Gemächern befinden sich Gemälde der vorzüglichsten venetianischen Meister, deren Pinsel vor Zeiten die Großthaten der Republik prahlerisch verkündete, und reich mit Gold und Bildern verzierte Plafonds.

Wir hatten gegen Bulgaris den Wunsch ausgesprochen, die berüchtigten Bleidächer kennen zu lernen. Ich er=

wähnte dabei Casanova's, und äußerte, daß die Beschaffenheit dieser Gefängnisse die menschliche Natur empören müsse. Diesen Vorwurf gegen ein venetianisches Institut ließ sich Bulgaris nicht gefallen. „Der Canova" — wie er Casanova, von dem er vermuthlich noch nie etwas gehört, nun nannte — „der Canova", sagte er erzürnt, „ist ein Schurke; es hat gar nichts auf sich mit diesen Gefängnissen; ich will sie Ihnen öffnen lassen." Von der Höhe des Pallastes zeigte er uns zwei schmale, lange, mit Blei gedeckte Dächer, und führte uns dann zu demjenigen Theil der Gefängnisse hin, welcher unter dem auf der rechten Seite befindlichen Dache gelegen ist. Wirklich fanden wir sie hoch und geräumig, ja freundlich und kühl. Sie standen sämmtlich leer; von dem einen behauptete Bulgaris mit größter Keckheit, es sei das Gefängniß Casanova's. Die andere Seite der Bleidächer war dem Zugange der Fremden verschlossen und mit Gefangenen angefüllt. Bulgaris freute sich herzlich, als wir ihm erklärten, daß die Gefängnisse, die wir bis jetzt gesehen, wirklich sehr gut eingerichtet seien, und wurde zutraulich. „Sehen Sie", sagte er, „der Canova hat gelogen, aber es existiren hier Gefängnisse aus ganz alter Zeit; ja, die sind furchtbar, und die sollen Sie nun auch sehen; — der Lump, der Canova der!" — Ich bemerke hierbei, Bulgaris sprach vollkommen deutsch, da er 8 Jahre in Deutschland gelebt hat. Und nun begaben wir uns hinab in das Reich der Finsterniß und des Entsetzens.

Ein Greis, hoch in die Siebenzig, der früher Diener bei dem Rathe der Drei gewesen ist, und selbst manches unschuldige Opfer über die Seufzerbrücke geführt haben

mag, empfing uns an der Pforte des Todes. Drei Reihen Kerker liegen an der Seite desjenigen Kanals, der zwischen dem Dogenpallaste und den neuen Gefängnissen unter der berüchtigten Seufzerbrücke hindurch läuft, in der Art über einander, daß die untern Reihen tief unter dem Bette des Kanals befindlich sind. Wir stiegen mit Wachslichtern eine schmale Treppe hinab, und gelangten in einen feuchten, engen Gang, an dem sich eine Reihe scheußlicher Kerker hinzieht, die nur durch ein kleines, rundes Loch Luft erhalten. Aber noch schrecklicher sind die Kerker, welche eine Etage tiefer unter dem Wasser liegen. Schon auf dem Gange vor denselben glänzen die schwarzen Quadersteine von der durchsickernden Nässe. Gebückt gelangten wir durch ein niedriges, viereckiges Loch in das Innere eines solchen Schauerkerkers. Er ist in Form eines Sarges gebaut, und insbesondere die Decke wie ein Sargdeckel gestaltet. Um das Bild eines Sarges noch mehr zu vergegenwärtigen, hatte man früher das Innere dieses schrecklichen Behältnisses, welches etwa 6 Fuß lang, 6 Fuß breit und 5 Fuß hoch ist, ganz mit Holz bekleidet, welches uns theilweise in morschen Trümmern entgegenfiel. Ein rundes, enges Loch in der auf der Seite des Ganges befindlichen Wand ließ einst Luft und Speise ein. Vom Tageslicht konnten die hier lebendig begrabenen Unglücklichen nicht das Mindeste wahrnehmen. Der greise Aufseher über diese schauderhaften Ueberbleibsel der Tyrannei zeigte uns hier unten noch die Vorkehrungen zu heimlichen Hinrichtungen; ja wir sahen noch Blutspuren an den Wänden, als schreckliche Erinnerungen an die Justizverwaltung der mächtigen Republik. Die schlechte Luft in

den Kerkern und unheimliches Angstgefühl drohten uns zu ersticken. Gern verzichteten wir darauf, noch tiefer hinabzusteigen. Die Seufzerbrücke steht mit diesen Kerkern in geheimer Verbindung. Sie heißt deshalb so, weil die zum Tode verurtheilten Verbrecher darüber ihren letzten Gang antreten mußten. Wir wollten sie sehen, auch gelangten wir bis zu der schweren eisernen Doppelthür, welche den über die Brücke führenden bedeckten Gang verschließt; hier wurde uns aber gesagt, daß derselbe gegenwärtig vermauert sei, und wir mußten daher umkehren.

So weit wir die Stadt bis jetzt kennen, hat sie sich uns nirgend so gezeigt, wie wir sie uns vorgestellt haben. Es ist heute Sonntag. Man vergegenwärtige sich das Bild eines Sonntags in einer größern deutschen oder französischen Stadt. Ueberall Gewühl von Karossen und zierlich gekleideten Fußgängern beiderlei Geschlechts; überall Geselligkeit und Gesittung, selbst unter den niedern Ständen! Möge man es auch lächerlich finden; ich bekenne, daß ich so prosaisch gewesen bin, mich in den Kanälen Venedig's der Berliner Spree und der sonntäglichen Gondelfahrten nach Stralow und Treptow zu erinnern. Welche Freude, welches Leben herrscht dann bei uns! Von allen Seiten eilen reinlich gekleidete Leute des niedern Standes herbei; die bunten Kleider und Bänder der Frauen und Mädchen schmücken das zierlich angestrichene Schifflein, welches mit flatternden Wimpeln bei dem Klange der Leier oder der Guitarre dahin gleitet. Wir hatten geglaubt, daß die Gondeln Venedig's einen schönern Anblick gewähren würden. Heute wenigstens zweifelten wir nicht, die Kanäle und Lagunen mit zahllosen Gondeln bedeckt zu

sehen und überall heiteres Gelächter, Gesang und Saiten-
spiel erschallen zu hören; — wie sehr hatten wir uns ge-
täuscht! — Die wenigen schwarzen Trauernachen, wel-
chen wir begegneten, glitten so schweigsam wie gestern an
uns vorüber; nur hier und da nahmen wir darauf einen
einzelnen Bürger oder einen melancholischen Pfaffen, oder
irgend einen gemeinen Kerl in Spitzhut und Lumpen wahr.
Nein, Venedig macht einen unangenehmen Eindruck. —

Nachmittags durchschifften wir die Stadt abermals
in verschiedenen Richtungen. An der Piazza oder rich-
tiger Piazzetta di S. Giovanni e Paolo, so genannt von
der auf demselben befindlichen berühmten Kirche dieses
Namens, stiegen wir aus und betrachteten das Monu-
mento Colleoni, die bronzene Reiterstatue des Bartolo-
meo Colleoni, berühmten Generals der Republik, ver-
fertigt von Alessandro Leopardo im Jahre 1495. Die
steife Haltung des Reiters und der lang gestreckte Leib
des Pferdes kann wohl von Niemanden schön gefunden
werden; dagegen ist das Piedestal (korinthischer Ordnung)
lobenswerth gearbeitet.

Demnächst besuchten wir den botanischen Garten, und
erfreuten uns des Anblicks der grünen Natur, da man
in Venedig eigentlich weiter nichts sieht als rußige Häuser
und Wasser. Auf dem Wege dahin, den wir theilweise
zu Fuß zurücklegen mußten, begegneten wir einem ziem-
lich hübschen Mädchen an der Seite ihres Bräutigams
in ihrem Brautstaate. Ich notire dies als eine Merk-
würdigkeit; denn es ist das erste leidliche Mädchengesicht,
welches wir in Italien gesehen haben, und in der öden
Straße fiel uns diese freundliche Erscheinung noch mehr auf.

Als wir unsere Gondel wieder erreicht hatten, fuhren wir nach dem neu angelegten großen Exercierplatze, einer wirklich bedeutenden Fläche, wie man sie in Venedig nicht erwartet. Sie gewährt ebenfalls einen Blick über die Lagunen. Hier sahen wir endlich an einem andern Ort, als auf dem Markusplatze, Menschen, aber freilich nur aus dem niedern und Mittelstande. Es waren etwa hundert Personen verschiedenen Geschlechts. Einige Männer vergnügten sich damit, Schwalben zu schießen, die in ungeheurer Menge umher flogen, andere sahen theilnehmend zu. In der Nähe der Häuser, welche den Platz begrenzen, weidete eine Kuh; das einzige vierfüßige Thier, welches wir in Venedig gesehen haben.

Auf der Rückfahrt durch die Kanäle trafen wir auf eine Gondel, die uns zuvorzukommen suchte, was ihr aber nicht gelang. Neben ihr schwamm ein Fischer in einem hölzernen Troge von so geringer Größe, daß er die Füße an den Leib ziehen mußte, um nicht das Wasser damit zu berühren. Auf dem Rücken liegend, suchte er sich durch Rudern mit den Händen fortzubewegen. Einige auf dem Quai *) versammelte Leute schrieen laut vor Freude über seine drolligen Bewegungen. Kaum sah die Wasserratte, daß die fremde Gondel uns nicht zu folgen vermochte, als sie mit verdoppelter Anstrengung uns nachruderte. Es dauerte nicht eine Minute, als der närrische Kauz an uns vorbeischoß, dann dicht an

---

*) Einzelne Kanäle Venedig's bespülen die Grundmauer der Häuser, andere haben an beiden Seiten einen schmalen Quai für Fußgänger.

uns heran ruderte und sich seinen Lohn ausbat, den wir ihm lachend zuwarfen.

Abends hatten wir endlich die Freude, Venedig in lebendiger Aufregung zu sehen. Die ganze Bevölkerung ging, sonntäglich gekleidet, auf der Riva degli Schiavoni spazieren. Dieser Quai und der Markusplatz, wohin der Quai führt, sind wirklich die einzigen belebten Gegenden Venedig's. Auf dem Quai befinden sich mehrere Kaffeehäuser. Auch werden längs dem Ufer überall Früchte und Erfrischungen verkauft, insbesondere sieht man jetzt zahlreiche Buden mit sicilischen Apfelsinen von vorzüglicher Größe und Schönheit prangen (denn auch in Venedig wachsen keine Orangen). Die Tracht der Vorübergehenden war durchaus französisch und in keiner Beziehung abweichend von der bei uns gebräuchlichen. Die Seeleute tragen hier indessen schon die rothen Mützen, welche man auf den italienischen Bildern zu sehen pflegt. Wir mischten uns alsbald unter die Spaziergänger und wurden von dem Schwarm unwillkürlich nach dem Markusplatze gezogen. Nirgend bemerkten wir ein hübsches Gesicht. Im Auf- und Abgehen, im Niederlassen vor den Kaffeehäusern, im Angaffen und Begafftwerden auf einer und derselben, und verhältnißmäßig kurzen und schmalen Promenade, besteht das einzige klägliche Vergnügen der Venetianer! — Ich zog mich bald aus dem Gewühl nach der Mitte des Platzes zurück, wo ich mich ganz allein befand. Der Vollmond schien und warf den riesigen Schatten des Markusthurms über den Platz, die Kuppeln und die Façade der Markus-

kirche leuchteten im Silberlicht des Mondes, während die entgegengesetzte Seite des Platzes in tiefes Dunkel gehüllt war. Aber rechts schimmerten aus den Säulengängen der alten und neuen Prokuratieen Hunderte von Lichtern hervor, die sekundenlang von den vorüberwandelnden, dunkeln Gestalten verdeckt wurden. Es war schön; aber ließ ich mich nicht durch den Gedanken täuschen: Du bist auf dem Markusplatz zu Venedig? —

Siebentes Kapitel.

Regenwetter. Gondoliertaxe. Rechnung des Gastwirths und unverschämte Uebertheuerung. Marco, der Gondolier. Abschied von Bulgaris. Abreise nach Mestre. Gondelfahrt durch die Lagunen bei stürmischer Witterung. Abermalige Zudringlichkeit des Pöbels in Mestre. Dolo. Beschaffenheit der italienischen Städte und Dörfer. Ihr schmutziges und verfallenes Ansehn ist bleibend. Fensterlöcher. Landhaus des Herrn Danieli. Ankunft in Padua. Paßzoll.

Padua, am 3. Juni.

Als wir heute früh in Venedig das Bette verlassen hatten und an's Fenster traten, waren die Lagunen grau, die Schiffe schwankten im Winde und ein dichter Regen fiel. Ich glaubte, das Wetter in Italien sei nicht so veränderlich; allein ich merke wohl, wir werden Alles anders finden, als wir gedacht. Die Schlammstadt Venedig und schlechtes Wetter, dem Anschein nach auf längere Zeit! Das war nicht zu ertragen und wir beschlossen abzureisen. Gern hätte uns Bulgaris noch in Venedig zurückgehalten, namentlich versprach er uns eine zweite Sängerfahrt in der Nacht; allein er hätte wohl keinen schlechtern Köder auswerfen können. Wir blieben unerbittlich, und trugen ihm auf, die

Pässe und ein Schiff nach Mestre zu besorgen. Unsere Gondoliere erklärten sich bereit, uns herüber zu fahren, und Bulgaris rieth, dies anzunehmen, weil es sehr redliche Leute wären und ihre Gondel wohlfeiler sein würde, als ein Postschiff. Zu bemerken ist, daß die Gondoliere eine polizeiliche Taxe haben und nach der Stunde bezahlt werden. Eine Gondel kostet bei Tage auf die erste Stunde 23 Kreuzer, auf jede der folgenden die Hälfte. Wir gingen daher den Vorschlag ein.

Nachdem wir unsere Sachen gepackt hatten, wurde die Rechnung vom Wirth gefordert. Herr Danieli, wahrscheinlich erzürnt, daß wir bei ihm nicht zu Mittag gegessen hatten, sandte uns eine Rechnung, die wirklich unverschämte Ansätze enthielt. So war z. B. für 4 Portionen Kaffee des Morgens jedesmal ein Napoleonsd'or angesetzt. Ich erklärte, daß wir uns bei der Polizei beschweren würden, wenn wir nicht gleich eine billigere Rechnung erhielten. Das half; wiewohl wir immer noch übertheuert blieben, ließ sich die Forderung nun doch bezahlen. Zur Entschuldigung führte Hr. Danieli an, er habe uns für Engländer gehalten und geglaubt, daß wir all' inglese*) gefrühstückt hätten! — Wir fuhren nun mit unsern Sachen in einer Gondel nach dem uns lieb gewordenen hôtel d'Angleterre, um dort noch Mittag zu speisen. Inzwischen hatte es noch heftiger zu regnen angefangen und der

---

*) Nach englischer Sitte.

Wind blies lebhaft vom Meere her. Im hôtel d'Angleterre machte man bedenkliche Miene; wir waren aber fröhlich beim Glase Wein *) und achteteten nicht auf das Wetter.

Da erschien einer unserer Gondoliere. Ich muß ihm ein Denkmal in meinem Tagebuche setzen; denn die Persönlichkeit dieses Menschen wird mir unvergeßlich sein. Er ist ein hagerer, hochgewachsener, muskelkräftiger Mann mit ausdrucksvollen, ächt italienischen Zügen, kurzem Haar und blauen Augen. Sein gebräuntes, männlich schönes Gesicht verräth unverkennbar Biederkeit und Herzensgüte, und ein leiser Anflug von Schwermuth, der sich darüber verbreitet, deutet an, daß er mit seinem Schicksal nicht zufrieden ist. Er trägt blau und weiß gestreifte leinene Pantalons und ein schneeweißes Hemde, dessen Aermel aufgekrempelt sind und seine nervigen braunen Arme sehen lassen; den Kopf deckt eine kleine blaue Schiffermütze. Dies ist das Bild eines venetianischen Gondoliers, wie ich ihn mir gedacht. Er heißt Marco. Gewiß ist er ein so redlicher Mann, als er zu sein scheint; wir haben nicht Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, und so möge es ihm wohl ergehen! —

Marco also trat ein. „Das Wetter ist gefährlich," sprach er, „wir müssen über die Lagunen nach Mestre, ich und mein Kamerad regieren die Gondel nicht allein;

---

*) Wir tranken, wohl zu bemerken, französischen Wein, denn der lombardisch-venetianische ist nicht zu genießen.

es sind noch zwei Leute erforderlich." Wir gaben ihm ein Glas Wein und überließen ihm, die Fahrt einzurichten, wie er wolle. Er trank auf unsere Gesundheit und entfernte sich. Nach einer Weile kam er wieder, und eröffnete uns, daß es hohe Zeit sei, indem das Wetter sich verschlimmere. Es schien aber, als könnten wir Venedig nicht verlassen; wir scherzten und tranken fort, und wurden wiederholentlich vergebens erinnert. Endlich brachen wir auf. Wir bezahlten nun unsern Bulgaris, dem wir, außer der üblichen Taxe der Lohnbedienten, noch die Hälfte darüber als Trinkgeld gaben. Zu unserm Befremden strich er dies Geschenk mit großer Gleichgültigkeit und ohne zu danken ein, und als wir ihn fragten, ob er etwa nicht zufrieden sei, antwortete er mürrisch: Ich bin mit Allem zufrieden, was Sie mir geben. —

Wir nahmen unsern Weg durch den großen Kanal und den Rialto, und gelangten in den Seitenkanal, der nach Mestre führt. Bald waren wir in den Lagunen. Der Regen hatte jetzt nachgelassen; allein graue Wolken jagten am Himmel und ein heftiger Wind hob die Wellen schäumend empor. Es war so kalt, das wir uns dicht in die Mäntel einhüllen mußten. Die Gondoliere spannten ein Segel auf, und pfeilschnell schoß die schmale Gondel durch die empörte Flut dahin. Bei jedem Windstoß legte sich das Schifflein auf die Seite und drohte umzuschlagen. Wir befahlen das Segel einzuziehen, die Gondoliere erklärten uns indessen, daß sie allein die Gondel nicht regieren könnten. Unsere Fahrt war durch die lange Zögerung wirklich gefährlich geworden.

Aber das graue, schäumende, flutende Meer, das Romantische der Lage, in der wir uns befanden, beschäftigte zu sehr unser Gemüth, als daß wir an Furcht hätten denken können.

Nach drei Viertelstunden hatten wir Mestre glücklich erreicht. Als wir in den Kanal dieses Städtchens einfuhren, stürzten mehrere Männer das Ufer entlang nach dem Landeplatze, um uns ihre Hilfe beim Auspacken anzubieten. Wir bedienten uns indessen unserer Gondoliere. Marco schritt rüstig voran. In der Glocke (la Campana) nahmen wir unsern Wagen wieder in Empfang. Zehn Hände waren beschäftigt, ihn aus der Remise herauszuziehen, und zwanzig, unsere Sachen hinein zu packen. Wie vor einigen Tagen umringte uns das Gesindel aller Art und zwang uns seine Dienste anzunehmen. Marco und seine Gefährten wurden nunmehr bezahlt. Er hatte uns so lieb gewonnen, daß er beim Abschiede uns tausend Segen wünschte und uns die Schultern küßte. Wie wohl war uns, als wir endlich wieder im Wagen saßen! Von allen Seiten öffneten sich nun die Hände; nach allen Richtungen wurde Geld verstreut. Wir mußten dies schon thun; es schien, als ob man den Wagen sonst festhalten würde.

Die Reise ging nach Dolo an zahlreichen Dörfern und Landhäusern vorüber. Ein italienisches Dorf sieht indessen ganz anders aus, als ein deutsches. Alle Häuser sind massiv, haben mehrere Stockwerke und unterscheiden sich durchaus nicht von den Häusern in den Städten. Wie überall derselbe Schmutz, dasselbe

Schwarz oder Grau der Gebäude. Der Eindruck, den eine italienische Stadt oder ein italienisches Dorf machen, ist fast immer ein unangenehmer. Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr! Wenn ich sonst vor den Thoren Berlin's spazieren ging und die freundlichen Villen im Thiergarten oder längs der Potsdamer Chaussee sah, dachte ich mir immer, wie schön müssen die italienischen Städte sein, die aus lauter solchen Villen bestehen! Aber wie schmerzlich bin ich in meiner Erwartung betrogen worden! — Nur die Formen der Häuser sind in Italien zuweilen schön; allein man kommt vor Schmutz, Schwärze und Spinngeweben nicht dazu, sie zu erkennen. In der Regel sind die italienischen Häuser hoch und schmal. Die Fensteröffnungen haben keine Mauerbrüstung und reichen bis auf die Diele des Zimmers. In einer solchen Fensteröffnung befindet sich nicht etwa ein weiß angestrichenes Fensterkreuz mit vier eingepaßten Scheibenflügeln, wie bei uns, sondern zwei lange bis auf die Diele des Zimmers reichende Flügel theilen die Fensteröffnung in zwei gleiche Theile. An der Stelle, wo sich bei uns die Mauerbrüstung befindet, ist von außen ein eisernes Stabgitter von etwa 3 Fuß Höhe angebracht. Steht man also am offenen Fenster, so kann man von unten bis auf die Füße gesehen werden; das Gitter vertritt die Stelle der Brüstung und eines Balkons. Viele Fenster haben gar keine Scheiben; bei den meisten sind die Flügel stets geöffnet, und da sie nach dem Zimmer zurückliegen, so sieht man in der Entfernung nichts als die große viereckige Oeffnung der Mauer, welche zum Fenster bestimmt ist, de-

ren innerer Raum natürlich in Schatten tritt und sich als dunkle Luft darstellt. Die schwarzen Oeffnungen in den schmutzigen, schwarzgrauen, oft verfallenen Häusern tragen nur dazu bei, den üblen Eindruck zu vermehren, zumal sich in den Fenstern selten ein menschliches Gesicht erblicken läßt und man daher immer glauben muß, ein verödetes Gemäuer zu sehen. Bei uns erfreuen nicht nur die glänzenden Scheiben in den weißen zierlichen Rahmen der Fensterkreuze, sondern auch reinliche Vorhänge und gut gekleidete Bewohner hinter den Scheiben; man fühlt, daß man sich im Lande der Civilisation befindet; in Italien gleichen die Fenster in der Regel schwarzen, viereckigen Löchern, und Städte und Dörfer mehr oder minder einer Ruine! — Sehr gebräuchlich sind Jalousien; aber nicht von der Farbe des freundlichen Grün; sondern schmutzig weiße und graue, die Unreinlichkeit und der Einfluß der Witterung längst hat schwarz werden lassen. Sie bestehen ebenfalls aus zweien Flügeln, welche die ganze Länge des Fensters einnehmen, und nach außen herausgeklappt und festgehakt werden. Nur bei ganz neuen Gebäuden kann man ihre Farbe erkennen.

Als eine Eigenthümlichkeit der italienischen Städte bleibt ferner zu erwähnen, daß die Namen der Straßen an den Ecken mit sehr hübschen, scharf gezeichneten, großen lateinischen Buchstaben auf ein mit weißem Kalk übertünchtes, zwei oder drei Fuß breites Viereck verzeichnet sind, und daß namentlich im lombardisch-venetianischen Königreiche auf gleiche Weise auch die Namen der Dörfer auf dem an der Straße gelegenen ersten Hause angezeigt werden. Da die Häuser stets

rußig aussehen, so nimmt sich darauf das weiß übertünchte Viereck mit seinen schwarzen Buchstaben wie ein angeschlagener Zettel aus.

Hinter Dolo verfolgten wir einen anmuthigen Weg längs dem rechten Ufer des Flüßchens Brenta, welches durch Barken belebt war. Das Wetter hatte sich wieder aufgeheitert. Die Landhäuser und Dörfchen vermehrten sich; unter den erstern befanden sich einige von sehr hübscher Bauart; auch sahen wir hier die Villa unseres Wirths in Venedig, des Hrn. Danieli, welche auf die so eben angeführte Weise, mit großen Buchstaben auf weißem Kalkgrund, den Vorüberfahrenden verkündet, daß der Eigenthümer Besitzer eines brillanten Gasthofs in Venedig sei. Der Mann muß seine Schäfchen in's Trockene gebracht haben.

Es war vollkommen finster, als wir hier in Padua anlangten, wo man uns gleich die Pässe abnahm. Unser Gasthof ist abermals sehr schlecht, wiewohl wir den besten gewählt. Unsern Fenstern gegenüber steht, so weit wir es in der Dunkelheit zu erkennen vermögen, eine mächtige Kirche, deren sechs Kuppeln wie Riesenhäupter in die Luft ragen. Sie ist, wie ich höre, dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron der Stadt, gewidmet. Da wir noch zum Frohnleichnamsfest nach Florenz wollen, so ist unsere Zeit sehr kostbar, und wir werden die Kirche daher schwerlich morgen besichtigen können. —

So eben bringt man die visirten Pässe, und fordert dafür drei Zwanzigkreuzer an Gebühren und ein Trinkgeld.

Achtes Kapitel.

Padua. Finstere und schlechte Bauart der Stadt. Die St. Antoniokirche. Die Reiterstatue des Generals Gattamelata. Rovigo. Der Postmeister daselbst. Die Grenze des lombardisch=venetianischen Königreichs. Die päpstliche Grenze. Paßzoll. Schreiende Bettler. Ferrara. Der unzufriedene Postillon. Elende Mittagsmahlzeit. Unerträgliche Einförmigkeit der gepriesenen Weinfestons. Malalbergo. Capo d' Argine. Bologna. Aufenthalt am Thore, veranlaßt durch einen betrunkenen Beamten. Ein italienischer Teller Suppe. Der flegelhafte Facchino. Die Flöhe Bologna's. Gestank zum Frühstück. Italienisches Brot. Artigkeit der Polizei. Nochmals Paßzoll und Trinkgeld.

Bologna, den 4. Juni.

Beim Ausfahren aus Padua heute früh überzeugten wir uns, daß die Stadt theilweise finster und schlecht gebaut ist, und daß düstere Kolonaden unter den geschwärzten Häusern ihr ein melancholisches Ansehen geben. Die St. Antoniokirche ist indessen ein schönes, gothisches Gebäude. Wir kamen an der hübschen Reiterstatue des Generals Gattamelata, einem Werke Donatello's, vorbei. Die Landstraße führt nach der Bergkette, die wir auf dem Markusthurm zu Venedig schon aus der Entfernung erblickt hatten. Ueberall sahen wir Maulbeerbäume und Wein Wir passirten die Etsch und gelangten, nachdem uns zu wiederholten Malen ekelhafte Bettler Viertelmeilen

weit schreiend verfolgt hatten, um 11 Uhr Vormittags nach Rovigo, einer alten Stadt, die nichts Interessantes darbietet.

Bis hierher waren wir von Berlin aus mit zwei Extrapostpferden gefahren. Der Postmeister in Rovigo erklärte uns indessen, daß wir 3 Pferde nehmen müßten, und es blieb uns nichts übrig, als uns in seinen Willen zu fügen. Auch hier nahm man uns, ungeachtet wir nur umspannen ließen, unsere Pässe ab, und visirte sie — für Geld. — Während wir darauf warteten, brachten uns Schaaren von Bettlern fast zur Verzweiflung. Wer Gelegenheit gehabt hat, die scheußliche Brut dieser italienischen Vagabunden kennen zu lernen, wird den Ausdruck „Verzweiflung" nicht für übertrieben halten. Bei Polisella begrüßten wir den mächtigen Po, den wir anfangs zur Linken behielten und dann wieder aus den Augen verloren, bis wir die Stelle erreichten, wo eine Fähre über denselben in's päpstliche Gebiet führt. Eine ganze Stunde verging, bevor es den Fährleuten vom jenseitigen Ufer herüberzukommen beliebte. Von dem am Ufer stationirten Grenz-Kommando wurden uns die Pässe abermals abgenommen und visirt. Wir stellten uns, als ob wir nicht wüßten, was die geöffneten Hände bedeuten sollten. Einer der Grenzaufseher machte sich besonders viel in unserer Nähe zu schaffen. Man sah es ihm an, daß er gar zu gern eine Kleinigkeit erhascht, und wenn es irgend möglich gewesen wäre, die aus dem Lande Herausgehenden visitirt hätte. Mein Blick schweifte über den weithin strömenden Fluß hinaus; am Horizont zur Rechten lagen die schneebedeckten Tyroler Alpen, deren

Gipfel in der Mittagssonne wie mattes Gold glänzten. Um mich über die Gegend zu unterrichten, rief ich den Grenzaufseher heran. Er sprang mit größter Behendigkeit herbei, und erklärte mir, was ich wissen wollte, hielt aber auch sogleich wieder die Hand auf. —

Endlich kam die Fähre, und wir setzten langsam nach Ponte di Lagoscuro über. Es war Nachmittags 2 Uhr geworden, und uns hungerte jämmerlich; allein jetzt erwarteten uns nun erst die päpstlichen Grenzbeamten und die Douane des Kirchenstaats! Unsere Pässe wurden abermals abgenommen, und das Stück für 2 Paoli (à 4 Sgr. 4½ Pf. preußisch) visirt. Dann erschienen die Douaniers, die indessen nicht unempfindlich waren, als ein erkleckliches Sümmchen in ihre Hände glitt. Nichts desto weniger mußten wir aussteigen, und man legte uns einen Revers vor, in dem wir auf unsere Ehre versichern mußten, während unserer Anwesenheit in den päpstlichen Staaten nichts gegen deren Sicherheit zu unternehmen. Nachdem uns auch hier Schaaren von schreienden Bettlern den Angstschweiß ausgepreßt hatten, durften wir endlich unsern Weg fortsetzen. Es mochte gegen 3 Uhr sein, als wir Ferrara erreichten, welches ganz in der Ebene liegt und einen angenehmen Anblick gewährt. Wir hatten dem Postillon ein vorzügliches Trinkgeld versprochen, weil wir uns nach Speise sehnten. Wir gaben ihm nun 4 Gulden in Konventionsgeld, allein er erklärte sich damit keinesweges zufrieden! —

Nach kurzer Rast und nachdem wir uns mit einer elenden Mahlzeit begnügen müssen und einen sauren Kloß statt des Brotes hinuntergewürgt hatten, fuhren wir wei-

ter, da wir Bologna noch heute erreichen mußten. Wir reiseten mit außerordentlicher Schnelligkeit, da die Postillone noch immer die Pferde im stärksten Trabe, oft im Galopp gehen lassen. Das Wetter war schön, und die Gegend glich einem Garten. Meilenweit sahen wir nichts als Bäume mit Weinfestons. Es ist dies allerdings im Anfange sehr hübsch; allein auf die Dauer nicht zu ertragen. Schon in Treviso habe ich darauf hingedeutet. Der Reisende will sehen; sein Blick soll in die weite Ferne schweifen; er will den Anblick der Städte, der Gebirge haben, die das Charakteristische einer Gegend bilden; allein das ewige Einerlei eines Gartens oder Waldes ermüdet. Wie oft sind mir diese italienischen Weinfestons als entzückend schön geschildert worden; jetzt kenne ich sie, und bin — entzaubert. Wir sehnten uns einstimmig nach — einer Gegend. Einförmigkeit kann nie schön sein.

So gelangten wir über Malalbergo und Capo d'Argine nach Bologna, wo am Thore sofort die Pässe wieder abgenommen wurden. Es war schon 10 Uhr Abends, und die Stadt mit ihrer Umgebung nicht mehr zu erkennen. Wir hatten an diesem Tage 10½ Stationen, also 21 Meilen zurück gelegt, und sehnten uns daher nach Ruhe. Allein wir mußten am Thore über eine halbe Stunde halten, ohne daß unsere Abfertigung erfolgte; der Beamte, der unsere Pässe in Augenschein nahm, war betrunken. Wir konnten aus dem Wagen gerade in die Stube hineinsehen, in der er saß. Die deutschen Buchstaben würde der päpstliche Beamte nüchtern schon für chaldäische gehalten haben; der Weinnebel verwandelte sie ihm in krib-

belnde Ameisen. Er hob das Licht und leuchtete, und die Pässe waren mehrmals in Gefahr, ein Raub der Flamme zu werden. Endlich stieg ich aus, und erklärte mich höchst verdrießlich bereit, ihm zu helfen. Der gute Mann wurde aber sackgrob, fragte, wer mich gerufen hätte, und behandelte mich wie einen Lump. Nach unsäglicher Mühe gelang es mir, ihn zufrieden zu stellen. Er trug unsere Namen ein; raisonnirte aber auch jetzt noch, sprach von Verhaftung, und nur die äußerste Nachgiebigkeit von meiner Seite bewog ihn, mir die Pässe zurückzugeben, wobei indessen doch noch die Anweisung erfolgte, sie bei der Polizei visiren zu lassen.

Am 5. Juni, Morgens.

Der Teufel hat hier sein Spiel! Gestern Abend, todtmüde von der langen Tagesreise, baten wir in der Locanda reale nur um einen Teller Suppe, um uns bald zur Ruhe begeben zu können. Allein einen Teller Suppe kennen die Gastwirthe in Italien nicht. Man setzte uns Bouillon mit Parmesankäse, vier Schüsseln mit Gemüse und Fleischspeisen, 4 Schüsseln Dessert und Wein vor. Wir mußten schweigen; denn bezahlen hätten wir doch müssen. Als wir zu Bette gehen wollten, bat ich den Cameriere*) dringend, dafür Sorge zu tragen, daß wir nicht geweckt würden. Er versprach es. Mein Unstern wollte aber, daß gerade über uns eine Familie logirte, die heute früh abreisen wollte, und daher befohlen hatte, sie um 3 Uhr zu

*) Kammerdiener, Zimmerkellner.

wecken. Der Facchino*) versah sich in der Etage und schlug heute früh um 3 Uhr mit fürchterlicher Gewalt an unsere Stubenthür. Was halfen meine tausend Donnerwetter! Wir waren geweckt. Da wir übrigens heute wo möglich Florenz noch erreichen wollen, so verließen wir nun die Betten, um sofort abzureisen. Gern möchten wir der Merkwürdigkeiten Bologna's wegen noch hier verweilen; allein dies würde unsern ganzen Reiseplan zerstören. Wir begaben uns in den gemeinschaftlichen Speisesaal auf dem Flur der Etage. Hier hatte man rücksichtslos so eben ein geheimes Gemach ausgetragen; der entsetzliche Gestank benahm uns fast den Athem, schien aber den italienischen Nasen recht wohl zu gefallen. Wir verlangten eiligst Frühstück, und man kann sich denken, daß ich den Cameriere nicht mit besonders guter Laune begrüßte. Eine Stunde verging; das Frühstück kam nicht. Eben so fehlten unsre Pässe noch. Wir konnten nicht abreisen, und dennoch waren wir um 3 Uhr geweckt worden! Der Gestank wurde immer ärger; endlich um halb 8 Uhr kam das Frühstück. Der Kaffee war gut; allein die Semmel bleibt sauer. Noch jämmerlicher ist die zweite Art Semmel, deren ich schon erwähnt; sie besteht aus einem ungesäuerten, steinharten, stets 14 Tage alten, fade schmeckenden Backwerk, welches etwas kleiner als die saure Semmel mit allerlei Knollen und Spitzen versehen ist. Diese Knollen und Spitzen vermehren noch die Härte der Rinde; verdirbt man sich an der sauren runden Semmel den Magen, so geräth man bei der knolligen in Gefahr,

---

*) Hausknecht, eigentlich Lastträger.

sich die Zähne auszubeißen. Das sind die Gefilde Hesperiens! Nur in Triest und Venedig hatten wir leidliche Semmel; in Triest gab es namentlich noch das angenehme Backwerk, welches in Oestreich Hörnchen (Hörnel) genannt wird. —

Das Frühstück ist verzehrt; aber noch können wir die Stadt nicht verlassen; denn von der Polizeibehörde läßt man uns so eben sagen, vor neun Uhr werde das Bureau nicht geöffnet, früher würden wir daher unsere Päſſe nicht erhalten. Wir haben bereits einen Vorgeschmack von der Ordnung, die in den päpstlichen Staaten herrschen muß. — —

Es ist halb 10 Uhr; so eben bringt uns ein ganz unbekannter Kerl die Päſſe, fordert für dieselben zusammen 6 Paoli (20 gGr.) und für sich ein Trinkgeld, ungeachtet wir einem Diener des Hauses die Besorgung übertragen haben. Ach, da kommt auch dieser Diener mit offener Hand! Freilich, was Einer thun kann, geschieht in Italien, wie wir uns überzeugen, stets von Mehrern, auf daß so viel Personen, als möglich, von dem Geldbeutel des Fremden profitiren. Adieu Bologna! Was unsere Rechnung hier beträgt, will ich verschweigen. —

Neuntes Kapitel.

Bologna. Düstre Bauart der Stadt. Die hängenden Thürme. Johann von Bologna's Neptun. Anblick der Apenninen. Eine italienische Landschaft. Naßkaltes Regenwetter im Juni. Die Begeisterung der Reisenden für Italien nimmt immer mehr ab. Pianoro. Streit mit dem Postmeister. Anrede an das Volk. Hohn desselben. Aussicht in den Apenninen. Die Kneipe zu Filigare. Die toskanische Grenze zu Pietramala. Der genügsame Zollbeamte. Covigliajo. Monte Carelli. Charakter der Apenninen. Monte Fo. Das grüne Thal, eine Merkwürdigkeit in Italien. Cafaggiola. Fontebuona. Glühwürmchen. Der italienische Himmel ist nicht schöner, als der deutsche. Ankunft in Florenz. Italienisches Postwesen. Politik der italienischen Bettler. Florentinisches Ungeziefer. Das Mittagsmahl in Filigare. Noch ein Wort über italienische Betten.

Florenz, am 6. Juni.

Als wir gestern früh von Bologna ausfuhren, überzeugten wir uns, daß es eine große, bevölkerte Stadt ist, in der sich eine Menge schöner Bauwerke befinden. Bologna hat 70,000 Einwohner und treibt bedeutenden Handel. Auch in dieser Stadt bringen die Bogengänge unter den Häusern und die engen, stinkenden Straßen einen düstern und unangenehmen Eindruck hervor, und wiewohl sich daselbst einiger Sinn für das heitere Aussehen der Wohnungen zeigt (denn wir bemerkten sogar, unerhört! —

ein Paar Häuser, welche neu abgeputzt waren); so ist doch im Ganzen Bologna eben so wenig freundlich zu nennen, als andere italienische Städte. Mit Verwunderung betrachteten wir die beiden Thürme Asinelli und Garisenda. Jener ist vorzüglich hoch und schlank, und beide ragen schief in die Luft. Auch widmeten wir Johann von Bologna's Meisterwerke, dem bronzenen Neptun auf dem Springbrunnen des großen Marktplatzes, noch einige Augenblicke.

Vor dem Thore zeigten sich uns die Apenninen, an deren Fuße Bologna liegt, und deren niedrigste Verzweigungen die Stadt umgeben. Eine Menge von Gärten, so wie Landhäuser zwischen einzelnen Cypressen bedecken die nahen Höhen, und gewähren im Verein mit der bedeutenden Stadt und deren zahlreichen Thürmen ein eigenthümliches, fremdartiges Bild. Dennoch — vermißten wir in der Landschaft, die gewiß ächt italienisch war, den Zauber, der über die grünen Fluren unsers deutschen Vaterlandes verbreitet ist. Nirgend sahen wir das saftige Grün unserer Auen; vielmehr hatte die Gegend einen bräunlichen Anstrich; sie sah verbrannt aus. Man glaube nicht, daß dies Wirkung der Sonnenstrahlen sei; es ist, wie wir uns überzeugen, mit der italienischen Sonne nicht weit her; bis jetzt haben wir auch nicht die mindeste Verschiedenheit im Vergleich mit Deutschland bemerkt; ja es ist gestern, am 5. Juni, oft so kalt gewesen, daß wir die Mäntel umnehmen mußten, und heute haben wir in Florenz naßkaltes Regenwetter. Es ist hier jetzt Frühling, wie in Deutschland. Das düstre, todte, verbrannte Ansehen der italienischen Gegenden kommt daher,

weil die Erde dort fast nirgend Gras erzeugt, und weil die italienischen Bäume alle nur klein und laublos und meistentheils schwarz- oder graugrün sind. Die Cypresse sieht fast schwarz aus; auf saftgrünem Grunde würde ihr Schwarz sich heben; auf dem Braun der dürren Erde erscheint sie recht eigentlich als der Baum der Trauer. Wie so ganz anders habe ich mir Italien gedacht! Ach, unsere Begeisterung für dies Land fängt an gar sehr abzunehmen! —

Von Rovigo an waren wir nun unausgesetzt mit drei Postpferden gefahren. Es ist bekannt, daß, wenn man einmal ein Postpferd mehr bekommen hat, man es selten wieder los wird. Wir hatten indessen eigentlich wohl darauf gerechnet, in Italien 3 Pferde nehmen zu müssen, und fanden uns daher in diese schon bedeutende Mehrausgabe. Auf der ersten Station hinter Bologna in Pianoro aber, wohin wir auf ebener Chaussee im Thal gelangten, bemerkten wir, als wir hielten, und sich nach der gewöhnlichen Art ein Haufen ekelhafter Müßiggänger um uns versammelt hatte, daß der Posthalter eifrig mit dem Postillon sprach, und hörten, daß er den Befehl gab, 4 Pferde vor unsern Wagen zu legen. Wir reisen in einer gewöhnlichen Chaise und haben nur einen kleinen Koffer bei uns. Indem wir betreten auf die Worte des Postmeisters achteten, schrie eine widerliche Galgenbrut von Bettlern rechts und links in unsern Wagen hinein. Je mehr Almosen wir austheilten, je mehr Bettler zeigten sich aus der Entfernung im Anmarsch.

Nicht ohne Verlegenheit sahen wir, daß wir im Angesicht der Menge einen Strauß mit dem Posthalter zu

bestehen haben würden. Zum Unglück für mich war ich von uns Reisenden der Einzige, der genügend italienisch sprach. Ich ermannte mich, rief den Posthalter heran, und erklärte ihm, daß wir nicht vier Pferde nehmen würden. „Sie müssen!" antwortete der giftige Italiener. Sofort verlangte ich nun das Postreglement zu sehen. Er brachte dasselbe ohne alle Einwendungen. Es stand darin, daß eine mit einem Koffer bepackte Chaise von Pianoro nach Lojano ein drittes Pferd (il terzo cavallo) zu nehmen verpflichtet sei. Ich machte bemerklich, daß wir das dritte Pferd schon hätten; er entgegnete aber, daß il terzo hier il quarto bedeute, weil wir schon mit 3 Pferden angekommen wären. Unser Wortwechsel zog von allen Seiten höhnisch lachende Zuhörer herbei. Man denke sich uns Verlassene in einem Lande, wo auf den Schutz der Behörden so gar nicht zu rechnen ist! — Dennoch sprang ich aus dem Wagen und verlangte nach der Polizei geführt zu werden. Sogleich öffnete ein Kerl seine Hand und führte mich, nachdem ich ihm zuvor ein Trinkgeld gegeben hatte, einige Schritte weit in ein Haus hinein, wo man erst behauptete, der Polizei-Beamte sei ausgegangen; dann sich aber ein klägliches Subjekt sehen ließ, das sehr verlegen war, als ich ihm den Fall zur Entscheidung vorlegte. Ich erklärte, daß ich nach Rom ginge und dort der Regierung Anzeige machen würde. Diese Drohung machte aber nicht den mindesten Eindruck. Mit vieler Höflichkeit nöthigte ich den Mann, der wie ein Arbeitsmann bei uns gekleidet war, an unseren Wagen heran. Hier ereignete sich nun ein tragi-komischer Auftritt. Ich und der Posthalter interpretirten der unglück-

lichen Obrigkeit, Jeder auf seine Weise, die Stelle des Reglements. Sprach ich, gab der Polizeimann mir, sprach aber der Posthalter, gab er diesem Recht. Allmälig gewann meine Ueberredungskunst die Oberhand. Allein nun funkelten des Posthalters Augen vor Wuth: der Polizeimann nahete sich mir voller Angst, und suchte mich durch Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen; endlich aber gab er mir aus Furcht geradehin Unrecht. Da es uns nicht gleichgültig sein kann, ob wir die weite Reise durch Italien hin und zurück mit drei oder mit 4 Pferden machen, indem es sich letztern Falls um eine Mehrausgabe von mehreren Hunderten handelt; so versuchte ich auf das Ehrgefühl der Leute zu wirken. Ich merkte, daß man uns für Engländer hielt, die in Italien das Geld auf die unsinnigste Weise verschwenden und dadurch allen ärmern Reisenden schaden. In dieser Voraussetzung haranguirte ich das versammelte Gesindel gut oder schlecht, und erklärte, wir seien Deutsche, nicht Engländer, hätten so viel Schönes von Italien und von der Rechtlichkeit und Gastfreundschaft seiner Bewohner gehört, und müßten nun die Erfahrung machen, daß Italiener gegen ihre fremden Gäste in deren ganz gerechter Sache offenbar Partei nähmen. Dies haben wir, setzte ich hinzu, nicht gedacht, und wir sehen also, daß — man ließ mich nicht aussprechen, und fiel mir höhnend in's Wort: „Sie sehen also, daß Sie sich geirrt haben."

Inzwischen hatte sich die Polizei verkrümelt, die 4 Pferde waren vorgelegt, und um unsern Verdruß noch zu vermehren, sahen wir, daß sich zwei Postillone aufsetzten. Was blieb uns übrig? Wir mußten umkehren, oder —

nachgeben. Dies thaten wir, und dahin sausten die Pferde im rasenden Galopp.

Nachdem wir die Hälfte des Weges von Pianoro nach Lojano zurückgelegt hatten, führte derselbe bergan in die Apenninen hinein. Je höher wir kamen, je eigenthümlicher wurde das Bild, welches sich rings um uns aufrollte. Hinter uns sahen wir in die unermeßliche Ebene bis Padua, in weiter Ferne zur Linken das adriatische Meer; vor uns breitete sich die lange Kette der Apenninen aus, deren beide Hauptkämme wir gestern noch zu übersteigen hatten. Noch lebten die unvergleichlich schönen Gegenden Steyermarks, die mächtigen Alpen und die in duftiges Grün gekleideten Berge unsers deutschen Vaterlandes in unserem Gedächtnisse. Wie ganz anders sind diese Apenninen! — Zwar ist ihre Form schön und malerisch, da sie sich in mächtigen Wellenlinien am Horizonte hinziehen; allein nur an ihrem Fuße zeigt sich Vegetation; schon in geringer Höhe bis zum Gipfel kahl und schauerlich öde, erscheinen sie in der Nähe schwarzgrau, in der Entfernung grauröthlich gefärbt; es sind gewaltige Riesengräber auf braunen, verbrannten Ebenen in dem Lande der Ruinen! —

In Filigare, dem päpstlichen Grenzort an Toskana, speiseten wir in einer elenden Kneipe zu Mittag. An einer Menge von Schüsseln fehlte es, wie in allen italienischen Albergen nicht; allein die Speisen waren für italienische Magen und Gaumen berechnet; frisch geschlachtete, zähe und übelriechende Hühner setzte man uns als Leckerei vor. In einem Nebenzimmer äzte man ein mit einem Vetturin (Lohnkutscher) angekommenes deutsches Ehepaar. Wer

mit einem Vetturin reiset, wird in Italien für einen Lump gehalten. Ein solcher Reisende verdingt bei dem Lohnkutscher Fuhrlohn und Kost. Der Vetturin wird nun der Beschützer und Freund des Reisenden, und dieser ist genöthigt, mit ihm an der Fuhrmannstafel zu speisen. — Auch in Filigare wurden uns, wie sich von selbst versteht, die Pässe für den gewöhnlichen Zoll abgefordert.

Pietramala war der erste toskanische Grenzort. Neue Qual durch die Douane und das Visiren der Pässe! Abermals steckten wir die Hand in den Beutel; allein mit Freude überzeugten wir uns, daß der toskanische Grenzbeamte ein Ehrenmann war. Er begnügte sich mit unserer wahrheitgemäßen Versicherung, daß wir keine steuerpflichtigen Gegenstände bei uns hätten, wies ein Geldgeschenk höflich zurück, und ließ uns sehr bald weiter fahren. Es schmerzt mich sagen zu müssen, daß uns bis jetzt eine solche Genügsamkeit in Italien noch nicht vorgekommen ist. Hinter Pietramala erreichten wir Coviigliajo; dann Monte Carelli.

Und immer höher stiegen wir. Rings um uns erhob ein Riesenberg über den andern das Haupt; nirgend sahen wir Vegetation; es schien, als führen wir durch vulkanische Trümmer; hier und dort gähnten uns schauderhafte Abgründe entgegen, ragten Felsenriffe in die Luft. Nirgend ein Mensch, nirgend ein Haus, nirgend ein Thier. Und dazu die Schwermuth erweckende grauröthliche Farbe, wohin das Auge reichte. Der Charakter der Apenninen ist verschieden von dem aller nördlichen Gebirge. — Die Straße von Bologna nach Florenz soll so unsicher sein, als die von Rom nach Neapel. Es kann

aber auch in der That keine Gegend geben, die geeigneter zu Räubereien wäre, als die der Apenninen. Jeder Berg bietet Schlupfwinkel dar, während der Reisende sich von aller Hilfe verlassen sieht.

Vor Monte Carelli überstiegen wir den Monte Fo, einen der höchsten Kämme des Gebirges. Die Luft war rauh und unfreundlich. Wir mußten einander daran erinnern, daß wir in Italien waren. Von Monte Carelli nach Cafaggiola senkte sich der Weg in das weite Thal hinab, welches von den beiden Hauptkämmen der florentinischen Apenninen eingeschlossen wird. Die Chaussee ist auch hier vortrefflich, zwar schmal und ohne Bäume, aber fest wie eine Diele und kunstreich im Zickzack von den steilsten Bergen herabgeführt. An einzelnen Stellen leiten schöne Brückenbogen über Abgründe. Bald gelangten wir in die Tiefe. Fruchtbare Thäler liegen hier ausgebreitet. Während sich der Weg am Fuße einer Hügelkette kunstreich aufgemauert hinzog, sahen wir zum ersten Male in Italien eine grüne Wiese, und edle Kastanienbäume verschönten dies anmuthige Bild. Allmälig stiegen wir hinter Cafaggiola wieder in die Höhe, das Freundliche der Gegend verlor sich, der Abend brach herein, und es war schon gegen 10 Uhr und vollkommen Nacht, als wir in Fontebuona anlangten.

Auf dem Wege von Fontebuona nach Florenz, der sehr reizend sein soll, was wir aber nicht mehr wahrnehmen konnten, hatten wir ein entzückendes Schauspiel. Es ging vor Florenz unaufhörlich bergab; der Abend war sehr schön, der Himmel klar und mit Millionen blitzender Sterne besäet, die Luft mild und in den Gesträuchen zur

Seite des Weges glänzten Tausende von Glühwürmchen von ungewöhnlicher Größe, die sich gaukelnd in die Luft erhoben, unsern Wagen umkreiseten und das reizendste Feuerspiel darstellten, welches man sehen kann. Die Luft erschien uns um so milder, als wir den Tag über in den Apenninen an Kälte gelitten hatten, und noch immer von dem innigen Wunsche durchdrungen, Italien schön zu finden, genossen wir mit vollen Zügen aus dem Wonnebecher der Natur. Da wir so viel von dem italienischen Himmel gehört und gelesen hatten, so betrachteten wir ihn nun sorgfältig, mit dem besten Willen, ihn anders und besser zu finden, als bei uns. Allein wir mußten uns sämmtlich bekennen, daß wir ihn bei uns in Deutschland unzählige Mal schöner und die Sterne viel größer und heller gesehen haben. Nun, in Rom oder in Neapel werden wir ja wohl den hesperischen Himmel noch kennen lernen!

Erst in der Nacht um halb 1 Uhr kamen wir in Florenz an, wo wir am Thore natürlich examinirt und unserer Pässe beraubt wurden, und dann die Erlaubniß erhielten, im hôtel d'Angleterre bei Schneiderf logiren zu dürfen. Wir hatten im Ganzen 9 Posten, also 18 Meilen zurückgelegt, und dabei die Apenninen quer durchschnitten.

Es ist nicht zu läugnen, daß man in Italien auf den Hauptrouten in so fern vortreffliche Postanstalten trifft, als man sehr schnell auf den Stationen weiter befördert wird und, wie erwähnt, außerordentlich schnell fährt; allein man ist zu sehr der Willkür der Posthalter und ihrer Leute überlassen. Wir sind seit Pianoro 4 Pferde und 2 Postillone nicht wieder los geworden. Merkwürdig

war es uns besonders heut in den Apenninen, daß wir die steilsten Anhöhen nur im Galopp hinauffuhren. Dreißig Schritt von der Anhöhe wurden die Pferde jedes Mal aus dem starken Trabe in Schritt versetzt, um ihnen neue Kraft zu verschaffen; am Fuße der Anhöhe fingen sie dann immer von selbst an zu galoppiren. Was würde ein deutscher Fuhrmann dazu sagen? — Die italienischen Pferde sind zwar klein, wahre Katzen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt; aber wild, feurig und tückisch. Ueberdies werden dem Postreisenden nur Hengste vorgelegt. Das Riemenzeug ist mit Schellen, und oft, insbesondere am Kopfe, mit Stücken rauhen Pelzwerks verziert. Die Postillone haben keine Hörner, sondern nur Peitschen, mit denen sie ungemein geschickt nach dem Takte zu knallen verstehen und die in unaufhörlicher Bewegung sind. Wenn sie durch Ortschaften kommen, so knallen sie damit so anhaltend und blitzschnell, daß dem Reisenden, den schon das unaufhörliche Geläute der Schellen quält, Hören und Sehen vergeht. Die Taxe des Trinkgeldes für den Postillon beträgt im Kirchenstaate 3½ Paoli (à 4 Sgr. 4½ Pf.) und im Florentinischen 3 Paoli; allein wiewohl wir jedem dieser Leute 1 Piaster *) für die Station an Trinkgeld gaben, so waren sie doch nie zufrieden, und forderten immer noch mehr. Das Unangenehmste für den Reisenden ist, daß, wie ich schon angeführt, alle Erörterungen mit den Postillonen stets auf den Stationen vorfallen, und dann eine Menge müßigen

---

*) d. i. 1 Rthlr. 12 Sgr. 6 Pf. in preußischem Gelde.

Gesindels den Wagen umsteht, welches sogleich Partei gegen den Fremden nimmt, und zwar nicht in Thätlichkeiten ausartet, ihn aber auf eine so verletzende und beschämende Weise behandelt, daß ein Mann von Ehrliebe gern unverhältnißmäßige Opfer bringt, um diese Menschen nur in Ruhe zu halten. Am glücklichsten fühlen wir uns, wenn wir auf der Landstraße fahrend im Wagen sitzen; mit Schrecken nahen wir der neuen Station, weil wir im Voraus wissen, daß wir, so lange der Pferdewechsel dauert, den peinlichsten Gefühlen Preis gegeben sind; entweder giebt es Zank mit dem Posthalter, oder die Postillone sind mit dem bedeutendsten Trinkgelde nicht zufrieden, oder eine Schaar von Bettlern und Bettlerinnen erhebt ein ohrenzerreißendes Geschrei. *Die Postillone zeigen das Trinkgeld, die Bettler das Almosen, welches sie vom Fremden erhalten haben, sogleich umher, und lauter Hohn ist die Strafe des Letztern, wenn er die Erwartung nicht erfüllt hat.*

Reichten doch Worte aus, einen Begriff von der Höllenqual zu gewähren, welche die italienischen Bettler verursachen können! Ich erwähne nicht, daß ihr Anblick Ekel, oft Schauder erregt, denn nirgend haben wir so scheußliche Krüppel gesehen als in Italien; sondern ich will hier nur von der zudringlichen Frechheit dieses Auswurfs der Menschheit sprechen. Sie verfolgen den Wagen Viertelstunden lang mit durchbohrendem Geschrei; der Fremde ist eine Beute, die sie wie der Geier die Taube packen, und nicht eher loslassen, als bis ihre Absicht erreicht ist. Ich übertreibe wahrlich nicht. Das Geschrei, welches die italienischen

Bettler erheben, ist so schneidend, daß ich die feste Ueberzeugung habe, sie üben sich darin, wohl wissend, daß Jeder schnell in die Tasche greifen muß, um eine solche Unannehmlichkeit los zu werden. Allein kaum hat man gegeben, als aus einem andern Schlupfwinkel ein anderer Bettler hervorstürzt, der den Erfolg seines Kameraden abgewartet hat und nun noch entsetzlicher schreit, um den Abgefertigten zu überbieten. Wie kann man unter solchen Umständen in harmloser Gemüthlichkeit dem Eindruck der Natur sich hingeben? — Hier in Florenz, im ersten und in der That vortrefflich eingerichteten Gasthofe, bin ich zwar vor Bettelei gesichert; doch peinigt mich, indem ich diese Worte schreibe, hier wieder das hüpfende Ungeziefer so entsetzlich, daß ich Italien zu tausend Teufeln wünschen möchte! Wir wechseln täglich die Wäsche; allein vergebens. —

Zu allen diesen Unannehmlichkeiten kommt, daß man, wenn man sich nicht in dem vorzüglichsten Gasthofe der Hauptstädte befindet, überall Speisen erhält, die ein civilisirter Mensch kaum hinunterwürgen kann. Stehe mir bei, Muse der Kochkunst, unser gestriges Mittagsmahl in Filigare genauer zu beschreiben! In einer kleinen, elenden, einfensterigen Stube, die von Flöhen wimmelte, wurde uns ein schmutziges Tischtuch aufgedeckt. Weibliche Bedienung findet sich in Italien gar nicht oder doch höchst selten; selbst die Betten werden in der Regel von Männern gemacht. Auch hier bediente uns ein Cameriere. Zuvörderst trug er eine Suppe auf, welche aus Hammelbrühe bestand, worin sich mietige Fadennudeln befanden. Dazu gab es multrigen Parmesankäse. Hierauf folgte halb gahres Hammelfleisch,

Hühnerleber in Baumöl gesotten, knorplichter Ziegenhals in einer Sauce von Rothwein, Baumöl und englischem Gewürz und der frischgeschlachtete, zähe und noch ganz nach Hühnerfedern riechende Hühnerbraten. Der gewöhnliche saure Kloß vertrat die Stelle des Brotes. Als Dessert wurden Kirschen und Aprikosen gereicht. Diese Früchte mußten uns sättigen. Das Couvert dieser Göttermahlzeit kostete 1 Piaster; einen andern Preis kennt man in Italien nicht.

Um endlich des größten Uebels zu erwähnen, welches uns den Aufenthalt in den hesperischen Gefilden verleidet:— wir überzeugen uns, daß wir des Nachts nicht mehr auf Schlaf rechnen dürfen. Die italienischen Betten haben nämlich an der Stelle der Kopfkissen dicke, runde Wulste, die in der Art unter den Nacken zu liegen kommen, daß das Genick abstirbt, und man des Morgens gleichsam mit zerschlagenen Gliedern aufsteht. Wenn nicht die Schmerzen, die dieser Wulst verursacht, den Schlummer verscheuchen, so sind es die schmerzlichsten Flöhe- und Wanzenstiche, und ist man einmal so glücklich, ein Bett zu finden, welches frei ist von Ungeziefer, so treibt das italienische Volk, selbst in den kleinsten Orten bis zum frühen Morgen hin ein so unaufhörliches Getöse, daß von Schlaf keine Rede sein kann. So ist es uns auch diese Nacht in Florenz gegangen. Bei Tage giebt es also Aerger in Menge und so elende, schmutzige Kost, daß man hungern muß, und des Nachts kann man nicht schlafen. Wie ist es möglich, Gefallen an dem Lande zu finden, welches solche Unannehmlichkeiten bereitet! —

Zehntes Kapitel.

Vergebliche Anstrengung der Reisenden, dem Frohnleichnamsfeste in Florenz beizuwohnen. Der Cameriere des Gasthofes giebt ihnen seine Verachtung zu erkennen. Das Frühstück der Ueberhungerten. Italienische Butter. Florentiner und Florentinerinnen. Fortdauerndes Regenwetter. Italienische Art, den Mittagstisch zu serviren. Bauart von Florenz. Schamlosigkeit und Unfläthereі. Die Metropolitankirche S. Maria del Fiore. Prozession in der Kirche. Das Baptisterium. Der Pallast Pitti und der Boboligarten. Poggio imperiale. Das Theater della Pergola. Das Ballet in Florenz. Flohballet.

Florenz, am 6. Juni.

Wir haben, wie schon erwähnt, die Reise von Venedig nach Florenz deshalb so schnell zurückgelegt, weil wir hier der großen Prozession des Frohnleichnamsfestes, welches heute beginnt, beizuwohnen wünschten. Ueberall bemerkten wir gestern Vorbereitungen zu diesem höchsten Feste der katholischen Christenheit; insbesondere sahen wir die Wege zur Kirche überall mit buntfarbigen Stangen eingefaßt, welche, mit Leinwand überspannt, einen angenehmen Schattengang bildeten. Selbst in Venedig wurden, als wir dort waren, auf dem St. Markusplatz schon die hölzernen Säulen eingerammt, welche zu der Prozession aus der Patriarchal-Kirche dienen sollten.

Als wir heute Nacht in Florenz angekommen waren, fragten wir sogleich, wann die Prozession hier beginnen würde. Man antwortete uns: um 9 Uhr Morgens. Wir standen daher schon um 7 Uhr auf, hörten aber nun mit Verdruß, die Prozession habe bereits um 5 Uhr Statt gefunden; es sei abgeändert worden. Alle unsere Anstrengung war sonach vergeblich gewesen!

Wir hatten in der Nacht zwei Zimmer, jedes mit zwei Betten erhalten. Als wir nach dem Frühstück klingelten, öffnete man den neben unsern Zimmern befindlichen Saal, der sehr gut gemalt und möblirt, und mit einem Fortepiano versehen war, und ersuchte uns, in demselben zu frühstücken. Die übermäßige Theurung, welche wir bis jetzt in Italien gefunden haben, hatte den Entschluß, möglichst zu sparen, in uns erzeugt, und wir erklärten daher, daß wir des Saales nicht bedürften, sondern in unsern Zimmern frühstücken und speisen würden. Sogleich rümpfte der Cameriere mit äußerstem Befremden die Nase. „Sie werden doch nicht im Schlafzimmer speisen?" fragte er mit wegwerfendem Hohn und mit einer so beleidigenden Verachtung im Blicke, daß wir gern nachgaben, um uns eine freundliche Aufnahme zu sichern. Wir hatten zum Frühstück Kaffee, Semmel und Butter verlangt. Schon in Venedig war uns gesagt worden, daß Butter ein kostbarer Artikel in Italien sei; auf der ganzen Reise hierher haben wir denselben auch nicht wieder gesehen. Hier in Florenz ist uns nun zwar Butter vorgesetzt worden; wir erhielten aber nur vier dünne runde Scheibchen von der Größe und Dicke eines Thalers, die in Wasser auf einem gläsernen Tel-

ler schwammen. Die Semmel ist hier leidlich und weniger sauer, als in den andern Orten, die wir bis jetzt berührt. Als wir nun jeder unser Kläckchen herausfischten und voller Freude waren, uns einmal wieder sättigen zu können, sahen wir diese Freude bald wieder zu Wasser werden; denn jeder fand in seinem Antheil vier oder fünf große Flöhe. Der Appetit verging uns sogleich, obwohl wir buchstäblich schon seit anderthalb Tagen hungerten.

Wir traten ans offene Fenster. Das Hotel liegt sehr angenehm am Quai des Arno dicht an der zierlichen Carrajabrücke. Die Prozession war beendigt und das Volk strömte, von der Kathedrale kommend, in allen Richtungen nach Hause; ein großer Theil zog über die Brücke an unsern Fenstern vorüber. Alle waren festlich gekleidet. Die Männer trugen meist Sammetjacken und Beinkleider von dunklen Farben; die Weiber Sammetjäckchen, Männerhüte von Filz mit schwarzen Federn, und weiße Schürzchen. Es sah allerliebst aus; allein hübsche Gesichter scheint es hier auch nicht zu geben. Und wir sind in Florenz! —

Der Regen hatte nachgelassen und gönnte uns einen Blick über den jenseits des Arno liegenden Theil der Stadt und die dicht hinter derselben emporsteigenden Apenninen. Der Quai zu beiden Seiten des Arno ist mit Pallästen und freundlichen, mindestens 3 Stockwerke hohen Häusern besetzt, deren niedrige, ächt italienische Dächer mit den hohen und eigenthümlich geformten Schornsteinen einen fremdartigen Eindruck machen. Alle diese Häuser sind nicht so verfallen und rußig, wie in Venedig, sondern bewohnt und besser in Ordnung gehal

ten; zwar schimmern sie nicht in frischen Farben, wie die großen Städte Deutschlands; aber wir sehen, wenigstens aus unsern Fenstern, nicht Schmutz und Spinnengewebe an den Mauern, sondern überall eine reinliche Steinfarbe. Der Fluß, der die Stadt in zwei Hälften theilt, mit seinen vier schlanken Brücken, ist die schönste Zierde in dem Gemälde, welches vor uns liegt. Aber schon ziehen sich die Wolken wieder zusammen, die Apenninen hüllen sich in Nebelgewand, und es scheint, als werde es tagelang regnen. Wir müssen uns unaufhörlich daran erinnern, daß wir in Italien sind. Den gerühmten Himmel, die gerühmte Gleichförmigkeit und Milde des Klima's haben wir noch nicht gefunden.

Nachmittags.

Der Regen hat uns heut Vormittag nicht erlaubt, auszugehen. Die Mittagsmahlzeit war gut. Die italienische Art zu serviren besteht darin, daß nach der Suppe, zu der stets geriebener Parmesankäse gereicht wird, noch drei Gänge, jeder Gang zu vier Schüsseln gerechnet, folgen müssen. Der erste Gang enthält Entremets, Gemüse und Fische, dann folgen im zweiten Gange Braten und Mehlspeisen und im dritten endlich Früchte und Backwerk. Jedem Couvert wird eine Karaffe mit Landwein zugefügt. So haben wir es bis jetzt überall getroffen. Jedes Mal werden die vier Schüsseln zugleich auf den Tisch gesetzt, und der Cameriere tranchirt und reicht umher. Dies geschieht aber Alles mit so drängender Eile, daß man die Speisen herunterwürgen muß. Auch hier fehlen Seefische nicht, die von Livorno gesandt wer=

den. Je ekelhafter eine Art derselben stinkt und schmeckt, je mehr läßt man sich angelegen sein, sie dem Fremden vorzusetzen. Von zweckmäßiger Auswahl und Zusammenstellung der Speisen ist keine Rede. Man giebt dieselbe Fleischart drei bis vier Mal des Mittags, nur anders bereitet, Tauben gekocht, frikassirt, gebraten; das Pikante vor dem Faden. Der italienische Wein, den wir bis jetzt getrunken haben, ist roth; zwar feurig, aber sauer. Uns gegenüber lesen wir mit großen Buchstaben: Vendita di birra *). Allein unsere Neugierde, es kennen zu lernen, ist bitterlich bestraft worden. Italienisches Bier! O ihr Götter! —

Abends.

Nachmittags hatte der Regen abermals etwas nachgelassen. Wiewohl es trübe und unfreundlich blieb, suchten wir doch die Zeit zu benutzen. Wir durchwanderten den Haupttheil der Stadt jenseits des Arno. Allein unsere Erwartungen waren durch den allerdings sehr freundlichen Anblick der Häuser, welche am Flusse liegen, zu hoch gespannt. Wiewohl die Straßen theilweise eine angemessene Breite haben und wir recht viel zierlich gebaute Häuser sahen, zeigte sich doch auch hier, im Charakter aller italienischen Städte, das Rußige und Schmutzige vorherrschend. Hier und da saßen anständig gekleidete Männer frei in den Nebenstraßen und verrichteten schamlos ihre Nothdurft. Das Pflaster fan=

---

*) Verkauf von Bier.

den wir überall vorzüglich schön. Es sind ungemein große, breite, auf der Oberfläche glatt behauene Vielecke, auf denen man wie auf einer Diele geht.

Wir begaben uns vor allen Dingen nach der Metropolitankirche, welche der S. Maria del Fiore geweiht ist. Nie wird der Eindruck erlöschen, den dieser erhabene Tempel auf uns machte. Dies kolossale Gebäude ist 426 Fuß lang, 363 Fuß breit, verhältnißmäßig hoch und von außen mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Die prächtige Kuppel hat die Form eines Achtecks, dessen Diameter von einem Winkel zum gegenüberstehenden 140 Fuß lang ist. Gleich rechts neben der Kirche erblickt der von Bewunderung durchdrungene Beschauer den ganz frei stehenden, 280 Fuß hohen, schlanken, viereckigen Glockenthurm derselben von außen bis an die Plattform ganz mit Mosaik von weißem und schwarzem Marmor belegt und mit Statuen verziert. Die Kirche ist im 13. Jahrhundert nach einer Zeichnung von Arnolph Lapo, die prächtige Kuppel von Philipp Brunelleschi, der Glockenthurm von Giotto erbaut. Das Innere des Tempels entspricht dem Aeußern. In allen Kirchen Italiens findet man hinter den Eingangsthüren große, zum Theil seidene und in der Regel rothseidene Vorhänge, welche den Eingang bedecken, wenn auch die Thüren geöffnet sind. Da zur Feier des Frohnleichnamsfestes so eben eine zweite Prozession der Geistlichkeit, diesmal jedoch ohne den Erzbischof, in der Kirche Statt fand, so waren die Vorhänge zurückgeschlagen, und aus weiter Entfernung strahlten uns vom prächtigen Hochaltar tausend brennende

Wachskerzen entgegen, welche in Pyramidenform aufgestellt waren. Und schon begann Musik und Gesang, der Weihrauch duftete, das Volk stand zusammengedrängt in der Mitte des Schiffs, und die zahlreichen, in Festgewänder gehüllten Priester hielten mit dem sinnberaüschenden Pomp des katholischen Gottesdienstes, unter Vortragung von Fahnen, Kruzifixen und Schaukleinodien, brennende Kerzen in den Händen, mit dem Baldachin, der das Allerheiligste deckte, langsam den Umgang in der Kirche. Wir wußten nicht, wohin wir unsere Augen richten sollten, ob auf die Prozession oder ob auf die Pracht der Kirche. Alle Säulen des erhabenen Tempels waren mit rother Seide bekleidet; die gewölbte Decke strahlte von Gold und köstlichen Bildern; marmorne Statuen und Basreliefs von Michel Angelo, Bandinelli, Donatello und Sansovino schmücken die weiten Hallen, Mosaik von Marmor in den gefälligsten Zeichnungen den Fußboden und herrliche Glasmalerei ziert die Fenster. Wie in der Stephanskirche zu Wien verbreitet das Licht, welches durch diese Fenster dringt, einen magischen Schein. An dem heutigen trüben Tage war es fast dunkel in der Kirche; um so prächtiger flammten die Kerzen des Altars, um so zauberischer war das Helldunkel, welches alle Gegenstände umfloß.

Dem Haupteingange der Metropolitankirche gegenüber steht das Baptisterium derselben, welches ebenfalls die Gestalt eines Achtecks hat, und auch ein erhabenes Gebäude genannt werden muß. Drei bronzene Thüren mit vortrefflichen Basreliefs, die älteste von Ugolini, die andere von Ghiberti, schließen den Eingang. Auch

hier befinden sich treffliche Bildsäulen; die gewölbte Decke ist Mosaik von Andreas Tafi, und das Aeußere des ganzen Gebäudes gleichfalls mit Marmor belegt.

Nachdem wir uns noch etwas in der Stadt umgesehen und einige hübsche Fontainen in Augenschein genommen hatten, begaben wir uns nach dem Boboligarten, hinter dem Pallast Pitti. Der Pallast selbst, die Wohnung des Großherzogs, ist ein braunschwarzes Gebäude, dessen dicke Mauern der Ewigkeit zu trotzen scheinen und welches, wenn gleich von edler etruskischer Bauart, doch eher einem düstern Gefängniß, als einer Wohnung der Freude gleicht. Auf der Gartenseite zeigt sich im Hofe ein schöner Springbrunnen. Der Garten ist groß, auf einem Hügel angelegt und unbestritten sehr schön. Angenehme Alleen, Bosketts, Marmorstatuen, Fontainen, Bassins, Belvedere wechseln mit einander; wir sahen hier Lorbeerbäume und Lorbeerhecken, immergrüne Eichen, Cypressen und Orangenbäume; die letztern aber auch hier nur in Kübeln. Eine den Hügel hinabführende düstere Cypressenallee endigt vor einem großen Bassin, in dem eine reizende kleine Insel liegt, die rings von einem weißen Marmorgeländer umschlossen ist, auf welchem Orangenbäume in Töpfen mit vielen Früchten beladen und Blumen standen, und in deren Mitte eine Fontaine springt. In dem klaren Wasser, welches dies Eiland umgiebt, spielen glänzende Goldfischchen. Von der Höhe einer Terrasse überschauten wir einen Theil der Stadt und die Gebirge. Es war zwar noch trübe, aber doch hell genug, um die Gegenstände in ziemlicher Entfernung erkennen zu können. In der braungrünen

Färbung der Gegend nahm sich die Menge von Landhäusern sehr angenehm aus; die Stadt ragte mit ihren Kuppeln neugierig aus dem Thal hervor, und hinter uns erhoben sich die Apenninen, deren Fuß hier mit Oliven- und edlen Kastanienbäumen bewachsen ist. In einiger Entfernung zur Linken zeigte man uns in den Bergen das großherzogliche Lustschloß Poggio imperiale.

Abends begaben wir uns in das Theater della Pergola. Wir sahen bei dieser Gelegenheit, daß eine der Hauptstraßen von Florenz so eng ist, daß sich zwei Wagen darin nicht ausweichen können, und begreifen durchaus nicht, wie Florenz den Namen der Schönen erhalten konnte. Das Theater della Pergola hat einen sehr schlechten Eingang. Desto hübscher fanden wir es im Innern. Allein auch hier sind die Plätze in den Logen an den Seiten derselben in der Art angebracht, daß der darauf Sitzende die Logenwände, nicht aber die Bühne sieht. — Die Vorstellung begann um 8 Uhr. Man gab die Unbekannte von Bellini und zwischen dem ersten und zweiten Akte der Oper Anna Erizo, oder die Eroberung von Negroponte, ein tragisches Ballet in 5 Akten von Antonio Monticini, jetzigem Koreographen in Florenz. Das Haus war überfüllt. Dieselben Moden wie in Deutschland, dieselben Physiognomieen unter den bessern Ständen, und was uns auffiel, eben so viel blonde Männer und Frauen, als man sie in dem Theater einer deutschen Stadt gefunden haben würde. Allein vergebens suchten wir unter den Damen nach einem hübschen Gesichte. Es muß ein Unstern über uns walten, oder die verzückten Berichterstatter über Italien sind auch in

dieser Beziehung — Lügner. Wir haben ferner vielfältig gehört und gelesen, daß die Italiener in ihren Opern einen so unaufhörlichen Lärm machen, daß man nicht im Stande sei, die Musik zu verfolgen. Auch dem muß ich widersprechen. Sowohl in Triest als in Venedig und hier in Florenz hörte man mit Aufmerksamkeit zu, wiewohl in den Zwischenakten allerdings der Lärm größer war, als in den deutschen Theatern.

Das Orchester war gut; die Aufführung der Oper tadellos; Sänger und Sängerinnen verdienten alles Lob. Insbesondere sang Signora Anna Del Sere vorzüglich. Allein das Ballet übertraf alle unsre Erwartungen. Italien ist das Vaterland der Pantomimen; schon unter den ersten römischen Kaisern kannte man die Saltatio pantomimorum *). Man hat in Deutschland keine Ahnung von dem Standpunkte der Vorzüglichkeit, zu dem das Ballet erhoben werden kann. Wer glaubt, daß es sich im Ballet nur davon handle, die Beine zu rekken und auf wollüstige Stellungen zu raffiniren, oder Windmühlenflügel darzustellen, der wird freilich mit den deutschen und französischen Tänzern zufrieden sein; allein wer ein Drama durch Geberden und durch rhythmische und harmonische Bewegung des Körpers wahr und schön dargestellt sehen will, der gehe nach Florenz, und überzeuge sich, daß auch das Ballet dem Gebiete der wahren Kunst angehört. Mir wird die Eroberung von Negroponte unvergeßlich bleiben. Der Verfasser hat darin für

---

*) Der Tanz der Pantomimisten.

Handlung und für den raschen Wechsel lyrischer Momente Sorge getragen; die Darstellung war bewunderungswürdig. Das zahlreiche Balletpersonale schien nur ein Körper zu sein, der seine Glieder stets gleichzeitig in schöner Harmonie bewegte; jeder Augenblick brachte neue überraschende Stellungen hervor, die das ausdruckvollste und lebhafteste Mienenspiel begleitete. Das Ganze aber war der anmuthigste Tanz, wiewohl es der eigentlichen Tanzstücke nur wenig gab. Dazu angemessene Dekorationen, eine seltene Pracht der Anzüge und die Gewalt der Musik! Der Vorhang wurde in den Zwischenakten des Ballets nicht niedergelassen; sondern es erfolgte nur ein Wechsel der Dekoration, worauf die Handlung sogleich ihren Fortgang nahm. Nur zuweilen konnten wir uns dem angenehmen Eindrucke der Darstellung nicht hingeben, wenn nämlich die hüpfenden Thierchen, die in Italien eine so große Rolle spielen, ein zu lebhaftes Ballet auf unserem Körper aufführten. Auch jetzt, wo ich dies schreibe, peinigen sie mich; es bleibt nichts übrig, als, wie es die Italiener machen, ganz nackt in's Bett zu springen und hier zum zweiten Mal am heutigen Tage die Wäsche zu wechseln. Und so sei es! —

Eilftes Kapitel.

Fortdauerndes Regenwetter. Der Palazzo vecchio. Die Piazza dell' Annunziata. Die Florentiner Gallerie; die mediceische Venus, der Apollin, der Faun, der Schleifer, die Gruppe der Niobe u. s. w. Wiederholter Besuch der Metropolitankirche. Die Kirchen Sa. Maria Novella, Sa. Croce mit Michel Angelo's, Galilei's, Macchiavelli's und Alfieri's Grabmälern, S. Lorenzo, die Fürstenkapelle. Nochmaliger Besuch des Theaters della Pergola. Schaaren von Flöhen im Parkett.

Florenz, am 7. Juni.

Heut Vormittag begaben wir uns bei abwechselndem Regenwetter abermals in die Stadt. Zuvörderst besuchten wir den Palazzo vecchio, ein altes, kastellähnliches Gebäude, auf dem sich der weltberühmte Wunderthurm erhebt, der schlank und viereckig, unten über dem Dache schmal und oben rings im breiteren Viereck heraustretend, nach den Zeichnungen Arnolfo's erbaut worden ist. Interessante Bildwerke zieren den Platz vor dem Pallaste. Man sieht hier die Reiterstatue Cosmo I. von Johann von Bologna; eine von Nymphen und Tritonen umgebene Fontaine mit der Statue Neptuns; bei dem Eingange in den Pallast Michel Angelo's David und Bandinelli's Herkules und Kakus. Zur Rech=

ten des Beschauers ein zierliches Gebäude, die Loggia de' Lanzi *), erbaut nach der Zeichnung Orcagna's, und vor demselben der bronzene Perseus von Benvenuto Cellini, der Raub der Sabinerinnen von Johann von Bologna, die unter dem Namen Judith bekannte Gruppe Donatelli's.

Auf der Piazza dell' Annunziata bewunderten wir die bronzene Reiterstatue Ferdinand I. von Tocca.

Dann besuchten wir die Gallerie. Sie ist bekanntlich von der Familie Medicis gestiftet und enthält eine reiche Auswahl von Statuen und Büsten, von Basreliefs, Sarkophagen, Urnen, Kunstwerken in Bronze, Gemälden, Gemmen, Medaillen und andern Gegenständen. Unter den Statuen werden mir die Venus des Kleomenes, die mediceische genannt, 4 Fuß 9 Zoll hoch, gefunden in der Villa Hadriana zu Tivoli, der Apollin des Praxiteles, der tanzende Faun, die Gruppe der Kämpfer, der Schleifer (l'arrotino) oder der Scythe, der das Messer wetzt, um Marsyas zu schinden, die großartige Gruppe der Niobe, der Hermaphrodit und Bandinelli's Copie das Laokoon unvergeßlich bleiben. Die Bilder anlangend, so fühlte ich mich vorzugsweise durch Raphael's Johannes in der Wüste, durch ein Magdalenen-Köpfchen von Carlo Dolci, eine Kreuzesabnahme von Andrea del Sarto und durch die beiden Venus des Titian ergriffen. Die vorzüglichsten Kunstwerke der Plastik und Malerei sind im Mittelpunkt der Gallerie,

*) Halle der Lanzenträger.

einem kleinen, aber hohen und mit einer Kuppel überwölbten Saale in Form eines Oktogons, von ungefähr 21 Fuß Durchmesser, welcher den Namen Tribüne führt, aufbewahrt. In einem andern kleinen Saal der Gallerie befanden sich mehrere ausgezeichnete ägyptische Alterthümer, insbesondere Inschriften, auch Hieroglyphen auf Papyrus. Der Mumien sahen wir nur wenige.

Nachmittags nahmen wir, da es unaufhörlich regnete, einen Wagen, und begaben uns nochmals in die Metropolitankirche. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem Leichenzuge. Der Anblick der schwarz verhüllten Männer, welche theils den Sarg trugen, theils ihm folgten, war schauerlich. — In der Kirche wirkte auch heut das Halbdunkel, welches der trübe Himme und die bunten Glasscheiben hervorbrachten, mit magischer Gewalt auf unsere Sinne. Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Protestantismus zur katholischen Kirche überzugehen vermochten. In dieser Stimmung besuchten wir noch einige andere Kirchen. Zuvörderst bewunderten wir Sa. Maria Novella, die eine der schönsten Italiens sein soll. Buonarotti nannte dies herrliche, prächtig geschmückte Bauwerk la sposa (die Braut). Jede Kapelle der Kirche ziert ein Meisterbild. Die mächtige Kirche Sa. Croce, den Franziskanern gehörig, ist, wie alle Kirchen dieses Ordens, durchaus einfach und frei von strahlendem Schmuck; allein merkwürdig durch die an den Wänden umher befindlichen Grabmäler Michel Angelo's, Galilei's, Machiavelli's und Alfieri's! — Buonarotti's Sar-

kophag ist ein Werk seines Schülers Lorenzo, aus karrarischem Marmor. Ueber dem Sarkophag zeigt sich des unsterblichen Mannes Antlitz, von der Hand des Schülers gemeißelt; rechts, links und in der Mitte erblickt man vor einem Marmorsarge drei lebensgroße, unvergleichlich gearbeitete weibliche Gestalten in tiefer Trauer: die Malerei, Sculptur und Architektur. In allen drei Künsten war Michel Angelo bekanntlich gleich groß. Nie werden Buonarotti's Züge in meinem Innern erlöschen; sie sind nicht schön, aber geistvoll und männlich; die Nase ist etwas eingedrückt; das Auge tiefliegend und finster; dünnes Haar umspielt die denkende Stirn.

Noch sahen wir die St. Lorenzkirche, deren Hochaltar aus Marmor und den kostbarsten Steinen zusammengesetzt ist, und die beiden herrlichen Sakristeien derselben von Brunelleschi und Michel Angelo. Hier bewunderten wir die zum Theil noch nicht vollendeten Statuen des Tages, der Nacht, der Morgenröthe und der Dämmerung, Kunstwerke Michel Angelo's von höchster Vortrefflichkeit, und die prächtige Fürstenkapelle hinter dem Chor, strahlend von Jaspis, Achat, Chalcedon, Lapis lazuli und andern kostbaren Steinen. Unter derselben modern die Ueberreste der Mediceer. Der obere Theil des zu dieser Kapelle gehörigen Kreuzganges enthält die mediceische Bibliothek, von Buonarotti's Architektur.

Abends besuchten wir wieder das Theater della Pergola, wo die Oper Ivanhoe von Paccini, und für den Zwischenakt das gestrige Ballet angekündigt war. — Armer Walter Scott, wie hat man dich gemißhandelt!

Es ist mir lieb, daß ich den Namen des Dichters nicht zu erfragen im Stande bin; das Textbuch enthält darüber nichts *). Der Zustand der Musik in Italien scheint überaus kläglich zu sein; bevor ich mir indessen ein bestimmtes Urtheil erlaube, will ich noch Rom und Neapel abwarten. Rhythmus und Skandal, oder rhythmisch abgemessenes Gerassel der großen Trommel, vereint mit dem durchdringenden Schall der Becken und dem schneidenden Ton der Pikkolflöte: das ist die neuere italienische Musik! — Wir saßen dies Mal, um besser sehen zu können, im Parkett; allein die Vorstellung ging uns dadurch fast ganz verloren, denn wir mußten uns unablässig mit der Legion von Flöhen beschäftigen, die hier unten uns anfiel. Das Haus war voll; es gab der geschmückten Damen in Menge, aber keine, die man schön hätte nennen können.

---

*) Theaterzettel aber werden in Italien in der Regel gar nicht ausgegeben.

Zwölftes Kapitel.

Das Wetter ändert sich. Die Brücke della Trinità. Der Pallast Pitti. Raphael's Madonna della Sedia, Perugino's heilige Familie und Canova's Venus. Naturhistorisches Museum. Darstellungen in Wachs aus dem Reiche der Verwesung. Das erste hübsche Mädchen in Italien. Die Handwerker arbeiten auf den Straßen. Unfläterei. Beschreibung der Gegend von Florenz, die in Italien für die schönste nach der von Neapel gehalten wird. Beweis, daß sie nicht schön sein kann. Beschaffenheit der italienischen Bäume. Die Cascine, der Prater von Florenz. Schmarotzerpflanzen. Kälte im Juni. Flöhe.

Florenz, am 8. Juni.

Der heutige Tag war wieder hell und freundlich. Wir nahmen zuerst die schöne, von Michel Angelo erbaute Brücke della Trinità in Augenschein. Nachdem wir hierauf ein Paar genußreiche Stunden in der Gallerie zugebracht, besuchten wir den Pallast Pitti, wo wir Raphael's Madonna della Sedia (sitzende Madonna), Perugino's heilige Familie und Canova's Venus bewunderten. Sodann begaben wir uns in das naturhistorische Museum, dessen vortreffliche anatomische Wachspräparate, unter Fontana's Leitung angefertigt, in vielen großen Sälen alle Theile des menschlichen Körpers in natürlicher Größe und Farbe mit seltener Treue dar-

stellen. Die Mineraliensammlung, welche hier gezeigt wird, ist vorzüglich. Außerdem wurden wir in einem Kabinet, in welchem einige ägyptische Alterthümer bewahrt werden, noch auf ein Paar Kunstwerke eigenthümlicher Art aufmerksam gemacht, die kein Reisender zu sehen versäumen möge. Es waren Bilder der Verwesung, Darstellungen aus dem Reiche des Todes in kleinen Wachsfiguren, mit Staffage und Hintergrund von Wachs, naturgetreu gefärbt, unter Glas, in einem etwa 1½ Fuß breiten und 1 Fuß hohen Kästchen. Die furchtbare Wahrheit, mit welcher der Künstler, dessen Name mir leider entfallen ist, seine Aufgabe gelöset, erschütterte uns tief. Das eine Bild stellt die große Pest in Marseille, das andere die schauderhaften Geheimnisse im Innern eines Sarkophages vor.

Auf dem Rückwege zu unserm Gasthofe sahen wir das erste wirklich reizende Mädchen in Italien, eine Blumenhändlerin, das Körbchen in der Hand, mit rothen Wangen und Lippen, schalkhaft aus blitzenden Augen unter dem schwarzen Männer-Filzhute hervorlächelnd. Sie warf uns, freundlich grüßend, Blumen in den Wagen, und es schien Galanterie, nicht Bettelei zu sein; denn der Wagen fuhr so schnell vorbei, daß sie auf Zahlung nicht rechnen durfte. Da ich mich immer mehr überzeuge, daß es ein Ereigniß in Italien ist, ein weibliches Wesen zu sehen, welches man hübsch nennen kann, so habe ich nicht unterlassen, der Kleinen ein Denkmal zu setzen.

So weit wir durch die Stadt kamen, bemerkten wir, was wir bis jetzt in allen italienischen Ortschaften

gesehen hatten, daß die Handwerker auf den Straßen arbeiten. Welche abscheuliche Gewohnheit, und wie trägt sie dazu bei, Gestank und Unflath zu erzeugen und zu vermehren! Je schmutziger das Gewerbe ist, um so sicherer darf man in Italien darauf rechnen, daß es im Freien getrieben wird. Wer irgend Sinn hat für Reinlichkeit und Ordnung, wird mir beipflichten müssen, daß es keinen erfreulichen Eindruck hervorbringen kann, wenn in engen Straßen der blutbesudelte Schlächter, der schmutzige Schuhflicker, der Schneider, Tischler, Schlosser und Klempner seine Werkstätte aufgeschlagen hat, und wenn man das Pflaster durch Lederstücke, alte Sohlen, Tuchflicken, Hobelspäne oder Fleischabgang verunreinigt sieht *). Vorzugsweise erblickt man Schuster, die das Privilegium zu haben scheinen, Pfriemen und Pechdraht auf der Straße zu handhaben. Man denke sich außerdem diese arbeitenden Handwerker als ein ekelhaftes Gesindel mit schwarzem, struppigem Haar, voller Ungeziefer, mit unreinlicher Kleidung und widriger Ausdünstung, und man wird nicht besondere Lust verspüren, eine italienische Stadt kennen zu lernen.

Nachmittags besuchten wir das Atelier eines Bildhauers; Abends die Umgegend der Stadt. Unser Cicerone hatte uns gesagt, daß die Gegend von Florenz nach der von Neapel die schönste Italiens sei, und wir brannten daher vor Begierde, sie kennen zu lernen. Wir

---

*) Hier in Florenz haben indessen die Fleischer ihre besonderen Scharrn.

fuhren nach dem Belvedere einer dicht vor der Stadt auf einem Hügel gelegenen Villa. Auf dem Wege dahin begegnete uns abermals ein Leichenzug; in schauerlicher Unheimlichkeit schlichen die schwarzen Vermummten an dem haltenden Wagen vorüber. — Die Sonne hatte den ganzen Tag geschienen und dennoch war es hier, am südlichen Abhange der Apenninen, empfindlich kalt! Wir traten in den freundlichen Garten der Villa ein, wandelten durch Lorbeerhecken und standen bald an einer niedrigen Mauer auf der Höhe des an dieser Seite ganz freien Hügels, welcher uns nunmehr die gerühmte Aussicht öffnete. Nun ja, sie ist eigenthümlich, fremdartig, und, im italienischen Charakter, d. h. wenn man die Anforderung reiner, nicht nationell bedingter Schönheitsregeln aufgiebt, auch wohl schön; allein was würdet Ihr sagen, Ihr Bewohner von Florenz, wenn Ihr Euch, um nur ein Beispiel aus unserm Vaterlande anzuführen, auf dem Lorenzoberge bei Prag befändet und diese herrliche Kaiserstadt mit ihrem Walde von Thürmen, ihren rothen Dächern, ihren glänzenden Pallästen und ihren grünen Auen, die mächtig hinfluthende Moldau mit ihren herrlichen Brücken und ihren belebten Inseln, und die fernen blauen Mittelgebirge, von der Abendsonne beleuchtet, zu schauen vermöchtet? — Ich empfinde hier nicht als Deutscher, sondern als ein fühlender Mensch. Ganz mit Unrecht verlangt man vom Reisenden, er solle die Nationalität des fremden Volks, den Geist des fremden Landes erst erforschen und in diesem Geiste das fremde Land beurtheilen. Das heißt ja befangen urtheilen. Es giebt abstrakte Schön-

heitsregeln, die sich auf Alles, was schön sein soll, anwenden lassen müssen, oder es ist nicht schön oder nur bedingt schön. Und so ist die Gegend von Florenz bedingt, die von Prag aber unbedingt schön. Doch ich will versuchen, zu schildern, was ich sah.

Dicht vor uns lag im Thale, in schöner Gruppirung zwischen Gärten, die nicht unbedeutende Stadt mit ihren Pallästen. Aber nur wenig Kuppeln und Thürme zierten das Bild. Die schwarzbraunen, gewaltigen Mauern der Palläste, welche zur Zeit der Befehdung erbaut, Ueberbleibsel alter Kastelle sind, schließen noch jetzt das Dach mit einer ausgezackten Brustwehr ein. Jenseits der Stadt und zwar unmittelbar hinter derselben erhoben sich terrassenförmig die nackten Apenninen, deren hintere, aber ebenfalls ganz nahe gelegene Berge in schwarzgrauer Färbung mit scharfgezeichneten Wellenlinien den Horizont begrenzten. Eine Kette derselben flachte sich zur rechten Seite nach der Hügelreihe ab, auf der wir standen, und schloß hier das Thal, welches zur Linken in eine von den Apenninen begrenzte weite Ebene überging, in welche die Sonne hinabsank. Unzählige Villen und Gärten zierten die untere Terrasse des Gebirges, so weit wir es zu übersehen vermochten, und die Gegend rings umher; noch in weiter Entfernung schimmerten Landhäuser, von der Abendsonne beleuchtet, wie helle Punkte am Fuße der Bergkette, welche die Ebene begrenzte. Wohin wir unter uns blickten, so wie rings am untern Abhange der Gebirge, sahen wir Oelbäume, hier und da zerstreut, Maulbeer-, Feigen- und edle Kastanienbäume, auch immergrüne Eichen und einzelne Cypressen. Ueber der Ebene zur Linken

lag dichter Höhenrauch, den die Strahlen der untergehenden Sonne graugelb färbten; in dies Gelb mischte sich das Grün einzelner Bäume und der bräunliche Farbenton der italienischen Fluren. Stadt und Thal erhellte die Sonne, während das uns gegenüberliegende Gebirge im Schatten lag, da ihm die nach der Ebene vorspringende Bergkette das Licht des schon am Horizont ruhenden Sonnenballs entzog. Vor uns auf der Mittelhöhe der Terrassen moderten die Trümmer der alten Stadt Fiesole.

Das liest sich nun, indem ich meine Beschreibung übersehe, recht angenehm, und die Phantasie eines Dritten, besonders eines solchen, der Hesperiens Gefilde als das Eldorado seiner Hoffnungen betrachtet, wird sich in Entzückungen baden. Allein ein Paar Worte noch mögen mir vergönnt sein. Der Totaleindruck, den die Stadt machte, war allerdings angenehm; ließ man indessen das Auge längere Zeit auf Einzelheiten ruhen, so erregten viele rußige Häuser und schwarze Fensterlöcher, so wie der Mangel an rothen Dächern bald ein unbehagliches Gefühl, welches unwillkürlich zu einer Zergliederung der ganzen Gegend führte. Vergebens suchten wir in der grauen Oede der Apenninen den violetten Duft, welcher die grünen Häupter unserer nördlichen Gebirge umhüllt, und wenn sich auch rings bis gegen die Mitte der Berge, so wie im Thale Vegetation zeigte, so blieb doch die Färbung todt, da Italien des lebhaften Grüns unserer Fluren entbehrt. Wie hübsch hatte ich mir den Oelbaum gedacht! Aber gerade der Oelbaum ist es vorzugsweise, der einer italienischen Gegend ein so todtes Ansehen giebt. Er sieht aus, wie unsere Weide,

hat in der Regel einen morschen Stamm wie sie, und ein ähnliches Blatt; nur ist die Farbe der Blätter noch grauer, als bei den Weiden, auch erreicht der Oelbaum nicht die Höhe derselben. Man denke sich nun eine Gegend, die, so weit das Auge reicht, mit Weiden bepflanzt ist, und nur hier und da durch das Laub einiger anderer Bäume Schattirung erhält; kann sie wohl Jemand, der an das saftige Hellgrün der nördlichen Fluren gewöhnt ist, schön finden? — Ich habe ferner schon gesagt, daß Cypresse und immergrüne Eiche schwarzgrün aussehen. Auch die Blätter des Feigenbaums haben eine schwarzgrüne Farbe, und wenn man erwägt, daß dieser Baum mit seinen großen handförmigen Blättern und knorrigen Aesten und Stämmen einem Krüppel zu vergleichen ist, so kann er nicht schön sein. Der Maulbeerbaum hat nur, wenn das Laub noch jung ist, eine lebhaft grüne Farbe. Ein wirklich schöner Baum ist dagegen der edle Kastanienbaum. Seine zierlichen, am Rande fein gezackten Blätter prangen im schönsten, saftigsten Grün; er erreicht eine Höhe von etwa 18 bis 24 Fuß und entfaltet seine Zweige in den anmuthigsten Formen. Allein wo er nicht in großer Menge steht, geht sein liebliches Grün in der Färbung des Ganzen mehr oder weniger unter.

Aus dem Angeführten erhellet, daß die Gärten, die wir sahen, im Allgemeinen sich grünlich schwarzgrau darstellten. Der Blick in die Ebene zeigte die schon erwähnte bräunlich grüne Färbung. Statt der reinen, krystallhellen Luft Italiens, die so sehr gerühmt wird, sahen wir die Ebene in graugelben Nebel gehüllt, und Wasser, das unumgängliche Erforderniß einer schönen

Gegend, fehlte ganz; denn vom Arno war, wenigstens von unserm Standpunkte aus, gar nichts zu sehen. Die Trümmern der kleinen Stadt Fiesole endlich sind unbedeutend, und mit deutschen Burgtrümmern nicht zu vergleichen. Wer unbefangen ist, wird mir nunmehr einräumen müssen, daß mein obiges Urtheil über die Gegend von Florenz begründet ist. Dennoch labte ich mich an ihrem Anblick, mit empfänglichem Gemüth dem Zauber des Fremdartigen mich hingebend. Es ist gewiß und wahrhaftig nur der Reiz des Fremdartigen, der die italienischen Gegenden verschönert. Prüfet Euch, Ihr Enthusiasten, Ihr werdet im Stillen Euch bekennen, daß ich Recht habe! — Ich wiederhole, daß es jetzt hier in Italien noch keinesweges Sommer ist; man kann also nicht sagen, daß die todte Färbung der Gegenden von schon vorgerückter Jahreszeit herrühre. Wir befinden uns im Gegentheil mitten im italienischen Frühling, denn fast alle Bäume stehen in Blüthe; die Blätter haben, wie man uns versichert, alle ihre frischeste Färbung. —

Noch ehe die Sonne hinabgesunken war, verließen wir die Villa und fuhren nun nach den Cascine *), dem Prater von Florenz. Am Eingange dieses öffentlichen Parks steht zur Rechten ein freundliches, großes Gesellschaftshaus; vor demselben ist ein freier Platz, auf dem wir mehrere Damen und Herren, in ihren Karossen haltend, in geselliger Unterhaltung mit einander erblickten. Eine Barriere trennte den freien Platz von einer kleinen Kunstwiese, die von den

---

*) le cascine, die Kuhweiden.

Bäumen des Parks eingeschlossen war, und auf welcher Kühe weideten. Rings um den Garten führt ein anmuthiger Fahrweg, der sich auf dem Hinwege bis zur Grenze des Parks eine Viertelstunde weit am rechten Ufer des Arno entlang erstreckt und auf dem Rückwege den Blick auf die mit Landhäusern besäeten untern Apenninen gestattet. Die Bäume des Parks, Rüstern und immergrüne Eichen, standen so dicht und waren theilweise mit Schlingpflanzen und Unkraut so üppig durchwachsen, daß sie an mehreren Stellen undurchdringlich erschienen. Sehr häufig bemerkten wir hier den Stamm der Bäume bis zu den untersten Zweigen rings in Epheu eingehüllt. Ueberhaupt haben wir dergleichen Schmarotzerpflanzen in Italien viel gesehen. Man läßt sie fortwuchern; ja, der Landbau Italiens ist auf dies System gegründet. Denn wo sich nicht wild eine Schlingpflanze erzeugt hat, rankt man den Weinstock an den in regelmäßiger Entfernung auf den Feldern stehenden Bäumen empor, und säet Mais auf die Zwischenräume. So entzieht der Mais und die Rebe dem Baume einen guten Theil seiner Kraft, und eine natürliche Folge ist, daß sich der Baum nie zu einer Höhe wie in den nördlichen Gegenden erheben kann, und daß er in der Regel schwach belaubt ist. Ich habe schon erwähnt, daß Italien im Ganzen wenig Bäume hat; diese Bäume sind alle nur klein oder doch von sehr mäßiger Höhe, und abgesehen davon, daß die Färbung der Blätter bei den meisten Arten todt erscheint, trägt auch das dürftige Laub dazu bei, eine italienische Gegend öde zu machen. Außer der immergrünen, richtiger immer schwarzen, Eiche, mit länglich runden, gerispeten und vorn zugespitzten Blättern, giebt

es hier zwar auch die bei uns einheimischen Eichenarten mit helleren und ausgezackten Blättern; allein welch ein kläg=liches Surrogat sind diese Bäume für die hohen, mächtigen Eichen Deutschlands! Ihr Blatt ist kleiner, als das un=serer Eichen, nicht von so lebhafter Farbe, und die ganze Höhe eines solchen Baums beträgt etwa 24 Fuß. Die gerühmte außerordentliche Vegetation Italiens besteht also wohl nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzer=pflanzen? — Doch ich will nicht zu früh urtheilen.

Ganz durchschauert von Frost kamen wir um 9 Uhr Abends nach Hause. Es ist der 8. Juni, und wir sind in Italien! Jetzt zwar nun erwärmt, peinigt uns das Ungeziefer, welches in den kostbaren Teppichen, die unsere Zimmer zieren, nur noch bequemer nisten kann. Wie wird es uns erst im tiefern Süden ergehn? Unter dem Teppich befindet sich Estrich; denn alle Zimmer in Italien haben keine Dielen, sondern die Fußböden bestehen aus fest ein=gefugten Ziegelsteinen, oder aus einem braunen, grau=braunen, oder grauschwarz gesprenkelten und blank polirten Estrich. Theils mag dies zur Kühlung dienen sollen, theils beabsichtigt man aber wohl, sich auf diese Weise gegen das Ungeziefer, welches leicht in den Ritzen der Dielen nistet, einiger Maaßen zu schützen.

Dreizehntes Kapitel.

Gute Manier, den Fremden Waaren aufzudringen. Letzter Besuch der Gallerie zu Florenz. Die Wirthsrechnung. Bedienungszwang. Abreise von Florenz. Die italienische Pinie. S. Casciano. Tavernelle. Poggibonzi. Schnelles Fahren der Postillone. Castiglioncello. Glühwürmchen. Siena. I passaporti! Der Gasthof zu den drei Königen. Italienische Volksgesänge; Höllengebrüll. Schlaflose Nacht. Flöhe von Wanzengröße.

Siena, den 9. Juni.

An jedem Morgen, den wir in Florenz zubrachten, fanden wir, sobald wir aus unsern Schlafzimmern in den Saal eintraten, Erzeugnisse des Florentiner Kunstfleißes und der Betriebsamkeit auf einem Tische zur Ansicht und zum Kaufe ausgebreitet Bald waren es Alabaster-, bald Mosaik-, bald Strohwaaren. Die Verkäufer sind gute Freunde des Cameriere, und verstehen, gemeinschaftlich mit demselben, ihre Waaren dem Fremden aufzudringen.

Heute Vormittag besuchten wir in Florenz die Gallerie zum letzten Male. Mit inniger Freude verweilten wir wieder sowohl in der Tribüne, als vor unserer Magdalene und vor Bandinelli's Kopie des Laokoon. Dann begaben wir uns nach dem Gasthofe zurück, um frühzeitig speisen und dann abreisen zu können. Sehr heitern Sinnes und nun schon an Uebertheuerungen gewöhnt, zahlten wir ohne

Aerger dem Wirthe 620 Paoli (etwa 62 Piaster) und außerdem 20 Piaster an Trinkgeld für die Bedienung. Für das Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten mußte dem Facchino ein Piaster gezahlt werden*)! In Deutschland zahlt man dafür 4 Gr.! — Dann brachte man die Päſſe, die längst in Wien vom päpstlichen Nuntius und vom neapolitanischen Gesandten visirt, in Florenz abermals von der Gesandtschaftsbehörde des Kirchenstaates und Neapels hatten besichtigt werden müssen. Da man uns jetzt Geld dafür abforderte, so konnten wir uns die Veranlassung dieser Maaßregel sehr wohl erklären.

Vor der Thür erwarteten uns, statt der geforderten zwei Postpferde, vier Pferde und zwei Postillone. Es war 2 Uhr, als wir Florenz verließen. Wir hatten bis Siena 5½ Post, also etwa 11 Meilen zurückzulegen.

Der Weg führte bald über bewachsene Anhöhen, bald durch Thäler, die mit Wein, Mais und Oelbäumen bebaut waren, bald zwischen dürren Hügeln hin, auf denen wir die ersten Pinien sahen. Die Pinie (italienische Kiefer) ist durchaus von der deutschen Kiefer verschieden. Sie hat einen langen, geraden Stamm, und oben viel aufwärts gekrümmte, nackte Aeste, die in einem breit abgestumpften Büschel von schwarzgrünen Nadeln zusammenlaufen. Auch sie trägt dazu bei, den Charakter einer italienischen Gegend zu verdüstern, der Landschaft das Ansehen einer unfruchtbaren Einöde zu geben.

---

*) Selbst wer Bedienung mitbringt, muß sich diesem Zwange unterwerfen!!

Wir berührten S. Casciano, einen Flecken auf der Höhe eines Hügels, Tavernelle, Poggibonzi. Von Tavernelle nach Poggibonzi fuhren wir 2 Meilen in einer kleinen Stunde. Wir saußten im Galopp dahin; bei einer Krümmung des Weges, der über eine schmale Brücke bog, wären wir fast über die niedrige Brüstwehr derselben gestürzt. Da die italienischen Postillone stets vom Sattel fahren, so kümmert es sie wenig, ob die Reisenden gefährdert werden; sie selbst haben ja nichts zu befürchten. Der Befehl, langsamer zu fahren, fruchtet nicht; sie glauben, der Reisende fürchte sich, und fahren in sich kichernd noch schneller. Wollte man sich auf der nächsten Posthalterei beschweren, würde man nur verlacht werden. —

Ungefähr 6 Miglien vor Siena hinter Castiglioncello ging es bergab, der Horizont trat nach und nach zurück; aber es war acht Uhr und die Nacht brach so plötzlich herein, daß wir bei völliger Dunkelheit in Siena anlangten. Auch heut erfreuten wir uns des zauberischen Schauspiels der in den Hecken am Wege leuchtenden und in allen Richtungen die Luft durchkreuzenden Glühwürmchen.

Am Thore weckte uns das sich stets wiederholende „i passaporti“ (die Pässe)! aus unsern Träumereien. Wir kamen aus Florenz, der Hauptstadt; allein der Paßzoll mußte nichts desto weniger entrichtet werden! — Wir sind in dem Gasthofe zu den drei Königen eingekehrt, in dem man uns zwei elende Schlafzimmer eingeräumt hat. Auf der Straße ist ein unerträglicher Lärm. Von allen Seiten herbei strömen Spaziergänger an unsern Fenstern vorüber und singen im Chorus mit durchdringender Stimme und so unmelodisch, daß ich nicht glauben kann, daß wir

uns im Lande der Musik befinden. Jedenfalls klingt der Gesang des gemeinen Volks in Deutschland harmonischer. Unsre deutschen Handwerker singen zwar meistens nur im kräftigen Unisono, aber doch in der Art, daß man die Melodie erkennt; diese italienischen Volksgesänge sind aber völlig ohne Melodie; durchdringende Fisteltöne erschüttern mit der abscheulichsten Disharmonie die Luft. Viel kreischende Weiberstimmen mischen sich in das Gebrüll der Männer. Großer Gott, sind wir denn in Italien? — — —

Es ist ein Uhr Nachts. Noch währt der brüllende Höllengesang, das Gelärm dieser unruhigen Menschen fort. Vergebens habe ich zu schlafen gesucht. Aus dem Fenster sehe ich noch immer Schaaren vorüberziehender Spaziergänger. In den Betten peinigen Flöhe von Wanzengröße; außerdem droht bei jeder Bewegung das elende Lager zusammen zu brechen. — —

Es ist zwei Uhr. Sparsamer lassen sich jetzt die Sänger hören. Allein völlig ruhig wird's in Italien wohl nie des Nachts. Ich will noch einmal versuchen, ob ich schlafen kann. Ach, wer in der Heimath wäre! —

Vierzehntes Kapitel.

Italienische Dankbarkeit. Bon viaggio. Selbst Wasser kostet in Italien Geld. Italienische Landschaften sind nicht schön. Buonconvento. Untersuchungen über die Klarheit der italienischen Luft. Torrinieri. Die Spelunke Ricorsi. Das Amorraspiel. Das Mittagsmahl zu Ricorsi. Die alte Feste Radicofani. Der toskanische Grenzbeamte. Gebiet vulkanischer Zerstörung. Oede Gegend. Die Bettelmönche. I passaporti! Pontecentino. Die gierigen Douaniers. Sechs Pferde und drei Postillone. Aquapendente. I passaporti! Der schwarze Adler. Die Abendmahlzeit. Die Postillone und die Cameriere zu Aquapendente. Die holde Unbekannte.

Aquapendente, den 10. Juni.

Wir haben heute bis 8 Uhr Abends 8½ Post, also etwa 17 Meilen, zurückgelegt, und doch erst um 8 Uhr früh Siena verlassen. Die Chausseen sind noch immer vortrefflich, fest und glatt wie Estrich, wenn gleich etwas schmal und ohne Bäume, die Postmeister noch immer auf ihren Vortheil bedacht und bereit, mehr Pferde vorzulegen, als erlaubt. Jetzt fahren wir mit sechs Pferden und drei Postillonen: vive l'Italie! Die Postillone fahren nach wie vor außerordentlich schnell, galoppiren die Anhöhen hinauf, und sind und bleiben unzufrieden mit Trinkgeldern, die ein deutscher Postillon für fürstliche Geschenke erachten würde. Nur wenn wir uns entschließen, noch ein zweites kleines Trinkgeld zuzulegen, äußern

sie ihre Zufriedenheit durch ein bon viagg' (buon viaggio, glückliche Reise)! Nie aber danken sie, so wie wir überhaupt, den ehrlichen Marco in Venedig ausgenommen, in Italien noch von keinem Menschen ein Wort des Dankes gehört haben. Es ist dies gewiß höchst charakteristisch, und eben so sehr, daß ein Postillon, wenn man seine Habsucht befriedigt hat, nicht „ich danke" sagt, sondern daß er statt dessen dem Geber eine glückliche Reise wünscht. Ein Paar Mal ließen wir uns heute Trinkwasser in die Flaschen füllen. Auch dafür mußte bezahlt werden. Die kleinste Dienstleistung, welche in Deutschland Jedermann aus Gefälligkeit erzeigt, wird in Italien Gegenstand des Gewinnes. In Pederina, wo wir in peinigender Sonnenhitze heute Mittag einem der Postillone, die uns gefahren hatten, die Wasserflasche herausreichten, um sie im nahen Brunnen zu füllen, verlangte der Kerl, dem wir schon sein Trinkgeld gegeben hatten, sofort Bezahlung für diese kleine Mühe, und verließ den Wagen nicht eher, als bis er seinen Willen durchgesetzt hatte. Ueberall gafften uns heut wieder die höhnenden Müßiggänger in's Gesicht; auf jeder Station peinigten uns Schaaren von Vagabunden durch Bettelei.

Je tiefer wir in das Innere Italiens vordringen, je mehr überzeuge ich mich, daß mein Urtheil über Land und Volk vollkommen begründet ist. Auch das Land, als Landschaft betrachtet, ist keineswegs schön. Einzelne Oasen in der Wüste machen die Wüste nicht zu einer reizenden Flur. Der Weg von Siena nach Aquapendente ist, besonders von Buonconvento an, sehr gebirgig. Siena selbst liegt mit seinen Thürmen auf der

Höhe eines Berges und in wirklich freundlicher Gegend. Bald aber wird die Gegend kahl und öde. Dann erblickt man höchstens noch das erstorbene Grün der Olive, entlaubte Maulbeerbäume und etwas Wein. Wie altes verfallenes Mauerwerk klebt hier und da eine Stadt, ein Flecken, ein Dorf am Felsen oder auf der Höhe eines Berges. Fast alle Ortschaften sind auf Bergspitzen gelegen. Dies ist eigenthümlich, denn in deutschen und nordischen Gebirgsgegenden sind im Gegentheil die Thäler bebaut. Sehr natürlich: im Norden sucht man die gegen Sturm und Wind geschützten wärmeren Thäler; im Süden entflieht man der Hitze in den Thälern, und siedelt sich auf luftigen Höhen an. Welch ein klägliches Bild gewährt eine solche auf der Höhe liegende italienische Ortschaft! — Schwarze verfallene Mauern mit schwarzen viereckigen Löchern statt der Fenster, in öder Gegend! — Und unbegreiflicher Weise sieht man aus der Entfernung nie eine Spur von Leben; während im Innern solcher Höhlen im Gegentheil eine im Verhältniß zum Raum ganz ungewöhnliche Bevölkerung wahrgenommen wird, und selbst im kleinsten Orte ein Lärmen und ein Treiben Statt findet, wovon sich deutsche Kleinstädter keinen Begriff machen können. Die bräunliche Färbung der Gegenden hat zugenommen. Ich aber rechnete darauf, nun bald Orangen und Palmen zu sehen! — Wir sind heute meilenweit über dürre Bergrücken fortgefahren, wo wir keine Spur von Vegetation wahrnahmen, ungeachtet wir uns keinesweges im Hochgebirge befanden.

Heut Mittag hatten wir übrigens Gelegenheit, Betrachtungen über die Klarheit der italienischen Luft anzu-

stellen. Täglich haben wir seit unserer Anwesenheit in diesem Lande uns bemüht, die Luft klarer, als bei uns zu finden. Bis jetzt war es uns nicht möglich gewesen. Heute aber fiel es mir auf, daß die auf öden, schwarzgrauen Anhöhen vielleicht eine Meile von uns gelegenen Ortschaften sich in der Mittagssonne wie mit einem Krystallglase bedeckt, ausnahmen, und daß man, ich möchte sagen, jede Steinfuge zu erkennen im Stande war. An den Bergen und Häusern zitterte ein ätherisches Fluidum. Als wesentlicher Unterschied im Vergleich mit unsern Gegenden stellte sich insbesondere dar, daß gerade zur Mittagszeit, wo bei uns jede Landschaft verliert, und wo die Sonne im Spätfrühling und im Sommer ihre Strahlen gewöhnlich in Höhenrauch taucht, alle Gegenstände so ungemein klar und deutlich hervortreten, wie bei uns an schönen, klaren Sommerabenden. Ich machte meine Reisegefährten hierauf aufmerksam; allein alle drei bestritten die Richtigkeit meiner Bemerkung, und fanden ihrerseits, daß auch heute die Luft nicht klarer sei, als bei uns.

Bei Torrinieri, 3 Posten von Siena, passirten wir diejenige Gegend, in welcher zur Rechten Montalcino und zur Linken Montepulciano auf der Höhe des Gebirges gelegen ist. Beide Ortschaften sind durch ihren Wein berühmt. In Ricorsi, einem einzelnen Hause zwischen nackten Bergen, entschlossen wir uns, unser Mittagsmahl einzunehmen, da die Mittagszeit längst vorüber war, die Postillone uns die Trefflichkeit der hier Statt findenden Bewirthung angepriesen hatten und drückende Sonnenhitze

uns peinigte. Es war indessen immer noch nicht so heiß, als an jenem Tage vor Wien.

Der Eingang des Hauses glich einem Stalle. Die Hausthür führte unmittelbar in die kothige Küche, in welcher mehrere mit einem Vetturin (Lohnkutscher) angekommene Reisende an einer schmutzigen Tafel saßen und in Gesellschaft ihres Wagenlenkers ein ekelhaftes Mahl verzehrten. Durch einen engen Durchgang zur Linken gelangten wir an eine schmale steinerne Treppe, welche zum zweiten Stockwerk führte. Hier wies man uns ein Paar leidliche, mit Backsteinen gepflasterte, und zum Empfang von Gästen nothdürftig eingerichtete Stübchen an, in denen es wenigstens kühl war. Eine Stunde verging, bevor der Tisch gedeckt wurde. Ich sah inzwischen aus dem kleinen Fenster, welches nach der Straße führte, und bemerkte mit Erstaunen, welche Anzahl von Menschen selbst in diesem einzelnen Hause wohnte. Fünf Männer und ein Paar Weiber mit ihren Kindern hatten sich vor dem Hause im Schatten versammelt; die Männer trieben eine wunderliche Beschäftigung. Zwei von ihnen sahen einander starr in die Augen, ihre linke Hand ruhte zusammengekniffen am Leibe, während sie die rechte mehrmals hinter einander zu gleicher Zeit vor sich auswarfen und sich einen, oder mehr oder weniger Finger derselben entgegenstreckten, wobei Jeder von ihnen mit lauter Stimme eine Zahl ausrief. Die drei andern Männer sahen aufmerksam zu. Es war ein Spiel, das merkte ich wohl. Wenn Einer der Spielenden verloren hatte, so trat ein Anderer von den Zuschauern an seine Stelle. Zuweilen geriethen die beiden Spielenden in solchen Eifer, daß ihre Augen

flammten und ich jeden Augenblick befürchtete, daß die ausgeworfene Hand des Einen den Andern ergreifen und mißhandeln würde. Wir erkundigten uns und hörten, daß dies das Amorra= (alla morra) oder Lieblingsspiel des gemeinen Volks in Italien sei. Die Theilnehmer einigen sich über den Gegenstand des Spiels, der eine Flasche Wein, oder ein Stück Geld oder dergl. zu sein pflegt, und über die Zahl der Points. Dann sehen sie einander scharf in die Augen, nicht aber auf die Hände, und rufen nun willkürlich eine Zahl aus (die jedoch, weil man nur 10 Finger hat, sich nicht über zehn erstrecken darf), wobei sie gleichzeitig eine willkürliche Anzahl von Fingern der ausgeworfenen Hand emporhalten. Trifft nun die Zahl der Finger beider einander entgegengestreckten Hände mit der in demselben Augenblick von einem der Spieler ausgerufenen Zahl zusammen, so hat derjenige, der die Zahl der Finger auf diese Weise zufällig errieth, einen Point gewonnen. Das Spiel ist wirklich unterhaltend; besonders ergötzlich aber war es uns, diese lebhaften Südländer damit beschäftigt zu sehen.

Ein junges, leidliches Mädchen, also, hier abweichend von der Regel, kein Cameriere, trug uns endlich das Essen auf. Es war eine entsetzliche Zumuthung, davon zu genießen. Dünne, elende Brühe, die man durch multrige Fadennudeln und schlechten Käse pikant zu machen gesucht hatte, zähe, frischgeschlachtete Hühner, deren Magen und Lebern als ein besonderes Gericht in Oel gesotten waren, und der schon erwähnte abscheuliche Knorpel mit Sauce von Rothwein, Oel und englischem Gewürz, so wie saure Semmel; dies war die Götterspeise, mit der

man uns für die Kleinigkeit von 1 Piaster für den Mann, zu Ricorsi erquickte. Um nicht zu hungern, ließen wir uns noch frische Eier kochen, die in Gemeinschaft mit dem wirklich trefflichen Wein, den man uns hier, und zwar ächt italienisch, in einer mit Binsen umflochtenen Bauchflasche, mit langem, oben abgebrochenem und mit einem Weinblatte verstopftem Halse vorsetzte, uns einiger Maaßen entschädigte. Auch hatte ich von Siena ein wenig bessere, d. h. etwas weniger saure, Semmel mitgenommen, und da ich genügsam bin, so war ich zufrieden. Das, was wir in Deutschland Brot nennen, haben wir in Italien noch nicht gesehen. Der Wein aber war Montepulciano, von dem der Dichter Redi singt:

Monte pulcian, che d'ogni vino è il re.
(Montepulcian, der König aller Weine ist!)

Nachmittags gelangten wir zuerst nach Radicofani, einer alten Feste auf dem Gipfel eines weithin schauenden Berges. Schon in Ricorsi sahen wir das alte Gemäuer vor uns am Horizonte liegen. Wir fuhren fortwährend bergan und kamen auf der rechten Seite dicht unter der Festung vorbei. Der Abhang des Gipfels unter den Mauern war hier in wilder Unordnung mit schwärzlichen Stein- und Felsenklumpen bedeckt, die unverkennbar vulkanischen Ursprungs sind. Einige Häuser weiter unten am Fuße des Berges bilden den Flecken Radicofani, wo sich die toskanische Grenzwache und Douane befinden. Wir wurden hier sehr lange aufgehalten. Ich mußte absteigen, und der Grenzbeamte unterhielt sich mit mir ungemein freundlich. Er theilte mir mit, daß erst vor Kurzem ein Preuße, den er einen sehr lieben Mann nannte, hier durchgegangen sei,

und hatte so lange zu erzählen, bis ich die Gebühren für die Visirung unserer Pässe, da ein halber Piaster seine uns aufhaltende Geschwätzigkeit nicht enden wollte, verdrießlich um einen ganzen Piaster vermehrte. Kaum sah der treffliche Beamte den Piaster, als seine Beredsamkeit versiegte, und er mit einem bon viaggio mich entließ.

Von Radicosani bis Pontecentino geht der Weg über ein weites Gebiet vulkanischer Zerstörung. So weit man sieht, erstrecken sich nach allen Richtungen hin die furchtbar zerrissenen, langen, röthlich grauen, flachen Rücken der Berge, auf deren Höhe man dahin fährt. Hier ist keine Spur von Vegetation; von allen Seiten gähnen furchtbare Schründe entgegen; zuweilen fuhren wir blitzschnell an tiefen Abgründen vorüber. Bald schien es uns, als seien wir von aller Welt völlig abgeschieden, so öde ist diese Gegend, die gleichwohl als Schöpfung einer furchtbaren Naturkraft und durch die weite Ausbreitung dieser Zerreißungen ein romantisch gestimmtes Gemüth tief ergreifen muß. Und als uns nun plötzlich auf der Landstraße ein Paar Bettelmönche entgegen kamen, die einzigen Wesen, welche außer uns die Einsamkeit der Natur störten, war es wieder der Reiz des Fremdartigen, der Gewalt über uns übte, und gern gaben wir diesem Eindrucke uns hin. Ohne daß sie uns ansprachen, erhielten die Mönche ein Almosen; unfehlbar nahmen sie uns für rechtgläubige Christen. Verwunderungsvoll und segnend blickten sie noch lange dem Wagen nach, der doch nur arge Ketzer barg.

Der Weg führte unablässig bergab. Sehr bald sahen wir Pontecentino, ein Dorf wie in einen Abgrund ein=

geengt, vor uns liegen. Hier hieß es abermals „i passaporti;“ außerdem stürzten die päpstlichen Douaniers zitternd vor Geldgier herbei, wir zogen die Geldbeutel, verstreuten nach allen Seiten Paolis und Piaster, und glaubten bereits alle Unannehmlichkeiten überstanden zu haben, als wir mit Schrecken bemerkten, daß uns sechs Postpferde vorgelegt wurden und sich drei Postillone in die Sättel schwangen. Nach unbeschreiblichem Aerger mit dem Stalliere (Stallknecht) und mit dem Posthalter mußten wir uns abermals der Willkür unterwerfen.

Allmälig erhob sich der Weg wieder und vor Aquapendente, welches wie eine große Ruine malerisch auf einem hohen Berge zwischen Felsen und Baumgruppen gelegen ist, begriffen wir, weshalb uns sechs Pferde aufgedrungen worden waren, weil wir hier eine steile Höhe zu erklimmen hatten. In den steyerschen Alpen waren wir aber noch viel steilere und größere Berge mit zwei Pferden hinaufgefahren. Es begann zu dunkeln. Der Abend war schön und milde; abermals leuchteten die Glühwürmchen. Allein der Himmel sah aus wie — bei uns.

„I passaporti!“ war das Erste, was man uns an den Thoren von Aquapendente, einem elenden Städtchen, entgegenrief. Ich protestirte mit der Bemerkung, wir hätten ja eben erst an der Gränze unsere Pässe vorzeigen müssen. Allein man achtete hierauf nicht, und wir mußten die Pässe abgeben, welche offenbar wieder nur deshalb eingetragen wurden, um uns dafür Geld abnehmen zu können. Wir stiegen darauf im aquila nera (schwarzen Adler) ab, wo alsbald der Wirth die Pässe zum dritten Mal forderte, um sie bei der Polizei visiren zu lassen, und uns die-

selben später gegen Entrichtung von 2 Paoli für jeden einzelnen Paß und eines Trinkgeldes für den Besorger zurückgab. Auf diese Weise hatten uns die Pässe in einem Zeitraum von 3 Stunden ungefähr 5 Thaler in preußischem Gelde gekostet! —

Kaum angekommen, wurden wir mit den zudringlichsten Fragen gequält, was wir zur Abendmahlzeit beföhlen; ungeachtet wir bereits erklärt hatten, daß wir nur Suppe und Braten zu haben wünschten. Man hätte uns am liebsten bis Mitternacht warten lassen und uns dann die in Italien üblichen Gänge, oder 13 Schüsseln vorgesetzt. Wir wiederholten sehr bestimmt, daß wir nur 2 Portionen Braten und 4 Portionen Suppe erwarteten; worauf uns der Cameriere, ein langer, widerlicher Gesell, sogleich höhnische und verächtliche Blicke zuwarf. Dies geringschätzende Benehmen vermehrte sich noch, als einer unserer Postillone in's Zimmer trat und wir demselben erklärten, daß er nur dann mit seinen Kameraden auf ein gutes Trinkgeld rechnen könne, wenn er Sorge trüge, daß wir morgen reglementsmäßig nur 3 Pferde erhielten, und daß wir für jetzt nur das Fixum der Taxe zahlen würden. Wir haben nämlich bemerkt, daß das Vorlegen einer größern oder kleinern Anzahl von Pferden hauptsächlich von dem Willen der Postillone abhängt. Der Postillon nahm die Taxe in Empfang und versprach, sich entfernend, unsere Wünsche zu erfüllen.

Inzwischen deckte der Cameriere den Tisch und setzte zwei Bauchflaschen mit Wein auf. Diese Art und Weise, den Fremden zu Ausgaben gleichsam zu zwingen, empörte uns, und wir erklärten ihm, indem wir ihm eine Flasche

zurückgaben, wir hätten gar keinen Wein verlangt; jedenfalls genüge eine Flasche. Er setzte dieselbe sogleich wieder auf den Tisch und antwortete noch höhnischer: „Das bleibt sich gleich, Sie mögen trinken oder nicht!“ Gewiß dachte er: das sind einmal erbärmliche, deutsche Lumpe! —

Nach einer Weile kam der Postillon zurück. Er versicherte, daß er Alles unsern Wünschen gemäß eingerichtet habe, und verlangte nun für sich und seine Kameraden das größere Trinkgeld. Wir erklärten ihm, daß er dies nicht eher erhalten könne, als morgen früh, falls wir dann wirklich nur drei Pferde vor unserm Wagen sehen würden. Nun begann ein Hin- und Herreden, ein lästiges Drängen und Quälen; endlich äußerte er, daß er noch heute mit seinen Kameraden nach Pontecentino zurück müsse, und um nur endlich Ruhe zu haben, zahlten wir ihm noch 2 Piaster. Kaum hatte der Postillon sie eingestrichen, als er für seine Bemühungen beim Postmeister noch ein besonderes Trinkgeld forderte! Ein Jähzorniger würde dem frechen Kerl das Erste, Beste gegen den Kopf geworfen haben. Wir unterdrückten den Ausbruch des Zornes, und warfen ihm, um nur endlich Ruhe zu gewinnen, im Gegentheil noch ein Geldstück hin. Ich genoß dann nur ein Paar Löffel Suppe, da mir Aerger die Kehle zuschnürte.

Während ich jetzt an meinem Tagebuche arbeite, hören wir unserer Wohnung gegenüber auf einem total verstimmten, schlechten Fortepiano phantasiren. Ich erwähne dessen, weil es das erste Mal ist, daß ich in Italien ein Fortepiano spielen höre. Man sagt mir, eine Dame spiele. O holde, italienische Unbekannte, wie ergreifen Ihre Disharmonien mein Herz! Wie sehne ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht in Aquapendente. Das englische Frühstück. Die Wirthsrechnung. Der spitzbübische Cameriere. Die Sanskülotten zu Aquapendente. S. Lorenzo nuovo und rovinato. Der Bolsenasee. Ein italienischer Wald. Montefiascone. Viterbo. Der Kräutermarkt daselbst. Die päpstliche Wachtparade. Sechs Pferde und drei Postillone. Kampf mit dem Stalliere. Politik der italienischen Postillone. Die Gegend duftet. Imposta. Freie Aussicht auf der Höhe. Der Lago di Vico. Ronciglione. Eintritt in die Wüste Campagna di Roma. Monterosi. Die alte kassische Straße. Baccano. Anblick von Rom. La Storta. Die Reisenden fahren im Galopp nach Rom. Porta del popolo. Der alte Enthusiasmus kehrt wieder. Bescheidenheit römischer Mauthbeamten. Das Hotel de Paris, bei Martignoni.

Rom, den 11. Juni.

Wir sind in Rom! Die Königin der Städte schließt uns in ihre Arme! Unbeschreiblich ist meine Freude. Endlich werden sich unsre Erwartungen erfüllen! Endlich werden wir Entschädigung finden für alle Widerwärtigkeiten, die uns Italien bereitet. Was haben wir heute wieder gelitten! —

Aquapendente, Dein Name bringt fieberisches Zucken in mir, in uns Allen hervor. Eine Nacht, wie die vergangene, habe ich noch nicht erlebt. Unser Lager in Siena war köstlich gegen das in Aquapendente. Die hölzernen Bettstellen knackten in ihren Fugen und wankten hin und

her, und zu den Schaaren von Flöhen, welche in der Matratze und den Decken nisteten, gesellten sich noch hungrige Wanzen von ungewöhnlicher Größe. Ueberdies war es schwül in den Stuben und das Lager, so wie die Wulst unter dem Kopfe so hart, daß uns alle Glieder schmerzten. Als sei es Hohn über unsere Leiden, fuhr die Dame uns gegenüber fort, lustig zu musiciren und unsre Ohren noch durch die Dissonanzen der verstimmten Saiten zu mißhandeln. Wir konnten kein Auge schließen, und verließen um 6 Uhr Morgens, nach vergeblichen Anstrengungen, in Schweiß gebadet, zerbissen, zerstochen, zerkratzt und gelähmt das abscheuliche Lager. Wir verlangten eiligst das Frühstück und die Postpferde; in der freien Luft und Morgenkühlung gedachten wir uns wieder zu erquicken. Erst nach einer Stunde brachte man den Kaffee; einige Klumpen gebackenen Sauerteigs vertraten die Stelle des Brotes und der Semmel. Glücklicher Weise setzte man uns, was auch in Florenz und Siena geschehen war, noch weiche Eier nach dem Kaffee vor, eine Sitte, die durch die reisenden Engländer in Italien eingeführt ist.

Endlich konnten wir abreisen. Wir forderten die Rechnung und trauten kaum unsern Augen, als wir 9 Scudi (also fast 13 Thaler*)) angesetzt fanden. Dafür hatten wir 4 Betten, 4 Portionen Suppe, 2 Portionen zähen, frischgeschlachteten Huhns, einen Teller voll fauler Kirschen, 4 Portionen Kaffee mit Semmel und 8 Eier gehabt. Der Wein war nur berührt worden, kostet auch hier nur

---

*) 1 Scudo à 100 Bajochi in preußischem Cour. 1 Thlr. 12 Sgr. 9½ Pf.

so viel, wie etwa eine Flasche Bier in Deutschland. Wir bezahlten, denn wo hätten wir Klage anbringen können! Seit jenem Vorfall mit der Polizei in Pianoro hatten wir die Lust verloren, den Schutz italienischer Behörden in Anspruch zu nehmen.

Einer von uns, der die Kasse führte, gab nun dem Cameriere 4 Napoleonsd'or zum Wechseln; gleichzeitig trug er ihm auf, ein Dutzend Apfelsinen holen zu lassen, um sie zur Stillung des Durstes mitnehmen zu können. Während der Cameriere sich zu diesem Behufe entfernt hatte, stiegen wir in den Wagen, vor dem wir, wie zu erwarten war, nicht 3 Pferde, aber auch, zur Ehre des Postmeisters in Aquapendente sei es gesagt, nicht 6, sondern 4 Pferde und 2 Postillone erblickten. Der Cameriere kam zurück, brachte die Apfelsinen und zahlte unserm Kassenführer das für die Napoleonsd'or eingewechselte Silbergeld, in die Hände. Unser Reisegefährte forderte den Cameriere auf, sich das Geld für die Apfelsinen (die, beiläufig gesagt, nicht etwa in Aquapendente gewachsen waren, denn auch dort giebt es noch keine Orangengärten) gleich abzuziehen. Dies geschah, und da wir, aufgebracht über die uns widerfahrene Behandlung, dem Cameriere kein Trinkgeld zahlen wollten, so machten wir Miene fortzufahren. Plötzlich rief nun der Cameriere: „Die Apfelsinen sind noch nicht bezahlt!" Wir wandten befremdet ein, daß er den Betrag dafür ja schon abgezogen habe. Er bestritt dies, und um keine Weitläufigkeiten zu haben, bezahlten wir die Apfelsinen noch einmal, befahlen aber nun ärgerlich den Postillonen, zuzufahren. Der Cameriere sah kaum, daß der Wagen anrückte, und daß er kein Trinkgeld erhalten sollte, als er bebend vor Wuth aus-

rief: e niente per il cameriere? (und Nichts für den Kammerdiener?) — Wir warfen ihm zuletzt 2 Paoli zu. Die Geringfügigkeit dieser Summe vermehrte die Wuth des Italieners; der Wagen fuhr ab; eine Secunde lang stand der Kerl sprachlos; — er sah, daß wir ihm in der nächsten Minute aus den Augen sein würden; — der Augenblick drängte; — seine Bosheit sann und fand blitzschnell ein Mittel sich zu rächen und uns zu prellen. — „Halt, halt," rief er uns nach, und der versammelte Pöbelhaufen, der Zeuge des Vorfalls gewesen war, begann sich mit ihm in Lauf zu setzen, „halt, Sie haben einen Napoleonsd'or zu viel bekommen!" „„Einen Napoleon zu viel,"" brüllte die Menge, „„haltet den Wagen!"" Wir hielten, oder richtiger die Postillone hielten; denn diese Nation lebt, wie ich mich immer mehr überzeuge, in stillschweigender Verbrüderung gegen Alles, was Fremder heißt. Der Cameriere forderte jetzt mit flammenden Augen einen Napoleonsd'or zurück. Er war so wüthend, daß ihm fast die Stimme versagte. Rings um uns Vagabonden und Sanskülotten mit wilden, drohenden Mienen! Jeder Aufenthalt mußte uns verhaßt sein; wir wollten heut noch nach Rom. Einwendungen waren vergebens. Der Kerl versicherte, sich versehen zu haben; und — ein Napoleon glitt in die Tasche des triumphirenden Betrügers! — Dahin sauste nun der Wagen durch die Straßen, und lautes Hohngelächter schallte hinter uns her.

Das aber war Aquapendente, eine Stadt, welche in den hesperischen Gefilden liegt.

Eine Stunde lang drehte sich unser Gespräch lebhaft um die uns widerfahrene Betrügerei. Der Weg führte

durch eine angebaute Ebene, die sich der Höhe Aquapendente's anschließt. In der Nähe der ersten Station S. Lorenzo nuovo sahen wir hier und da in den Seitenwänden der Hügel von Tuff kleine Höhlen, die den Hirten als Zufluchtsort dienen mögen. Nachdem wir wieder bergan gestiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Hügels, auf dem S. Lorenzo liegt, ein neugebautes Städtchen, in Form eines Vierecks, welches einen großen Platz einschließt, von dem wir vor uns in der Ebene den hellblauen Spiegel des Bolsenasees erblickten. Während wir den Bergrücken hinabfuhren, zeigte sich uns, zum ersten Mal in Italien, ein fast vaterländisches Bild. Der Bolsenasee hat 7 Meilen im Umfange, und ist rings von Basalthügeln umgeben, welche mit frisch grünem Laubholze bekränzt sind. In dem See, der ein versunkener Krater sein soll, liegen zwei Inselchen, deren eins sich wie ein kleiner Berg aus den Wellen emporhebt. Der Charakter der Gegend am See hat durchaus nichts Italienisches; nur die räucherigen Ortschaften, welche hier und da sichtbar sind, erinnern, und zwar auf unangenehme Art, an Italien. Am Fuße der Bergkette liegen im Laubgebüsch die Ruinen des alten Fleckens S. Lorenzo, jetzt S. Lorenzo rovinato genannt, weil die freundliche Gegend hier so ungesund ist, daß der Flecken zerstört werden mußte! —

Hinter S. Lorenzo rovinato gelangten wir an's Ufer des Sees, der von keinem Lüftchen bewegt, krystallhell vor uns lag. Wir fuhren am Fuße der Hügelkette fort, während wir den See zur Rechten behielten. Bald erreichten wir das Dorf Bolsena, von dem der See seinen Namen hat: ein elender Steinhaufen, Ueberbleibsel des alten Vulsinium,

einst eine der vorzüglichsten Städte Hetruriens. Allmälig erhebt sich der Weg und führt durch ein Eichwäldchen nach Montefiascone, welches, wie eine große, mit Kuppeln versehene Kirche, auf der Höhe eines Berges liegt, und früher auch wahrscheinlich nur ein großes Kloster gewesen ist. Ich erwähne des Wäldchens darum, weil unser italienisches Reisetaschenbuch als eine Merkwürdigkeit dieser Gegenden berichtet, es liege hier ein dichter Wald, dessen Bäume durch ihr Alter Ehrfurcht einflößten. Was doch die Leute hier für Begriffe von einem Walde haben! — Wälder, in unserm Sinne, giebt es, so weit wir in Italien gekommen sind, gar nicht. Stehen etliche Hundert kleiner, laubloser Bäumchen in weiten Zwischenräumen von einander auf einem Hügel, so nennen es die Italiener Wald. Die Bäume, die wir hier sahen, standen ebenfalls sehr weit aus einander und waren ungeachtet ihres Alters nur mäßig hoch und mit wenigem Laub bedeckt.

In Montefiascone trat der Posthalter an unsern Wagen und kredenzte uns trefflichen Muskatwein der dortigen Gegend. Gleichzeitig bat er uns dringend, zu Viterbo in dem Wirthshause einzukehren, welches ihm gehöre. Wir hatten kein Vertrauen, und antworteten, daß wir schon einem andern Gasthofe empfohlen wären. Mit unangenehmster Zudringlichkeit wiederholte der Mann sein Gesuch, und rannte, als die Pferde gewechselt worden waren, mehrere hundert Schritte neben dem Wagen her, indem er nicht aufhörte, die Vortrefflichkeit seines Gasthofes anzupreisen. Endlich versprachen wir, seine Bitte zu erfüllen.

Der Weg von Montefiascone nach Viterbo führt durch eine traurige Gegend. Ueberall sieht man Spuren vulkanischer Gewalt. Zur Zeit brennender Mittagshitze kamen wir in Viterbo an. Nachdem uns das wohlbekannte „i passaporti“ entgegengebrüllt war und unser Geldbeutel geklungen hatte, kehrten wir im Albergo reale des Posthalters zu Montefiascone ein, wo wir wirklich eine gute Bewirthung fanden und auch nicht übertheuert wurden. Insbesondere erhielten wir hier treffliche Kirschen.

Viterbo ist ein eng gebauter, räucheriger Steinhaufen, in dem gegen 12,000 Menschen leben. Die Stadt liegt am Fuße des Berges Ciminus. Wie gewöhnlich sahen wir schmutzige Handwerke in den Straßen treiben, in denen ausgespannte Leinwand gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewährte. Unser Gasthof lag an einem kleinen viereckigen Winkel, der mit dem Namen Kräutermarkt beehrt wird. Da das Pflaster der ganzen Stadt und also auch des Marktes aus großen, breiten, behauenen Lavasteinen besteht, so würde ein Besen diesen kleinen Platz in Zeit von einer Viertelstunde haben vollkommen reinigen können; allein Koth und Unflath, so wie faulende Ueberreste der Küchengemüse, die hier verkauft werden, scheinen seit Jahren diese breiten Steine zu bedecken. Die umliegenden Wohnungen der Menschen gleichen eher Räuberhöhlen, als den Wohnungen civilisirter Menschen. Wir blickten mit der Empfindung des Ekels auf die Straße herab, in der sich nur Gesindel zeigte. Plötzlich ertönte aus der Entfernung kriegerische Musik, die sich näherte, und bald darauf zogen päpstliche Truppen, wahrscheinlich die Wachtparade, an unsern Fenstern vorüber. Es waren etwa 30 Mann,

zwölf oder sechzehn Hautboisten an der Spitze, die eine schlechte Janitscharmusik machten. Man schien es mit der militairischen Ordnung nicht sehr genau zu nehmen: die Leute gingen gemächlich spazieren. Einige der Hautboisten trugen gar keine Uniform, sondern ihre bürgerlichen Kleider und einen runden Hut, was sich höchst possirlich ausnahm, und worüber wir herzlich lachen mußten.

Das Lachen sollte uns aber bald wieder vergehen. Drei Postpferde waren bestellt. Wir standen auf dem mit Schmutz und Spinnegeweben dekorirten, trümmerhaften Balkon des Hauses, und sahen, daß ein Postillon mit zwei Pferden die Straße heraufkam und dieselben vor unsern Wagen legte. Sollte es möglich sein? fragten wir einander leise. Kaum hatten wir indessen dem thörichten Gedanken Raum gegeben, mit 2 Postpferden in den päpstlichen Staaten fahren zu können, als wir abermals Getrappel in der Straße vernahmen und nicht zwei, sondern noch vier Pferde und ein zweiter und dritter Postillon sichtbar wurden, welche sogleich anschirrten. Wir protestirten mit lauter Stimme vom Balkon herab gegen diesen neuen Akt der Willkür, befahlen zwei Pferde abzunehmen und uns das Postreglement vorzulegen. Erst nach mancherlei Einwendungen versprach der Stalliere es zu holen und entfernte sich. Der Cameriere des Gasthofes deckte gerade den Tisch ab, und wir konnten uns nicht enthalten, gegen ihn die bittersten Bemerkungen über die Behandlung, die den Fremden in Italien und insbesondere in den päpstlichen Staaten widerfahre, auszustoßen. Er gab uns vollkommen Recht, und erzählte uns, daß von allen Fremden ohne

Ausnahme gleiche Klage über die schlechte Verwaltung des Kirchenstaates geführt werde.

Es verging eine Viertelstunde nach der andern; das Reglement kam nicht, die Pferde blieben vorgeschirrt. Eine Menge widrigen Pöbels harrte gaffend auf den Erfolg unserer Weigerung. Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, setzten wir uns endlich in den Wagen. Als die Pferde anzogen, erschien plötzlich der Postmeister mit dem Reglement. Man hatte sehr richtig kalkulirt, daß wir nun, im Abfahren begriffen, schwerlich noch Einwendungen machen würden. Ich sah flüchtig die mir vorgezeichte Stelle nach, welche von einem schwer bepackten Reisewagen sprach, fand aber alsbald eine andere, die auf uns anzuwenden war. Ich äußerte dies; natürlich ging es nun an's Streiten, und um nicht unsern Aerger nutzlos zu vermehren, schrien wir den Postillonen ein avanti (vorwärts) zu, was sie sich nicht zwei Mal sagen ließen.

Der Weg führte bis zur nächsten Station Imposta unaufhörlich bergan. Als die Haupthöhe erreicht war, wurden die beiden vordersten Pferde abgeschirrt und nach Viterbo zurückgesandt. Ich habe seither anzuführen vergessen, daß auf diese Weise in ganz Italien verfahren wird. Wo auf dem Wege von einer Station zur andern die Berge aufhören, spannt man, wenn 4 Pferde gegeben worden sind, zwei, wenn man aber mit 3 Pferden fährt, ein Pferd ab und schickt sie zurück. Nichts desto weniger muß der Reisende für die ganze Station die Zahl der Pferde, mit der er ausgefahren ist, bezahlen. Eben so verlangt der Postillon, der die Pferde zurückführt, sein volles Trinkgeld.

Auf dem Wege von Viterbo nach Imposta, einem einzeln stehenden Posthause auf der Höhe des Gebirges, sahen wir weit und breit zu beiden Seiten der trefflichen Chaussee Ginstergesträuch mit seinen gelben Blüthen, die den lieblichsten Duft aushauchten, und als wir höher stiegen, erfreute uns der Anblick edler Kastanienbäume und kleiner Eichen. Zu Imposta erhielten wir wieder 4 Postpferde. Hinter diesem Posthause gestattete uns bald darauf eine freie Höhe einen unermeßlichen Blick in die Ferne. Rings um uns erhoben sich, besonders zur Linken, die Apenninen mit ihren Verzweigungen, beleuchtet von der Nachmittagssonne, welche das röthliche Grau der Berge an einzelnen Stellen mit goldenem Glanze bedeckte. Sie lagen so fern, daß sie nur schwach, aber auch so nahe, daß sie deutlich genug, wie zart getuscht, gegen den blauen Himmel abstachen. Dicht vor uns blickten einzelne Landhäuser zwischen Pinien hervor. Als die näher liegenden Gebirge den Gesichtskreis wieder beschränkt hatten, fuhren wir an dem reizenden Lago di Vico (sonst Lago di Cimino) vorbei, der etwa $\frac{3}{4}$ Meilen im Umfang hat. Endlich gelangt man zu einem alten Triumphbogen und dann sofort nach Ronciglione, einem Städtchen von Tuffstein erbaut, mit einer Citadelle. In der Straße, in der wir hielten, war lebhaftes Treiben; vor den Kaffeehäusern sahen wir die halbe Bevölkerung unter leinenen Schattengängen versammelt. Man trat an unsern Wagen heran und verkaufte uns Limonade, die uns, da es warm war, sehr erquickte.

Hinter Ronciglione beginnt — das reizende Hesperien mit seiner gerühmten üppigen Vegetation? — nein, die 30 Meilen lange und 15 Meilen breite wüste Ebene, welche Campagna di Roma genannt wird. Zwischen Monterosi, Baccano und la Storta war die Chaussee erbärmlich. Wir hörten, daß wir auf der alten Via Cassia fuhren. Auf der Höhe hinter Baccano erblickten wir mit einer Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, das noch 4 Meilen entfernte Rom. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen über die weite Campagna und erleuchtete die fernen Häuser, die sich auf dem grauröthlichen Hintergrunde der niedrigen Höhenzüge, welche jenseit der Stadt den Horizont begrenzten, wie helle Punkte ausnahmen. Zur Rechten der Stadt, die übrigens sehr winzig aussah und einen sehr kleinen Raum einnahm, erhob sich ziemlich undeutlich eine einzelne graue Kuppel. „Das ist St. Peter!" rief, auf dieselbe zeigend, einer unserer Postillone mit freudiger Stimme. Von Baccano nach Rom führt die Straße bergab. Es war fast acht Uhr Abends, als wir la Storta, die letzte Station, ebenfalls nur aus ein Paar Häusern bestehend, erreichten, und wir versprachen den Postillonen ein gutes Trinkgeld, wenn sie uns so schnell als möglich nach Rom brächten, um beim Einfahren in die Stadt noch etwas sehen zu können. Und wir legten die beiden Meilen, die wir noch von derselben entfernt waren, den fast viertelstündigen Aufenthalt an der das Stadtgebiet begrenzenden Barriere mit eingerechnet, in drei Viertelstunden zurück! — Wir fuhren unablässig gestreckten Galopp, so daß uns oft das Athmen erschwert wurde. Die Gegend war öde und unkultivirt. An der Barriere wurden die Pässe abgefordert und gegen Ertheilung einer Empfangsbescheini-

gung mit der Bemerkung behalten, daß wir uns auf der Polizei zu gestellen hätten. Diese Bescheinigung kostete, wie nicht zu zweifeln ist — Geld; doch mehr noch die Douane. Nun aber flogen wir der Stadt zu, an Nero's Grabmal vorüber, und erreichten bald Ponte molle, eine schöne Brücke, welche über die Tiber führt. Von da leitete eine lange, lange Straße, die von Gartenhäusern in einem Thale zwischen den Bergen Pincianus und Marius gebildet wird, nach der Porta del popolo*). Es war noch nothdürftig hell, und mit Bewunderung und Entzücken betrachteten wir, als der Wagen am Thore innerhalb der Stadt hielt, den herrlichen Platz, der hier am Thore gelegen ist, die berühmte Piazza del popolo. Drei lange Straßen führen, durch zwei mit Kuppeln bedeckte Kirchen von einander geschieden, nach der Stadt; die herrlichsten Gebäude erheben sich an beiden Seiten des Platzes, der in der Mitte mit einem Obelisken und rechts und links mit schönen Springbrunnen geziert ist. Tief ergriffen von diesem großartigen Bilde riefen wir aus: Ja, Rom ist herrlich, entspricht unserer Erwartung!

Aus diesem Traum des Entzückens weckte uns bald die Stimme des Mauthbeamten. Wir versicherten, der Wahrheit gemäß, daß wir so eben erst an der Barriere den Zoll entrichtet, übrigens auch keine steuerbaren Gegenstände bei uns hätten. Dies half aber nichts; er machte Anstalten, uns zu visitiren, und um dem damit verbundenen lästigen Aufenthalt zu entgehen, drückte ihm Einer von uns 1 Scudo in die Hand. Mit der größten Frechheit

---

*) Das Volksthor.

zeigte er den Scudo einem zweiten Beamten, der inzwischen hervorgetreten war, und fragte ihn mit lauter Stimme, ob er damit zufrieden sei. Dieser verneinte; wir gaben daher den zweiten Scudo, und nun erhielten wir die Erlaubniß weiter zu fahren. Um aber den Schein zu beobachten, erklärte der moderne Römer, er werde uns einen Beamten in den Gasthof nachschicken und hier unsere Sachen untersuchen lassen.

Wir sind indessen nun zwei Stunden hier, und noch ist Niemand erschienen. Wir logiren dicht an der Piazza del popolo im Hotel de Paris bei Martignoni, und haben heute 20 Meilen zurückgelegt.

Sechzehntes Kapitel.

Der Enthusiasmus der Reisenden ist schnell wieder abgekühlt. Beschreibung der Stadt Rom. Der Corso. Die Straßen Rom's. Römische Flöhe. Philipp, der Cicerone, genannt Mossiou. Fontaine von Trevi. Colonna Antonina und Colonna Trajana. Engelsbrücke und Engelsburg. Der Vatikan und die Peterskirche. Die Orangenwälder Rom's. Das Kapitol. Gefängnisse. Der tarpejische Felsen. Das Mamertino-Gefängniß. Das Kuhfeld, einst forum Romanum. Der Triumphbogen des Titus. Das Kolisseum. Rom's Hügel. Der Triumphbogen des Konstantin. Spazierfahrt auf dem Corso. Dünkel der Italiener, veranlaßt durch die Thorheit der Reisenden.

Rom, am 12. Juni.

Mit Verlegenheit nehme ich die Feder zur Hand, um über unser heutiges Tagewerk zu berichten. „Rom ist herrlich!" riefen wir gestern in der Begeisterung, zu der die Großthaten der Vergangenheit, welche das alte Rom verherrlichten, nothwendig hinreißen müssen, und das Dunkel des Abends hüllte uns in den farbigen Schleier der Täuschung. Ach, auch hier sehen wir uns betrogen! —

Die Piazza del popolo, die schon gestern Abend unsere Aufmerksamkeit erregte, ist wirklich schön. Die Gebäude der nächsten Umgebung; die Fontaine; der ohne Piedestal 44 Fuß hohe Obelisk aus dem Sonnentempel zu Heliopolis, von August nach Rom gebracht; die beiden Kirchen Santa

Maria di monte santo zur Linken, und Santa Maria de' miracoli zur Rechten, beide von fast gleicher Architektur; die drei langen Straßen, welche vom Platze aus in die Stadt führen, und deren mittelste, zwischen den beiden Kirchen gelegene, der berühmte Corso ist; endlich die sich unmittelbar vom Platze aus erhebende grüne Terrasse des Monte Pincio mit seinen Villen: Alles dies gewährt vereint ein erhabenes, großartiges Bild. So aber dachten wir uns ganz Rom, und leider entspricht nur noch die Peterskirche unsern Erwartungen. Zwar haben wir noch einige andere schöne Kirchen, auch mehrere ausgezeichnete Fontainen und Obelisken, gesehen; diese Einzelheiten verschwinden aber im Ganzen; denn, wie alle übrige Städte Italiens, besteht auch Rom aus engen, schmutzigen Straßen; die Häuser haben, mit weniger Ausnahme, räucherige, grauschwarze, unten mit Koth und Spinngeweben behangene und von Kalk entblößte Mauern; auch hier vertreten oft blos schwarze viereckige Löcher die Stelle der Fenster; die so sehr gerühmten Palläste sind meistentheils alte, finster drohende Steinklumpen: Ruinen der Gegenwart neben Ruinen der Vergangenheit! — Ein enthusiastischer Verehrer Italiens hatte mir einmal gesagt, die Leipziger Straße in Berlin erinnere fast an den Corso*) in Rom. Welch ein Bild schwebte mir daher vom Corso vor! Und was sah ich? Eine lange, schmale, schmutzige Gasse mit vielen hohen,

---

*) Corso, der Lauf, das Rennen. Die Wettrennen der Pferde sind in Italien sehr gebräuchlich, und man nennt daher in den Städten diejenige Straße Corso, in welcher diese Belustigung Statt findet.

räucherigen Häusern *)! Freilich ist diese Straße, die in Berlin zu den schlechtern gehören würde, für Rom eine Zierde; denn mit Ausnahme der Babuino-, der Ripettastraße und weniger anderer, sind die Straßen Rom's erbärmlich; viele bringen durch Koth und das Höhlenhafte der Wohnungen Ekel hervor. Dieser Ekel steigert sich dadurch, daß auch hier die schmutzigsten Handwerke im Freien getrieben werden. Besonders widerlich sind die Fleischläden, vor denen man die geschlachteten Thiere mit abgezogner Haut aufgeblasen, oft noch in der Gestalt des Lebens, aufstellt, oder bläuliches, blutiges, anscheinend schon in Fäulniß übergegangenes Fleisch am Haken aushängt. Die Fleischer selbst gleichen mit ihren struppigen schwarzen Haaren, in ihrer schmutzigen Kleidung mit aufgekrämpelten Aermeln und nackten Waden eher wilden Kanibalen, als Mitgliedern einer civilisirten Völkerschaft. Die Schmiedeknechte haben ihr Feuer auf den Straßen angeschürt und schmieden, schwarzen Zigeunern gleich, daß die Funken umherstieben, während ein erstickender Schwefelgeruch die Luft verunreinigt. Wohin man blickt, hängen aus den Fenstern, selbst der vornehmen Häuser dieser angeblich prächtigen Stadt, Hosen, Strümpfe und Hemden zum Trocknen aus, so daß man sich überall in einem Kasernenviertel zu befinden glaubt. An vie-

*) Der römische Corso ist, ein Paar Stellen ausgenommen, 50 römische Palmi breit. Ein römischer Palmo enthält 99 pariser Linien; sonach sind 50 Palmi gleich $41\frac{1}{4}$ pariser Fuß, d. i. höchstens 21 Schritten!

len Straßenecken steht in der schon erwähnten Art mit schwarzen Buchstaben auf einem weiß getünchten Viereck: immondezzajo (Schmutzwinkel). In einigen dieser polizeilich sanktionirten Unflathwinkel lagen Haufen von Mist und Kehricht. Oft sahen wir Käseladen, vor denen die italienischen Käse in der ihnen eigenthümlichen Flaschenform hängen und eben nicht zur Reinigung der Luft beitragen. Sonst ist von kaufmännischem Leben und Treiben wenig zu bemerken. Mönche und Weltgeistliche schleichen in den Straßen umher. Die Weltgeistlichen tragen in ganz Italien schwarze Ueberröcke, kurze Beinkleider und Strümpfe von gleicher Farbe, Schuhe mit Schnallen und dreieckige Hüte. Zuweilen rollt eine Karosse vorbei; ist sie vergoldet und stehen mehrere Bediente in reicher Livree hintenauf, so weiß man, sie gehört einem Kardinal. Auch sieht man hier und da zweirädrige Ochsenkarren, oder Landleute auf Eseln langsam vorüberziehen. Das aber ist Roma, la superba! — Ihr Helden der Vorzeit, vermöchtet Ihr einen Blick zu werfen auf die Stadt Eurer Nachkommen! —

Wir haben in unserm Gasthofe abermals zwei abgesonderte Stuben und ein gemeinschaftliches Zimmer erhalten. Letzteres gewährt einen freundlichen Blick über die Piazza del popolo nach der Höhe des Monte Mario (Marioberg). Die Einrichtung des Gasthofes ist gut; in den aus Binsen geflochtenen Teppichen unserer Zimmer hat sich aber das Ungeziefer so vermehrt, daß wir keinen ruhigen Augenblick mehr haben. Die höchste Reinlichkeit, selbst der mehrmalige Wechsel der Wäsche an einem Tage, schützt in Italien nicht gegen diese Landplage. —

Wir waren heute früh kaum aufgestanden, als es leise an die Thür klopfte. Ein Herr in mittlern Jahren, mit einem vollen, blühenden, etwas pockennarbigen Gesicht, dickem, schwarzem Backenbart und lebhaften verschmitzten Augen, in einen feinen dunklen Frack, graue Beinkleider und Kamaschen gekleidet, trat, einen grauseidnen Hut in der Hand, zu uns ein. Die Feinheit und Sauberkeit seiner Wäsche und eine Brillantnadel, die sein Halstuch schmückte, ließen uns glauben, daß wir den Banquier vor uns sähen, an den wir hier empfohlen sind. Zu unserer nicht geringen Verwunderung hörten wir aber, daß er ein Cicerone sei, als welcher er uns seine Dienste anbot. Das Amt eines römischen Cicerone muß also goldne Früchte einbringen. Wir erklärten, daß wir bereit wären, uns von ihm führen zu lassen. Er heißt Philipp *), ist sehr gewandt und unterrichtet, und spricht geläufig französisch, wiewohl mit italienischem Dialekt. Da er uns nie Monsieur, sondern stets in diesem Dialekt Mossiou anredet, so haben wir ihm den Namen Mossiou gegeben. Mit etwas marktschreierischem Tone zählte er beim Antritt seines Amtes die Merkwürdigkeiten Rom's an den Fingern her, und versicherte, daß wir sehr lange hier bleiben müßten, wenn wir nur die Hauptsachen sehen wollten. Wir bemerkten dagegen, daß unser Ziel Neapel sei, daß wir zur Vermeidung der größern Sonnenhitze unsere Ankunft daselbst beschleunigen müßten, daß wir aber auf dem Rückwege noch einige Tage in Rom verweilen

---

*) Der Italiener nennt sich bekanntlich nur nach seinem Vornamen.

würden, und daß er sich hiernach zu richten habe. Eine so bestimmte Erklärung ist in Italien nöthig, um die Zudringlichkeit der Ciceroni im Zügel zu halten, die mit schlauer Ueberlegung den Fremden Wochen, ja Monden lang an einem Orte zu fesseln wissen. Deshalb muß die Anordnung dessen, was gesehen werden soll, vom Fremden selbst ausgehen, und dieser sich dazu sorgfältig vorbereitet haben.

Zuvörderst begaben wir uns nach der Fontaine von Trevi. Sie bildet die Façade des Pallastes Bon compagni, welche in der Mitte durch vier korinthische Säulen, und rechts und links neben diesen Säulen durch drei korinthische Pilaster geziert, und zwei Stockwerke hoch ist. Zwischen den Säulen befindet sich eine geräumige Nische von der ganzen Höhe des Pallastes, in welcher sich die kolossale, marmorne Statue des Ocean auf einem von Seepferden und Tritonen gezogenen Muschelwagen erhebt. Diese Gruppe ist vorn und an beiden Seiteu mit niedrigen Felsenhaufen umgeben, aus denen überall das Wasser in großer Menge hervorströmt und sich in ein großes Marmorbassin ergießt. Die Inschrift über der Nische nennt Clemens den Zwölften als Schöpfer dieses Bauwerks.

Nachdem wir mehrere Straßen durchwandert, und die Colonna Antonina (Antoninssäule) auf der Piazza Colonna, so wie die Colonna Trajana (Trajanssäule) auf dem Foro Trajano (pomphafte Benennung für eine Menge hier eingehegter Säulenfragmente) in Augenschein genommen hatten, gelangten wir zur Engelsbrücke und Engelsburg. Die Brücke, einst Pons Aelius, führt bekanntlich über die Tiber: ein unbedeutender Fluß, auf dem man nur wenig Barken sieht, die zwar breiter und höher, aber

nicht so lang sind, als die Elb= oder Oderkähne. Sie besteht aus fünf Bogen und ist auf der Brustwehr an beiden Seiten mit ziemlich räuchrigen Engelstatuen verziert. Ich habe viel schönere Brücken gesehen. Die Engelsbrücke stößt unmittelbar auf die Engelsburg, einst das Mausoleum Kaiser Hadrian's, jetzt ein Kastell, in Form einer kolossalen, plumpen Rotunde ohne Fenster, bei deren Anblick man höchstens anerkennt, daß die alten Mausoleen ungeheure Gebäude waren. Mossiou kramte hier seine Gelehrsamkeit aus, und trug uns in zierlichen Phrasen die halbe römische Geschichte vor. Der Mann heißt mit Recht Cicerone. Wir strebten aber, die Peterskirche zu sehen, deren Kuppeln uns schon auf der Brücke links jenseit der Tiber entgegen winkten, und hörten wenig auf ihn. Endlich gelang es uns, ihn von dem alten Steinklumpen loszureißen, und bald standen wir, aus einer engen Straße hervortretend, auf der Piazza di S. Pietro al Vaticano (St. Petersplatz auf dem vatikanischen Hügel).

Hier durchdrang uns jenes erhabene Gefühl, welches wir gestern Abend beim Anblick der Piazza del popolo empfunden hatten. Das ist ein Tempel des Herrn! Vor uns öffnete sich als erster Vorhof des Tempels ein großer, 588 Fuß tiefer Platz in Form eines quer liegenden Ovals, rechts und links im Halbzirkel von einem schönen Portikus *) in der Art eingeschlossen, daß die ganze Breite der mächtigen Kirche dem Auge frei bleibt. Jeder der beiden Portiken besteht aus vier neben einander laufenden, 60 Fuß hohen

*) Bedeckter Säulengang.

Säulenreihen von Travertin *). Im Ganzen enthalten sie 284 dorische Säulen und 64 Pilaster **). Das Hauptgesimms trägt rings herum eine Balustrade ***), auf welcher 192, zehn bis zwölf Fuß hohe Statuen von Heiligen vertheilt sind. In der Mitte dieses schönen Platzes, der Bernini's Werk ist, erhebt sich der Obelisk des Vatikan aus ägyptischem Granit, 72, und mit dem Kreuze 126 Fuß hoch. Mossiou belehrte uns, daß Caligula diesen Obelisken habe nach Rom bringen lassen. Auf der rechten und linken Seite des Obelisken befinden sich in der Mitte jedes Halbzirkels zwei vortreffliche ganz gleiche Fontainen, die das Wasser zwar nicht sehr hoch, aber in sehr großer Menge, garbenförmig nach allen Seiten über zwei in einander gesteckte Schaalen ausgießen.

Unmittelbar an diesen Vorhof schließt sich der zweite Vorhof des Tempels in Form eines irregulären Vierecks an, dessen längere Seiten zur Rechten und Linken ebenfalls bedeckte Gallerien einschließen, deren jede 360 Fuß Länge und 23 Fuß Breite hat. Von außen sind diese Gallerien mit Pilastern geziert und oben auf der Balustrade über dem Hauptgesimmse Statuen in der Art aufgestellt, daß jede derselben von einem Pilaster unterstützt wird. Die Hälfte dieses zweiten Vorhofs nimmt die flache, zierliche Marmortreppe ein, welche in die Kirche führt.

---

*) Travertin ist ein gelblich rothgrauer, etwas poröser, aber sehr fester, aus verhärteter vulkanischer Asche bestehender Tuffstein.

**) Viereckige Pfeiler.

***) Ein aus kleinen Säulen bestehendes Geländer.

Die Kirche selbst steht auf der Stelle, wo sich einst der Circus*) und die Gärten Nero's befanden, und wo der Tyrann das große Blutbad unter den Christen anrichtete. Die Körper dieser Unglücklichen wurden in der Nähe des Cirkus begraben, und später sollen auch die Gebeine des heiligen Petrus hier beigesetzt worden sein. Der Papst Anaklet ließ daher ein Bethaus auf dieser Stelle errichten; Konstantin der Große aber erbaute daselbst im Jahre 306 zu Ehren des Apostels eine Basilika**). Eilf Jahrhunderte stand dies Bauwerk, als es in Trümmer zu fallen drohte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ließ Papst Nikolas V. eine neue Emporkirche anfangen und sechzig Jahre später Papst Julius II. die Kirche nach der Zeichnung Bramante's weiterbauen. Zu jener Zeit errichtete man schon die 4 ungeheuern, 166 Fuß hohen Pfeiler, welche die Kuppel tragen sollten. Leo X. ließ demnächst unter Zuziehung Sangallo's, Rafael's und Peruzzi's mit dem Baue fortfahren, und die Kirche erhielt nun die Form eines Kreuzes. Paul III. endlich gab das erhabene Bauwerk in die Hände Michel Angelo's, der die wunderwürdige Kuppel darauf setzte, welche 130 Fuß im Durch-

---

*) Cirkus war bei den Römern ein länglich rundes, dachloses, zu Wettfahrten und zu Fechter- und anderen öffentlichen Spielen bestimmtes Gebäude.

**) Basiliken (von dem griechischen Worte βασιλικός, königlich) waren in den ersten Jahrhunderten Rom's prächtige, mit Gallerien gezierte, öffentliche Gebäude, worin Handels- und Gerichtssachen abgemacht wurden. Kaiser Konstantin schuf einige dieser Gebäude zu christlichen Kirchen um. Die ersten christlichen Kirchen erhielten daher den Namen Basiliken, zumal man sie auch in Form der alten Basiliken erbaute.

messer hält, und von der Spitze der Pfeiler, auf welcher sie steht, gerechnet, noch 258 Fuß hoch ist; so daß sich die Gesammthöhe des Gebäudes vom Estrich der Kirche an auf 424 Fuß beläuft. Maderni endlich beendigte unter Paul V. die Vorderseite der Kirche, und setzte, dem Plane Bramante's folgend, noch zwei kleine Kuppelthürme auf. Der ganze Bau soll 45 Millionen Scudi gekostet haben. Noch muß bemerkt werden, daß auch die Kirche aus Travertin erbaut ist.

Steht man in richtiger Entfernung vor der Kirche, so daß die Kuppel und die beiden Seitenthürme über der Façade (Vorderseite) im schönen Verhältniß hervortreten, glaubt man einen Zauberpallast vor sich zu sehen. Einen unangemessenen Eindruck macht indessen der Pallast des Vatikan, der sich rechts über den Portikus erhebt und die Symmetrie des Ganzen zerstört. Die Façade der Kirche ist nach einer Zeichnung Maderni's in Form eines Parallelogramms*) erbaut, 370 Fuß breit und 149 Fuß hoch, und enthält drei Fensterreihen über einander. Eine Balustrade umgiebt das flache Dach. Auf derselben sind an der Seite der Façade 13 kolossale, 17 Fuß hohe Statuen, Jesus Christus und die Apostel darstellend, vertheilt. Rechts und links befindet sich in der Balustrade eine Uhr. Fünf Thore führen zwischen 6 korinthischen Säulen in das Innere der Kirche. Vier dieser Säulen tragen in der Mitte der Façade ein Frontispice **), welches jedoch nur

---

*) Eines länglichen Vierecks.

**) Dreieckige Verzierung über dem vorspringenden Theil, besonders über dem Eingange eines Gebäudes, welche aus einem mit einem kleinen Dache versehenen Giebelfelde besteht.

über das zweite Stockwerk hinaus nicht ganz an die Balustrade des flachen Daches reicht. Eine Inschrift im Fries *) des Hauptgesimmses verkündet, daß Paul V., Borghese, die Façade zu Ehren des Fürsten der Apostel erbauen lassen. Im Ganzen erblickt man an der Façade acht korinthische Säulen und vier korinthische Pilaster, sieben Balkons und sechs Nischen. Jede der Säulen hat 8 Fuß 3 Zoll im Durchmesser und 88 Fuß Höhe. Das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen ist aber mit solchem Schönheitssinn angeordnet, daß im Totaleindruck des Ganzen die ungeheuern Dimensionen der einzelnen Theile untergehen. Bei flüchtiger Betrachtung erscheinen daher Façade, Kuppel und Seitenthürme nicht halb so groß, als sie wirklich sind.

Beim Eintritt durch das Hauptportal in die Vorhalle des Tempels erblickt man das im Jahre 1298 verfertigte Mosaikbild Giotto's, la navicella di S. Pietro (die Barke St. Peters im Meeressturm), und rechts und links an beiden Enden der Vorhalle, welche in Form eines Portikus die ganze Breite der Façade einnimmt, die marmornen Reiterstatuen Konstantin's, von Bernini und Karl des Großen, von Cornachini. Schon diese Vorhalle strahlt von Gold, Farben und Marmor. Den fünf Haupteingängen gegenüber sind fünf andere Thüren angebracht, welche unmittelbar in die Kirche führen. Eine davon ist vermauert und in der Mitte mit einem bronzenen Kreuze versehen;

*) Die schmale Fläche des Hauptgesimmses zwischen dem Unterbalken und dem Kranze, der oben das Gesimms einfaßt, heißt Fries.

sie wird Porta santa (das heilige Thor) genannt, weil sie nur alle 25 Jahre, d. h. am Anfange eines Heiligenjahres, geöffnet wird. Die Hauptthür ist von Bronze.

Was soll ich sagen von dem Innern der Kirche? Hier reicht Beschreibung nicht mehr aus. Jedenfalls ist das Innere noch schöner, als das Aeußere. Der Mensch verliert sich in diesen ungeheuern Hallen. Das Mittelschiff der Kirche hat 85 Fuß Breite, 142 Fuß Höhe und bis zur Emporkirche 575 Fuß Länge. Gleich beim Eintritt fällt das Auge unwillkürlich auf den ungeheuern Baldachin des Hochaltars, der von vier bronzenen, gewundenen Säulen von 86 Fuß Höhe getragen wird. Von dem Hochaltar her schimmern dem Eintretenden die 112 ewigen Lampen entgegen, welche rings auf 56 Leuchtern von vergoldeter Bronze eine Balustrade umgeben, von der die zum Grabmal St. Peters führende Marmortreppe eingeschlossen ist. Unten an der Treppe kniet in betender Stellung die lebensgroße Statue Pius des Sechsten, in Marmor trefflich von Canova ausgeführt. Das Innere des Grabmals ist mit kostbarem Marmor, mit Engeln und Festons von vergoldeter Bronze reich geschmückt. Ueber dem Hochaltar öffnet sich die ungeheure Kuppel. Sie unterbricht die Deckenwölbung der Kirche, erhebt sich über dieser Wölbung auf 32 korinthischen Wandpilastern und wird durch 16 zwischen denselben befindliche Fenster erleuchtet. Die eigentliche Wölbung der Kuppel ist in 16 Abtheilungen mit vergoldetem Stuckmarmor und mit Mosaikbildern, Jesus, die Jungfrau, die Apostel, Heilige und Engel darstellend, geziert. Ganz oben in der Decke der Laterne, also in einer Entfernung von mehr als 400 Fuß, erblickt man das

Haupt des ewigen Vaters in Mosaik. Den Hochaltar umgeben die vier ungeheuern, durch Bogen verbundenen eckigen Pfeiler, auf denen die Kuppel ruht. Im goldglänzenden Fries des prächtigen Gesimmses, der auf diesen Bogen ruht, und gleichsam die Grundlage der Kuppel bildet, steht in Mosaik mit gewaltigen Buchstaben: **Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum***). Diese Buchstaben scheinen von unten betrachtet einen Fuß hoch zu sein, sollen aber eine Höhe von 5 Fuß haben! —

Wohin außerdem das Auge in diesem herrlichen Tempel blickt, trifft es auf köstliche Marmorwerke, auf Fresko- und Mosaikbilder, auf Gold und Bronze, und wiewohl die höchste Pracht vorhanden ist, muß man doch bekennen, daß nirgends Ueberladung, vielmehr überall die edelste Simplicität vorwaltet. Der Fußboden ist kunstreich aus Marmor zusammengefugt. Das Mittelschiff zeigt rechts und links an jeder Seite vier gewaltige, oben durch Bogen verbundne Pfeiler, zwischen denen sich die herrlichsten Kapellen befinden. Auf jedem dieser großen Pfeiler sind an der Seite des Mittelschiffs ihrer ganzen Länge nach zwei schmale korinthische Pilaster von weißem, kannelirtem (der Länge nach gereiftem) Marmor angebracht. Sie halten mit Hilfe der Bogen ein Gesimms von 18 Fuß Höhe, welches durch die ganze Kirche fortläuft, und auf dem das von goldenen Rosetten in quadrirter Einfassung strahlende

---

*) Evang. Matthäi, Kap. 16. V. 18. u. 19.: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und will Dir des Himmelreichs Schlüssel geben."

Gewölbe der Decke ruht. Zwischen den korinthischen Pilastern befinden sich in der Wand Nischen mit Marmorstatuen. Die Gegenpilaster an den Seiten der Pfeiler, auf denen die Bogen ruhen, sind mit zwei über einander befindlichen Medaillons, welche die Bildnisse verschiedener Päpste in Basrelief von Bernini enthalten, geschmückt.

Man braucht mehrere Stunden, um nur nothdürftig die Einzelheiten des Gebäudes in Augenschein zu nehmen: Denn wie viel ist in den Seitengängen, in den Kapellen der Kirche zu sehen! — Insbesondere verdienen die unvergleichlichen, kolossalen Mosaikbilder über den 12 berühmten Hauptaltären der Kirche, die an den Wänden umher befindlichen prächtigen Grabmäler der Päpste und eine Menge von vortrefflichen Statuen Beachtung. Ueber den Grabmälern sieht man die Statuen der Verstorbenen in Lebensgröße, von den vorzüglichsten Meistern gefertigt. Das Hauptschiff der Kirche endigt 164 Fuß hinter dem Hochaltar mit einem andern prächtigen Altar von kostbarem Marmor, über dem sich ein von 4 kolossalen Figuren getragenes Monument von vergoldeter Bronze befindet, welches die hölzerne Kanzel St. Peters verschließt, und von Bernini's Meisterhand gefertigt ist. Hier erblickt man an beiden Seiten des Altars zwei Grabmäler von außerordentlicher Schönheit, zur Rechten das Grabmal Pauls III., von Jacob de la Porta; zur Linken das Urbans VIII., von Bernini. Die Statuen beider Päpste sind von Bronze; das Grabmal Pauls ist durch die kolossalen Marmorstatuen der Justitia und Prudentia (der Gerechtigkeit und weisen Vorsicht) und das des Papstes Urban durch die Statuen der Justitia und der Charitas (der christlichen Liebe) verziert.

Die Justitia am Grabmal Pauls war früher nackt, und um das Decorum in der Kirche zu beobachten, mußte Bernini die Marmorwellen des üppigen Körpers mit einem bronzenen Gewande bedecken. Endlich bleibt auch noch das Grabmal des im Jahre 1796 verstorbenen Papstes Clemens XIII. in einem der Seitengänge der Kirche zu erwähnen. Es ist ein Werk Canova's, und man bewundert daran vorzugsweise zwei ruhende Löwen, die Symbole der geistigen Kraft dieses Papstes.

Lange Zeit brachten wir in dem erhabenen Tempel zu. Wir bewunderten Mossiou's Gedächtniß, der uns über die größte Kleinigkeit eine historisch-kritische Rede hielt. Im Uebrigen war die Kirche völlig menschenleer und in derselben herrschte eine im Vergleich mit der äußern schwülen Luft so eisige Kälte, daß wir nicht begreifen, wie die Bewohner Rom's einen solchen Wechsel der Temperatur ohne Gefahr ertragen können.

Wir kamen um 2 Uhr nach Hause zurück, wo uns, wie gewöhnlich, 13 Schüsseln, auch leidliche Semmel, aber einige Karaffen voll sauren Landkrätzers, vorgesetzt wurden. Zum Dessert erhielten wir, was ich zur Vergleichung mit den Gartenerzeugnissen der jetzigen Jahreszeit in Deutschland anführe und auch ferner zu diesem Behufe anführen werde, Erdbeeren, Kirschen und frische Apfelsinen. Die letztern waren aber vor Säure nicht zu genießen. Auf die Frage, ob denn in Rom die Orangenbäume im Freien wüchsen, antwortete man uns, daß es einige wenige solcher Bäume in Gärten gebe, daß aber alle hier gewonnenen Apfelsinen sauer wären. Wir forderten nun süße Apfel-

sinen, hörten aber zu unserm Befremden, daß man dergleichen in Rom nicht bekommen könne. —

Nachmittags besuchten wir das Kapitol *). Es liegt in einer unbedeutenden und verbauten Gegend auf einem kleinen Hügel, zu dem eine elende, verfallene Treppe emporführt. Könnte man sich in Italien daran gewöhnen, die Bauwerke stets in gutem Zustande zu erhalten und sie abzuputzen, so würden manche einen bessern Eindruck machen. Es ist bekannt, daß vom alten Kapitol nur noch das Fundament übrig ist; das jetzige besteht aus einem Mittelgebäude, oder dem Senatorpallaste, welcher mit einem viereckigen Thürmchen versehen ist, und aus zwei isolirt stehenden, nach Michel Angelo's Zeichnung erbauten Seitenflügeln. Sämmtliche Gebäude enthalten zwei Stockwerke und sind in der Façade mit 8 korinthischen Pilastern, oben auf der Balustrade des flachen Daches mit Statuen geziert. Sie imponiren weder durch Größe noch durch Glanz, und würden vielleicht nicht beachtet werden, wenn sie nicht als ein Monument auf den Trümmern einer untergangenen Welt zu ernster Betrachtung aufforderten. Rom's Kapitol! Wie ganz anders habe ich es mir gedacht! Was ich fand, war eine hübsch gebaute, doch wohl zu bemerken, rußige und verwitterte, Villa eines Privatmannes. Oben an der Treppe ist der Platz, den die drei Gebäude des Kapitols bilden, mit einer Brustwehr versehen, auf welcher in symmetrischer Ordnung und zwar rechts und links an der

---

*) Jetzt Campidoglio, sonst ein prächtiger Tempel des Jupiter auf dem tarpejischen Berge, worin das Staatsarchiv aufbewahrt wurde. Neben dem Tempel stand die Burg des alten Rom's (arx Tarpeia).

Treppe Castor und Pollux mit ihren Pferden in kolossaler Größe, dann Trophäen (Siegeszeichen), und endlich die Statuen Konstantin Augustus und des Konstantin Cäsar, sämmtlich Antiken von Marmor, aufgestellt sind. Allein diese Kunstwerke sehen zu schwarz und verräuchert aus, als daß sich ein Gemüth voll Schönheitssinn daran erquicken könnte. Ich überlasse den Archäologen, die alles Alte schön finden, dabei in Verzückung zu gerathen. Auf dem Platze selbst steht die einzige ganze Reiterstatue von Bronze, welche aus der alten Welt noch übrig ist, die Marc Aurel's, ein wirklich herrliches Werk.

Vom Kapitol aus führte uns Mossiou vor den Gefängnissen vorbei, aus deren vergitterten Fenstern die Verbrecher Beutelchen an Schnuren heruntergehängt hatten, um daran die Gabe des Mitleids der Vorübergehenden heraufziehen zu können. Gleich darauf gelangten wir in einen ekelhaften Straßenwinkel, der vor Schmutz starrte, und wo im Unflath und Kehricht eine Menge schwarzhaariger, fast nackter Kinder spielten und ekelhafte Weiber müßig vor den Thüren ihrer höhlenhaften Wohnungen saßen. Von allen Seiten bettelte man uns an. Wir fühlten sogleich die Pein vermehrten Ungeziefers und fragten verdrießlich, was wir hier sollten. „Wollen Sie nicht," antwortete Mossiou fast empfindlich, „den tarpejischen Felsen *) sehen?" Wir mußten uns nun schon zu Ehren der alten Geschichte hierzu bereit erklären. Mossiou führte uns durch die engen Thüren eines elenden Hauses in ein hinter dem=

---

*) Vom tarpejischen Felsen wurden die zum Tode verurtheilten Missethäter herabgestürzt.

selben befindliches Gemüsegärtchen, welches am äußersten Ende an eine niedrige Mauer stieß, über welche hinab man einen Theil der Stadt in der sehr mäßigen Tiefe von vielleicht 50 Fuß unter sich liegen sah. Da die Häuser bis dicht an den Fuß des felsigen Hügels, auf dem wir uns befanden, reichten, so konnten wir uns selbst mit der kühnsten Einbildungskraft nicht in die Illusion versetzen, die erforderlich war, um Mossiou's anscheinende Begeisterung zu theilen. Wir vermochten dies um so weniger, als der Theil der Stadt, den wir hier vor uns sahen, das widerliche Bild italienischer Städte nur noch mehr in uns befestigte; überall sahen wir schwarze Fensterlöcher, schmutzige Steinhaufen und Ruinen in wilder Unordnung. Als wir uns sehr bald wieder entfernten, verlangte die Frau, die uns ihre Wohnung geöffnet hatte, ein Trinkgeld. Da wir heut zu wiederholten Malen schon in die Nothwendigkeit versetzt worden waren, kleines Geld auszugeben, und wir damit nicht versehen waren, so übertrugen wir unserm Cicerone alle kleinen Auslagen an Almosen, Trink- und Eintrittsgeldern, und überließen ihm, uns dieselben täglich zu berechnen.

Nicht erbaut von der Antiquität, die wir so eben gesehen hatten, fürchteten wir uns fast, das Forum romanum *) in Augenschein zu nehmen, welches hinter dem Kapitol gelegen ist, da wir wußten, daß es gegenwärtig Kuhfeld (campo vaccino) heißt, und sich kaum zweifeln ließ, daß das Sprichwort nomen et omen sich geltend machen werde.

*) Der große, prächtige Platz des alten Rom's, welcher für die Zusammenkünfte des Volks bestimmt war.

Auf dem Wege dahin führte uns Mossiou zu den Ueberbleibseln des uralten Gefängnisses Mamertino, sogenannt von Ancus Martius, der es am Fuße des Kapitols erbauen ließ. Man steigt eine enge Treppe hinab und gelangt ganz unten in ein feuchtes, winkeliges Loch, von schwarzen Quadersteinen, welches Gefängniß des Tullius heißt, weil es Servius Tullius erbaut haben soll. Im Felsenboden dieses Gefängnisses befindet sich eine klare Quelle. Der fromme Glaube wähnt, Nero habe die Apostel Peter und Paul hier gefangen gehalten, die Quelle aber zur Taufe des Kerkermeisters Martinian gedient, welcher später als Martyrer starb. Ueber diesem Gefängniß ist die St. Josephskirche erbaut worden.

Am Fuße der Treppe, welche von dieser Kirche nach dem Forum führt, befinden sich die vortrefflichen Ueberbleibsel des Triumphbogens des Septimius Severus, welcher im Jahre 205 nach Christi Geburt erbaut worden ist und aus drei Bogenöffnungen besteht. Sodann übersieht man das Forum, ein längliches, irreguläres Viereck, auf dem sich hier und da noch einige Säulen und Säulentrümmer befinden. Es stehen hier namentlich drei kannelirte, korinthische Säulen des von August errichteten Tempels des Jupiter tonans, die Säule des Kaisers Phokas, ein Portikus von acht jonischen Säulen, der zu einem Tempel der Fortuna gehört haben soll, und wie selbst die begeisterten Archäologen einräumen, schlecht gebaut ist; rechts vom Tempel des Jupiter tonans die kläglichen Ueberbleibsel eines Tempels der Concordia und ein Paar Säulen von einem Tempel des Jupiter stator. In der Entfernung zur Linken erblickt man einen gewaltigen Stein-

klumpen, mit drei hohen, wohl erhaltenen Bogen, welcher Tempio della pace genannt wird, und derjenige Friedenstempel sein soll, den, wie Sueton berichtet, Vespasian baute, wiewohl die Archäologen der neuern Zeit behaupten, daß es die Trümmer einer Basilika Konstantin's seien. Man sieht mit einem Worte Trümmer, einen ungepflasterten, wüsten Platz, links eine Allee, rings schlechte Gebäude, etliche Kirchen, wenig Menschen und unterschiedliche Ochsen: — das ist das forum romanum im Jahre 1833.

Wir schwiegen sämmtlich und dachten desto mehr. Mossiou predigte; für jedes alte Mauerwerk hatte er einen Namen; jeder alte Steinklumpen war ihm eine köstliche Reliquie, ein herrliches Bauwerk.

Wir kamen an dem Triumphbogen des Titus vorbei, den der Senat und das römische Volk nach der Eroberung Jerusalem's hatten errichten lassen. Er besteht zwar nur aus einer Bogenöffnung, ist aber mit schönen und wohl erhaltenen Basreliefs geziert. Nur beiläufig erwähne ich der kläglichen Ueberbleibsel der alten Fontaine meta sudans und des Piedestals des Kolosses des Nero; denn es verlohnt nicht der Mühe, einen Blick darauf zu werfen, wiewohl wir von unserm Cicerone gepeinigt wurden, sie mit Ehrfurcht zu betrachten. Allein mit Bewunderung spreche ich vom Koliseum, welches wir schon auf dem Forum in der Entfernung vor uns gesehen hatten, und welches nun in seiner erhabenen Größe vor uns stand.

Das Koliseum *) ist unbezweifelt die größte Ruine

*) Das berühmte Amphitheater des Vespasian, so genannt von dem in der Nähe befindlich gewesenen Koloß des Nero. Die Amphitheater waren zu Kampfspielen und Thiergefechten bestimmt.

des klassischen Alterthums. Noch läßt sich die alte Form dieses wunderwürdigen Bauwerks genau wahrnehmen. Man glaube nicht, daß es, wie irrthümlich angenommen wird, überhaupt das größte Gebäude sei, ich könnte sehr viel Gebäude der neuesten Zeit anführen, welche bedeutend größer sind, wie dies z. B. der Peterskirche und dem Vatikan eingeräumt werden muß. Vespasian ließ das Koliseum nach seiner Rückkehr aus dem Kriege wider die Juden erbauen. Es hat die Form eines Ovals, 1641 Fuß im Umfange und an einzelnen Stellen 157 Fuß Höhe. Drei Reihen Arkaden, jede aus 80 Bogen bestehend, laufen rings umher über einander fort; jeder einzelne Bogen wird durch eine Halbsäule von dem andern geschieden; ein viertes noch höheres Stockwerk ist äußerlich mit Pilastern geziert, zwischen denen sich viereckige Fenster befinden. Von Marmor und Kostbarkeiten kann man gegenwärtig nichts mehr wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen Quadern von Tuffstein Hier und da sind Ausbesserungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und wenn es so fortgeht, wird man in Jahrhunderten ein neues Koliseum an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem Jahrtausend Statt fanden, was ist dann wohl schon jetzt vom alten Koliseum noch übrig??? —

Aus den Bogen der Arkaden, zu denen wir emporstiegen, hatten wir eine freundliche Aussicht nach verschiedenen Seiten. Mossiou zeigte uns hier die Hügel, auf denen Rom erbaut ist. Sie sind aber kaum zu unterscheiden, und seitdem sie der Schutt und die Trümmer des alten Rom's bedecken, überall sehr abgeflacht. Im Innern des

Koliseums steht in der Mitte der alten Arena ein Christuskreuz, und rings umher sind Stationen zum Beten angebracht. Das alte Amphitheater ist daher jetzt eine Art Bethaus geworden. — In der Nähe befindet sich der schöne, aus drei Bogenöffnungen bestehende und durch 8 korinthische Säulen verzierte Triumphbogen des Konstantin.—

Mit Ausnahme des durch seine Größe imponirenden Koliseums bringt keine in der Stadt befindliche römische Ruine einen malerischen Effekt hervor, weil Ruinen nur im Freien, nie in der Umgebung von bewohnten Häusern angenehm auf die Einbildungskraft wirken können. Mag man auch noch so sehr von archäologischer Schwärmerei durchdrungen sein; bei einigem Sinn für Schönheit und Ordnung entsteht in dem Beschauer, der in der Umgebung moderner Gebäude alte Trümmerhaufen wahrnimmt, unwillkürlich der Gedanke, daß polizeiliche Nachlässigkeit die Forträumung derselben unterlassen habe. Mossiou wollte uns noch zu den Bädern des Titus führen, die wir vom Koliseum herab erblicken konnten; allein die Lust, Ruinen zu sehen, war zur Genüge befriedigt.

Abends fuhren wir auf dem Corso spazieren. Hier zeigte sich nun etwas Leben. Man fährt von dem venetianischen Pallast aus bis zur Piazza del popolo, wo man bequem wenden kann. Wir bemerkten einige Spaziergänger und auch ein Paar Familien zu Wagen; allein unter den Damen nur ganz gewöhnliche Gesichter. Wie in Florenz vor den Cascine, hielten die Wagen hier auf der Piazza del popolo, wo man Luft schöpfte und sich unterhielt. Auszusteigen hütet man sich; denn die Flöhe würden dann die beabsichtigte Erholung vereiteln.

Mossiou machte uns mit prahlerischen Worten auf die Palläste des Corso aufmerksam. Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß wir unter allen diesen räucherigen Gebäuden kein Haus sahen, welches uns besonderer Beachtung werth geschienen hätte. Es ist traurig, daß enthusiastische Thoren in Italien alles schön und besser als in ihrem Vaterlande finden. Sie sind daran Schuld, daß die Italiener sich jedes fremde Land als ein Barbarenland vorstellen, und daß dieselben mit unsäglichem Dünkel bei jedem Gegenstande, den sie dem Fremden zeigen, demuthsvolle Anerkennung heischen. Es ist wahr, ihre Vorfahren sind unsere Lehrer gewesen; allein der Schüler lernt allmälig den eigenen Weg gehen. Mossiou war verdrießlich, daß wir die schwarzen Häuser, die er uns als Palläste anpries, oft nur mit flüchtigem Blick betrachteten. Zum Teufel, es war nichts daran zu sehen und wir haben im Norden ähnliche, oder ganz andere und schönere Gebäude!

Siebenzehntes Kapitel.

Kampf mit den römischen Flöhen. Römische Kunsterzeugnisse. Butter, eine Leckerei in Italien. Oel, als Surrogat. Die römische Luft. Schlußprocession des Frohnleichnamsfestes. Die päpstliche Schweizergarde Kastratengesang in der Peterskirche. Beschreibung des Zuges bei der Procession. Römische Jungfrauen. Der Papst. Geläute und Glockengebimmel. Dispensirte Nonnen. Die Anlagen des Monte Pincio. Anblick Rom's von diesem Hügel. Das Mausoleum des Augustus. Kälte im Juni. Mossiou schnellt die Reisenden ein wenig.

Rom, am 13. Juni.

Unsere Nacht war schlaflos! Der stete Kampf mit heißhungerigen Flöhen erhielt uns wach. Erst gegen Morgen sanken wir in einen unruhigen Schlummer. Allein er war nur von kurzer Dauer; denn bald weckten uns die helltönenden Glocken der Ochsenkarren, welche in großer Anzahl, mit Lebensmitteln beladen, durch die Porta del popolo zur Stadt hereinkamen, und von Landleuten geführt, unter unsern Fenstern vorüberzogen.

Auch hier fanden wir, als wir aufgestanden waren, in unserem Salon Kunsterzeugnisse zur Ansicht ausgelegt. Man zeigte uns treffliche Mosaiksachen und Gemmen*);

---

*) Edle, oder doch nicht werthlose Steine, in welche kunstreich Figuren eingeschnitten sind.

forderte aber ungeheure Preise. Nachdem wir gefeilscht, brachte man das Frühstück. Auch hier wurde uns nur auf ausdrückliches Verlangen Butter zur Semmel, und zwar wieder nur in dürftigen Kläckchen vorgesetzt. Butter ist wirklich eine Leckerei in Italien. Man kocht mit Oel. Dies giebt allen Speisen einen ganz eigenthümlichen, fast widrigen Geruch und Geschmack. Der Geruch zieht aus den Küchen in die Häuser, aus diesen in die Straßen. Alle italienische Städte riechen nach diesem Küchendunst; man weiß mit geschlossenen Augen, daß man sich in einer italienischen Ortschaft befindet.

Der heutige Vormittag sollte der nähern Besichtigung der andern vorzüglichen Hauptkirchen gewidmet werden; ich mußte indessen, da ich mich nicht ganz wohl befand, das Zimmer hüten. Die Luft Rom's scheint mir nicht zu bekommen.

Nachmittags befand ich mich etwas besser. Mossiou hatte uns gesagt, daß heute das Frohnleichnamsfest mit einer großen Prozession vor der Peterskirche beschlossen werden würde, und daß er uns Plätze dazu gekauft habe. Gegen halb fünf Uhr machten wir uns daher auf den Weg. Das Wetter war gut; die verödete Stadt zeigte sich auf kurze Zeit belebt. Von allen Seiten strömten Fußgänger und Wagen über die Engelsbrücke der Kirche zu. Wir erblickten bei dieser Gelegenheit die Blüthe der weiblichen Bewohner Rom's; allein nirgend ein hübsches Gesicht. Ueberall sahen wir französische Tracht, wie bei uns, nirgend Nationalkostüme, die doch auf keinem der Bilder fehlen, in welchen man uns Leichtgläubigen die hesperischen Gefilde

vor die Augen zu bringen pflegt; höchstens trugen die Bäuerinnen, welche vom Lande hereingekommen waren, das weiße, viereckige, zusammengelegte Tuch auf dem Kopfe, welches hinten schleierartig herabhängt, und einige junge Mädchen den blanken Metallpfeil hinten im schwarzen Haar.

Das weite Oval des Säulenplatzes vor St. Peter war rechts und links zwischen den Obelisken und den beiden Fontainen mit Stühlen von geflochtenen Binsen bedeckt, die von den Eigenthümern mit lauter Stimme ausgeboten wurden. Päpstliches Militair hatte von der Kirche an bis zum äußersten Ende des Platzes eine Chaine gezogen, innerhalb welcher sich die Prozession bewegen sollte. Die Kirche selbst und der Vatikan waren von der Schweizergarde des Papstes besetzt: eine abenteuerliche Erscheinung des jetzigen Jahrhunderts, da diese Leute altdeutsche Tracht von gelber Farbe, Klapphüte und Hellebarden tragen. Aus den Fenstern in der Nähe des Platzes hingen einige bunte Teppiche.

Wir begaben uns in die Kirche, in welcher das Volk hin- und herfluthete, während in dem Querschiff zur Linken des Hochaltars von einer Tribüne herab ein Männerchor von etwa 20 Stimmen eine große Motette mit untermischter Orgelbegleitung vortrug. „Es sind die Kastraten dabei," flüsterte Mossiou. So eben trillerte ein zu Ehren der Gottheit entmannter Sänger in einem Solo und verdrehte die Augen in wirklicher oder erheuchelter Verzückung, während die glücklicheren Bassisten des Chors spöttische Blicke auf den Armen warfen; man sah ihnen an, daß die Weibertöne aus

der Kehle eines grauhaarigen Mannes ihnen lächerlich vorkamen. Dann fiel der Chor ein; aber er klang in den weiten Hallen dünn und kläglich; die Bässe und Tenore waren nicht zu hören; der Kastratendiskant prädominirte. Man hatte auch hier keine Ahnung vom Nüanciren; es war ein herkömmliches Geplärr, welches nicht ergreifen konnte. Nur wenige Personen achteten auf den Gesang. Die Orgel, eins der Positive St. Peters, verhallte in den weiten Räumen fast ungehört. Also aber war die Kirchenmusik beschaffen, die wir in Rom hörten!—

Nachdem wir uns nochmals in dem herrlichen Tempel umgesehen hatten, begaben wir uns nach unsern Pläzzen vor der Kirche. Ein Kanonenschuß von der Engelsburg und das Geläute der Glocken verkündigten den Anfang der Prozession, welche um 6 Uhr die Kirche verließ, und über die Treppe hinab den Weg zur Rechten einschlug. Ueberall waren Blumen und duftende Blätter gestreut. An der Spitze des Zuges sahen wir einen rothen Baldachin, in Form eines Schirms mit goldenem Knopfe. Während der vordere Theil des Zuges unter der Menschenmenge verschwand, gewährte der höher liegende Eingang der Kirche mit der Treppe in jeder Sekunde ein neues, überraschendes Bild, weil sich die Prozession endlos in neuen Erscheinungen fortbewegte. Erst nach einer halben Stunde erreichte uns der rothe Baldachin. Mossiou erzählte uns, daß der Zug größtentheils aus römischen Bürgern bestehe, die es als ein frommes Werk betrachteten, als Laienbrüder gekleidet,

an einer Prozession Theil zu nehmen und Kreuze, Fahnen oder brennende Wachskerzen zu tragen.

Hinter dem Baldachin erblickten wir eine prächtige Fahne mit dem Madonnenbilde und ein gewaltiges, 12 Fuß hohes Kreuz, unter dessen Last der Träger zu erliegen schien. Dann folgten kleinere Kreuze, mit dem in Holz geschnitzten Christusbilde; mehrere Bürger im schwarzen Laienbrudergewand mit weißem Kragen, brennende Kerzen in den Händen; abermals Fahnen, auf denen Madonnen und Heiligenbilder gemalt waren, mit goldenen Frangen und Schnüren, deren Endquasten von Chorknaben getragen wurden; Ordensgeistliche; ein Marienbild aus Holz geschnitzt, rings umgeben von Krystall und Glasperlen in Form einer Krone und auf einer Stange getragen; ein anderes ungeheueres, schwarzes Kreuz von 18 Fuß Höhe, welches im Innern hohl sein mußte, weil es ein Mann gegen die Brust gestemmt trug, und zwölf junge Mädchen, schneeweiß, fast nonnenhaft gekleidet, mit einem Schleier, der das Haar und den untern Theil des Gesichts, Mund und Kinn verhüllte.

Mossiou schaltete hier die Bemerkung ein, es seien 12 Bräute, Töchter von Bürgern, die nach frommer Sitte vor dem Eintritt in den Ehestand der Prozession beiwohnten und denen der Mund verhüllt sei, damit sie nicht durch Lachen ein Aergerniß gäben! Alle diese jungen Mädchen waren wirklich häßlich; ihre gelbbleichen Gesichter machten einen um so unangenehmeren Eindruck, weil sie aus schneeweißer Verhüllung hervorsahen.

Nach dieser Jungfrauenelite zeigten sich abermals Christusbilder; dann aber erschien die gesammte niedere Geistlichkeit St. Peters in ihren Festgewändern mit brennenden Lichtern, das Allerheiligste, die Monstranz, unter einem viereckigen Baldachin, und unmittelbar hinter derselben der Papst Gregor XVI., in der Mitte seiner Kardinäle, Ordensgenerale und Prälaten. Sowohl das Oberhaupt der katholischen Christenheit, als die Kardinäle trugen ein rothseidenes Gewand, mit weißem Spitzenkragen, ihre Häupter waren entblößt; alle beteten eifrig aus ihrem Brevier. Die Schleppe des päpstlichen Gewandes wurde von zwei Kardinälen gehalten, während hinter jedem derselben ein Diener ging, der den rothen Kardinalshut trug. Gregor XVI. ist ein kleiner Mann, von ehrwürdigen Zügen. Er hat eine gebogene Nase, lebhafte Augen, eine frische Gesichtsfarbe, und schien uns noch sehr rüstig und kräftig. In dem Augenblick, wo die Monstranz und der Papst an uns vorüber kamen, warf sich unsere ganze Umgebung auf die Knie, auch die Wachen, welche die Chaine bildeten, präsentirten knieend. Dies wiederholte sich überall, und wir trugen kein Bedenken, uns der Sitte des Landes zu fügen und gleichfalls unser Knie zu beugen. Der heilige Vater hielt die Augen unablässig auf sein Buch gerichtet, und schien, in frommes Gebet versunken, auf die Umgebung nicht zu achten. Dem Papst und den Kardinälen schlossen sich alsbald die päpstlichen Truppen an, welche nach Verschiedenheit der Waffen hinter einander folgten und durch drei große Musikchöre von einander getrennt waren, die zu dem Donner der Ka=

nonen, zu dem Geläute und Gebimmel*) der Glocken eine weithinschallende lustige Janitscharenmusik machten. Dazu das Geschrei des lebhaften Volkes, welches sich bei jeder neuen Erscheinung seine Bemerkungen mittheilte! Es war ein Lärm, daß man einander nicht verstehen konnte. Mit den Truppen schlöß die Prozession, die etwa nach Ablauf einer Stunde den Umgang beendigt hatte, und in der Kirche sich auflösete.

Auf den Balkonen der Kirche sahen wir schwarz gekleidete Nonnen mit ihren weißen Schleiern unverhüllten Gesichts der Prozession zuschauen. Sie haben an diesem Tage Dispens vom Papste, und dürfen, auf solche Weise vom Volke geschieden, der Festlichkeit beiwohnen. Wie mögen die Armen auf den heutigen Freudentag hoffen! Ein Romandichter könnte in diesem Umstande Stoff zu einem zärtlichen Nonnen-Liebesroman finden.

---

*) Gebimmel. Dies ist eigentlich der richtigste Ausdruck, um das Geläute der Glocken in Italien zu bezeichnen. In der Regel sind die Glocken nur von mittler Größe, daher sie einen mehr hellen, als tiefen Klang haben; auch hängen sie meist unbeweglich in der Luft, daher sie nicht, wie dies in Deutschland geschieht, beim Läuten hin- und herbewegt werden können. Der Glöckner fährt vielmehr mit einem Klöppel in der Glocke schnell hin und her, oder er bewegt von außen eine mit einem Doppelklöppel versehene Kurbel so dicht an derselben, daß die Klöppel schnell hinter einander anschlagen. So entsteht ein Gebimmel, welches fast so klingt, als wenn man einen eisernen Stab in einem Kessel schnell hin- und herbewegt und gegen die Seitenwände desselben anschlägt. Höchst eigenthümlich, obwohl nicht angenehm, klingt dies Gebimmel weit hin über die Felder, wenn wir uns zur Zeit des Ave Maria (Abendgebets) noch auf der Landstraße befinden. —

Nach beendigter Prozession fuhren wir auch heute auf dem Corso, dann aber in den öffentlichen Anlagen des Monte Pincio (Pincio = Berges) spazieren. Man fährt von der Piazza del popolo hinauf. Ich habe schon erwähnt, daß sich der Berg terrassenartig erhebt. Napoleon, dessen Andenken in ganz Italien mit Enthusiasmus bewahrt wird, hat diesen Hügel, der einen freundlichen Anblick über die Stadt gewährt, zu einem öffentlichen Vergnügungsort umschaffen lassen. Die schönsten Alleen, mit Marmorstatuen geziert, führen auf die Höhe, wo sich parkähnliche Anlagen befinden, auch ein Obelisk steht. An der nach der Stadt gelegenen Seite ist eine Brustwehr errichtet, über welche hinaus man einen großen Theil Rom's übersieht. Rechts erblickt man sich gegenüber den langen Hügelrücken des Monte Mario mit seinen Pinien, in der Mitte den vatikanischen Hügel und die gewaltige Peterskirche, zur Linken auf den näher liegenden Hügeln und überall im Thale neben und über einander Kirchen, kleine Kuppeln, Thürmchen und Häuser. Es war die erste nähere Ansicht von Rom, die wir hatten; nachdem ich das Innere der Stadt schon kennen gelernt, übertraf sie meine Erwartungen, wiewohl ich bekennen muß, daß ich mir die ewige Weltstadt der Enthusiasten viel großartiger vorgestellt habe. Auch hier gähnten uns an vielen Stellen die schwarzen Fensteröffnungen entgegen; vergebens suchte ich himmelanstrebende Thürme, wie sie die gothische und altdeutsche Baukunst in unserm Vaterlande geschaffen; mit Ausnahme der Peterskuppel hat Rom keine hohen Thürme, und selbst diese imponirt

nicht so durch ihre Größe, wie es der Fall sein würde, wenn sie schlank und pyramidenartig sich in die Luft erhöbe. Wir sind verdammt, enttäuscht zu werden!

Abends waren wir im Mausoleum (Grabmal) des August, und sahen daselbst — die Asche dieses großen Kaisers? — Mit nichten: die Sprünge einer Kunstreitergesellschaft. An der Stelle des Mausoleums nämlich, so erzählte uns wenigstens unser Cicerone, hat man ein großes Amphitheater ganz nach alter Art errichtet, in dem Kunstreiter und ähnliche Leute ihre Vorstellungen geben. Es ist rund und durchaus von Stein erbaut, von ungeheurer Größe, oben ganz offen, also ohne Dach, und enthält, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, außer den unbedeckten Plätzen, welche die Arena*) einschließen, eine zweite Reihe unbedeckter steinerner Sitze über dem Parterre und dann noch drei oder vier Logenreihen über einander. Jede Loge ist von der andern durch eine steinerne Wand geschieden und selbst der Fußboden überall von Stein. Die Logenreihen waren sämmtlich rings umher mit einem Kranze von Lampen erleuchtet, so daß Tageshelle im Innern des Amphitheaters herrschte, während sich über den Zuschauern der nächtliche, schwarzblaue Himmel ausbreitete. Wir sahen eine Vorstellung der Guerra'schen Kunstreitergesellschaft, und wurden durch die mittelmäßigen Leistungen derselben eben so sehr als durch eine abscheuliche Musik gelangweilt. Dennoch versicherte

---

*) Der freie, runde Platz in der Mitte, auf dem die Vorstellung Statt findet.

man uns, daß ein vorzügliches Musikkorps spiele. Statt der gerühmten milden Abendluft Italiens fühlten wir in der Mitte des Juni Frostschauer. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Alles, was ich über Italien gehört und gelesen habe, irrthümlich oder absichtlich entstellt ist.

Als wir nach unserm Gasthofe zurückgekehrt waren, übergab uns Mossiou eine Berechnung seiner Auslagen für uns während der zwei Tage unserer Anwesenheit hierselbst. Nach unserer Ueberzeugung mochte er im Ganzen fünf Thaler ausgegeben haben; seine Rechnung lautete auf zwölf Piaster. Wir zahlten, nahmen uns aber vor, ihn besser zu kontrolliren.

Achtzehntes Kapitel.

Die Kirchen S. Maria clemente, S. Maria maggiore, S. Giovanni in Laterano. Die Christustreppe. Basilika S. Paolo. Die Bäder des Titus. Das Museum im Kapitol. Betrachtung über die Alterthümersammlungen zu Florenz und Rom. Die Tiberinsel. Ponte rotto, Aussicht und Flöhe. Der Vestatempel. Der Tempel des Antoninus Pius, jetzt päpstliches Mauthamt. Teatro di Marcello. Ein Leichenbegängniß. Schauerlicher Anblick der verhüllten Brüderschaften. Das Pantheon, jetzt die Kirche S. Maria ad Martyres. Die Pfütze in der Kirche. Collegio Romano. Die Piazza Navona mit ihren Fontainen. Die Treppe des Pallastes Braschi. Die Kirche Trinità de' monti. Die Piazza di Spagna. Limonadenhändler. Fontainen in nuce. Die Sorbettobottega. Apostrophe an die römischen Bettler. Den Reisenden ist bereits die Lust vergangen, Italien noch weiter kennen zu lernen. Römischer Handel. Die Villa Borghese. Römisches Theater. Unterhaltung mit einem Enthusiasten.

Rom, am 14. Juni.

Heute Vormittag besuchten wir die älteste Kirche Rom's, S. Maria clemente, angeblich von Helena, der Mutter Konstantin's des Großen um's Jahr 300 n. Chr. erbaut. Sie ist klein, trägt wirklich Spuren eines hohen Alters, ist ganz aus Quadern erbaut, und mit Mosaik reichlich verziert. Dann begaben wir uns nach S. Maria maggiore, einer der schönsten und größten Kirchen Italiens, die innerlich aus drei abgesonderten Schiffen besteht, mit 36 jonischen Säu-

len von weißem Marmor, angeblich aus dem Tempel der Juno Lucina, geschmückt ist und viele werthvolle Gemälde enthält. Ferner sahen wir die von Konstantin erbaute Hauptkirche der katholischen Christenheit und päpstliche Kathedrale S. Giovanni in Laterano. Der Name Lateran kommt vom Plautius Lateranus, der auf dem Platze, wo die Kirche steht, ein Haus hatte. Auf der Mitte dieses Platzes erhebt sich Rom's größter Obelisk, der des Königs Theutmosis II., den Kaiser Konstantius hierherschaffen ließ. Er ist ohne Piedestal 99 Fuß hoch, von rothem Granit. Korinthische Säulen und Pilaster verschönen die Façade der Kirche. Sie hat 5 Eingänge; an dem Mittelportale befindet sich der Balkon, von dem herab der Papst dem Volke seinen Segen ertheilt. Im Innern der Kirche sieht man in zwölf, zwischen kannelirten Pilastern von zusammengesetzter Ordnung befindlichen Nischen, deren jede mit zwei Säulen von verde antico geziert ist, die kolossalen Marmorstatuen der Apostel. Am Hauptaltar darf nur der Papst Messe lesen. In diesem Altare befindet sich ein anderer von Holz, an dem der heilige Petrus selbst Messe gelesen haben soll. Auch verdient hier noch Bernini's Meisterwerk, Maria, trauernd über ihren Sohn, aus karrarischem Marmor, bemerkt zu werden. — Auf dem Lateranplatze besuchten wir darauf die Kapelle, in welcher die 28 Stufen enthaltende Treppe aus dem Hause des Pilatus aufbewahrt wird, welche Christus hinaufgestiegen sein soll, als Pilatus über ihn zu Gericht saß. Sie ist von grauem Marmor, und die schon sehr ausgehöhlten Stufen derselben sind mit Holz bekleidet, um nicht von den zahllosen Gläubigen, die auf den Knieen hinaufrutschen,

abgenutzt zu werden. Die von Konstantin erbaute Kapelle S. Giovanni in Fonte hat eine von 8 schönen Porphyrsäulen getragene Kuppel. Endlich sahen wir noch die Basilika di S. Paolo außerhalb der Stadt, eine Kirche mit der seltsamsten Façade, die mir vorgekommen. Auch sie soll von Konstantin erbaut sein.

Wir hatten nunmehr die vorzüglichsten Kirchen Rom's in Augenschein genommen, und waren übersättigt von allen heiligen Gegenständen. Da noch einige Zeit bis zum Mittagstische übrig war, entschlossen wir uns, die Bäder des Titus zu besuchen, die uns Mossiou als eine große Merkwürdigkeit und als treffliche Ueberbleibsel des Alterthums schilderte. Als wir hinkamen, fanden wir aber nur einige schwarze, feuchte, sehr hohe Kellergewölbe unter altem Mauerwerk und Schutthaufen. Mossiou trat hier das Amt eines Cicerone an einen Mann ab, der in den Trümmern zu wohnen scheint, und dieselben für baare Bezahlung zeigt und erklärt. An der Decke eines der schmalen, wohl 30 Fuß hohen Gewölbe, in welche kein Tageslicht eindringt und ein Wachslicht nur dürftige Hellung verbreitet, bemerkten wir noch Ueberbleibsel alter Malerei. Der Cicerone hatte sein Licht an eine lange Stange gebunden und leuchtete damit dicht an der gewölbten Decke umher, wo wirklich auf der schwärzlichen, feuchten und mit Salpeter bedeckten Mauer einige wohlerhaltene Grottesken *) auf farbigem Grunde sichtbar wurden.

---

*) Phantastische Verzierungen der alten Römer in Form von Guirlanden aus Laubwerk und Blumen, worin thierische, menschliche oder andere Gestalten willkürlich verschlungen sind. Da man diese Verzierungen in den unter der Erde entdeckten

Nachmittags besahen wir das Innere des Kapitols, in dem eine Menge von Alterthümern aufbewahrt wird. Der rechte Flügel enthält das berühmte von Clemens XII. begründete museum capitolinum. Im Portikus des Museums sind eine kolossale Minerva, ein Torso *), ein kolossaler Kopf der Cybele, in dem Zimmer del Canope (so genannt nach einem Gebäude in der Villa Hadriana bei Tivoli) mehrere ägyptische Bildwerke zu bemerken; außerdem aber verdienen der Saal der Inschriften, der Urnensaal mit dem großen Sarkophag**), worauf sich Basreliefs ***) aus der Iliade des Homer befinden, die Gallerie, der Saal der Kaiser und der der Philosophen (eine große Menge von wohl erhaltenen Büsten in Marmor oder Bronze), der Faun in rosso antico †), der sterbende Gallier, die kapitolinische Venus, die Centauren von Basalt, die Alabastersäule und das schöne antike Mosaikbild des Kardinals Furietti, vier Tauben in Lebensgröße, welche auf einem mit Wasser angefüllten Gefäße sitzen, die Betrachtung jedes gebildeten Reisenden. Schon Plinius erwähnt dieser Tauben, und schreibt das liebliche Bild dem Sosias von Pergamus zu.

---

altrömischen Gewölben, welche man Grotten nennt, gefunden hat: so haben sie den Namen Grottesken, im Gegensatz zu den Arabesken erhalten, worunter man ähnliche, jedoch nur aus dem Pflanzenreiche entlehnte Verzierungen der Araber versteht, die bekanntlich Menschen und Thiere nicht abbilden durften.

*) Torso heißt jedes nur noch aus dem Rumpfe bestehende Ueberbleibsel einer Statue.

**) Sargförmiges Grabmal, wörtlich: Fleischfresser.

***) Halb erhabene Figuren auf einem flachen Grunde.

†) Uralter rother Marmor.

Wir haben nunmehr zwei vorzügliche Alterthümersammlungen Italiens, eine in Florenz, eine andere hier in Rom gesehen. Auch in dieser Beziehung findet sich meine Erwartung betrogen. Es mag natürlich sein und den Anforderungen der Pietät entsprechen, dasjenige aufzubewahren und in Ehren zu halten, was von den Vorfahren herrührt; allein man sollte dabei doch mit einiger Auswahl zu Werke gehen, namentlich, wenn es sich von Gegenständen der Kunst handelt. Neben einigen guten Bildwerken sieht man die elendesten, fratzenhaftesten Versuche und nichtssagende Trümmer aufgestellt; enthusiastische Archäologen und befangene Künstler vergöttern indessen Alles, was die italienischen Antikensammlungen aufbewahren, und oft wird für das Werk eines großen Meisters erklärt, was von einem Stümper herrührt. Wenn eher werden die Menschen endlich klug werden? Können sie sich denn nicht vorstellen, daß es auch im Alterthume schlechte und gute Künstler gegeben hat? — Man denke sich nur, daß irgend eine civilisirte Stadt der Gegenwart unterginge, und nach einem Jahrtausend wohl erhalten wieder ausgegraben würde, wie viel mittelmäßige Produkte der Kunst und Industrie würden neben den bessern an's Tageslicht gefördert werden! Allein die Archäologen würden dann überall Wunder schreien und mit lautem Entzücken in den groben Basreliefs eines alten Ofens aus gebranntem Thon, gefertigt von der Hand eines unwissenden Töpfergesellen, oder in einer schlechten Gypsfigur, die ein italiescher Herumtreiber für wenige Groschen angefertigt, treffliche Werke der Kunst erkennen. Die Alterthumskrämerei ist eine beklagenswerthe Manie! —

Wir fuhren hierauf nach der kleinen Tiberinsel, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, bewohnt und vorzugsweise schmutzig ist. Auch hier steht eine Kirche. Auf dem jenseitigen Theil der Stadt gelangten wir in einen ekelhaften Sack. Der Wagen hielt, Mossiou machte uns bemerklich, daß wir den Ponte rotto *) sehen würden und schlug an die Thür eines höhlenhaften Hauses. Ein schmutziges Weib trat heraus, und verlangte für die Erlaubniß, ihre Schwelle zu überschreiten, mit heftiger Geberde eine bedeutendere Summe, als Mossiou ihr bewilligen wollte. Indem Beide noch hin und her sprachen, kamen die übrigen Hausbewohner hinzu und erklärten, auch sie müßten ein Trinkgeld bekommen, denn die Hausthüre könne auch von ihnen verschlossen werden. Wir waren unterdessen ausgestiegen und sogleich fühlten wir uns von einer Schaar hungriger Flöhe angefallen. Endlich öffnete man die Thür, und wir schritten nun durch das Haus, welches auf dem hohen Ufer der Tiber lag, und gelangten hinter demselben auf die Trümmer einer sehr schmalen steinernen Brücke, welche sich noch zur Hälfte quer in die Tiber hineinerstreckt. „Dies ist der Ponte palatino,“ demonstrirte Mossiou, „wegen der Nähe des palatinischen Hügels also genannt. Heut zu Tage heißt die Brücke Ponte rotto. In den ersten Tagen Rom's gab es in unserer Stadt nur zwei Brücken, die sublicische und die palatinische. Diese hier, auf deren kostbaren Trümmern Sie stehen, war die erste, welche von Stein erbaut wurde; sie ist seit

---

*) Wörtlich: die zerbrochene Brücke.

der großen Ueberschwemmung im Jahr 1598 zerstört worden."

Der Ponto rotto war mir ziemlich gleichgültig; allein mit Vergnügen ruhte mein Blick, während ich von den Flöhbissen, die mich quälten, männlich abstrahirte, auf der Gegend, die uns umgab. Zur Linken lag auf einem Felsen in dem graugelben Flusse die Tiberinsel mit ihren alten, aber schön gruppirten Häusern, rechts der aventinische Berg, vor uns, jenseits der Tiber, der runde Vestatempel mit seinen 19 korinthischen Säulen, der Quai des Servius Tullius, und unten im hohen Flußufer sahen wir die Oeffnung der großen Cloake (cloaca maxima der Tarquinier). Doch indem ich dies überlese, finde ich, daß ich schon wieder durch meine Worte der Phantasie zu weiten Spielraum gegeben habe. Schön ist in dem Bilde, welches ich so eben beschrieben, nur die felsige Tiberinsel, die mit ihren Häusermauern wie ein altes italienisches Kastell im Wasser liegt. Der runde Vestatempel aber ist nichts anderes als eine Kapelle der S. Maria del Sole, in der elenden Umgebung von Hütten und Ochsenkarren. Auf die alten Säulentrümmer hat man ein rundes Spitzdach gesetzt, und es läßt sich kein geschmackloseres Bauwerk denken als dieser Vesta-Marientempel. Außerdem erblickt man vom Ponte rotto nur noch räucherige, mit schwarzen Fensterlöchern klaffende Häusermassen! —

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durchkreuzten dieselbe in allen Richtungen. Bei dieser Gelegenheit zeigte uns Mossiou den Tempel des Antoninus Pius, oder richtiger 11 jämmerlich zerbröckelte, räucherige, korinthische Säulen, in welche das Mauerwerk der Façade der päpstlichen dogana

(Mauth= oder Zollamt) hineingeklebt ist, um jene vor dem Umstürzen zu bewahren. Ein solcher Anblick ist widerlich. Mossiou hielt uns überall viertelstündige Reden. Der Mann macht uns todt mit seinen Ruinen. Das Teatro di Marcello besteht aus zwei Reihen dorischer und jonischer Säulenreste über einander, welche ebenfalls durch das rußige Mauerwerk des hineingebauten Hauses gehalten werden. Mossiou sagte uns, es sei der Pallast der Familie Orsini; der Himmel weiß, was die Leute hier Pallast nennen! —

In einer engen Straße kamen wir bei einem Trauerhause vorbei, aus dem so eben ein Leichenbegängniß Statt finden sollte. Vor der Thür hatten sich die Träger und zahlreiche Begleitung eingefunden. Sie waren sämmtlich verhüllt wie in Florenz; jedoch nicht schwarz, sondern sie trugen theils himmelblaue, theils graue Kutten, und über den Kopf einen weißen Bußsack mit Augenlöchern. Bekanntlich giebt es überall in Italien Brüderschaften, die ein frommes Gelübde zu Bestattung der Todten verbindet. Sie unterscheiden sich von einander durch die Farbe der Kleidung und sichern sich durch die Verhüllung vor dem Erkennen. Allein vermummte Leichenbestatter, die durch schauerliche Augenlöcher blicken, erregen nicht das Gefühl theilnehmender Trauer, gewähren nicht ein Bild würdevollen Schmerzes, sondern sie erzeugen Schreck und Angst; — der Fremde denkt unwillkürlich an die Beerdigung der Pestkranken und an die polizeilichen Maaßregeln gegen Ansteckung. Die Särge erwachsener Personen, die wir bis jetzt bestatten sahen, waren stets geschlossen.

Wir hielten vor dem Pantheon, jetzt die Kirche S. Maria ad Martyres. Wie gern möchte ich mit vollen Backen in die Posaune der Enthusiasten blasen, aber ich kann es nicht. Dies Bauwerk hat mich, hat uns Alle völlig kalt gelassen. Gewiß geht es Tausenden so, es wagt nur Keiner es auszusprechen. Das Pantheon ist bekanntlich von Agrippa, dem Günstling August's, 26 vor Christo, allen Göttern erbaut worden, und besteht aus einem zirkelrunden, fensterlosen, mit einem Kuppeldache versehenen Gebäude, an dessen Vorderseite sich ein Portikus mit einem Fronton befindet. An und für sich betrachtet kann eine Rotunde mit einem Prostyl *) nicht schön sein; die Symmetrie erfordert entweder auf der entgegengesetzten oder an allen 4 Seiten Säulen; allein abgesehen hiervon, so kann ein Bauwerk, welches so rußig und verfallen aussieht, und auf einen so kleinen, engen, schmutzigen Platz eingezwängt ist, wie das Pantheon, unmöglich ein edles Gemüth ergreifen. Es imponirt auch nicht einmal durch seine Größe. Im Einzelnen betrachtet ist der Portikus, der aus 16 sehr beschädigten, geschwärzten, und mit Spinnegeweben behangenen Säulen aus Granit besteht, wovon 8 die Breite der Façade einnehmen, im schönsten Styl erbaut, die Kuppel der Rotunde, welche vom Fußboden gerechnet 132 Fuß hoch und ganz massiv erbaut ist, ein Meisterstück; allein das Einzelne verliert sich im Ganzen. Das Innere mag einst schön gewesen sein; jetzt unterstützen geschwärzte korinthische Säulen und Pilaster rings das Stockwerk, auf dem das

---

*) Ein mit Säulen verzierter Eingang.

Gewölbe ruht. Die Kuppel hat oben eine unverschlossene runde Oeffnung, durch welche das Licht und gleichzeitig der Regen in die Kirche fällt. Der Marmorfußboden war schmutzig, schwarz, schief und zertreten, und in der Mitte der Kirche unter der Oeffnung hatte das Regenwasser eine Pfütze gebildet! Genug — das Pantheon des Agrippa gewährt von Innen und Außen einen trübseligen Anblick. Und obenein muß man hier wieder fragen: Wie viel ist an dem alten Mauerwerke neu? — Um den Platz, auf dem das Pantheon steht, noch mehr zu verkleinern, hat man auch hier einen Obelisken angebracht.

Wir fuhren an dem Collegio Romano vorüber, das wie ein finsteres Jesuiter-Kollegium aussah, und hielten bald darauf auf der Piazza Navona. Mossiou erklärte uns, daß wir uns auf dem schönsten und größten Platze Rom's befänden. Mit Ausschluß der drei Fontainen, welche ihn zieren, der Agneskirche an der einen Seite des Platzes und des Pallastes Braschi, sahen wir indessen nichts Schönes auf demselben, wohl aber viel Koth und Unflath und mehrere sehr gewöhnliche Häuser. Insbesondere verdient die mittlere Fontaine Betrachtung. In der Mitte eines verräucherten Marmorbassins von 73 Fuß Durchmesser erhebt sich ein durchbrochener, 40 Fuß hoher Felsen, auf dem ein rußiger Obelisk von 51 Fuß Höhe steht. An den vier Seiten des Felsens befinden sich vier kolossale, altersschwarze Statuen, nach Bernini's Angabe, vier Hauptflüsse der Erde: den Ganges, Nil, la Plata und die Donau darstellend, welche reichlich Wasser in das Bassin strömen lassen. In dem Pallast Braschi bewunderten wir eine sehr schöne und auch reinliche

Marmortreppe, welche sich zwischen Säulen und Pilästern aus rothem orientalischem Granit empor hebt.

Von hier aus begaben wir uns nach der Piazza di Spagna (dem spanischen Platz). Eine hohe, breite Treppe führt in terrassenförmigen Absätzen unmittelbar von diesem, am Fuße des Monte Pincio gelegenen, Platze den Hügel hinauf zur Kirche Trinita de' monti. Die mit zwei Thürmchen gezierte Façade dieser Kirche und der vor derselben aufgestellte 44 Fuß hohe ägyptische Obelisk, gewähren, im Verein mit der Treppe, von der Piazza di Spagna aus betrachtet, ein malerisches Bild. Auf der Piazza steht ein Springbrunnen. Wir mußten über einen Limonaden- und Citronenhändler lachen, der hier seine Bude aufgeschlagen, durch eine dünne Röhre Wasser aus dem Brunnen zu sich herüber geleitet und auf seinem Tische eine Fontaine in nuce angelegt hat. Auch in andern neben Springbrunnen befindlichen Buden haben wir dies wahrgenommen. Ohne Fontainen können nun einmal die Leute in Rom nicht leben.

An der Ecke der Via condotti *), der Treppe gegenüber, befindet sich eine Sorbettobottega **). Es ist gebräuchlich, mit den Karossen hier still zu halten und, im Wagen sitzend, Erfrischungen einzunehmen. Auch wir thaten dies. Während wir hielten, stürzten die Bettler schaarenweis auf uns zu, und erbaten, oder richtiger erschrieen für den Segen der gebenedeiten Mutter Gottes eine Kleinigkeit (qualche cosa). Habe ich Euer doch ganz vergessen seit einigen Tagen, Ihr lieben, italienischen

*) Name einer Straße.

**) Ein Laden, worin Limonade, Eis, Sorbet und andere Erfrischungen verkauft werden.

Bettler! Zu Eurer Ehre will ich indessen hier nachholen, daß Ihr seit unserer Anwesenheit in Rom redlich das Eure gethan habt, uns den Aufenthalt zu vergällen. Wo wir ausstiegen, wo etwas zu sehen war, überall, insbesondere an der Schwelle der Kirchen, empfingt Ihr uns mit Eurem wohl einstudirten, markdurchbohrenden Geschrei, oft noch durch die kräftigen Lungen Eurer Kinder unterstützt. Gleich am St. Petersthor begrüßtet Ihr uns, und Euer schrillendes, jämmerliches qualche cosa hat mich schon fieberhaft aus dem Traume aufgeschreckt! Es ist wahr, Ihr seid arm, Ihr verdient Mitleiden; aber gern wollten wir Euch das Doppelte geben, wenn Ihr nur bescheiden und verschämt betteln wolltet, wie es bei uns geschieht. Und wie kommt es doch, Wertheste, daß Ihr nie einen Italiener anbettelt? Warum habt Ihr Euch verbrüdert, blos aus der Tasche der Fremden zu leben? —

Wirklich erkennen die italienischen Bettler instinktartig den Fremden. Wir hielten heut neben vier oder fünf andern Wagen. Wir allein wurden gequält; die lieben Landsleute wurden verschont. Steter Anblick des Elends verbittert das Dasein. Ihr Enthusiasten, die Ihr nicht genug Worte finden könnt, die hesperischen Gefilde auf Kosten Eures Vaterlandes zu erheben, Eure Herzen müssen sehr verknöchert sein, das Elend muß Euch wenig rühren, wenn Ihr wünschen könnt in einem Lande zu leben, welches überall Elend unter Ruinen und Unflath zur Schau trägt. Wir sind enttäuscht. Schon jetzt. Es ist uns, aufrichtig gestanden, die Lust vergangen, nach Neapel zu gehen. — Indessen was würden unsere Freunde und Angehörigen bei unserer Rückkunft sagen? Sie, die

jetzt noch, wie vor wenigen Wochen auch wir, Italien als das Eldorado aller Wünsche betrachten, würden uns nicht begreifen können; man würde unsere Bildung, unsere Empfindung in Zweifel ziehen und mit der Erklärung schließen, wir seien wohl noch nicht reif gewesen, eine Reise nach Italien zu machen. Also Muth! Vorwärts! Neapel soll ja doch so entzückend schön sein; vielleicht finden wir dort Erfüllung unserer Hoffnungen. —

Wir fuhren den Corso ein Paar Mal auf und ab. Diese belebteste Straße Rom's enthält nur ein Paar Gemmen-, Mosaik- und Antiquitätensammlungen und etliche dürftige Galanterieläden, außerdem sieht man höchstens Käseboutiken. Das ist der Handel und die Industrie in Rom! — Mossiou hatte zum Schluß des Tagewerks noch eine Spazierfahrt im Garten der Villa Borghese vor der Porta del popolo in Vorschlag gebracht. Diese Villa ist von dem Kardinal Scipio Borghese, unter dem Pontifikat Paul's V., seines Onkels, erbaut worden. Wir fanden die Anlagen des Gartens recht hübsch. Die Einfahrt in der Nähe der Porta del popolo ist nach den Propyläen (Vorhallen) des Minervatempels, von Canina erbaut. Boskets und schöne Alleen wechseln mit einander; eine Menge von Statuen, Büsten, Sarkophage und andere Marmorkunstwerke, Fontainen und Vogelhäuschen zieren den Garten. Am Ende einer breiten, schattigen Allee von immer schwarzen Eichen befindet sich ein kleiner Teich, an dessen jenseitigem Ufer sich ein kleiner Tempel, dem Aesculap geweiht, erhebt. Alle Anlagen waren übrigens schlecht in Ordnung gehalten, dürres Laubwerk lag auf der Erde, die Gänge waren unreinlich und verwildert und der Teich verschlammt! —

Wir hatten beabsichtigt, Abends noch in's Theater zu gehen. Da wir aber erfuhren, daß die Vorstellungen hier erst um 10 Uhr anfangen, so blieben wir lieber zu Hause; so neugierig uns auch die jammervolle Musik im Mausoleum des August gemacht hat, die römische Opernkapelle kennen zu lernen. Daß eine Theatervorstellung um 8 oder 9 Uhr anfängt, mag hingehen; allein wie man um 10 Uhr damit beginnen und die Nacht zum Tage machen kann, ist mir nicht wohl begreiflich. „Kurzsichtiger," hör' ich hier ausrufen, „in dem göttlichen Klima Italiens macht man ja absichtlich die Nacht zum Tage! Der Italiener verkriecht sich bei Tage; erst wenn die Sonne hinabgesunken ist, kommt er hervor; der Abend ist sein Morgen; Seligkeit empfindet er unter dem hellglänzenden Nachthimmel seiner Heimath. Welch' Entzücken, eine italienische Nacht im Duft der Orangenblüthen zu durchschwelgen!" — Gemach, gemach, antworte ich, sehr ruhig eine Prise nehmend, gemach, theurer Enthusiast aus dem Norden! Einerseits ist hier die Rede vom nächtlichen Besuch des Theaters, wo es nur einen gemalten Himmel und Lampenduft giebt; andererseits aber kann ich, nach den Erfahrungen, die ich bis heut in Italien gemacht, weder an die italienischen Nächte, noch an den Orangenduft glauben, dessen Sie erwähnen. Wir befinden uns in der Mitte Juni, in der Mitte Italiens, und noch haben wir keine schönere Nacht erlebt, als zu derselben Zeit in Deutschland, noch haben wir nur Orangen in Kübeln gesehen, noch ist Italien in keiner Beziehung schöner, sondern in jeder vielmehr schlechter als Deutschland. Bald weiß ich indessen selbst nicht mehr, was ich von mir, oder von Italien, oder von den Berichterstattern denken soll. —

Neunzehntes Kapitel.

Peterskuppel. Briefe in die Heimath. Der Vatikan. Unflätherei. Die Sixtinische Kapelle; Michel Angelo's Schöpfung und jüngstes Gericht. Die Paulinische Kapelle. Museum Chiaramonti. 11,000 Zimmer im Vatikan, eine Lüge. Das Belvedere, der Torso, Laokoon und Apoll. Abendliche Spazierfahrt, Theater und Flöhe.

Rom, am 15. Juni.

Während meine Reisegefährten Vormittags die Kuppel der Peterskirche bestiegen, um die umliegende Gegend zu betrachten, beschäftigte ich mich mit Briefen für die Heimath. —

Nachmittags besuchten wir den Vatikan *). Als wir eben Bernini's Portikus und die sich anschließende bedeckte Gallerie, welche zum Vatikan hinaufleitet, bewunderten, bemerkten wir plötzlich mit Unwillen, daß an der Stelle, wo der Portikus und die Gallerie zusammenstoßen, ganze Haufen von Unflath zwischen den Säulen lagen. Hier, wo der Papst in den Wagen steigt, wenn er den Vatikan verläßt, entblöden sich die modernen Bewohner Rom's (der Himmel verhüte, daß ich sie Römer nenne) nicht, ihre Nothdurft zu verrichten, und die päpstlichen Diener oder

*) Den Residenzpallast des Papstes.

die Kirchendiener St. Peters finden es nicht einmal der Mühe werth, den Koth fort zu schaffen.

Wir stiegen eine außerordentlich bequeme, breite Treppe zur ersten Etage hinauf und gelangten durch einen mit Freskogemälden gezierten Vorsaal in die Sixtinische Kapelle. Sie ist unter Sixtus IV. von Pintelli erbaut, und enthält die beiden weltberühmten Freskobilder Michel Angelo's: die Schöpfung und das jüngste Gericht. An jener soll dieser unsterbliche Künstler zwanzig Monate, an diesem unter Paul III. drei Jahre gearbeitet haben. Beide Bilder sind aber durch Feuchtigkeit und durch den Dampf des Weihrauchs und der Kerzen so schwarz geworden, daß man nur mühsam die einzelnen Theile herauszufinden im Stande ist und sich selbst mit bewaffnetem Auge nicht ergriffen fühlen wird. Warum ließ man diese Kunstwerke untergehen?

Das jüngste Gericht nimmt eine ganze Seitenwand ein. Alle Figuren haben Lebensgröße. In der Mitte des Bildes sieht man Jesus mit seiner Mutter, umgeben von den Aposteln und andern Heiligen, über ihm schwebende Engel mit Symbolen der Passion. Eine andere Gruppe von Engeln läßt die Tuba des Weltgerichts ertönen, unten erstehen die Todten; bei Einzelnen legt sich das Fleisch um die Gerippe, Andere suchen die lastende Erde von sich abzuwälzen, Einige haben bereits die Gestalt des Lebens wieder angenommen, und streben, von Engeln unterstützt, den Himmel zu gewinnen, während noch Andere im furchtbaren Kampf mit scheußlichen Dämonen, von diesen in die Hölle hinabgezogen werden. Höchst unglücklich scheint mir indessen in diese rein christliche Komposition Charon zu paf=

sen, der auf der rechten Seite des Bildes seinen Nachen mit Verdammten belastet. — Einst muß das Bild sehr schön gewesen sein; gegenwärtig ist es auf den ersten Anblick nur eine mit bräunlichen und schwarzen Flecken und Farbenkleckſen überzogene feuchte Wand! —

Nachdem wir auch die Paulinische Kapelle besehen hatten, begaben wir uns nach dem Museum Chiaramonti, oder der Sammlung von Statuen und andern Antiquitäten, welche die Päpste Clemens XIII., Pius VI. und besonders Pius VII. (Chiaramonti) in verschiedenen Gallerien und Sälen des Vatikans haben aufstellen lassen. Der Vatikan ist ein ungeheures Gebäude, oder richtiger, besteht aus mehrern durchaus unsymmetrisch zusammenhängenden Gebäuden, woran Bramante, Rafael, Ligorio, Fontana, Maderni und Bernini gearbeitet haben. Er hat drei Etagen, enthält zwanzig Höfe, 8 große und gegen 200 kleine Treppen, und ist 1080 Fuß lang, und 720 Fuß breit. Wenn behauptet wird, was uns auch Mossiou erzählte, daß er 11,000 Zimmer in sich schließe, so ist es unbegreiflich, wie vernünftige Menschen dergleichen Uebertreibungen Glauben beimessen können, da ein einfaches Rechenexempel nach dieser in Zahlen angegebenen Größe den Beweis gewährt, daß so viel Zimmer nicht darin befindlich sein können, es sei denn, daß es Kämmerchen wären. Allein von Italien wird nun einmal Alles geglaubt, es sei noch so übertrieben, und Jeder trägt gern dazu bei, die Ueberschätzung dieses Landes zu erhöhen.

Der Archäolog kann übrigens Monate lang in dieser reichen Sammlung von Statuen, Büsten, Basreliefs, Inschriften, Vasen, Altären und Grabmälern verweilen;

er wird unablässig neue Ausbeute finden. Wir hatten uns entschlossen, unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise dem Museo Pio = Clementino zu widmen, dessen runder Vorsaal auf den bekannten Balkon führt, der seiner Aussicht wegen den Namen Belvedere hat, wonach mehrere ausgezeichnete Marmorwerke des Alterthums, die man in den angrenzenden Sälen aufbewahrt, benannt werden. Im viereckigen Vorsaal bewunderten wir den schönen Torso von Belvedere, das Ueberbleibsel einer Statue des Herkules, von Apollonius; im Portikus des Hofes den Merkur, welcher von Andern auch für einen Antinous gehalten wird; die unvergleichliche Gruppe des Laokoon, zur Zeit Julius II. in den Bädern des Titus gefunden, und in dem letzten Zimmer den trefflichen Apoll von Belvedere, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Antium ausgegraben wurde. Die Gruppe des Laokoon ist gewiß das vorzüglichste Kunstwerk des Alterthums *). Man kann sie, wie Rafael's Madonna zu Dresden, Stunden lang betrachten und wird stets neue Schönheiten entdecken. Ich machte die Bemerkung, daß die Abbildungen und Kopien dieser Gruppe den Kopf des Vaters sämmtlich mehr oder minder unrichtig darstellen. Laokoon erscheint nämlich fast überall als ein Greis; er ist aber ein kräftiger Mann, etwa in den Vierzigen, und selbst Bandinelli's meisterhafte Kopie in Florenz hat in dieser Beziehung das Original nicht ganz treu wiedergegeben.

---

*) Zwei Schlangen umwinden und zerfleischen den Priester Laokoon und die noch im Knabenalter befindlichen beiden Söhne desselben. Die Figuren sind nackt und von Lebensgröße.

Abends fuhren wir vor der Porta del popolo in der nach Ponte molle führenden Straße spazieren. Eingezwängt in eine Reihe von Wagen kamen wir nur langsam vorwärts. Ich begreife nicht, wie die Bewohner Rom's einen Gefallen daran finden können, ihre Spazierfahrten immer nur zwischen Häusern zu machen. — Später, in der Nacht, besuchten meine Reisegefährten das Theater, wo sie sich in diesem Augenblick gut oder schlecht amüsiren; jedenfalls aber noch mehr durch Ungeziefer leiden werden, als ich, der Zurückgebliebene.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Konsul Valentini. „Schlafen Sie nicht in Terracina!“ Die Aria cattiva. Apostrophe an die holde, mütterliche Frau Germania. Mossiou schnellt die Reisenden abermals was Weniges. Die Wirthsrechnung in Rom. Abreise nach Neapel. Die appische Straße. Ruinen der Aquäducte des Claudius. Horazens Reise nach Brundus. Torre di mezza via. Das Grabmal des Askanius. Albano. Das Grabmal der Kuriatier, eine freche Mystifikation. Ein Paar Worte über die Aechtheit der angeblich antiken Ruinen in Italien überhaupt. Weg über Genzano nach Velletri. Laubdunkel, eine Merkwürdigkeit in Italien. La Riccia. Velletri. „I passaporti!“ Ein Heiligenfest. Die Tageslänge nimmt ab. Ueber die Durchsichtigkeit der Atmosphäre in Italien. Wiederholtes: „I passaporti!“ Reisekost. Ursache des schlechten Brotes in Italien. Noch ein Wort über italienische Gegenden. Fruchtbarkeit Italiens in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen.

Velletri, am 16. Juni.

Gleich am ersten Tage unserer Ankunft in Rom hatten wir den römischen Banquier und preußischen Konsul, Signor Valentini, besucht. Wir fanden in ihm einen freundlichen, herzlichen, liebenswürdigen Mann, der uns mit größter Bereitwilligkeit seine Dienste anbot. Heute Vormittag empfahlen wir uns bei ihm; wir wollen Neapel so schnell als möglich erreichen, da es ja dort so heiß sein soll, und der Sommer nahe ist.

Auf dem Rückwege werden wir noch einige Tage in Rom verweilen und das jetzt Versäumte nachholen. Herr Valentini billigte unsern Reiseplan, und rieth uns, den Weg nach Neapel über Terracina und die pontinischen Sümpfe zu nehmen. Zu wiederholten Malen sagte er aber: „Schlafen Sie nicht in Terracina!" Auf die Frage, weshalb wir das nicht thun sollten, erwiederte er, daß wir, an das Klima des Landes nicht gewöhnt, jedenfalls vom Schlage gerührt werden würden, da bereits die Zeit der Aria cattiva *) beginne. Daß diese Luft auf Rom einen besonders verderblichen Einfluß äußere, wollte er nicht einräumen. Er gab zwar zu, daß in den Monaten Juli, August und September in Rom ein Fieber und größere Sterblichkeit herrsche; versicherte aber, daß dies nur unter den niedern Klassen der Fall sei, und daß man in den mittlern und höhern Ständen bei vernünftiger Diät und Vermeidung der Zugluft von der Aria cattiva nichts zu fürchten habe. Ich schreibe nieder, was er sagte; allein so lange ich in Rom war, habe ich mich unwohl befunden; schon jetzt, ungeachtet der gefürchtete Juli erst herannaht, muß die Luft daselbst ungesund sein, und es ist verzeihlich, daß ein Bewohner Rom's dem Gerücht, als verschlimmere sich die Luft der Stadt von Jahr zu Jahr, zu widersprechen bemüht ist.

Welch' ein Jammerland ist dies Italien! Bis jetzt haben wir fast nur reizlose, öde Felder, Wüsten, Kloaken, Ruinen und schmutzige Höhlen gesehen, und jetzt sollen

*) D. i. der gefährlichen Sumpfluft.

wir nun einen Landstrich durcheilen, in welchem der Pesthauch der Vernichtung weht und das Mordmesser des Räubers blinkt. Mein theures, zurückgesetztes deutsches Vaterland, wie bist Du so schön, so reizend, so gesund! Du bist das Abbild einer holden, mütterlichen Frau, Germania! Zürne nicht über Deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, welches Du ihnen öffnest, verlassen, um sich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, denn sie sind verlockt und verführt von denen, die sie mit falscher Schilderung betrogen, von denen, die entweder in ihrer Ueberspannung mit befangenem Auge sahen, oder die hämisch und schadenfroh die Unwahrheit berichteten, um Andere zu gleichem Geldverlust und zu gleicher Enttäuschung zu führen! —

Mossiou hatte unsere Pässe visiren lassen und brachte uns dieselben mit einer zweiten Berechnung seiner Auslagen, die für die vergangenen beiden Tage abermals kunstreich mit 12 Piastern abschloß, wiewohl er nur etwa vier Piaster verlegt haben mochte. Wir nahmen noch eine Mittagsmahlzeit ein, und mußten dann dem Wirth für unsere fünftehalbtägige Anwesenheit eine Rechnung von 84 Piastern zahlen! — Der Augenblick der Abfahrt eines Reisenden in Italien wird methodisch benutzt, ihm noch so viel Geld als irgend möglich zu entreißen. Von allen Seiten kommen Leute zum Vorschein, die man früher nicht gesehen; ganz fremde Personen machen sich noch etwas am Wagen oder mit den Sachen des Reisenden zu schaffen. Man sei auch noch

so sparsam; im Ganzen geht eine bedeutende Summe verloren. Wir hatten den Cameriere, einen guten, bescheidenen und besonders aufmerksamen Mann, gebeten, uns die Anzahl der Personen zu nennen, denen ein Trinkgeld zustehe (denn die italienischen Gastwirthe geben ihren Leuten wenig oder gar keinen Lohn, und die Letztern sind also fast ganz an die Fremden gewiesen); wir hatten unsere Trinkgelder nach seiner wirklich bescheidenen Angabe eingerichtet; nichts desto weniger mußten wir außer der Wirthsrechnung noch 25 Piaster für Aufwartung bezahlen.

Sowohl vom Herrn Valentini, als von unserm Cameriere war uns die unerfreuliche Mittheilung geworden, daß der Weg nach Neapel sehr von Räubern beunruhigt werde. Der Cameriere bestätigte, was wir schon in Toskana gehört haben, daß die ganze Route durch die Apenninen und insbesondere der Weg von Florenz nach Rom ebenfalls sehr gefährlich sei, und äußerte seine Verwunderung, daß wir ihn so glücklich zurückgelegt hätten! — Vor der Thüre hielten zwei Postillone mit vier Extrapostpferden; vergebens hatten wir gebeten, uns nur zwei Pferde vorzulegen. Mossiou ersuchte uns sehr beweglich, ihn bei unserer Zurückkunft wieder als Cicerone anzunehmen, was wir versprachen, da wir den gebildeten, wohlerfahrenen, artigen Mann sehr wohl leiden mögen und uns sein ächt italienisches Raffinement, sich Geld zu verdienen, wirklich belustigt hat. Ueberdies zwingt uns der Umstand, daß wir mehrere in Rom eingekaufte Sachen, zur Vermeidung einer Versteuerung, dort zurückgelassen haben, nach un-

serer Zurückkunft von Neapel wieder bei Martignoni einzukehren.

Der Weg führte durch das St. Johannes = Thor am Lateran vorbei auf die appische Straße, die so elend ist, daß man jeden Augenblick fürchten muß, den Wagen zu zerbrechen. Was denkt man sich doch in Europa unter der Via Appia! — Zur Linken der Straße sieht man nicht weit vom Thore alte Grabmäler, später im Felde die malerischen Ruinen der Aquädukte (Wasserleitungen) des Claudius, welche quer über den Weg fortlaufen. Nächst dem Koliseum hat mich der Anblick dieser Bogenmauern am meisten ergriffen. Noch weiter entfernt bemerkt man zur Rechten eine Menge von Trümmern im flachen Felde, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die alte Stadt bis hierher erstreckte, da sie, die Vorstädte mit inbegriffen, 3,000,000 Einwohner hatte, während das heutige Rom deren nur 140,000 zählt.

Wir befanden uns also gegenwärtig auf dem Wege, den einst Horaz, 41 Jahr vor Christi Geburt, mit seinem Freunde Heliodor zurücklegte, als er die mit so vieler Laune beschriebene Reise nach Brundusium machte. Ich hatte seine Satiren bei mir, und verfolgte seinen Reisebericht mit um so größerem Interesse, als ich dabei vergleichend meine Augen über der Landschaft umherschweifen lassen konnte.

Vom Torre di mezza via, einer bloßen Alberge, 2 Meilen von Rom, ging's allmälig die Höhe nach Albano hinauf. Links vor der Stadt steht eine alte Ruine am Wege, das Grabmal des Askanius genannt. Albano, in dessen Nähe das alte Alba longa gelegen haben soll, ist

ein ziemlich freundliches Städtchen. Beim Herausfahren aus demselben sahen wir die Ueberbleibsel eines alten Mausoleums, welches das Grabmal der Kuriatier sein soll *). Auf einem viereckigen Mauerwerk erheben sich vier kegelförmige, niedrige, oben abgestumpfte Säulen. Allein diese kegelförmigen Aufsätze und ein Theil des Fundaments waren so eben nicht etwa blos reparirt, sondern ganz neu erbaut worden, und noch sahen wir das Baugerüste! In wenig Jahren werden diese neuen Mauern schwarz sein und alt aussehen; jeder gläubige Archäolog, jeder das klassische Alterthum verehrende Reisende wird dann in frommer Begeisterung dies Werk anstaunen und es für eine ehrwürdige Ruine halten. Der Italiener weiß, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen sind. Sie lachen über diese Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld so viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß sie künstliche Ruinen schaffen, bringt's ihnen nur Geld? — Hätte ich doch dies Grabmal der Kuriatier nie gesehen! Jetzt ist auch mein Glaube an die Ruinen erschüttert, und was mir kürzlich dunkel ahnte, daß man die Aechtheit derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt keineswegs verbürgen könne, ist jetzt in mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden.

Der Weg von Albano nach Genzano und von da nach Velletri ist reizend. Das Albanergebirge hat hier durchaus den Charakter einer frischgrünen nördlichen Gegend. Man fährt hinter Albano bald auf, bald zwischen reizenden

---

*) Andere behaupten, es sei das Grabmal des Pompejus.

Hügeln, durch Schluchten, die von uraltem Laubholze dicht beschattet sind; unwillkürlich gedachten wir hier in der lang entbehrten Kühlung des Walddunkels unsers Vaterlandes, welches so reich ist an diesen Schönheiten. Auf der Höhe eines Hügels liegt, einem schwarzen Raubnest vergleichbar, der Flecken la Riccia. Er stört den freundlichen Eindruck, den die Gegend hervorbringt. Eine schattige Allee führt dann nach Genzano, einem elenden, aber reizend auf einem Hügel gelegenen Dorfe, von wo man das blaue Meer erblickt. Die Gegend bleibt bis Velletri hügelig, wo wir Abends um 8 Uhr eintrafen, mit dem gewöhnlichen: „i passaporti!“ empfangen würden, und nach verdrießlichem Aufenthalt am Thore im Posthause einkehrten. Die ganze Bevölkerung war wieder auf den Beinen. Ein uns gegenüber liegendes Gebäude war mit einigen Lampen erleuchtet; Leuchtkugeln und Schwärmer stiegen über die Häuser empor. Man feierte das Fest eines Heiligen. Ueberhaupt kennt man in Italien nur Feste, die auf die Religion Bezug haben.

Je südlicher wir kommen, je mehr nehmen die Tage ab, in einer Jahreszeit, wo wir bei uns dem längsten Tag entgegensehen. In Berlin würde man heute um ein Viertel auf zehn Uhr noch ohne Licht lesen können; hier war es schon dunkel, als wir um 8 Uhr in's Thor einfuhren. Die Dämmerung wird immer kürzer; bald nach Sonnenuntergang breitet die Nacht ihre Schleier über die Gegenstände. Wenn die Dämmerung dadurch entsteht, daß sich die Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch im Dunstkreise der Erde brechen, so muß allerdings angenommen werden, daß der südliche Theil

Italiens nur einen schwachen Dunstkreis hat, weil die Dämmerung hier wirklich nicht so lange währt, als in nördlichen Gegenden. Nichts desto weniger habe ich, mit Ausschluß jenes Mittags auf dem Wege von Florenz nach Rom, noch keinesweges Gelegenheit gehabt, eine größere Reinheit der Luft in Italien zu bemerken, vielmehr ganz dieselben Veränderungen in der Atmosphäre wahrgenommen, welche den nördlichen Gegenden eigenthümlich sind.

Bald nach unserer Ankunft im Posthause wurden uns die Pässe zum zweiten Male abgefordert. Nicht genug, daß am Thore für die Einsicht derselben bezahlt worden ist, drängt sich nun auch noch die Polizei, für Geld ihr visum darauf zu setzen, und der Bote, der deshalb geschickt werden muß, verlangt natürlich ebenfalls wieder sein Trinkgeld *).

---

*) Diejenigen Personen, welche im Jahre 1834 die Route von Rom nach Neapel oder umgekehrt gemacht haben, sind, wie die Berliner Vössische Zeitung in dem Blatte, vom 22. September dieses Jahres, berichtet, auf der kleinen Strecke von Rom bis Velletri noch mehr geschoren worden. Es heißt daselbst in einem Schreiben aus Rom, vom 11. September: „Einiges Aufsehn machte das Anhalten aller von und nach Neapel Reisenden in Genzano, drei Posten von hier. Anfangs sagte man, diese Maaßregel sei ergriffen, um einer Verschwörung auf die Spur zu kommen, welche an unserer Grenze ihren Hauptsitz haben sollte. Nun hört man, daß von Seiten der Regierung in Neapel das Ansuchen eingegangen war, zu verhindern, daß gewisse Papiere eingeführt würden. Der Diensteifer (!?) einiger Beamten hat dies mißverstanden und alle Reisenden ohne Unterschied einem langen Verhöre und der Durchsuchung ihrer Papiere unterworfen.“ Ihr armen Reisenden! Nun, die Enthusiasten unter Euch haben diesen unfreiwilligen Aufenthalt gewiß köstlich gefunden.

Unsere Nachtmahlzeit verursachte unserm durch die römische Küche verwöhnten Gaumen große Qual; denn es gab hier die gewöhnliche Reisekost Italiens: frisch geschlachtete, völlig zähe Hühner und ganz ungenießbare Semmel. Wir würden hungrig zu Bette gehen müssen, wenn wir nicht vom heutigen Mittagsmahl in Rom noch hinreichend gesättigt wären. Endlich begreife ich, welche Bewandniß es mit der italienischen Semmel hat. Bis jetzt haben wir auf der langen Fahrt, die wir durch Italien zurückgelegt, nirgend Getreidefelder wie bei uns, nirgend Roggen, Gerste, Weizen und Hafer, sondern nur Mais- und Reisfelder gesehen. Dieser Mais nun giebt, schlecht zubereitet und mit Sauerteig vermischt, das elende Gebäck, welches der Italiener Brot nennt. Das grobe, schwarze Landbrot in Deutschland ist, im Vergleiche mit diesem Maisbrote der hesperischen Gefilde, wahrlich eine köstliche Leckerei *)! —

Ich komme hier übrigens noch einmal zurück auf das, was ich über italienische Gegenden gesagt habe. Nicht

---

*) Man höre auch in dieser Beziehung die Vossische Zeitung. In dem Blatte vom 17. September 1834 heißt es aus Rom: „Eine Verordnung, durch welche das Gewicht des Brotes von der weniger guten Qualität verändert wird und womit die Bäcker großen Mißbrauch trieben, erzeugte unter der Klasse der ärmern Einwohner großes Murren, weil das Brot kaum genießbar ist. Die Leute sind hier gewöhnt, dergleichen Klagen unmittelbar vor den Papst zu bringen, indem sie, wenn er ausfährt, ihm ihre Unzufriedenheit zurufen. Man sagt, Einer sei so dreist gewesen, ein solches Brot in den Wagen des Papstes zu werfen." Wenn ich nun annehmen muß, daß wir in Italien stets Brot von der besten Qualität erhalten haben; so kann ich mir von der Beschaffenheit der schlechtern Sorte keinen Begriff machen.

blos die Nacktheit der Gebirge, der Mangel an Waldung und überhaupt an Bäumen, das Höhlenhafte der Wohnungen, welches den Gedanken an Cultur und Gesittung nicht aufkeimen läßt, und die graue oder bräunliche Färbung aller Gegenstände, geben einer italienischen Landschaft ein so trübseliges Ansehen; sondern insbesondere tragen auch die Mais- und Reisfelder dazu bei, den Anblick dieses Landes unerfreulich zu machen. Man wird mir ohne Versicherung glauben, daß Schilffelder eben so wenig, als Weidenpflanzungen Entzücken erregen können. Der Mais und die Olive sind aber die Hauptprodukte Italiens, und man findet sie überall angepflanzt. Wer daher eine echt italienische Gegend vor sich sehen will, braucht sich nur Schilffelder und Hügel mit Weidenbäumen zu denken. Je mehr uns dieser Anblick seither gelangweilt hat, um so inniger haben wir uns heute über die kleine Oase in der Wüste gefreut. Die Gegend um den Bolsenasee und der Weg von Albano nach Genzano sind wahrlich Merkwürdigkeiten Italiens.

Daß Italien nichts desto weniger ein fruchtbares Land ist, kann und will ich nicht bezweifeln; allein mit gutem Gewissen darf ich behaupten, daß wir hier bis jetzt noch nirgend üppige Vegetation bemerkt haben. Um selbige annehmen zu können, hätten wir überall hochaufschwellende Getreidefelder, grüne Wiesen voll duftender Kräuter, Feldgärten mit Gemüse und saftigen Küchengewächsen, oder meilenweite Wälder mit himmelanstrebenden, dicht belaubten Bäumen sehen müssen; allein von dem Allen ist uns hier noch keine Spur vorgekommen. Man wird mir nicht

glauben. Allein ich habe ja doch mit größter Gewissenhaftigkeit und Freude jeden Vorzug, jede Schönheit Italiens, die sich uns darstellte, verzeichnet; wir möchten ja gern noch immer ein Land schön finden, welches, wie Andere behaupten, mit so zauberhaften Reizen prangen soll. Was ich schon in Florenz aussprach, muß ich auch heute wiederholen: Das Land ist fruchtbar in Erzeugung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen. Insbesondere zeigt sich häufig an den Seiten der Landstraßen ein undurchdringliches Gewirr von Gesträuchen und Schlingpflanzen verschiedener Art; auch sieht man hier und da wirkliches Schilfrohr, welches in dichten Gruppen aus der Erde hervorwuchert. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Velletri. Cisterna. Torre tre ponti. Die Linea Pia. Beschreibung der pontinischen Sümpfe. Bocca di Fiume, Mesa und Ponte maggiore. Ein Jammerbild aus den Sümpfen. Kleidung italienischer Postillone. Die Büffelheerde. Geruch in den Sümpfen. Schläfrigkeit der Reisenden daselbst. Terracina. Etliche Palmen. Der Gasthof zu Terracina. Zahllose Flöhe. Abscheuliche Mahlzeit. Terracinakrätzer im Vergleich mit Oestreicher, Meißner, Grünberger und Potsdamer. Myrthen- und Agavepflanzen auf dem Wege von Terracina nach Fondi. Torre de' confini, Grenze von Neapel. Paßsteuer. Eine Kaktuspflanze. Citronen- und Orangengärten. Fondi. „I passaporti!" Afrikanisches Ansehen des Ortes. Unflathhöhlen. Die Reisenden werden beim Geldwechsel geprellt. Itri. Schweine und Menschen vertraulich in einer und derselben Pfütze. Neapolitanisches Gesindel. Straßenpolizei. Der Räuber. Cicero's Grabmal. Mola di Gaëta. Die Villa Caposele daselbst. Schöne Gegend. Der Koth im Orangengarten. Dreizehn Schüsseln. Der südliche Sternenhimmel, nicht schöner als der verachtete deutsche.

Mola di Gaëta, den 17. Juni.

Der Extrapostreisende, welcher in den Posten übernachtet, hat den Vortheil, daß ihm der Postmeister, in Rücksicht auf den Erwerb als Gastwirth, wohl eine Kleinigkeit als Fuhrherr opfert. Heute früh gab man uns in Velletri drei Pferde mit zwei Postillonen, und die Rechnung war mäßig. Freilich hatten wir, bis auf eine Tasse Kaffee und ein Paar weiche Eier heute Morgen, nichts verzehrt.

Mit diesem bescheidenen Frühstück galt es, die pontinischen Sümpfe zu durcheilen, um in dem dreizehn und eine halbe Meile davon gelegenen Terracina Mittags zu speisen, denn bis dahin war auf kein Wirthshaus mehr zu rechnen. Wir mußten also aushalten, und da wir in Terracina nicht schlafen sollten, uns so einrichten, daß wir zu Mittag dort eintreffen und Abends Mola di Gaëta erreichen konnten. Gern hätten wir uns mit kaltem Braten versehen; allein wir waren ja gestern nicht im Stande gewesen, ihn zu zerbeißen. Wir begnügten uns daher, ein Paar gesottene Eier, eine Flasche Wein, ein Paar Maisbrote und essigsaure Apfelsinen mitzunehmen, und setzten uns Gott vertrauend in den Wagen; denn heute sollten wir mit dem Gifthauch der Sümpfe, vielleicht auch mit Räubern kämpfen!

Von Velletri, welches auf der Höhe liegt, überschaut man die weite Ebene, in der die Sümpfe liegen, die schon zwei Posten hinter der Stadt bei dem Albergo Torre tre ponti beginnen und sich dann 4½ Post weit bis Terracina erstrecken. Wir passirten zwei Meilen hinter Velletri den Fluß Astura, dann den Flecken Cisterna, und gelangten bald nach Torre tre ponti.

Hier beginnt die berühmte Linea Pia, eine vortreffliche Chaussee, welche der Papst Pius VI. auf der alten appischen Straße quer durch die Sümpfe bis nach Terracina hat anlegen lassen. Sie ist auf beiden Seiten mit zwei Reihen schöner, schattiger Ulmen eingefaßt: die einzige Chaussee, die wir bis jetzt in Italien mit Bäumen bepflanzt sahen! Zur Rechten läuft dicht am Wege ein breiter Kanal, der in der Nähe von Terracina immer breiter wird und sich

in's Meer mündet. Wer sich unter den Sümpfen einen ungeheuern Morast denkt, der irrt gar sehr. Wir fuhren vielmehr durch eine mit schwärzlich graugrünem Grase bedeckte weite Fläche. Des Ausdrucks Wiese bediene ich mich deshalb nicht, weil man sonst unwillkürlich an eine saftgrüne Aue denken könnte. Diese Fläche wurde rechts von uns in weiter Entfernung von schwärzlichen Bäumen begrenzt, und zog sich zur Linken bis an den Fuß kahler Gebirge hin, die anfangs mehrere Meilen entfernt sind, allmälig aber in malerischer Wellenform näher treten und in den Felsenvorsprung enden, auf dem dicht am Meere Terracina erbaut ist. Es war ein heiterer Tag; die Sonne schien; allein von der Seite des Meeres her blies eine scharfe Luft; auch jetzt wollte es uns, die wir uns schon so tief südlich befanden, nicht einleuchten, daß wir in Italien seien. Wir fuhren unter den schönen Ulmen pfeilschnell dahin, und ich kann versichern, daß der Blick auf die weite, graugrüne Ebene und auf die malerischen Höhenzüge zur Linken durch den natürlichen Rahmen, den die Baumstämme der Allee mit dem Laubdach derselben bildeten, recht angenehm war. Allein die Gegend ist öde und verlassen. Es giebt hier blos die einzelnen Häuser der Posthalter, welche den Pferdewechsel besorgen; diese Stationen heißen Bocca di Fiume, Mesa und Ponte maggiore. Außerdem zeigte sich uns nur einmal noch, und zwar zur Rechten nicht weit von der Straße, eine menschliche Wohnung.

Auf der Chaussee befinden sich, ihrer ganzen Ausdehnung nach, in bestimmten Zwischenräumen von einander, steinerne, ganz offene, thürlose Wachthäuser, die früher

mit päpstlichen Soldaten besetzt waren, um die Gegend von dem Räubergesindel zu säubern. Das Uebelste ist, daß gerade diese Wachthäuser, welche dem Unfuge steuern sollen, gegenwärtig dem Räuber einen sichern Schlupfwinkel und Hinterhalt gewähren. Er kann, versteckt in einem solchen Häuschen, in aller Gemüthlichkeit den vorüberfahrenden Reisenden erwarten und plötzlich heimtückisch auf ihn losspringen. Allein wir sahen nichts Verdächtiges; wir begegneten vielmehr einem päpstlichen Dragoner. Nur in den Posthäusern zeigten sich Menschen, die aber siech und elend aussahen. Insbesondere aber war der Postillon, welcher uns von Bocca di Fiume nach Mesa fuhr, ein Jammerbild. Dünne, weite Hosen schlotterten um die magern Lenden des kleinen, zusammengeschrumpften, olivenfarbenen Kerls; eine schlechte Jacke und eine Kappe machten seine ganze übrige Bekleidung aus.

Ueberhaupt ist uns, seitdem wir das lombardisch-venetianische Königreich verlassen haben, eine Postuniform nicht mehr vorgekommen. Die Kleidung eines deutschen Frachtfuhrmanns muß, im Vergleich mit dem Anzug eines italienischen Postillons, kostbar und prächtig genannt werden; nur räuberähnliches Gesindel, welches entweder halb nackt ist, oder eine zerfetzte Jacke, schmutzige Hosen und klotzige Schnallenschuhe, so wie auf dem struppigen Haar einen vergilbten Spitzhut oder eine Mütze trägt, schwingt hier vom Postpferde herab die Peitsche.

Auf der ganzen Tour durch die Sümpfe legte man uns nur zwei Pferde vor, ließ sich aber, wohl zu bemerken, drei bezahlen. Sobald wir die Vorlegung des bezahlten dritten Pferdes verlangten,

bat man uns, es bei zweien bewenden zu lassen, und versprach, um so schneller zu fahren. Dies Versprechen wurde zwar gehalten; die Postillone verlangten aber auch jedes Mal ein um so größeres Trinkgeld.

Zwischen Mesa und Ponte maggiore bemerkten wir plötzlich in der Entfernung, auf der Wasserfläche des Kanals am Wege, eine Menge von schwarzen Klumpen, die dicht neben einander sich langsam vorwärts bewegten. Alsbald unterschieden wir gehörnte Thierköpfe und im Vorüberfahren erkannten wir eine Heerde von Büffeln, die bis an das Maul im Wasser watend, von Hirten, die am Ufer befindlich waren, weiter getrieben wurde. In dieser Gegend der Sümpfe überzeugten wir uns übrigens durch den Geruch, daß wir uns in einer verderblichen Luft befanden. Es roch, wie dies in sehr feuchten, oder vom Wasser überschwemmten Gegenden der Fall zu sein pflegt; dabei fühlten wir eine außerordentliche Schläfrigkeit, so daß Einer den Andern stets erinnern mußte, wach zu bleiben.

Mittags um 1 Uhr erreichten wir Terracina, das alte Anxur. Wir waren um 8 Uhr ausgefahren, hatten also den Weg von Velletri in 5 Stunden zurückgelegt. Terracina liegt dicht am Meere auf einem Felsen, welcher mit der auf der östlichen Seite sich hinziehenden Gebirgskette zusammenhängt und diese in's Meer leitet. Ein Theil der Stadt ist am Fuße des Felsens neu angebaut. Er sieht erträglich aus, die alte Stadt aber gleicht einem schwarzen Raubneste. Hier, bei Terracina, erblickten wir vier oder fünf Palmen, und

gedachten mit Unwillen der Frechheit unserer Reisebeschreiber, welche ihren leichtgläubigen Landsleuten auf die Nase heften, daß es dort einen Palmenwald gebe. Eben so viel ist über die entzückende Lage von Terracina gefabelt worden. Der Blick auf das azurblaue Meer, aus dem einige Inseln, namentlich Ischia, Procida und Vandolena auftauchen, ist allerdings angenehm; aber diese Inseln liegen mit zu undeutlichen Umrissen in weiter Entfernung. Wir stiegen in der großen, neuerbauten Locanda, welche dicht am Meeresufer gelegen ist, ab. Augenblicklich verlangte man unsere Pässe. Der Einwand, wir würden hier, der Mittagsmahlzeit wegen, nur eine Stunde verweilen, blieb unbeachtet. Ein Kerl nahm die Pässe in Empfang und entfernte sich damit. Wir gingen eine Treppe hinauf und gelangten in einen schmutzigen Saal und aus diesem in ein kleines Gemach, welches nach dem Meere führte. Das ganze Ameublement des Stübchens bestand aus einem Tische, Stuhl und zweischläfrigen Bette. Kaum eingetreten, fühlten wir den Biß wüthigen Ungeziefers. Einer von uns setzte, nachdem er buchstäblich nur drei Schritte gemacht hatte, seinen Fuß auf den Stuhl und nahm sich siebenzehn Flöhe ab, während unzählige andere davon sprangen. Wir flüchteten daher auf den Tisch, und betrachteten von da aus das spiegelglatte Meer. Während unsre Speisen bereitet wurden, gingen wir hinab und gelangten durch einen Berg von Kehricht und Unflath an's Ufer, wo nur ein Paar elende Fischerbarken lagen und einige gelbbleiche Kinder sich badeten. —

Unsere Mahlzeit war abscheulich. Man setzte uns gebackene Gurkenschaalen, stinkende Seefische verschiedener Art, frischgeschlachtetete Hühner, unreife Aprikosen und halbfaule Feigen, im Ganzen, wie gewöhnlich, 12 Schüsseln vor, die sämmtlich fast unberührt wieder abgenommen wurden. Dazu gab es schlechten Landkrätzer. Verachte mir noch Jemand unsern Oestreicher, Meißner, Grünberger oder Potsdamer Rebensaft! Mit weniger Ausnahme sind die italienischen Landweine schlechter. Während der Mahlzeit mußten wir die Füße an den Leib ziehen, um unsererseits nicht Speise des Ungeziefers zu werden.

Die Pässe wurden für den gewöhnlichen Doppelzoll (an die Polizei und den Ueberbringer) zurück gegeben, und bald saßen wir wieder im Wagen, vor dem wir jetzt vier Pferde und zwei Postillone erblickten. Kaum hatten wir Terracina verlassen, als man uns an der päpstlichen Grenzwache schon wieder das stereotype „I passaporti!" zurief und wir abermals gerupft wurden. Man wird in Italien wirklich nicht einen Augenblick seines Lebens froh.

Der Weg von Terracina nach Fondi führt dicht am Fuße des sich hier gleichsam aus dem Meere erhebenden Gebirgs entlang, während zur Rechten geraume Zeit das blaue Meer sichtbar bleibt, bis es sich hinter eine anmuthige schmale Strecke Landes verbirgt. Der scharfe Luftzug hatte nachgelassen; es war mild geworden. Am Fuße des felsigen Gebirgs blühten Myrthengesträuche, zur Rechten hin und wieder Granatbäume mit ihrer köstlichen, dunkelrothen Blüthe; zum ersten Male sahen wir

hier auch an verschiedenen Stellen die Agave *), aus deren schwertartigen, saftigen Blättern sich ein 14 bis 18 Fuß hoher Stamm mit den Blüthenbüscheln erhob. Die Myrthe und der Granatbaum sind wirklich schöne Gewächse; allein wir haben sie viel zu sparsam gefunden, um darüber in Ekstase gerathen zu können. Was wir davon gesehen, ist kaum der Erwähnung werth. Die Aloe wirkt mehr durch den Reiz der Fremdartigkeit, als der Schönheit; auch sie scheint hier überdies nur sehr spärlich zu wachsen. Wir sahen im Ganzen vielleicht 50 solcher Stunden.

Anderthalb Meilen hinter Terracina erreicht man den alten Thurm, der den Kirchenstaat vom Königreich Neapel trennt. Er heißt Torre de' confini (Grenzthurm); wegen eines in der Nähe befindlichen Grabmals aber auch **torre del epitafio.** Die Natur hat hier selbst eine Grenze geschaffen; denn das bis zum Gestade vorspringende Gebirge auf der einen und das Meer auf der andern Seite bilden einen engen Paß, der überdies durch den Thurm und das Wachthaus der neapolitanischen Grenzwacht (torre di portella) geschlossen ist.

Abermals mußten die Pässe vorgezeigt und versteuert werden; außerdem fielen die neapolitanischen Douaniers über uns her, und plünderten durch moralischen Zwang unsere Beutel. So verdrießlich wir waren, so entzückte uns doch der Anblick einer mächtigen Kaktuspflanze, die im Hofe der Douane am Gemäuer emporrankte und in

---

*) Agave americana, welche im gemeinen Leben stets mit der Aloe verwechselt zu werden pflegt, der sie sehr ähnlich ist.

voller Blüthe stand, so sehr, daß wir der Unannehmlichkeit gern vergaßen. In der That gewinnt die Vegetation unmittelbar hinter Terracina einen durchaus südlichen Charakter. Allein frei bekenne ich, daß ein deutscher Eichenwald auf grünem Rasen mir angenehmer ist, als diese einzelnen hübschen Gewächse in dürrer Umgebung; und aus dem Gesichtspunkte der Schönheit betrachtet wird jeder Unbefangene mir beitreten müssen.

Bei Fondi angekommen sahen wir zum ersten Mal Pflanzungen von Citronen und Orangen in den Gärten, welche die Stadt umgeben. Allein unser Reisetaschenbuch berichtet uns, daß diese Gegend wegen der stehenden Gewässer sehr ungesund ist. Wir haben nunmehr in Italien, und zwar in verschiedener Richtung, gegen 150 Meilen zurückgelegt, und jetzt erst sehen wir die ersten Orangen- und Citronenbäume, welche im Freien stehen! Ich habe zwar angeführt, daß man uns in Rom erzählt hat, es ständen auch dort schon einige solcher Bäume in den Gärten; allein es müssen nur sehr wenige sein, denn uns wenigstens ist davon keiner zu Gesicht gekommen. Und wo bleiben die Orangenwälder? — Doch Geduld; südlicher, bei Neapel, werden wir hoffentlich auch die Orangenwälder finden, deren die Reisebeschreiber und Romandichter mit solchem Entzücken erwähnen. — Die Zeit der Orangenblüthe ist leider vorüber; denn alle Bäume prangen bereits mit goldgelben oder röthlichen Früchten; nur hier und da haucht noch ein verborgenes Blüthchen, ein Nachkömmling, bescheiden seinen Duft aus. Das Wonnegefühl, in dem wir schwelgten, nun

endlich das Italien unserer Phantasie zu finden, wurde, als wir bei Fondi angekommen waren, nur zu schnell durch das kaum verhallte Geschrei: „I passaporti!“ gestört. Ich erklärte dem Kerl, der an den Wagen trat und der eher einem Banditen als einem Beamten glich, daß ich meinen Paß so eben erst an der Grenze gezeigt hätte und nicht verpflichtet sei, ihn hier, wo ich blos durchführe, wieder zu zeigen. Er gerieth in Wuth, ich in Zorn. Ich drohte, mich in Neapel zu beschweren. Dies schien zu fruchten; Einer von uns entschloß sich überdies, seinen Paß vorzuzeigen, und so konnte sich der treffliche Beamte mit Ehren zurückziehen. Mit dem gehofften Gewinn war es aber für dies Mal nichts.

Die appische Straße führt mitten durch die elende, enggebaute, schmutzige Stadt. Bis hierher hatten wir immer noch die in einen stumpfen Winkel zusammenlaufenden niedrigen italienischen Dächer auf den Häusern gesehen; in Fondi hörten sie auf. Die Häuser sind nun alle völlig flach und Städte und Dörfer geben den Gegenden ein noch fremdartigeres, ich möchte sagen ein afrikanisches Ansehen. Man glaubt nicht mehr in Europa zu sein. Die durchaus massiven Häuser mit ihren schwarzen Fensterlöchern sind noch höhlenhafter und schmutziger, als im übrigen Italien, und das Volk ist daher noch ekelhafter und zudringlicher. Während wir in der Stadt vor dem Posthause hielten, stürzten Männer und Weiber bettelnd aus ihren Höhlen hervor; ihr Geschrei war durchdringender, als wir es je gehört.

Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht schön finden! Daß die Natur schöner wäre, als bei uns,

kann ich nicht zugeben; sie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre sie aber wirklich unendlich schöner, dennoch vermöchte sie nicht zu entschädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in diesem Jammerlande unausgesetzt Preis gegeben sind. Nur ein schmutziger Cyniker kann sich in Italien gefallen.

Wir sahen uns zu Fondi in die Nothwendigkeit versetzt, Geld einzuwechseln, und wandten uns deshalb an einen Mann, den wir für den Postmeister hielten. Sehr bereitwillig wechselte uns derselbe zwei Napoleonsd'or gegen Silbergeld; später, als wir das neapolitanische Geld kennen lernten, überzeugten wir uns aber, daß er uns um volle zwei Thaler betrogen hatte. Dies ist uns überhaupt häufig beim Geldwechseln in Italien widerfahren. Da man sehr oft eine Grenze zu überschreiten hat, und jedes Land seine eigenen Münzen führt; so geräth der Fremde eben so oft in die Lage, Geld wechseln zu müssen, und in allen Grenzorten finden sich Leute, die vom Betruge durch Geldwechsel Profession machen.

Der Weg von Fondi nach dem Dorfe Itri ist angenehm; Wein, Mais, Feigen, Lorbeerbäume, Myrthengesträuch und Oelbäume verleihen auch hier der Gegend den eigenthümlichen Anstrich des Südens. Itri selbst liegt zwischen Hügeln und ist ebenfalls von Citronen- und Orangengärten umgeben. Allein beim Anblick des Ortes wird jedes angenehme Gefühl wieder durch Ekel und Unwillen verdrängt. Die hohen, uralten, schwarzen Häuser (es darf nie vergessen werden, daß jedes Dorf in Italien aus steinernen Häusern besteht) gleichen oben den Räuber-

höhlen, unten den Schweineställen. Sowohl in Fondi als in Itri hatte man sie weiß angestrichen; da aber die schwarze Grundfarbe und das Ruinenhafte sich nicht fortschaffen läßt, und überall durchblickt, so glichen sie übertünchten Gräbern. Die Straßen, durch welche wir fuhren, waren so eng, daß man sich aus den gegenüberstehenden Häusern die Hand reichen konnte. Ueberall erblickten wir fußhohen Koth. Schweine lagen mit halb nackten, von Schmutz starrenden Kindern in derselben Pfütze, in demselben Misthaufen. Scheußliche, gelbbleiche Weiber mit struppigen schwarzen Haaren, den Hexen vergleichbar, saßen auf der Schwelle der schmutzigen Thüren und suchten entweder ihren Kindern oder wechselseitig sich selbst das Ungeziefer von den Köpfen ab. Wir sahen durch die offenen Thüren in dunkle, fensterlose, nur durch den Eingang erleuchtete, stallartige Winkel; in denen die armselige, schmutzige Lumpenhabe unordentlich umherlag. Die gebräunten Männer mit ihrem schwarzen Haar, ihren blitzenden Augen und weißen Zähnen betrachteten uns mit habsüchtigen, verlangenden Blicken. Man sah ihnen an, daß sie manchen Räuberzug überstanden haben mußten. Unser Italienisch hilft uns jetzt nicht mehr; denn von dem neapolitanischen Jargon ist kein Wort zu verstehen *).

Wir fanden hier übrigens eine bessere Straßenpolizei, da wir heute verschiedene Mal am Wege Militairpikets wahrgenommen haben. Zwischen Fondi und Itri sahen

---

*) Nicht uninteressant dürfte die Bemerkung sein, daß wir bis jetzt in Italien den Buchstaben c fast überall und selbst von niedrigen Personen wie c haben aussprechen hören. Die toskanische Aussprache, nach welcher c wie tsch lautet, scheint also immer mehr der römischen zu weichen.

wir, im Begriff eine mit Oelbäumen bewachsene Höhe hinauf zu fahren, im Schatten alter Mauertrümmer einen Kerl liegen, der sich in einen langen, braunen Mantel gehüllt und den Spitzhut in's Gesicht gedrückt hatte. Als wir näher kamen, erhob er sich, und es zeigte sich, daß er mit einem langen Gewehr bewaffnet war. Er spähete vorsichtig in der Gegend umher. Glücklicher Weise befanden sich in diesem Augenblick mehrere zweiräderige Ochsenkarren vor uns; unmuthig warf sich der Kerl wieder an die Erde; wären wir allein gewesen, hätten wir hier zuverlässig einen Räuberanfall erlebt.

Nicht weit von Mola di Gaëta fuhren wir zwischen Gartenmauern. Noch immer zog sich auf der linken Seite dicht am Wege das Gebirge hin. Rechts steht hier in einem der Weingärten die Ruine eines breiten, stumpfen, runden Thurmes. Unser Reisetaschenbuch belehrte uns, dieser Thurm sei das Grabmal Cicero's, welches die Freigelassenen dieses großen Redners demselben hier an der Stelle, wo er ermordet worden sei, errichtet hätten. Wir stiegen aus: einer der Postillone klopfte an die Gartenthür, und bald öffnete der Eigenthümer des Gartens, ein Landmann, der uns zur Ruine führte und sich als wohl unterrichteter Cicerone zeigte.

Auf einer viereckigen Basis steht ein rundes Gebäude von etwa 25 Fuß Höhe, welches zwei gewölbte Stockwerke gehabt zu haben scheint. Im Innern erhebt sich vom Fußboden zum Deckengewölbe empor ein freistehendes, massives Mauerwerk in Form einer runden Säule, die das Ganze trägt. Hier lagen Steintrümmer und Ackergeräthschaften. Ein Paar Stückchen Marmor, die wir unter den Trümmern fanden, lassen vermuthen, daß das Gebäude mit

Marmor bekleidet gewesen sein mag. Glaubst Du denn aber wirklich, geliebter Leser, daß diese Ruine ein Ueberbleibsel von Cicero's Grabmal ist? —

Gegen sieben Uhr Abends, als die Abendsonne zauberisch alle Gegenstände beleuchtete, kamen wir nach Mola di Gaëta, wo wir in der jetzt zum Gasthof umgeschaffenen Villa des Prinzen von Caposele einkehrten. Die Lage von Mola ist wirklich sehr angenehm. Das grauschwarz gefärbte, nackte und hier sehr hohe Gebirge steigt unmittelbar aus dem blauen Meer empor und ragt längs der Küste mit seinen kühn emporstrebenden Gipfeln weit in die Luft hinein. Am Fuße desselben und dicht am Meere liegt der Flecken Mola di Gaëta auf den Ruinen des alten Formium, und erinnert durch seine dachlosen, schwarzen, aber theilweise weiß übertünchten Mauern und schwarzen Fensterlöcher unwillkürlich an Afrika. Noch näher am Ufer ist, auf der letzten Abflachung des Gebirges, unsere Villa in einem Garten gelegen. Von der vorderen Seite gewährt sie die Aussicht über den Flecken und das schauerliche Gebirge, dessen dunkle Gipfel so nahe zu sein scheinen, daß man glaubt, sie mit einem Büchsenschuß erreichen zu können; von der hintern über eine üppige Citronenpflanzung, die sich terrassenförmig bis zum Ufer hinzieht, über das Meer und die Küsten desselben. Zur Rechten läuft, etwa eine starke deutsche Meile von Mola entfernt, eine kurze Landzunge in's Meer, deren äußerste Spitze die malerische Häusergruppe der Festung Gaëta ziert. Unmittelbar an der Stadt erhebt sich auf dieser Landzunge ein einzelner, schön abgerundeter Hügel, auf dessen Gipfel ein alter, oben abgestumpfter, runder Thurm, torre d' Orlando (Rolandsthurm) genannt, steht, der das Grabmal des

Lucius Munatius Plancus sein soll. Zur Linken übersieht man von dem Balkon der Villa fast die ganze Küste bis Neapel, den Vesuv, der jetzt indessen weder Flammen speit, noch raucht, und die Inseln Ischia und Procida. Das blaue Meer liegt still zu unsern Füßen und schlummert. Die Sonne ist untergegangen; schon hüllt die kurze Dämmerung das reizende Gemälde in ihre Schleier. Aber auch hier in der Villa eines Principe, selbst auf dem Balkon, peinigen uns Flöhe; als wir vorhin dem Orangengarten näher traten und das Entzücken genießen wollten, unter Orangenlaub spazieren zu gehen, fanden wir auch in diesem Garten nichts als Unflath und Kehricht, nirgend Ordnung, nirgend Reinlichkeit; ein ekelhafter, nach Zwiebeln stinkender Kerl drängte sich, uns herumzuführen, um eine Kleinigkeit zu verdienen; ein Anderer bettelte; die schönsten Früchte lagen auf der Erde und faulten; — schnell eilten wir wieder auf unser Zimmer, um uns auf dem Balkon der Täuschung hinzugeben Und wenn wir auf der andern Seite an dem herrlichen Anblick des Gebirges uns erlaben wollten, führten uns die Häuser des Fleckens unwillkürlich das Bild von Itri vor Augen, und wir mußten uns sagen: In der Nähe sehen sie doch nur aus wie Räuberhöhlen; dort liegt ebenfalls fußhoch der Koth; dort wimmelt es von Ungeziefer, dort liegen Schweine und Menschen in einer Pfütze; dort giebt es bei Tage keine menschliche Kost zur Stillung des Hungers, dort kann man bei Nacht vor Ungeziefer nicht schlafen! — Schnell war die ganze Illusion zerstört. Man wende nicht ein, daß man abstrahiren könne und müsse. Die Schönheit, bei der man abstrahiren muß, ist nicht weit her. Selbst hier in Mola di Gaëta

kann ich mein deutsches Vaterland nicht vergessen; von ganzem Herzen bringe ich ihm hier ein Lebehoch!

Zum Abendbrot setzte uns unser Wirth, wie nicht zu zweifeln ist, 13 Schüsseln vor. Wir hatten ausdrücklich blos Suppe und Braten verlangt; allein dann hätte sich ja keine große Rechnung machen lassen. Man glaube nicht, daß man in Italien in den Gasthöfen akkordiren könne; es ist dies eine allgemein verbreitete, allein unrichtige Meinung. Denn es läßt sich kein Wirth mehr darauf ein.

Als es 9 Uhr war, ging ich hinaus, um auch hier den Sternenhimmel zu betrachten. Wir sind ja nur noch wenige Meilen von Neapel entfernt, nun müßte doch der italienische Himmel zu sehen sein. Ich fand ihn dunkel schwarzblau; die Sterne aber nicht so glanzvoll als bei uns, obwohl die größte Klarheit der Luft herrschte. Es ist wahrlich nur Einbildung der Enthusiasten, daß der Himmel Italiens ein schönerer sei, als der deutsche. Wir haben seit unserer Anwesenheit in Italien die schönsten Frühlingsnächte erlebt; allein es würde eine Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland sein, wenn wir behaupten wollten, daß sie in Deutschland nicht eben so schön wären. Es mag sein, daß hin und wieder, in besonders klaren Nächten, der Himmel Italiens in vorzüglicher Pracht glänzt; allein auch der deutsche Abend= oder Nachthimmel prangt zuweilen in so ungewöhnlicher Schönheit, daß Ungeweihte, d. h. solche, die in Italien noch nicht enttäuscht worden sind, begeistert ausrufen: Das ist ein wahrhaft italienischer Himmel! Mit Entzücken betrachtete ich übrigens die rabenschwarzen Gebirgsriesen, deren ungeheure Häupter auch in der Dunkelheit sichtbar geblieben waren.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Enttäuschung der Reisenden ist vollendet. Noch ein Paar Worte über die Villa Caposele. Jammernacht in Mola di Gaëta. Abreise von Mola. Der Garigliano, Grenze von Latium und Kampanien. Brückenzoll. Marius im Sumpfe. S. Agata. Sparanisi. Capua. Das Posthaus daselbst. Eine italienische Trattoria ersten Ranges. Legionen von Flöhen. Der Zitherspieler. Der zerlumpte Wächter. Die Reisenden werfen Geld zum Fenster hinaus; ganz Capua geräth in Bewegung. Die bettelnde Wirthin. Der Passirschein. Abreise von Capua. Aversa. Die unverschämtesten Bettler Italiens. Der Vesuv. Anblick von Neapel. Die Lazzarone. La grande Bretagne. Die Locanda des Herrn Anastasio.

Neapel, den 18. Juni.

Wir sind in Neapel! Mit welchen andern Empfindungen hatte ich geglaubt, dies hier ausrufen zu können. Wir sind am Ziel unserer Reise, und unsre Enttäuschung ist vollendet. Hier, wo wir Palmen-, Orangen- und Myrthenwälder, Kaktus, Aloen und fast tropischen Blumenschmuck weithin über alle Gefilde verbreitet glaubten, sehen wir nichts als Rüstern, Kiefern, Weinreben und, sorgfältig gehegt als Zierbaum, die bei uns ganz gewöhnliche Akazie! — Nun wahrlich, Alles das hätten wir bei uns zu Hause sehen können. Auch bei Neapel fehlt der grüne Teppich unserer gesegneten nördlichen Fluren, und der

nackte, graurothe oder grauweiße vulkanische Boden blickt überall durch die wenigen grünen Lumpen, mit denen er sich dürftig bekleidet hat; die Landstraßen sind mit schuhhohem Staub der von den Fuhrwerken zerriebenen Lava bedeckt, und die an beiden Seiten sich ausbreitenden Wein- und Rüsterpflanzungen grauweiß bepudert, so daß sie wie erstorben aussehen. Wir finden uns in unsern Hoffnungen um so mehr betrogen, als die Gegend von Mola uns glauben ließ, daß wir nun wirklich die hesperischen Gefilde erreicht hätten, und daß die Natur nun sich gleich bleiben, wo nicht noch mehr verschönern würde.

Ueber die Villa Caposele zu Mola muß ich noch ein Paar Worte sagen. Wer sich einen Marmorpallast mit köstlichen Bildwerken und Gemälden denkt, der irrt. Sie ist ein einfaches Steingebäude, an der vordern Seite mit einer offenen Halle versehen; im Innern findet sich nur das nothdürftigste Geräth; die Wände sind weiß; der Fußboden in den Zimmern besteht aus Backsteinen, womit er, wie bei uns die Küchen, gepflastert ist. Die Erleuchtung unserer Zimmer geschah durch Glasthüren, welche auf den nach dem Meere gelegenen Balkon führen. In unserm Zimmer befanden sich zwei eiserne Bettstellen, zwei Stühle, eine schlechte Toilette und ein winziger Tisch mit einer Marmorplatte. Die eisernen Bettstellen sind im südlichen Italien bei bemittelten Personen und in den bessern Gasthöfen allgemein im Gebrauch, weil keine Wanzen darin nisten. Auch hier in Neapel haben wir eiserne Bettstellen.

Wir verweilten gestern Abend noch lange auf dem Balkon, und begaben uns erst spät zur Ruhe; allein unsere Nacht war schlaflos, denn die Flöhe fielen schaarenweise

über uns her. Blaß und übernächtig eilten wir heut früh, uns durch den Anblick der reizenden Natur zu erquicken. Der Himmel war klar, die Sonne stand hinter uns und überstrahlte Gaëta, während das in der Morgenbeleuchtung schwarzblau erscheinende Meer von einem leisen Luftzuge gekräuselt wurde und sanfte Kühlung verbreitete. Allein unsre Erschöpfung ließ uns die Schönheit der Natur nicht mehr empfinden. —

Zum Frühstück erhielten wir jenes steinharte, fade schmeckende Backwerk mit vorspringenden Spitzen, welches bei jedem Bisse die Zähne im Mund wackelnd macht. Auch hier wurde uns auf unser Verlangen Butter gegeben, die indessen noch ekelhafter, als bisher und durch bräunliche Schmutzstreifen marmorirt war. Die Rechnung betrug 10 Piaster. Dazu kam noch die gewöhnliche Paßsteuer und das Trinkgeld des Cameriere.

Vier Pferde und zwei Postillone führten uns nach dem Garigliano, während wir rechts das Meer abwechselnd zur Seite hatten und wieder verloren. Der Garigliano ist ein Küstenfluß, der früher Liris hieß, und das alte Latium von Campanien schied. Eine vortreffliche eiserne Brücke, ein Bauwerk der neuesten Zeit, führt über den Fluß. Diesseits liegt ein Haus, in dem sich eine Wache und die Post befindet. Während wir das Postgeld entrichteten, trat ein Unterofficier an uns heran, und verlangte — unsere Pässe; gleichzeitig murmelte er etwas von Durchsuchung unsers Wagens. Erst vor fünf Viertelstunden hatten wir für unsere Pässe bezahlt! Ich war empört, gebot dem Frechen, uns augenblicklich zu verlassen, und drohte, daß ich mich in Neapel über ihn beschweren würde. Und siehe da

— er zog kleinlaut ab, ohne ein Wort weiter zu sagen. An der Brücke zahlten wir einen unverhältnißmäßig großen Zoll. Nirgend ist, beiläufig gesagt, die Brückenpassage theurer, als in Italien.

Noch immer blieben uns die Gebirge zur Linken. Die Gegend ist sumpfig, jedoch hier und da bewachsen. Hier war es, wo sich einst Marius bis an den Hals in dem Sumpf versteckt hatte, um den ihn verfolgenden Soldaten Sylla's zu entrinnen! — Wir erreichten das Dorf Sta. Agata, welches von Hügeln umgeben in freundlichen Gärten liegt, und gelangten Mittags über das Posthaus Sparanisi in die öde Gegend von Capua. Mit höchstem Interesse betrachteten wir diese kleine Festung, die am Fuße kahler, schwarzgrauer Hügel gelegen ist und mit ihren flachen Dächern und drei oder vier Kuppeln ein eigenthümliches, orientalisches Bild gewährt. Capua ist 542 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erbaut worden. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese merkwürdige Stadt, die Florus nebst Rom und Karthago als eine der drei Hauptstädte der alten und neuen Welt bezeichnet! —

Wir passirten den Fluß Volturnus, und fuhren, nachdem uns am Thore die Pässe abermals abgenommen waren, in die enge, schmutzige Stadt ein, die indessen ein gutes Pflaster auszeichnet. Da wir den Postillonen keinen Gasthof zu nennen wußten, hielten sie vor der Post, mit der Bemerkung, daß wir daselbst trefflich zu Mittag speisen könnten. Wiewohl in einer der Hauptstraßen der Stadt gelegen, war das Posthaus doch nur eine ekelhafte Spelunke. Wir gingen eine von Koth starrende, schmale, hühnersteigartige steinerne Treppe hinauf und gelangten in ein nach

hinten gelegenes Zimmer, welches einem Schweinestall glich. Der Schmutz war hier so groß, daß wir vor Ekel nicht ausdauern konnten, und sogleich das Haus wieder verließen.

Schon war inzwischen der Wagen in den Hof gebracht worden. Wir befahlen den Postillonen, ihn sogleich wieder auf die Straße zu schaffen, und uns damit in die Stadt zu folgen. Unser Benehmen machte Aufsehen, und schon sammelte sich glossirendes Gesindel aller Art. Ich bat den ersten besten Kerl, mir denjenigen Gasthof der Stadt zu zeigen, in dem man am Vorzüglichsten speise. Statt aller Antwort öffnete er die Hand; ich ließ ein buona man' (Trinkgeld) hineingleiten, und nun führte er uns nur fünfzig Schritte weiter nach einem in derselben Straße gelegenen Hause, welches er mir als die erste Trattoria in Capua bezeichnete. Unser Wagen hielt und mußte hier vor der Thür auf der Straße stehen bleiben.

Durch die Hausthür gelangten wir sogleich in eine fensterlose Küche, welche das schmale Erdgeschoß des Hauses einnahm. In dieser Küche, die von Schmutz starrte, handthierte halbnacktes Gesindel mit schmutzbesalbten Fäusten unter einer Masse von rohen, blau und blutig aussehenden und von schwarzen Fliegenschaaren bedeckten Fleischstücken umher. Hier und da standen schmutzige Tellerscherben mit unbekannten, ekelhaften Nahrungsmitteln. Ein im Hintergrunde flammendes Feuer erleuchtete die schwarze Höhle. Zur Rechten des Heerdes führte eine enge, schmutzige steinerne Treppe zum ersten Stockwerk empor. Von oben schallte uns fröhliches Gelächter und das gellende Durcheinander mehrerer italienischer Männerkehlen

entgegen. Wir traten ein und befanden uns in einer hesperischen Trattoria ersten Ranges. Das schmale, tiefe Zimmer, aus dem das Stockwerk bestand, wurde durch eine nach dem eisernen Gitterbalkon führende Thür erleuchtet. In der Nähe der Balkonthür war ein Tisch gedeckt, an dem fünf oder sechs italienische Officiere von der Besatzung Capua's und ein Paar Civilpersonen in Hemdsärmeln saßen und ihr pranzo *) verzehrten. Ein hölzerner Verschlag, welcher dem Wirthe und seiner Familie als Schlafgemach diente, schied den Hintergrund des Zimmers von der Trattoria. Die Thür des Verschlags stand offen, und zeigte ein widerliches Bild der Säuerei und Unordnung. Da lagen Betten, Hausgeräth, Scherben, ein umgestoßenes Nachtgeschirr, Kehricht u. dgl. in friedlicher Eintracht unter und über einander. Die Ziegelsteine des Fußbodens waren vor Schmutz nicht zu sehen. Ein ekelhafter Gestank drang aus dem Verschlage in das Speisezimmer, und die Thür ließ sich nicht schließen! Mit besonderer Gier fiel eine Legion von Flöhen über die neuen Gäste her. O Himmel, hier war's noch ärger, als im Posthause. —

Der Cameriere legte uns einen langen Speisezettel vor und beeilte sich einen zweiten Tisch zu decken, der den Raum zwischen der Haupttafel und dem Verschlage einnahm. Wir konnten indessen das Geschreibsel theils nicht entziffern, theils stießen wir auf uns völlig unverständliche Kunstausdrücke der italienischen Kochkunst, und wir überließen dem Cameriere daher, uns ein angemessenes Mittags-

---

*) Collazione, Frühstück; pranzo, Mittagsmahl; cena, Abendmahlzeit.

mahl zusammenzusetzen. Dieser hatte inzwischen ein zerknittertes, oft gebrauchtes, von Schmutzflecken starrendes Tischtuch aufgelegt und servirt, und alsbald begann die Höllenqual unserer Aetzung! — Zuvörderst gab es schlechte, dünne Fadennudelsuppe von Schöpsenbrühe mit multrigem Parmesankäse, dann halb rohes, zähes Schöpsenfleisch, ausgehöhlte und mit Mehlkleister gefüllte kleine Kürbisse (cucuzzule ripiene), ferner eine Art Schmorfleisch, welches in einer abscheulichen, stinkenden und mit Pfeffer gewürzten Sauce schwamm, halbrohe, zwischen den Zähnen knarrende Kaldaunen, völlig harte, blos in Wasser gekochte, graugelb aussehende Macaroni und Omelets, an denen der Schmutz der Pfanne klebte und die wie gebackene Waschlappen aussahen; zum Dessert endlich eine jämmerliche Art Konfekt, wogegen das Konfekt unserer ehrlichen deutschen Pfefferküchler eine köstliche Leckerei genannt werden muß, und Kirschen. Der Wein war auch hier ein völlig ungenießbares, elendes Gesöff; das Maisbrot, welches man uns vorsetzte, schmeckte wie Sauerteig. Und so kam es, daß wir hungrig wieder aufstanden; doch hatten sich die Flöhe dieser schändlichen Herberge an uns satt getrunken. Während wir speiseten, oder richtiger, während wir mit der Uebelkeit kämpften, die der Anblick und der Geruch unserer Speisen hervorbrachte, spielte ein blinder alter Kerl die Zither und sang dazu. Dieser Gesang, das Schrillen der Saiten und das lebhafte Geschrei der italienischen Unterhaltung am andern Tische, wo insbesondere ein Stabsofficier wie ein Marktschreier brüllte, erhöhten die Qualen dieser Mittagsmahlzeit.

Wenn ich erwäge, daß wir unter den glücklichsten Verhältnissen diese Reise machen, daß wir im Stande sind, das Beste ohne Rücksicht auf den Kostenbetrag zu wählen, und daß wir dennoch, mit Ausnahme der wenigen Hauptstädte, überall so elende Bewirthung finden; so begreife ich nicht, wie der ärmere Reisende, namentlich ein solcher, der mit Vetturinen fährt, in diesem Lande ausdauern kann. Wohl uns, daß wir die Lohnkutschertafel verschmähen dürfen. Man glaube nicht, daß ich lecker bin, und mich nur dann wohl befinde, wenn ich dem Gaumen fröhnen kann; ich verlange nur ein Stück Fleisch und einen Teller Gemüse, aber Beides muß genießbar sein.

Da unser Wagen auf der Straße bleiben mußte, so hatten wir, bevor wir in's Haus traten, einem Manne, der eine ziemlich ehrliche Physiognomie zur Schau trug, die Aufsicht über denselben übertragen. Die italienische Mittagsgesellschaft empfahl sich, und wir traten nun auf den Balkon. Unser zerlumpter Wächter schien sich durch unser Vertrauen hoch geehrt zu fühlen. Einen ungeheuern Knittel über die Schulter gelehnt, schritt er vor dem Wagen auf und ab, und theilte rechts und links unter die versammelten Müßiggänger, insbesondere unter die Gassenbuben, wenn sie sich etwa einfallen ließen, die Räder oder die Deichselstange zu berühren, kräftige Prügel aus. Es giebt kein besseres Mittel in Italien, seine Sachen sicher zu stellen, als sie der Aufsicht eines Italieners ausdrücklich anzuvertrauen. *Da wir ohne Bedienung reisen, die in Italien völlig überflüssig ist, weil man gezwungen wird, sich von den Leuten des Gastwirths bedienen zu lassen*; so pflegen wir jedesmal beim Einkehren nur

zu fragen, ob der Wagen mit den Sachen sicher sei; erfolgt dann eine bejahende Antwort, so haben wir nichts zu fürchten. Man hat sich zwar vor Betrug und Räuberei in Italien in Acht zu nehmen, wird aber gewiß nur selten bestohlen werden.

Als wir lachend vom Balkone herabschauten, fanden sich bald von allen Seiten Bettler und Bettlerinnen ein, denen wir reichliche Almosen zuwarfen. Einige Knaben, die allerlei Purzelbäume machten, erhielten auch eine Kleinigkeit. Alsbald hob aber die ganze Masse des Gesindels, welches sich vor dem Hause umhertrieb, die Hände empor. Dadurch entstand in uns unwillkürlich der Gedanke, kleine Münze unter das Volk zu werfen. Gedacht, gethan. Welch ein Jubel! Ein einziger Grano setzte 50 Menschen in Bewegung. Wie die Rasenden fielen sie über einander her und balgten sich noch, wenn der glückliche Finder, nur von uns bemerkt, längst mit unglaublicher Schnelligkeit das Weite gesucht hatte. Wir wiederholten das Auswerfen einer kleinen Münze. Dann verstreuten wir deren mehrere auf ein Mal. Das Geschrei, das jauchzende Gebrüll der Freude und des Eifers hallte weit die Straßen hinab. Wie ein verworrener Knäuel lagen Köpfe, Arme, nackte Beine, Schnallenschuhe, Spitzhüte, Kleidungsstücke unter uns im Kothe. Die Bewegung aller dieser Glieder war so schnell, daß man einen wimmelnden Ameisenhaufen zu sehen glaubte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, es seien preußische Prinzen angekommen, die Geld unter das Volk würfen, und aus allen Richtungen sahen wir Männer und Weiber herbeistürzen, um Theil zu nehmen an dem glücklichen Ereignisse. Bei einer neuen Aus-

streuung kam ein kleiner Junge unter die Füße der Menge, und mochte wohl ein Paar arge Tritte erhalten haben, denn er heulte jämmerlich. Kaum bemerkte er, daß wir mit Bedauern auf ihn zeigten, als er auch bei uns im Zimmer stand und Schmerzensgeld forderte. Wir gaben ihm eine Kleinigkeit, worauf er vollkommen beruhigt, ja jauchzend von dannen rannte. Abermals flog eine Hand voll Münze unter die Menge. Das Gewühl war noch größer geworden und der Anblick dieser vor Eifer fast rasenden Sanskülotten über alle Beschreibung lächerlich. Uns gegenüber stand die Bude eines Gemüsehändlers. Schon ein Paar Mal war diese in Gefahr gewesen, von der sich hin und her zerrenden Menge umgeworfen zu werden. Plötzlich wurde dem Manne in einen Korb Kartoffeln getreten. Augenblicklich stand er auch in unserm Zimmer, zeigte mit beweglicher Miene auf seinen Korb, den er am Arme trug, und worin zwei oder drei zertretene Kartoffeln lagen, und versicherte uns, daß er einen enormen Schaden erlitten hätte. Wir entschädigten ihn durch einen Karolin (2 gGr. 7 Pf.), trugen nun aber doch Bedenken, unsere Freigebigkeit noch weiter auszudehnen; denn die Menschenmenge hatte sich so vermehrt, daß wir Unordnung befürchten mußten; auch sahen wir, daß eine in der Entfernung befindliche Wache aufmerksam geworden war. Wir verließen daher den Balkon. Das Volk blieb aber unten stehen und blickte sehnsüchtig hinauf, wie wenn ein Hund, der auf den Bissen harrt, die Bewegungen des Speisenden verfolgt.

In der Stube hatte sich indessen die Wirthin, eine junge, anständig aussehende Frau mit ihrem Kinde einge-

funden. Sie hatte augenscheinlich etwas auf dem Herzen. Wir ließen uns mit ihr in ein Gespräch ein und liebkoseten dem Kinde; waren aber nicht wenig erstaunt, als sie endlich mit der Bitte herausrückte, ihr auch ein Geldgeschenk zu machen! — Wir thaten es, und gleich darauf mußten wir ihr für unser nicht genossenes Mittagsbrot noch 4 Piaster bezahlen.

Unsere Pässe waren inzwischen gebracht worden, und kosteten die gewöhnliche Summe; allein es stand uns noch eine andere unerwartete Ausgabe bevor. Wer nämlich durch Capua fährt, muß einen Passirschein lösen, und dafür nicht weniger als 2 Piaster zahlen. Aus dem gedruckten Zettel, den wir erhielten, schien hervorzugehen, daß diese Abgabe wohl eigentlich nur von Vetturinen und nicht von Extrapostreisenden entrichtet werden soll; jede Protestation von unserer Seite blieb indessen unbeachtet. Der erzürnte Postmeister würde uns gern 6 Pferde vorgelegt haben; allein in so geringer Entfernung von Neapel mochte ihm dies doch zu bedenklich scheinen, und es blieb daher bei vier Pferden und zwei Postillonen.

Nun galt es in unsern Wagen zu kommen, und das war nicht leicht, weil die Menge des Gesindels noch immer auf die Wiederkehr unserer Freigebigkeit hoffte. Als wir aus der Thür auf die Straße traten, drängte man von allen Seiten mit Geschrei auf uns ein. Wir wurden halb in den Wagen gehoben, und mit der gewöhnlichen Schnelligkeit sauste dieser davon. Allein Einige folgten uns im schnellen Laufe durch die Stadt und eine weite Strecke zum Thor hinaus, indem sie fortwährend mit lautem Ge-

schrei eine Gabe forderten, bis sie endlich aus Erschöpfung zurückbleiben mußten.

Der Weg von Capua nach Neapel führt auf einer breiten, aber elenden und ausgefahrnen, staubigen Landstraße durch eine Ebene, von der man aber nichts wahrnehmen kann, weil sich rechts und links, so weit man sieht, die schon vorhin erwähnten, dick bestäubten Rüsterpflanzungen mit Weinrebengewinden hinziehen, welche die Gegend verdecken, und die deshalb eben so langweilig sind, als die Festons im lombardisch=venetianischen Gebiete.

Das letzte Städtchen vor Neapel ist Aversa, welches durch seine Bauart auf die Hauptstadt vorbereitet, auch nicht ganz so schmutzig ist, als Capua, und einige freundliche Häuser enthält. Die Bettler, die hier in zahlloser Menge unsern Wagen anfielen, waren die unverschämtesten, die uns auf der Reise vorgekommen sind. Man fährt zwischen den bestaubten Baumfeldern (von Euthusiasten Wälder genannt) bis dicht an Neapel, sieht aber, wenn man den geraden Weg verfolgt, nichts von der Stadt. Der Postillon nahm daher einen Umweg. Plötzlich erblickten wir, bei Neapel angekommen, links durch die Bäume einer Allee den röthlich grauen, stumpfen Kegel des ganz nahe liegenden Vesuvs, den wir jauchzend begrüßten, der aber leider auch heute nicht nur nicht Feuer auswarf, sondern nicht einmal rauchte. Wir fuhren durch eine Akazienallee; der Anblick des Berges war uns schnell wieder entzogen, allein rechts umwendend sahen wir nun Neapel, mit dem Kastell S Ermo gekrönt, sich terrassenförmig aus dem Meere emporheben.

Ich hatte mir eine Menge goldstrahlender Kuppeln gedacht; Neapel hat aber nur sehr wenig Thürme und Kuppeln, und von Gold ist gar nichts zu sehen. Bald befanden wir uns am Thore, wo wir die Pässe abgaben und einen Empfangschein statt derselben erhielten. Der Anblick der Straße, in der wir uns befanden, war imposant, weil sich zur Rechten das ungeheuere, gut abgeputzte Albergo de' poveri (Armenhaus) erhebt, welches die ganze Seite einnimmt. Während wir hielten, sahen wir einen Lazzarone *) in einiger Entfernung von uns am Wagen stehen. Er trug nur Beinkleiderlumpen, aber ein leidliches Hemde, und amüsirte sich mit seinem Ungeziefer. Wir fanden es höchst charakteristisch, daß er, weit entfernt, die hüpfenden Thierchen zu fangen und zu tödten (dies würde ja Mühe gemacht haben!), blos zuweilen den Brustlatz des Hemdes öffnete, sich vorn etwas überbeugte und die ungebetenen Gäste heraus auf die Straße spazieren ließ.

Es war übrigens ziemlich todt am Thore, und von der gerühmten Lebendigkeit Neapel's nichts zu bemerken. Wir durcheilten die Strada nuova (neue Straße), die Piazza delle pigne, kamen hier an der röthlich angestrichenen Academia degli studj vorbei, gelangten demnächst über die Piazza dello spirito santo (über den Heiligen Geistplatz) nach der berühmten Strada di Toledo (Toledostraße), bogen dann rechts in die Querstraße, die nach der Chiaja führt, und stiegen hier in der schönsten Gegend Neapel's, in dem Gasthof la grande Bretagne bei Anastasio ab, an den wir von Rom aus empfohlen waren.

---

*) Dies Wort wird später ausführlich erläutert.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wohnung in Neapel. Aussicht von der Chiaja. Küche in Neapel. Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühn? Lacrimá Christi, ein Krätzer. Der neopolitanische Cicerone Luigi Romano, genannt C'estàdire. Der Pausilipp. Die Hundsgrotte. Die Badstuben des heiligen Germano. Der Lago d'Agnano. Neapolitanisches Pflaster. Das Hafenquartier. Schmutz, Lazzaroni und Schweine. Das Fondotheater. Die Piazza del Castello. Der Pagliaß. Nächtliche Stille in Neapel. Glänzender Fleiß der neapolitanischen Schneidergesellen.

Neapel, am 19. Juni.

Wir wohnen fürstlich. Herr Anastasio hat uns die halbe Belleetage, bestehend aus einem Saal und fünf Zimmern, angewiesen. Unserer Versicherung, daß wir mit zweien Zimmern vollkommen ausreichen könnten, wurden gestern allerlei Ausflüchte entgegengesetzt. Es hieß, ein kleineres Quartier werde erst leer werden, wir möchten das jetzige vorläufig behalten. Heute, wo wir gemessen erklären, daß wir eine kleinere Wohnung zu haben wünschen, entgegnet man, der Herr sei nicht zu Hause. Wir werden uns also wohl fügen müssen. Unsere Zimmer sind mit asiatischer Pracht möblirt, schön gemalt, und mit glänzend polirtem, braunem Estrich versehen. Im Saal befinden sich 5 seidene Divans und

mehrere Kronenleuchter. Die Betten umgiebt ein Himmel von blauer Gaze mit Silbersternchen gestickt, zum Schutz gegen die vom Meere her eindringenden Mücken. —

Von unserm Balkon genießen wir eine reizende Aussicht. Die Chiaja ist eine lange, gerade Straße, die auf der einen Seite von hohen, mit flachen Dächern und Jalousien, Balkons und Gitterbrüstungen vor den Fenstern versehenen Häusern und auf der andern Seite von den Akazienalleen des öffentlichen Spaziergangs Villa reale eingeschlossen wird, der sich am Ufer des Meeres hinzieht und nach dem grünen, langgedehnten Bergrücken des Pausilipp führt. Zu unsern Füßen sehen wir also die Straßenpassage, die Akazienreihen der Villa reale, und jenseits derselben breitet sich der liebliche Golf aus, der rechts von dem in's Meer vorspringenden Pausilipp, links aber, in einer Entfernung von etwa 4 deutschen Meilen, von dem Vorgebirge Sorrent, und vor uns am Horizont von der theils zackig, theils in Wellenform, wie ein seltsames blaues Ungethüm aus dem Meere ragenden Felseninsel Capri begrenzt wird. Der Pausilipp ist mit unzählichen Villen bedeckt. An seinem Fuße ziehen sich längs dem Meeresufer die letzten Häuser von Neapel hin. Ganz nahe zur Linken zeigt sich uns ein kleiner Theil der Stadt mit dem im Meere liegenden Felsenkastell dell Ovo*), und entzieht uns den Anblick des Hafens und des Vesuvs. Das Meer ist ruhig; und von Zeit zu Zeit schweben große Schiffe mit vollen Segeln in stolzer Majestät über den glatten Spiegel dahin.

---

*) Eikastell, so genannt von seiner rundlichen Gestalt.

Die Luft ist aber so wenig klar, daß alle entfernte Gegenstände, namentlich Capri und das Vorgebirge von Sorrent unter einem Flor zu liegen scheinen. Gestern Abend war die Straße sehr belebt. Jetzt sehen wir nur wenige Menschen, einzelne Ochsenkarren und ein Paar einspännige Kurrikel. —

Der heutige Vormittag war der Ruhe und der Vorbereitung zu unserm Aufenthalt in Neapel gewidmet. Mittags hatten wir alle Ursache, mit der Küche unsers Gasthofes zufrieden zu sein. Wir erhielten, wie immer, außer der Suppe zwölf Schüsseln; darunter befand sich auch Kartoffelmuß, welches uns, wie man versprochen hat, während unserer Anwesenheit hierselbst täglich vorgesetzt werden soll. Ist das Persiflage? Sollte die Parodie „Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blühn?" hier bekannt sein? Oder hält man in dem Lande, wo die Citronen blühen, die von uns verachtete Kartoffel so in Ehren, daß man glaubt, sie bei einer leckern Mahlzeit nicht fehlen lassen zu dürfen? Wie dem auch sei; wir haben dies Versprechen dankbar angenommen, denn im ganzen übrigen Italien hat man uns keine Kartoffeln vorgesetzt, und oft schon würden wir eine köstliche italienische Mahlzeit für einen Topf märkischer Kartoffeln mit Freuden hingegeben haben! — Schwärme von Fliegen bedeckten die aufgetragenen Speisen, und wenige Augenblicke genügten, um Alles in Unflath zu hüllen. Zum Dessert gab es frische Feigen, vortreffliche Aprikosen, Kirschen und kleine Birnen. Als Getränk hatten wir, wie Niemand zweifeln wird, Lacrimä Christi erbeten. Wir erhielten einen blaurothen Tischwein, der ein wenig

säuerlich schmeckte, und von deutschen Weintrinkern als ein verdammlicher Krätzer zurückgesetzt worden wäre. In unsern heimischen Weinhandlungen pflegt man einen süßen, mallagaartigen Wein als Lacrimä Christi zu verkaufen. Wir wollten daher nicht glauben, daß wir Lacrimä tränken. Der Wirth versicherte uns aber, daß wir ächte und wahrhaftige Thränen Christi genössen, und daß die rothe Sorte dieses Weins, wenn sie auf Flaschen lagere, allmälig braun werde und dann etwas süßlich schmecke. Er holte darauf eine Flasche älteren Weines, den er selbst gezogen, und wir waren einstimmig der Meinung, daß wir Madeira tränken. Wie sehr irrt man sich also, wenn man sich unter Lacrimä Christi einen lieblich süßen Wein denkt! Es mögen auch schwerlich außerhalb Italien ächte Lacrimä zu finden sein, da sich bekanntlich der italienische Wein nicht gut verfahren läßt. Alle italienischen Weine, selbst die schlechteren, sind übrigens so feurig, daß man sie nur mit Wasser vermischt trinken kann; besonders erhitzend aber wirkte der heutige. Kein italienischer Wein ist den französischen an Güte und Lieblichkeit des Geschmacks gleich zu stellen. Auch in dieser Beziehung sind mithin die hesperischen Gefilde stiefmütterlich behandelt, haben die hesperischen Enthusiasten — gelogen! —

Unser hiesiger Cicerone heißt Luigi Romano; wir nennen ihn aber, weil er die Gewohnheit hat, bei allen Erläuterungen c'est à dire (das heißt) zu sagen, zu unserer Ergötzung C'estàdire. Er ist ein hagerer, dürrer Mann in den Dreißigen, von mittler Größe, blassem Gesichte, braunen, überaus gutmüthigen Augen und

schwarzen Haaren. Er trägt sich sehr bescheiden in Frack und Pantalons, und scheint es noch nicht so weit gebracht zu haben, als sein Kollege Mossiou in Rom. Nachdem wir mit ihm das Nöthige über unsre Anwesenheit in Neapel verabredet hatten, entschlossen wir uns, heut Nachmittag den Pausilipp und die Hundsgrotte zu besuchen.

Wir fuhren die Chiaja hinunter und erreichten sehr schnell den Pausilipp. Dieser anmuthig gelegene Berg führt seinen Namen schon seit Plinius Zeiten. Das Wort Pausilipp muß aus dem Griechischen hergeleitet werden und bedeutet das „Aufhören der Trauer." Diese Bezeichnung entspricht dem Reiz der Gegend und dem Zweck, dem die hier einst von Virgil, Cicero, Lukull, Pompejus und Marius erbauten Landhäuser gewidmet waren. Der Berg besteht im Innern aus Sandsteinfelsen, durch welche in gerader Linie, ungefähr 700 Schritte weit, eine mit Lavablöcken gepflasterte, sehr hohe und schmale Durchfahrt von etwa 10 Fuß Breite und 80 bis 90 Fuß Höhe gehauen ist. Diese Straßengallerie oder Höhle nun, in der einige in Zwischenräumen angebrachte Laternen einen trüben, ungewissen Schein über die schwarzen, feuchten Wände verbreiten, heißt Grotta di Pozzuoli oder di Posilipo. Der Eingang in die Grotte ist in Form eines hohen, schmalen Bogens ausgehauen. Kurz vor demselben bemerkt man links auf der Höhe des Berges einen alten Steinklumpen, der für Virgil's Grabmal gehalten wird. In der Mitte der Höhle ist eine kleine Kapelle in den Felsen gehauen. Man fährt im Schritte wohl 10 Minuten, bevor man die schauerliche Felsenkluft zurückgelegt

hat; ein heller Punkt in weiter Entfernung zeigt den Ausgang, durch welchen das Tageslicht entgegenschimmert. Der Fußgänger kann hier einem gedungenen Meuchelmörder nicht entfliehen; selbst in unserm Wagen wurde uns unheimlich zu Muthe, als wir uns plötzlich zwischen Ochsenkarren, einer Schafheerde und einer Menge von Gesindel so eingeengt befanden, daß wir halten mußten. Das verworrene Geschrei der Leute hallte schauerlich wieder in der engen Felsenwölbung.

Wir verfolgten die nach Pozzuoli führende Straße, kamen an einigen schmutzigen Wohnungen vorüber, aus denen uns Bettelvolk entgegenstürzte, sahen auch hier nichts weiter als dickbestäubte Ulmen und Weinreben, schlugen dann einen Seitenweg ein, und gelangten zu einem kleinen grauen See, der von dürren Lavahügeln umgeben ist, und uns von C'estàdire mit wichtiger Miene als der Lago d'Agnano (See von Agnano) bezeichnet wurde. Ich versichere, daß es nicht der Mühe verlohnte, ihn anzusehen.

Am Fuße eines Hügels zur Rechten bemerkten wir eine kleine Thür. C'estàdire sagte uns, daß sie in die Hundsgrotte führe. Alsbald erschien der Cicerone dieser Grotte mit einem Hunde, und lud uns ein, zu folgen. Er öffnete die Thür und wir bemerkten in dem schwärzlichen, feuchten, sand- und thonhaltigen Erdreich eine Höhlung von etwa 10 Fuß Tiefe, 4 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe. Den Boden derselben bedeckte, etwa $\frac{1}{2}$ Fuß hoch, eine säuerlich riechende Luftschicht (kohlensaures Gas). Ein angezündetes Licht erlosch darin augenblicklich. Nun faßte der Cicerone seinen Hund, der, mit dem vorzunehmenden Experiment wohl vertraut, kläglich um-

her blickte, angstvoll mit der Zunge leckte und zitternd den Schwanz zwischen die Füße klemmte, und drückte ihn mit dem Kopf auf den Boden. Der Hund winselte und versuchte zu entlaufen, aber es verging keine Minute, als er in Zuckungen verfiel, sein Auge zu ersterben anfing und seine Zunge in der weit geöffneten Schnauze blau wurde. Schnell brachte ihn der Mann jetzt wieder an's Tageslicht; noch hatte der Hund Leben; aber er war wie bewußtlos und taumelte hin und her, bis er sich endlich erholte. Er erhielt nun zur Belohnung ein Stückchen Brot und sprang bald wieder vergnügt umher. Der Cicerone sagte uns, daß er schon lange mit Hunden dies Experiment mache, daß aber die dazu benutzten Thiere nicht alt würden. C'estàdire hatte gehofft, daß wir über das uns gezeigte Naturwunder außer uns gerathen würden. Dies war aber, wenigstens bei mir, der Fall keinesweges, da mir dieselbe Erscheinung von Pyrmont her bekannt ist. Der Hundsgrotte wegen braucht man nicht erst nach Neapel zu reisen. Aber es ist nun einmal Mode, in einem fremden Lande tausend Dinge als Merkwürdigkeiten anzustaunen, die man im eignen Vaterlande eben so gut finden könnte, wenn man sich dort nur umzusehen beliebte.

Neben der Hundsgrotte liegt ein kleines einstöckiges Haus, welches uns als die berühmten Stufe (Badestuben) di S. Germano bezeichnet wurde. Der Bewohner derselben öffnete sie, und wir fanden im Innern nur einige kleine, durch Mauern abgesonderte Räume oder Gemächer ohne irgend einen Hausrath, unten keine Bekleidung des Fußbodens, sondern die nackte Erde, aus welcher Schwefelgeruch und eine erstickende Hitze emporstieg, die sich

in dem letzten Gemache, wie man uns sagte, bis zu 40 Grad Réaumur steigerte. Im vordern Raume war auszudauern, und der Mann versicherte uns, daß er hier schlafe. In einer Ecke des zweiten Raumes schlug er mit Hilfe eines Stückchens Schwamm Feuer an. Kaum hatte dieser gefangen, als es am Boden zu rauchen anfing und bald darauf Feuer emporschlug, ungeachtet der brennende Schwamm mindestens 4 Fuß davon entfernt war. An einer andern Stelle des Bodens war die Hitze so groß, daß ein Stück Geld in wenigen Augenblicken schmolz. —

Der Lago d'Agnano ist ein eingesunkener Krater, und sowohl die Hundsgrotte, als diese Badstuben beweisen, daß der Vulkan nicht ganz erloschen sein kann. Woher die Badstuben den Namen des heiligen Germano führen, wußte uns Niemand zu sagen.

Wir fuhren nach der Stadt zurück, und in derselben noch etwas spazieren. Das Pflaster Neapel's besteht aus großen, grauen Lavaquadern, ist aber so ausgefahren, daß wir in unserer Chaise auf einem Leiterwagen zu sitzen glaubten. Die Lava ist zu mürbe und nutzt sich leicht ab. Die Chiaja wird daher auch gegenwärtig von Neuem gepflastert. Der Weg führte uns am königl. Pallast, vor dem Theater S. Carlo und dem Castello nuovo (neuen Kastell) vorbei, nach dem Hafenquartier, wo wir ein ungeheures Gewühl von Schiffern, Fischern und Lazzaronis, und Schiffe und Barken aller Art erblickten. Mit besondrer Freude ruhten unsere Augen, indem wir uns von dem scheußlichen Unflath, durch den wir fuhren, abwandten, auf der Landzunge von Castel a mare und auf dem Vesuv, der jenseits des Hafens emporsteigt, und bis an

dessen Fuß die Häuser Neapel's sich hinziehen. Auch Neapel ist ein Schmutznest! Es gnügt zu erwähnen, daß hier an 50,000 Lazzaroni leben, und daß die Schweine, welche, beiläufig gesagt, in Italien alle nackt und von schwarzgrauer Farbe sind, überall frei herumlaufen. Was der Stadt im Vergleich mit den übrigen italienischen Städten eine freundlichere Außenseite giebt, ist der Umstand, daß man hie und da abgeputzte Häuser und grüne Jalousien sieht.

Abends besuchten wir das Téatro del fondo, in dem wir eine schlechte komische Oper, aber ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen hörten, und namentlich La Blache bewunderten. Vor einem Hause der Piazza del Castello hatte ein Pagliaß sein Gerüst aufgeschlagen; das Volk hatte sich zahlreich versammelt und jauchzte seinen Spä- ßen Beifall zu. Als wir in der Nacht aus dem Theater nach Hause zurückkehrten, sahen wir ihn beim Scheine einiger wenigen Lampen noch in voller Thätigkeit. Wiewohl es noch nicht Mitternacht war, fanden wir doch die Straßen im Ganzen nur noch wenig belebt, was uns sehr auffiel, da wir stets gelesen haben, daß das Menschengewühl in Neapel, besonders des Nachts, außerordentlich sei. Allein der Himmel scheint es nun einmal über uns verhängt zu haben, daß wir Alles anders finden sollen, als Andre. Die Kaffeehäuser und Sorbettobotteghen, so wie die Werkstätten und Läden der Schneider waren noch geöffnet und rüstig schwangen die Schneidergesellen noch ihre Nadel. L'estädirę belehrte uns, daß die Gesellen hier bis um Mitternacht arbeiten müßten. Das würde unsern deutschen Handwerkern schlecht gefallen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Cameriere im Einverständnisse mit Waarenverkäufern. Lügenhafte Darstellungen der italienischen Maler. Saure Apfelsinen in Neapel. Die Orange ist gar keine italienische Frucht. Der Strand der heiligen Lucia. Der Molo und Leuchtthurm. Der Ciarlatano. Hafenquartier und Lazzaroni. Die Magdalenenbrücke. Portici. Der Pallast zu Portici. Der Patriarch der italienischen Bettler. Ueber die Bevölkerung von Neapel und der damit zusammenhängenden Ortschaften. Resina. Das Theater zu Herculanum. Enttäuschung in Herculanum. Das S. Carlotheater. Montecchi e Capuleti. Signora Ronzi de Begnis. Opernmusik und Ballet in Neapel. Stille und Aufmerksamkeit im Theater. Mangel an Damenschönheit. Auch in Neapel giebt es keine Nationaltracht. Nationalphysiognomie ist in Italien nur unter dem gemeinen Volke zu finden. Der König und die Königin. Neapolitanisches Militair. Schlechte Beleuchtung der Stadt.

Neapel, am 20. Juni.

Wie in Florenz und Rom finden wir des Morgens, wenn wir aufgestanden sind, Kunst- und Galanteriesachen in unserm Salon zur Ansicht ausgelegt. Hier sind es verarbeitete Lava, Korallenschmuck, Ansichten von Neapel und seiner Umgegend in Gouache gemalt, alte Münzen und dergleichen. Der Cameriere fragt höflich an, ob der Verkäufer eintreten dürfe, und ist dies einmal geschehen, wird man den Letztern nicht wieder los. Man kauft, und Beide theilen den Profit. Wir haben viel gekauft; um so

sicherer dürfen wir darauf rechnen, daß wir von nun an noch mehr werden überlaufen werden. Die Zudringlichkeit dieser Italiener kennt keine Grenzen. Kauft man nicht, wird man sogleich mit Geringschätzung behandelt.

Wie schön sind diese Ansichten Neapel's in den lebhaftesten Gouachefarben! Sie sind es vorzüglich, welche falsche Begriffe über Neapel verbreiten. Die Phantasie der Maler ist dabei thätig gewesen, und zwar die Phantasie von Italienern, welche gern die ganze Welt nach Italien locken möchten, um desto mehr gewinnen zu können. Mit einem Worte, das glänzende Farbenkolorit der in Italien gemalten Ansichten italienischer Gegenden ist — frech erlogen. Es sieht hier nicht so aus, wie man es uns so gern glauben machen möchte. Es ist recht schön in Neapel; allein selbst hier nicht schöner, als in vielen Gegenden unsers Vaterlandes. Und so wie die italienischen Bilder alle Landschaften Italiens verschönt darstellen, so haben wir in Deutschland umgekehrt die Natur immer schöner gefunden, als die Abbildung.

Der heutige Vormittag war der Beschäftigung mit unsern entfernten Lieben geweiht.

Mittags erhielten wir Apfelsinen zum Dessert, welche vor Säure nicht zu genießen waren. Wenn wir dies im lieben Vaterlande erzählen, wird man uns nicht glauben. Wir fragten, ob es denn auch hier keine bessern Apfelsinen gebe; erhielten aber zur Antwort, daß diese Frucht auch in Neapel nie besser schmecke, und daß die gute Sorte nur auf Sicilien gedeihe. Wer also die Früchte Hesperiens genießen will, thut wohl, sie im deutschen Vaterlande zu kaufen! Ich weiß überhaupt auch nicht, an welchen Stel-

len hier in oder bei Neapel Orangen gewonnen werden. Im Garten hinter unserm Gasthofe stehen drei oder vier Orangenbäume; sonst aber haben wir, so weit wir bis jetzt Neapel kennen, auch keine Spur von solchen Bäumen wahrgenommen. Ich zweifle nicht, daß sich in den Gärten der Casini und Villen*) dergleichen finden; allein wie traurig sieht es dann aus mit den Orangenwäldern Italiens! — Mit gleichem Rechte können wir Nordländer dann von Aepfel-, Birnen- und Pflaumenwäldern reden. Es ist eine kühne poetische Licenz, Gartenpflanzungen in Wälder umzuwandeln! — Ich will dem armen Lande Italien auch gern vergeben, daß es Orangenwälder nicht hervorbringt, fabelte man nur nicht so viel von diesem Schmuck der hesperischen Gefilde. Vermuthlich wissen alle die Enthusiasten, welche Italien überschätzen, nicht, daß die Orange gar keine italienische Frucht ist und die Orangengewächse oder Agrumen vielmehr aus dem Oriente stammen, daß die Alten erst durch Juba, König von Mauritanien, von diesen Gewächsen Kenntniß erhalten haben, und daß insbesondere die Apfelsine erst von den Portugiesen aus China nach Europa gebracht worden ist. —

Nach Tische besuchten wir Portici und Herculanum. Wir kamen am Strand der heiligen Lucia vorüber und hielten am Molo (Hafendamm) still, wo wir am Leuchtthurm des reizenden Anblicks über die Stadt und die Vorstädte nach Portici hin, über den Vesuv und Castel a mare genossen. Auf dem Molo war eine Menge Gesindels um

*) Casini sind kleine Lusthäuser; Villen pallastartige Landhäuser.

einen zerlumpten Kerl versammelt, der mit seltsamen Fratzen und Gestikulationen ein Gedicht recitirte. Es war ein sogenannter Ciarlatano *). Die lauten Ausrufungen des Volkes bewiesen, daß er ihnen einen anregenden Stoff, vielleicht die Geschichte Masaniello's, vortrug. Wir fuhren, indem wir das Meer zur Rechten behielten, durch das Gewühl des Hafenquartiers, wo wir die Lazzaroni fast nackt in der Sonne liegend oder im Meere badend, zahllose Schiffer mit ihren rothen Mützen und eine Menge von Buden mit Seeerzeugnissen erblickten, während sich eine lange Häuserreihe zur Linken am Strande hinzog. Dann gelangten wir zur Magdalenenbrücke, die über den Sebeto führt, und mit den Statuen des heiligen Nepomuk und heiligen Januar geziert ist, und bald befanden wir uns in der endlosen, auf beiden Seiten von Landhäusern und Gärten eingeschlossenen, am Meere hinführenden Straße, die eine Vorstadt Neapel's und mit dem Dorfe Portici unmittelbar verbunden ist. Nach drei Viertelstunden erreichten wir Portici, welches wegen seiner hohen, steinernen, mit Gitterbrüstungen an den Fenstern versehenen, zum Theil recht hübschen Häuser, noch mehr als irgend ein anderes italienisches Dorf, einem Städtchen gleicht und außerordentlich volkreich ist. Plötzlich schien die Straße durch ein ansehnliches Quergebäude verschlossen. Es ist dies ein Seitenflügel des königlichen Pallastes von Portici, welcher mit den Häusern des Dorfes zusammenhängt. Die Landstraße führt mitten

---

*) Ciarlatano heißt eigentlich Marktschreier, von ciarlare, schwatzen, plaudern.

durch den Pallast. Bevor wir in den Hof desselben gelangten, wurden wir mit wüthendem Geschrei von mehreren Bettlern angehalten, unter denen sich ein blinder, zerlumpter Greis auszeichnete, der uns mit seinem schneeweißen Bart und Haupthaar, seinen rothen, erloschenen Augen und seinem hohen Stabe der Patriarch aller italienischen Bettler zu sein schien.

Im achteckigen Hofe des Pallastes überzeugten wir uns, daß letzterer von schöner Bauart ist. Im Innern des Pallastes erblickten wir Pracht mit Geschmack vereinigt und nicht ohne Verwunderung in einem der Zimmer Mürat's Bild und das Bild der Mutter Napoleon's, beide in Lebensgröße. Wer an die Geschichte der neuern Zeit denkt, wird den jetzigen König von Neapel wegen dieser Freisinnigkeit ehren müssen. Die große Façade des Pallastes geht nach dem Meere heraus. Hier hat man von einer Terrasse die freundlichste Aussicht. Zur Rechten erblickt man den Golf, Neapel mit seinen Hügeln, den Pausilipp und Ischia; zur Linken Sorrent, Massa und Capri. Der Garten des Pallastes erstreckt sich bis an das Meeresufer. Wir hatten keine Lust, ihn näher in Augenschein zu nehmen, da wir vor Begierde brannten, Herculanum kennen zu lernen.

In fast ununterbrochener Folge schließen sich der Vorstadt Neapel's die Dörfer Portici, Resina, Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, sämmlich am Fuße des Vesuvs gelegen, an, so daß in gewisser Hinsicht die Bevölkerung aller dieser Ortschaften der von Neapel zugezählt werden kann. Die, welche ein Gefallen daran finden, lügenhafte Gerüchte über Italien zu verbreiten, und die

insbesondere Neapel als eine Wunderstadt schildern, entblöden sich nicht, zu behaupten, daß es 400,000, oder gar eine halbe Million Einwohner habe. Allein ich bin überzeugt, daß es nicht über 320,000 Einwohner enthält; es müßte sonst belebter erscheinen, als wir es bis jetzt gefunden haben *). Wien ist viel lebhafter, als Neapel. —

In wenigen Minuten hatten wir Resina erreicht. Vor einem unscheinbaren Hause hielt der Wagen. Man öffnete die Thüre; wir stiegen sofort eine Treppe hinab und gelangten, bei dem Scheine einer Fackel, in einen unterirdischen Gang von ungleicher Höhe und Breite, in dem sich hin und wieder feuchte Wände und geschwärztes Mauerwerk verschiedener Gestalt, vermöge des spärlichen Lichtschimmers in undeutlichen Formen, auch Treppenstufen, zeigten. Ein hier sich aufhaltender Cicerone sagte uns, daß wir uns in dem großen Theater zu Herculanum befänden! Auch hier sahen wir uns also getäuscht. Aus einem andern Gange gelangten wir durch eine Oeffnung in einen weiten, rund ausgemauerten Brunnen von ungewöhnlicher Tiefe. Die Oeffnung durchbricht, etwa in der Mitte der ganzen Höhe des Brunnens, die Seitenwand desselben, und führt auf eine Art von Balkon. Mit großem Interesse betrachteten wir unter uns in der Tiefe die steinerne Treppe, welche, als der Prinz von Elboeuf im Jahre 1720 den Brunnen graben ließ, zuerst entdeckt

---

*) Daß ich mich, als ich dies schrieb, nicht täuschte, geht aus dem in der berliner Vossischen Zeitung vom Jahre 1834, Stück 114 ersichtlichen offiziellen Schreiben d. d. Neapel, den 1. Mai des gedachten Jahres hervor, wonach die Bevölkerung dieser Stadt 338,256 Seelen beträgt.

und so die Veranlassung zur Wiederauffindung von Herculanum geworden ist. Das von oben, durch die weite runde Umbrüstung des Brunnens, eindringende Tageslicht gestattete alle Gegenstände genau zu unterscheiden.

Wir verließen diese unterirdischen Herrlichkeiten sehr gern und begaben uns durch eine enge, von Unflath starrende Seitenstraße des Dorfes nach den offenen Ausgrabungen Herculanum's. Da die Asche, welche bei dem Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 Herculanum und Stabiä bedeckte, durch den Hinzutritt von gleichzeitigen Wasserausströmungen des Vulkans, zu einer festen, fast unzerbrechlichen Masse erhärtet ist; so bietet die Ausgrabung dieser beiden Städte größere Schwierigkeiten, als die von Pompeji, welches unter trockenen Aschenschichten liegt. Den Ausgrabungen von Herculanum stellt sich insbesondere auch noch der Umstand entgegen, daß die Dörfer Portici und Resina darauf erbaut sind, und man diese Ortschaften völlig zerstören müßte, wenn man die alte Stadt ganz wieder zu Tage fördern wollte. Man hat daher nur einen sehr kleinen Theil derselben frei legen können und einzelne Stellen wieder verschütten müssen, nachdem die gefundenen Alterthümer herausgenommen und dem Museo in Neapel einverleibt worden sind.

Mit unaussprechlichem Gefühl traten wir in die ausgegrabene, freiliegende Straße. Allein diese Rührung sollte nicht erhebende Begeisterung werden; die Enttäuschung griff abermals mit scharfen Krallen in unsere Brust. Wer mit den Klassikern in der Hand erzogen worden, wer die Alten aus ihren Büchern und ihren Thaten liebgewon-

nen, der macht sich ein glänzendes Bild von ihrer Größe. Wer aber außerdem die Trümmer des Koliseums gesehen, der wähnt, eine aufgegrabene Stadt des Alterthums müsse überall den Stempel der Größe an sich tragen, oder doch überall einen vorgerückten Culturzustand seiner Bewohner bekunden! Was sahen wir dagegen? Eine mit Lava gepflasterte, an der Seite mit schmalen Trottoirs versehene Straße, so eng, daß wir nicht begreifen, wie sich hier zwei Wagen ausweichen konnten, und etwa zwanzig einstöckige, dach- und fensterlose Häuser von Backsteinen, deren Wände und Fußböden vollkommen erhalten sind, so klein und unbedeutend, daß man sie eher für Wohnungen der Liliputaner, als für die der Alten halten würde! — Noch haftet die Farbe an den Wänden; in der Regel sind sie roth oder gelb und mit Grottesken bemalt. Die Fußböden zeigen sich mit schwarzen und weißen Steinchen musivisch ausgelegt; enthalten jedoch nur ganz einfache Muster, oft sind sie nur schwarz und weiß punktirt. Einzelne Häuser umschließen im Viereck einen kleinen, von Säulentrümmern umgebenen Hof. In dem einen dieser Höfe läuft, rings, die Basis der Säulen entlang, eine steinerne Rinne, oder ein Impluvium, bestimmt das Regenwasser in einer unter demselben befindlichen Cisterne zu sammeln. Ueber dieser erhebt sich eine runde Umschrotung von Marmor, wie bei uns die Steinbrüstung eines Ziehbrunnens, jedoch etwa nur 2 Fuß hoch und $1\frac{1}{4}$ Fuß im Durchmesser enthaltend. Oben am Rande derselben bemerkten wir noch Einschnitte, die von dem einst gebrauchten Stricke des Eimers herrühren sollen. Einige der Säulentrümmer hat man neu aufgemauert.

Im Hintergrunde war ein Gebäude ausgegraben, welches zwei Stockwerke gehabt zu haben scheint. Im Erdgeschoß zeigt sich eine viereckige Oeffnung, die mit dicken, aber schon ganz oxydirten Eisenstangen vergittert ist und, wie der hier angestellte Cicerone bemerkte, ein Gefängniß gewesen sein mag. Etwa zehn Arbeiter waren nicht weit davon unter Aufsicht eines Kommissarius mit weitern Ausgrabungen lässig beschäftigt. Ueber die ausgegrabenen Häuser blickten die durch den Spaten freigelegten Wände des weinbebauten Aschenhügels, unter denen dieser kleine Theil von Herculanum begraben lag. Eine sechsfache Aschenlage bedeckt die Stadt 65 Fuß hoch, ein Beweis, daß es nach der Eruption vom Jahre 79 noch fünfmal der Wuth des Vulkans Preis gegeben gewesen ist. An einzelnen Stellen hatten wir Gelegenheit, die verschiedenen Schichten der Asche und schmale Streifen von verkohltem Holz oder von oxydirtem Eisen zu unterscheiden. Ich nahm eine solche Kohle aus ihrer Aschenumhüllung. Sie bot beim Zerbröckeln noch einigen Widerstand, und war noch keineswegs völlig verwittert; ja man konnte noch die Adern des Holzes erkennen. Das Eisen oxydirt sich in der Erde und verliert seine Farbe und Gestalt; dagegen werden alle Gegenstände aus Bronze vollkommen erhalten an das Tageslicht gefördert. Man zeigte uns auch eine ganz unbeschädigte bronzene Lampe, die so eben gefunden worden war.

C'estàdire bemerkte übrigens, daß die Ausgrabungen Herculanum's nur unbedeutend seien, und verwies uns auf Pompeji. Dort ist, sagte er, so viel aufgedeckt, daß man 7 Stunden in den Ruinen umhergehen kann. In Pompeji

also wird sich hoffentlich unsere Erwartung erfüllen; dort werden wir überall die erhabene Spur der Alten wahrnehmen. —

Den Abend, oder richtiger den ersten Theil der Nacht, verbrachten wir im Theater S. Carlo. Man ist hier etwas vernünftiger als in Rom, indem die Vorstellungen um 9 Uhr beginnen. Die Säulenfaçade und das prächtige Frontispice des S. Carlotheaters sind schön. Beide bringen jedoch keinen großartigen Eindruck hervor, weil das Haus in dem engen Durchgange gelegen ist, welcher von der Straße Toledo nach dem Largo di Castello führt. Nach dem Brande im Jahr 1815 ist das Gebäude von Nicolini ausgebaut worden. Im Innern bewundert man zuvörderst die schönen, breiten Treppen und Corridors. Der Schauplatz aber imponirt eben so sehr durch seine außerordentliche Größe als durch die Goldpracht der Verzierungen. Das Parterre hat 78 Fuß Tiefe und 50 Fuß Breite. Das Haus enthält 6 Reihen Logen, wovon 24 auf den ersten Rang kommen, während sich in jedem der übrigen Ränge 26 befinden. Oben über dem Vorhange erblickt man die Figur eines Greises in Hautrelief, welche die Zeit darstellt und mit einem Stabe nach den römischen Ziffern einer großen Uhrscheibe zeigt. Diese dreht sich, und so scheint es, als ob sich der vorgestreckte Arm nach den Stunden bewege.

Man gab Bellini's Oper: Montecchi e Capuleti; Signora Ronzi de Begnis sang die Partie des Romeo mit unübertrefflichem Ausdruck und höchster Kunstfertigkeit. Ich werde die weichen, schmelzenden Flötentöne dieser Nachtigallenkehle nie vergessen. Im Uebrigen war die Oper nur ziemlich gut besetzt, auch die Musik im Ganzen nur

leidlich; den höheren Anforderungen an die Kunst wurde nicht entsprochen; von feiner Nüancirung und von der Verkörperung des Orchesters zu einem Instrument war nicht die Rede. Die Musik liegt in Italien in ihren letzten Zügen! — Zwischen den ersten und zweiten Akt der Oper hatte man, wie dies in ganz Italien Sitte ist, ein Ballet eingeschoben. Es stellte auf mittelmäßige Weise das Ende Karl's des Kühnen vor, und entsprach auch nicht im Entferntesten den Erwartungen, die wir uns nach dem Ballet, welches wir in Florenz so aufrichtig bewundern mußten, gemacht hatten. Samengo, der vorzüglichste Tänzer Neapel's, war auf seiner Villa; die übrigen Tänzer und Tänzerinnen stehen weit hinter denen des berliner Theaters. Also abermals eine Enttäuschung! Gerade in Neapel hatte ich gehofft, Oper und Ballet in höchster Vollendung zu finden. Und muß ich denn nicht überdies erwähnen, daß wir in S. Carlo mehr als irgendwo von wüthenden Flöhen gequält und dadurch auch unempfänglich gemacht wurden für einen Kunstgenuß?

Das ungeheuere Haus war sehr gefüllt. Wir hatten geglaubt, daß wir es wenigstens hier im volkreichen Neapel vor Lärm im Theater nicht würden aushalten können, und daß bei der südlichen Lebhaftigkeit der Zuschauer unablässig der Sturm des Beifalls brausen würde. Mit Nichten. Es herrschte heut wie gestern die größte Ruhe im Theater; das Publicum hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nur einmal regten sich die Hände nach einer Bravourarie Romeo's zum Applaus.

Schon gestern hatten wir die versammelten Damen gemustert, und auch heute ist dies unsererseits geschehen.

Die Schönheiten Italiens bleiben uns aber unsichtbar, nach wie vor. Ueberall finden wir ganz gewöhnliche Gesichter. Wenn aber irgend in Italien erträgliche Gesichter unter dem weiblichen Geschlechte angetroffen werden, so ist es gerade in Neapel, und von dieser Stadt berichten die Reisenden im Gegentheil, es habe die häßlichsten Weiber. Auch hier giebt es keine besondere Nationaltracht. Nationalphysiognomie findet sich in Italien wirklich nur unter dem gemeinen Volk. So oft wir bis jetzt in einem italienischen Theater gewesen sind, selbst hier in Neapel, sahen wir eine Menge von Männern und Frauen mit blonden Haaren und blauen Augen, und französische und deutsche, namentlich wiener Trachten, so daß wir nur durch die Sprache an Italien erinnert wurden.

Auffallend war uns heute endlich noch, daß lediglich Officiere den vordern Theil des Parketts im S. Carlotheater einnahmen. Sie haben hier ihre festen Plätze. Der König und die Königin wohnten mit dem ganzen Hofe in einigen Seitenlogen des ersten Ranges links am Proscenio der Vorstellung bei. Jede Bewegung dieser hohen Personen wurde von den Officieren sorgsam mit den Augen gehütet; sobald Jemand in den königlichen Logen aufstand, erhoben auch sie sich sogleich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen. Während der ganzen Vorstellung bemerkten wir vorn auf der Bühne rechts am Proscenio den königlichen Logen gegenüber einen Gardisten mit angezogenem Gewehr, der seinen Blick unausgesetzt auf den jungen Monarchen gerichtet hatte.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß das neapolitanische Militair sehr schön und ganz nach preußischem

Schnitt, theils blau, mit rothem Kragen, theils roth, mit weißen Beinkleidern uniformirt ist. Insbesondere gewährt die Garde, welche rothe Montirungen und Bärmützen trägt, und zu welcher die schönsten und kräftigsten Männer ausgewählt werden, einen ächt kriegerischen Anblick. Der König war in Uniform und scheint die Soldaten sehr zu begünstigen. Er bedient sich ihrer vorzugsweise zur Vollstreckung polizeilicher Maaßregeln. Wohin man in Neapel kommt, findet man Cavallerieposten zu Pferde; selbst der abendliche Corso der Equipagen auf der Chiaja wird durch dergleichen Posten in Ordnung gehalten.

Als wir aus dem Theater nach Hause fuhren, hatten wir Gelegenheit, die schlechte Beleuchtung Neapel's zu bemerken. Es ist Neumond, und es herrscht in vielen Straßen ägyptische Finsterniß.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Schlaflosigkeit veranlaßt durch Ungeziefer. Trübe Luft der hesperischen Gefilde. Der Kapuziner und sein Kurrikel. Bauart von Neapel. Die Toledostraße. Höhlenhafte Kramläden. Handwerker arbeiten im Freien. Wechsler und Notare. Brüllende Kleinhändler. Köche. Macaroni. Zwiebelgestank. Saure Apfelsinen. Limonadenbuden. Grunzende Schweine. Halbnackte Lazzaroni, die sich das Ungeziefer absuchen. Weltgeistliche, Bettelmönche, Hausnonnen und gottgeweihte Kinder. Neapolitanische Barbierläden und italienische Barbiere überhaupt. Der königl. Pallast. Die Kirche des heiligen Franz von Paula. Das Albergo de' poveri. Neapel's Kastelle. Fontainen. Die Sorbettobottega. Scheußliches Bettlergesindel. Dessert. Fahrt nach Pompeji. Elende Umgegend Neapel's.

Neapel, am 21. Juni.

Was hilft der spiegelblanke Estrich unserer Zimmer, was der luftige Gazehimmel über unsern Betten, was nützt es uns, daß es auf der Chiaja in der Nacht so ruhig ist, als in einer kleinen deutschen Landstadt! Der Landplage Italiens, den Flöhen, entgehen wir nirgend, und so kommt kein Schlaf in unsre Augen. Zu den Flöhen gesellen hier sich auch noch die Mücken, weil wir so nahe am Golf wohnen. Haben wir uns matt und müde aus dem Bette erhoben, so summen uns im Salon von unserm Frühstück schwarze Fliegenschaaren entgegen. Auch hier ist das Frühstück stets schon aufgetragen; Zuckerdose, Semmel und

Butter sind mit Weinlaub bedeckt, um die ersten Angriffe des Ungeziefers abzuhalten. Nimmt man aber die Hülle weg, so zeigt sich Alles von Fliegenunflath dick besudelt. Die Semmel ist übrigens hier zu genießen.

Wir öffnen jeden Morgen die Balkonthüren und erquicken uns an der frischen Morgenluft, die vom blauen Golf uns entgegen weht, und begrüßen Capri, das ruhende Meerungeheuer. Auch heute ist es nicht hell, die beiden Felsenarme, die den Golf umschließen, liegen unter trübem Schleier. Wann endlich werden wir in Italien die gepriesene Klarheit der Luft kennen lernen? — Die Staffage *) war abermals wenig belebt; mit Ergötzen sah ich indessen einen Kapuziner auf einem Kurrikel spazieren fahren. Diese zweiräderigen, einsitzigen Wagen sind roth, ohne Verdeck und werden von einem am Kopfe mit einem Federbusche gezierten Pferde gezogen. Hinten auf steht der Fuhrmann mit der Peitsche. Die Kaputze des frommen, wohlgenährten Vaters war zurückgefallen und enthüllte ein lebenslustiges Gesicht mit blank polirter Glatze; ein zerlumpter Lazzarone mit nackten Beinen leitete von hinten Rößlein und Wagen, und peitschte wacker darauf los. Es war ein origineller Anblick.

Nach dem Frühstück nahmen wir abermals die Stadt in Augenschein. Ich habe schon erwähnt, daß die neapolitanischen Häuser oben völlig flach sind. Die hohen, nackten Mauern derselben endigen oben rings herum in einen geraden, glatten Rand ohne alle architektonische Verzierung, so daß man im Orient oder in Nordafrika zu

---

*) Der Vordergrund der Landschaft.

sein wähnt. Die bis auf den Fußboden der Zimmer reichenden Fenster und die eisernen Brustwehrgitter vor denselben, so wie die Jalousien vertreten daher gleichsam die Stelle der Zierrathen. Auch hier sind alle Häuser durchaus massiv. In ganz Italien giebt es kein hölzernes Haus, kein Gebäude mit Fachwerk. Die Enthusiasten finden hierin einen Vorzug; es ist aber nur ein abermaliger Beweis der Armuth des Landes. Die Italiener bauen alles von Stein, weil — sie kein Holz haben. Sie brennen daher auch nur Reisbündel. Bauholz muß eingeführt werden.

Mit Ausnahme der Chiaja, der Toledostraße, der Strada nuova, der Strada di Sta. Lucia, des Strandes und der Plätze ist Neapel so eng, winkelig, hügelig und dunkel gebaut, wie irgend eine andere italienische Stadt; mit dem Schmutze aber ist es, wie ich mich immer mehr überzeuge, fast noch ärger als in andern italienischen Ortschaften. In den engen Straßen wird dem Fremden um so unheimlicher zu Muthe, als die Häuser in der Regel mehr als sechs Stockwerke haben, so daß nur ein Streif des Tageslichts von oben hineinfällt. Ueberall erblickt man ekelhaftes Gesindel neben schönen Karossen.

Ein Umstand aber ist es, durch den sich Neapel von allen übrigen italienischen Städten vortheilhaft unterscheidet. Vergebens sucht der Fremde im ganzen übrigen Italien das schöne Geschlecht an den Fenstern oder auf der Straße. Die Eifersucht der Männer birgt es hinter dicken, schwarzen Mauern. Nur bei besonderen Gelegenheiten, bei Festen z. B. und in den Kir-

chen, bekommt man unverheirathete Frauen zu sehen *). Hier in Neapel aber zeigten sich gleich bei unserer Ankunft, als wir durch die Toledostraße fuhren, freundliche Bilder der Häuslichkeit und Gesittung. Die Straße lag im Schatten; die langen Fensterflügel waren geöffnet; hier und dort saßen, bis auf die Füße sichtbar, Mutter und Tochter anständig gekleidet, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, oder sich froh unterhaltende Herren und Damen hinter den Balkongittern der Fenster. Lebhaft wurden wir dadurch an die schöne Heimath erinnert.

In der Toledostraße befindet sich eine Menge eleganter Kaufläden. Ohne die eigenthümliche orientalische Beschaffenheit der Häuser würde diese Straße indessen nicht besonders auffallen. Deutschland und Frankreich haben zahlreiche Städte, die mit viel reichern Kaufläden geziert sind. In den schlechtern und engern Straßen Neapel's sieht man dagegen nur höhlenhafte Kramläden, und in den untern Stockwerken nirgend ein Fenster; die dürftige Beleuchtung geschieht durch die offenstehende Thür.

Alle Gewerbe werden nämlich auch hier ohne Scheu im Freien betrieben. An einigen Orten sind Wechslertische ausgestellt, wo man um ein Billiges betrogen werden kann. Notare sitzen mit Feder und Tintenfaß auf offner Straße, und sind für Geld und gute Worte

*) Bei den abendlichen Spazierfahrten erscheinen zwar die vornehmen Damen in ihren Karossen; doch sieht man dann nur verheirathete Frauen mit ihren Männern oder Matronen. Und sind nicht diese Wagen wieder eine trennende Scheidewand? —

bereit, Justiz zu administriren. Auch hier erschallt unaufhörlich das markdurchbohrende Geschrei der Kleinhändler, Obstverkäufer, Fischer, Bettler und Amorraspieler. C'estàdire erzählte uns, daß dies Spiel in den Häusern mit schwerer Strafe verpönt sei, weil es bei der Wuth und Leidenschaftlichkeit des Volkes nur zu oft mit einem Morde endige. An den Ecken kauern hier und da scheußliche alte Weiber, die Mais oder Muscheln rösten und diese elende Kost dem neapolitanischen Gesindel verkaufen. An andern Orten zeigen sich hinter freistehenden Tischen schmutzige Köche, welche die Entsetzen einflößenden Erzeugnisse ihrer Kunst dem Pöbel anpreisen. Neben den Tischen schmort auf eisernen Pfannen an der Erde die stinkende Knoblauchswurst und das gelbgraue Wurmgewinde steinharter und sandiger Macaroni. In mancher Gegend sahen wir mit kothigen Fäusten aus elendem, grauem Maismehl Macaroni fabriciren; an vielen Häusern hingen die noch nassen Macaroni in vier- und fünffachen Garnituren, dem Staube ausgesetzt, wie Frangen zum Trocknen aus. Am schmutzigen Strande hinter dem Hafendamm wurden Muscheln, Seefische, Seekrebse und andere Erzeugnisse des Meeres dargeboten, den Lazzaronis auch halb faul noch willkommene Speise. Allein vor allen ist die Zwiebel das Lieblingsgericht des Neapolitaners. Wir haben uns selbst mit Personen aus dem Mittelstande nicht ohne Ekel unterhalten können, weil sie uns auf 6 Schritte entgegen stanken. Die hier im Süden angebaute Zwiebel hat einen noch durchdringendern Geruch, als die unsrige. In allen Straßen werden Orangen feil geboten, die indessen, wie schon erwähnt, sauer und schlecht sind. Einen angeneh-

men Anblick aber gewähren die zinnoberrothen Buden der Limonadenverkäufer, die man überall in Neapel antrifft. Es sind eigentlich nur kleine, an den Seiten mit Holz verkleidete Schenktische, hinter denen die Verkäufer sitzen. Rechts und links erheben sich auf der Tischplatte ein Paar hölzerne, ebenfalls roth angestrichene, 3 bis 4 Fuß hohe Säulen, die oben mit einander durch ein Querholz verbunden sind, an dem ein geschnitztes und bemaltes Madonnen- oder Heiligenbild angebracht ist. Die gelben Citronen und die silberfarbenen Trichter geben einer solchen Bude, im Verein mit dem zinnoberfarbenen Anstrich derselben, ein ungemein freundliches und einladendes Ansehen. — Auch heute sahen wir grunzende Schweine in den Straßen umherlaufen. Hier und da lagen halbnackte Lazzaroni schlafend im Schmutz, andere suchten einander auf offener Straße das Ungeziefer von den Köpfen ab. Ueberall zeigten sich auch hier die ganz schwarz gekleideten Weltgeistlichen mit ihren dreieckigen Hüten, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen. Zuweilen erblickten wir auch Bettelmönche, in braunen, abgeschabten Kutten und Mänteln, lauter junge, schwarzhaarige Bursche, denen man die Unwissenheit, Faulheit und Schmutzerei ansah. Solch ein Kerl ist blos mit seiner Kutte bedeckt. Bei einem von ihnen öffnete sich dieselbe, und wir sahen, daß er nackt, wie ihn Gott geschaffen, darin steckte. Mit Erstaunen bemerkten wir auch ein Paar schwarz und weiß gekleidete Nonnen in den Straßen spazierend. C'estàdiere nannte sie Hausnonnen (Nonnen, die in den Häusern der Stadt wohnen), mit der Bemerkung, es seien Frauenzimmer, die in Folge eines Gelübdes in Nonnentracht gingen, ohne es

indessen mit dem Gelübde der Nonnen im mindesten streng zu nehmen. Auch sahen wir ein Kind an der Hand seiner Aeltern in geistlicher Ordenstracht; — es war dem Himmel bestimmt. Der Kleine stolzirte in seinem Kleide freudig einher; wer weiß, welche Last von künftigen Leiden seine Aeltern aus Liebe oder Thorheit ihm aufgebürdet! —

Noch schien es uns sehr eigenthümlich, daß sich in Neapel so ungemein viele Barbierläden befinden. Sie sind sämmtlich mit einem kleinen Schilde versehen, welches auf weißem Grunde eine nackte menschliche, krebsroth angestrichene Figur darstellt, aus der nach verschiedenen Richtungen Blut hervorströmt. Dies heißt also sehr verständlich: „Hier wird zur Ader gelassen oder was Weniges geschunden!" Die Barbiere sind leider die eigentlichen Aerzte Italiens! Ein Aderlaß ist in der Regel die ganze Heilmethode, die bei dem gemeinen Volke angewandt wird. Daher die Menge der Barbiere. Sie bilden eine große und geachtete Zunft, und ihre Läden sind stets gefüllt. Da mich mein Bart täglich mit Barbieren in Berührung gebracht hat, so habe ich hinreichend Gelegenheit gehabt, diese merkwürdige Menschenklasse Italiens kennen zu lernen. Sie barbieren durchaus anders als in Deutschland. Erst wird der Bart aus dem Groben bearbeitet und dann sorgsam nachgeholfen. Die Zierlichkeit der Bewegung dabei ist höchst eigenthümlich. Hierauf wäscht und kühlt der Stiefsohn Aeskulap's das Gesicht des Geschornen mit kaltem Wasser, was ein ungemein wohlthuendes Gefühl hervorbringt, und endlich zieht er wohl gar den Kamm hervor, und ordnet auch das Haar. Wären die Messer stets so gut, als die Methode, so würde es Vergnügen machen,

mit den italienischen Barbieren zu verkehren; allein in der Regel sind wir jämmerlich geschunden worden. Und wie mögen diese Leute erst schröpfen und zur Ader lassen! Der Himmel behüte uns vor Krankheit in Italien! — Eine lobenswerthe Eigenschaft der italienischen Barbiere ist übrigens, und darin weichen sie von ihren übrigen europäischen Zunftgenossen ganz ab, ihre Schweigsamkeit. Sie antworten nur auf das, wonach sie gefragt werden. Das Sprichwort: Er ist plauderhaft, wie ein Barbier, findet also auf sie nicht Anwendung. —

Der königl. Pallast, welcher am Schlusse der Toledostraße und am Meere liegt, ist ein schönes, großes Gebäude. Vor demselben befindet sich ein freier Platz und auf diesem, der Façade des Schlosses gegenüber, die erst kürzlich vollendete, schöne, dem heiligen Franz von Paula gewidmete Kirche: eine Rotunde mit einer Kuppel und einem Vorhofe, der vorn zur Rechten und Linken von halbzirkelförmigen Arkaden eingeschlossen ist, an deren Eingang auf beiden Seiten eine bronzene Reiterstatue steht. Hiernächst verdienen das S. Carlotheater, das Kastell nuovo, das Ministerialgebäude, das Museo borbonico und das Albergo de' poveri Erwähnung. Insbesondere imponirt das letztere Gebäude, in Neapel gewöhnlich Reclusorio genannt, durch seine riesige Größe. Die äußere Façade desselben ist 1072 Fuß lang und hat einen Portikus von 3 Arkaden, zu dem man auf einer großen, zweiarmigen Treppe emporsteigt. Es werden in diesem Hause über 800 Personen gegen angemessene Arbeit unterhalten. Vier Kastelle, das Kastell nuovo am Meer in der Nähe des Hafens; das Kastell del' uovo im Meere bei Sta. Lucia gelegen; das Kastell

S. Ermo auf der höchsten Spitze des Hügels S. Ermo (S. Erasmo), und ein viertes Kastell, welches nicht längst erst erbaut worden, halten die zahlreiche Bevölkerung im Zügel. Hier und da findet man in der Stadt Fontainen, die indessen kleinlich und unbedeutend sind.

Da es warm geworden war, besuchten wir eine Sorbettobottega, wo wir Eis forderten. Wir erfuhren indessen, daß Eis in Neapel nur des Abends zu haben sei, und daß am Tage Limonade getrunken werde. Auch hier halten, wie in Rom, die Karossen vor der Thür, der Cameriere stürzt herbei, und bringt das Verlangte an den Wagen. Während man genießt, ist man von so scheußlichem Bettlergesindel umringt, daß jeder Appetit vergeht. Eben so bemerkten wir, daß Damen vor den Kaufläden hielten und die Waaren herausbringen ließen. Der Handel wurde auf offener Straße geschlossen. Es ist dies wohl erklärlich. Der Vornehme sucht jede Berührung der Straße oder eines dem Publikum zugänglichen Hauses zu vermeiden, weil er mit dem eigenen Ungeziefer hinlänglich zu kämpfen hat.

Mittags erhielten wir zum Dessert Feigen, Aprikosen, Aepfel und frische Pflaumen von vorzüglicher Größe und Schönheit.

Um 3 Uhr fuhren wir nach Pompeji, welches 3 starke Meilen von Neapel entfernt ist. Wir kamen am Hafen vorbei, durcheilten die Vorstadt und Portici, wo der alte, blinde Bettler mit seinen Genossen an der gewohnten Stelle lagerte und alle uns mit gellendem Geschrei verfolgten, und gelangten, den Vesuv zur Linken, über Resina und Torre del Greco nach Torre dell' Annunziata. In Torre del Greco zeigte uns C'estàdire die schwarzbraunen, oft mehrere Fuß hohen

Lavafelsen, welche von dem Ausbruch des Vesuvs herrühren, der im J. 1794 dies Dorf und dessen Felder mit einem Lavastrom bedeckte, und die sich noch jetzt, vom Gipfel des Vulkans über dessen Seiten in das Thal hinab, bis in das Dorf erstrecken. Allmälig hatten wir den Vesuv ganz umfahren, so daß die der Stadt entgegengesetzte Seite desselben zum Vorschein kam und sein Gipfel eine ganz andere Gestalt zeigte. Wir befanden uns auf der großen Landstraße nach Salerno, die, wie die ganze Umgegend Neapel's, mit 3 bis 4 Zoll hohem, grauweißem Staube bedeckt und so schlecht und ausgefahren ist, wie das Straßenpflaster der Stadt und die übrigen neapolitanischen Chausseen. Je mehr wir uns Pompeji näherten, je südlicher wir also kamen, um so öder wurde die Gegend. Bald sahen wir nichts mehr als flache, dürre, langgedehnte Hügel; nicht aber Orangen- und Palmenwälder, nicht duftende Blumengefilde, wie man sie bei Neapel zu finden glaubt. Endlich bedeckten sich die Hügel spärlich mit dem Graugrün der Oliven und mit Weinlaub, und wir hatten Pompeji erreicht. —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Pompeji. Historische Notizen über Herculanum und Pompeji. Sorge der Regierung für die Ausgrabungen. Aschenlagen. Die Barriere in der Gräberstraße. Das Wachthaus. Pagus (das Dorf) Augustus Felix. Anblick der aufgegrabnen Stadt. Beschaffenheit der Gebäude im Allgemeinen. Enttäuschung der Reisenden auch in Pompeji. Kleinliche Bauart. Die Wandgemälde. Musivische Fußböden. Der Phallus. Wollust und Ueppigkeit der Pompejaner, nach ihren Bauten zu urtheilen, ein liederliches Pygmäengeschlecht. Beschreibung der Einzelheiten Pompeji's. Das Landhaus des Arrius Diomedes. Grabmäler, Kolumbarien und Cenotaphien. Cicero's Landhaus. Monument der Mamia. Die Porta herculanea und die Mauern der Stadt. Via consularis. Das Haus des Albinus. Das Haus des Chirurgen und die Dogana. Oeffentlicher Brunnen. Das Haus des Sallust. Der öffentliche Backofen. Die Handmühlen. Die Gemüsehandlung. Die Akademie der Musik. Haus des Julius Polybius. Die Apotheke. Schenkläden (Thermopolien). Haus des Aedilis Pansa. Cave canem. Obscönes Bild. Die öffentlichen Bäder. Schuttkarren. Weinkneipen und Amphoren. Die Fontainenhäuser. Casa del Fauno. Die größten und schönsten Mosaikbilder Pompeji's. Der Nil und die Schlacht bei Platea. Tempel der Fortuna. Töpfermarkt. Das Forum zu Pompeji, ein winziges Plätzlein. Der Tempel des Jupiter. Trümmer des Forums. Das Gebäude der Priesterin Eumachia. Der Isistempel. Das Odeum. Das Flötenkonzert in Pompeji. Das Quartier der Soldaten daselbst. Das Amphitheater. Rückfahrt nach Neapel. Die meerkatzenähnliche Bettlerbrut. Zeichensprache der Italiener. Das Fest in Resina. Neapel bei Abend. Die Lazzaroni. — Spazierfahrt am folgenden Vormittag in der Stadt. Kirche S. Gennaro de' poveri. Die Katakomben. Fahrt nach Pozzuoli. Die Galeerensclaven. Die Solfatara. Die italienischen Esel. Trinkgelder. Gegend um Pozzuoli. Der alte Molo. Der Tempel des

Jupiter Serapis. Die Stadt Pozzuoli. Schöner Abend und Rückfahrt nach Neapel

---

Neapel, am 22. Juni.

Bevor ich unsere gestrige Wanderung durch Pompeji beschreibe, will ich einige historische Notizen vorausschicken.

Sowohl Herculanum als Pompeji war Anfangs von Etruskern, Pelasgern und Samnitern bewohnt. Im Jahre 665 U.C. gründete Sylla daselbst eine römische Kolonie. Die Lage Pompeji's in der Nähe des Meeres und an dem Küstenfluß Sarno, ein vortrefflicher Hafen und blühender Handel erhoben die Stadt alsbald zu einer der volkreichsten des alten Kampaniens. Mehrere berühmte Römer erbauten daselbst Landhäuser. Unter dem Konsulat des Regulus, im 63. Jahre der christlichen Zeitrechnung, wurde Pompeji durch ein Erdbeben sehr beschädigt; bei der furchtbaren Eruption im Jahe 79 aber eben so wie Herculanum und die Ortschaften Stabiä, Oplonti (jetzt Torre dell' Annunziata), Retina, Tegianum und Oram Campaniá mit einem Aschen- und Steinregen bedeckt. Nach den Mittheilungen Sueton's *) ist übrigens nicht anzunehmen, daß Pompeji und Herculanum bei dieser Gelegenheit schon völlig verschüttet worden wären, da derselbe anführt, daß Titus alle Mittel angewendet habe, um die Beschädigungen wieder auszubessern; auch erwähnt Dio Cassius **), daß

---

*) Sueton, ein römischer Geschichtsschreiber, welcher zu Hadrian's Zeit (117 — 138 Jahre nach Christi Geburt) lebte.

**) Dio Cassius, aus Bithynien, gleichfalls römischer Geschichtsschreiber, war 155 Jahre nach Christi Geburt geboren.

Titus zwei Konsuln nach Kampanien gesandt habe, um Kolonien zur Wiederbevölkerung beider Städte zu gründen. Zu jener Zeit war also Herculanum und Pompeji noch keinesweges von der Oberfläche der Erde verschwunden; sondern ein Theil mag begraben gewesen sein, während der andere bis zu den spätern Eruptionen bewohnt blieb.

Der Umstand, daß man zu Herculanum und Pompeji verhältnißmäßig nur wenig menschliche Gerippe gefunden hat, beweiset, daß sich die meisten Einwohner gerettet haben müssen. Es kann dies um so weniger einem Zweifel unterliegen, als dem Ausbruche des Vesuvs stets Anzeichen vorausgehen, so daß also eine Entfernung möglich ist.

Ich habe nie begriffen, wie diese Städte, nach ihrer endlichen, völligen Verschüttung, Jahrhunderte hindurch unter der Erde liegen konnten, ohne daß man sie wieder aufzufinden bemüht war. Allein es sollen allerdings schon frühere Nachforschungen Statt gefunden haben. Nach einer alten Inschrift ist es z. B. wahrscheinlich, daß schon Alexander Sever *) eine Menge Säulen und Statuen ausgraben ließ. Erst später wurden die untergegangenen Ortschaften nach und nach vergessen. Vielleicht hatten die zu wiederholten Malen erfolgten Bedeckungen die Gegend endlich so verändert, daß Niemand mehr genau die Stelle der Häuser anzugeben vermochte, deren Ausgrabung ihn interessiren konnte.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1748) trafen Landleute, die einen Weinberg anlegten und Gräben auswarfen, auf Monumente und Statuen. Dies

*) 222 bis 235 nach Christi Geburt.

erinnerte an die verschwundenen Städte; der König Karl III., ein Freund der Wissenschaft und Kunst, kaufte den Weinberg und die umliegenden Ländereien, und ließ die Nachgrabungen fortsetzen. Die Gräberstraße und das Landhaus des Freigelassenen Arrius Diomedes waren die ersten Entdeckungen, welche man machte, und bald überzeugte man sich, daß man einen Theil Pompeji's zu Tage gefördert hatte. Seitdem sind die Nachgrabungen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden. Die Regierung hat gegenwärtig jährlich 25,000 Franken zu Ausgrabungen und Reparaturen angewiesen, schon sind 24 Straßen, der 5. Theil der Stadt, ausgegraben; allein es würden nach einer sorgfältigen Berechnung 2,894,000 Franken nöthig sein, um Pompeji ganz aufdecken zu können. Früher war das Geschäft der Ausgrabung oft nicht in guten Händen; gegenwärtig sind kenntnißreiche Männer damit beauftragt. Marchese Arditi ist Ober-Intendant der Ausgrabungen, und der Architekt Bonucci mit der unmittelbaren Leitung derselben beauftragt.

Man hat Pompeji mit sieben leichten Aschenlagen und mit kleinen Steinchen im Ganzen etwa 13 Fuß hoch bedeckt gefunden. Die oberste Lage ist nur sehr dünn. An einzelnen Stellen zeigt die Schichtung nicht mehr die Ordnung, in der sie, wie im Allgemeinen ersichtlich, der Krater des Vulkans ausgespieen haben muß, und es geht daraus hervor, daß sie bereits in früherer Zeit unter einander gewühlt worden ist. Theils müssen also die Einwohner nach jeder neuen Eruption in alten Zeiten auszugraben gesucht haben, was möglich war, bis endlich die stets wiederkehrenden Ausbrüche sie einen so unsichern Aufenthalt zu verlas-

sen bewogen; theils mögen im Laufe späterer Jahrhunderte die Besitzer der Ländereien, welche die verschütteten Ortschaften bedecken, hier und dort auf Ueberbleibsel der Vergangenheit stoßend, weitere Nachgrabungen angestellt, und ohne das Dasein einer ganzen Stadt zu ahnen, zu Tage gefördert haben, was gerade an einer einzelnen Stelle vorhanden war. —

Noch sahen wir von der Stadt nichts, da wir uns zwischen flachen, wallartig sich hinstreckenden Hügeln befanden. Von der Landstraße führt links ab ein Weg bis an die Barriere der Gräberstraße Pompeji's. Auch hier erblickt man die Stadt noch nicht, da der Eingang in dieselbe seitwärts am Ausgange der alten Straße angebracht ist, welche sich hier in der Quere hinter den Hügeln hinzieht, so daß man sie nicht der Länge nach überschauen kann. Am Eingange steht ein neapolitanisches Wachthaus mit Soldaten, und so war es durchaus, als befänden wir uns an der Barriere einer Stadt der Gegenwart.

Wir meldeten uns und erhielten einen Führer. Mit welcher Ueberraschung sahen wir, in die alte Straße eintretend und uns rechts wendend, nun plötzlich diese in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum alten Stadtthor von Pompeji vor uns! Die Gräberstraße ist nämlich eine Vorstadt Pompeji's, oder richtiger, ein unmittelbar vor der Stadt gelegenes Dörfchen, Namens Augustus Felix, gewesen, wo die Grabmäler und Cenotaphien *) der Bewohner Pompeji's errichtet wurden, gleichzeitig aber auch Landhäuser und

*) Leere Grabmäler, denen zu Ehren errichtet, deren Asche an einem andern Orte ruhte.

Spaziergänge befindlich waren. Der Name Augustus Felix geht aus den hier gefundenen Inschriften hervor.

Wer nicht selbst in Herculanum und Pompeji gewesen ist, wird sich schwerlich einen rechten Begriff davon machen können, wie sich diese wieder ausgegrabenen Städte eigentlich ausnehmen. Man stellt sie sich höchst wahrscheinlich als unterirdisch vor, wie das Theater von Herculanum; allein diese Vorstellung ist unrichtig. Man glaubt sich namentlich in Pompeji keinen Augenblick in einem verschüttet gewesenen Orte zu befinden; Häuser und Gassen liegen, wie in jeder andern Stadt, frei und offen da, weil Erde, Asche, Lava, Schutt und Steine, welche Alles bedeckt und ausgefüllt hatten, sorgsam fortgeschafft und außerhalb des Stadtbezirks abgeladen worden sind. Pompeji gleicht mehr einer von Barbarenhänden geplünderten und zerstörten Stadt, die erst vor Kurzem von ihren Bewohnern verlassen wurde. Namentlich gewährt der Umstand, daß mit weniger Ausnahme alle Bedachung der Häuser fehlt, und die Sonne mithin von oben in die offen klaffenden Mauern hineinscheint, das Bild einer solchen Zerstörung. Ueberall herrscht Todesstille. Rings an den ausgegrabenen Theil der Stadt lehnen sich die flachen, jetzt bewachsenen Lavahügel an die Mauern der Häuser, so daß die Stadt in einem kleinen Thale zu liegen scheint. Nach der Landseite hin erhöhen sich in der Entfernung diese Hügel zu einer mit Oelbäumen und anderem Gebüsch bewachsenen niedrigen Bergkette, die mit dem Vesuv in Verbindung steht. Wo man in Pompeji umherwandelt, erblickt man die darüber hinausragenden Hügel und den Vesuv. Die Mauern der Häuser sind meistens nur 10

bis 12 Fuß hoch und bestehen aus gewöhnlichen, länglich viereckigen, braunrothen Backsteinen; nach der Straße zu sind sie theils mit Mörtel oder Stuck in Form von Quadersteinen überzogen, theils kalklos und ohne Bekleidung. Vor den Häusern zieht sich auch hier, wie in Herculanum, rechts und links in ununterbrochener Folge ein schmales, erhöhtes Trottoir längs der Straße hin. Das Pflaster besteht aus breiten, grauen Lavaplatten, die mit ihren ganz unregelmäßigen Ecken, wie sie gerade paßten, an einander gefügt sind; das Trottoir ist zum Theil mit grober, musivischer Arbeit verziert und der erhöhte Rand desselben in schnurgrader Richtung mit Quadern eingefaßt. Aus der angeführten Höhe der Mauern geht hervor, daß die Häuser, mit sehr weniger Ausnahme, nur ein Stockwerk gehabt haben; nur an einzelnen Stellen deuten enge, winkelartige und hühnersteigähnliche Steintreppen darauf hin, daß ein zweites Stockwerk vorhanden gewesen sein müsse. Die Façade der Häuser besteht aus einem oder mehrern schmalen Eingängen, bisweilen aus einer Menge hinter einander fortlaufender, hoher und schmaler Thüröffnungen, die in kleine Gemächer führen, welche man unwillkürlich für Kaufläden, Werkstätten, Schenkzimmer oder dergleichen halten muß. Von Fenstern ist, wenigstens nach den Straßen hinaus, nichts wahrzunehmen. Dies muß wohl beachtet werden, wenn man sich ein richtiges Bild von Pompeji machen will. Das Licht fiel also, wie es noch jetzt in Italien in untern Stockwerken häufig der Fall ist, nur durch die Thür, und in oberen Gemächern augenscheinlich durch eine Oeffnung im Dache oder durch sehr hoch angebrachte kleine Fenster hinein. Zuweilen wird die gerade

Linie der Häusermauern durch den offen nach der Straße liegenden Vorhof eines schönern Gebäudes unterbrochen. Oft versteckt sich auch der Vorhof hinter eine vorliegende Reihe von steinernen Kramläden. Die an der Straße befindlichen Façaden der Häuser haben in der Regel äußerlich gar keinen architektonischen Schmuck, worin ihnen, wie erwähnt, die neuern neapolitanischen Gebäude gleichen. Die oben am Rande ganz glatt abgestumpften Mauern deuten ferner darauf hin, daß die Häuser Pompeji's ebenfalls flache Dächer gehabt haben. Von Holz und Metall ist den Häusern nichts mehr zu sehen; doch bemerkt man oft noch die Balkenlöcher. Ueber dem Eingange der Häuser findet sich häufig eine Steintafel mit dem Namen des Eigenthümers, oder das Sinnbild einer Kunst oder eines Handwerks in Stein gehauen; auf der Schwelle sahen wir auch einmal das Wort Salve (Sei gegrüßt!) in Mosaik. Fast alle Mauern aber sind oben neben dem Eingange, oder bei Eckhäusern an der Ecke auf dem Kalk oder Stuck mit rothen Buchstaben beschrieben. Theils sind es die Namen der Hauseigenthümer, theils Bekanntmachungen des Magistrats, theils Ankündigungen von Festlichkeiten, Spielen, Verkäufen u. dergl. Höchst interessant ist es, diese alten lateinischen Buchstaben zu betrachten. Man hält sie eher für arabische Schnörkel, als für römische Schriftzüge, und es ist schwer, sie zu entziffern. Die von mir beobachtete Eigenthümlichkeit der Italiener, auf weiß übertünchte Mauern zu schreiben, findet also ebenfalls im grauen Alterthume ihren Ursprung. Schon erlöschen übrigens die Mauerschriften in Pompeji immer mehr und mehr; an vielen Stellen sind sie kaum noch zu erkennen.

Anfangs richtet man zitternd vor Wißbegier und innerer Bewegung das Auge bald hier-, bald dorthin; je mehr man aber fortschreitet, um so vertrauter wird man mit dem, was man sieht; man wird ruhiger und beobachtet: alsbald schwindet die Begeisterung, und ach, auch hier fühlt man sich enttäuscht! Schon das bis jetzt Angeführte dürfte nicht geeignet sein, ausschweifende Begriffe über Pompeji und die Herrlichkeit der Alten beizubringen. Es findet sich aber des Tadelnswürdigen noch viel mehr. Die Straßen der Stadt, wiewohl, mit Ausnahme der langen Via consularis (Konsularstraße), in der Regel gerade, sind fast alle eben so eng und schmal, wie die aufgegrabene Straße von Herkulanum. In den meisten kann nur ein Wagen fahren. Auch die breiteste würde nicht mehr als zwei Wagen neben einander gestatten. Das elende Pflaster bezeugt die schlechte Polizei, welche in Pompeji Statt fand. Erblickt man gleich mit einem unbeschreibbaren Gefühl der Rührung noch die Geleise der alten Fuhrwerke, so kann man sich doch nicht der Bemerkung enthalten, daß sie eigentlich gar nicht zu sehen sein müßten. Am Eingang in eine Quergasse fanden wir das Geleise fast einen halben Fuß tief in das Pflaster eingedrückt und dies überhaupt so ausgefahren, daß nur die größte Armuth oder die größte Liederlichkeit diesen Zustand entschuldigen kann. Pompeji war aber keinesweges eine arme Stadt.

Alle Häuser sind, wie in Herculanum, klein, oft winzig bis zur Lächerlichkeit. Wer dies nicht beachtete, würde, wenn ich jetzt ihre Beschaffenheit beschreibe, geneigt sein, sie sich großartig zu denken.

Man tritt durch den Eingang (vestibulum) auf einen freien, viereckigen Vorplatz, der aber einst Bedachung hatte und eine Halle im Vorderhause, oder das Atrium bildete. In der Mitte der Fußbodens einer solchen Vorhalle, die sich jetzt dem Beschauer als Vorhof darstellt, befindet sich jedes Mal ein kleines, viereckiges Bassin, zur Aufnahme und Aufbewahrung des Regenwassers, welches oben durch die Oeffnung des Daches hinabfloß, die dem fensterlosen Raume Licht gewährte. Rechts und links erblickt man eine oder zwei Thüren, welche in fensterlose Gemächer leiten. Durch eine breite Oeffnung im Hintergrunde des Vorhofes oder der Vorhalle tritt man, dem Eingange gegenüber, in das Hauptgebäude, welches rings einen kleinen, viereckigen Mittelhof einschließt, wie ich dies schon bei Herculanum erwähnt habe. Ein solcher Hof ist, wie in Klostergebäuden unserer Tage, von einer Reihe Säulen (Peristyl) umgeben, welche mit den Wänden der nach demselben herausgehenden Zimmerchen durch ein flaches Dach verbunden, einen Portikus (Säulenhalle) bilden. Die Säulen sind zuweilen von Backsteinen mit Mörtel oder Stuck bekleidet; seltener von Marmor. Bei den Häusern der Vornehmen führt nun endlich noch ein breiter Durchgang in der Mitte der hintersten Seite des Hauptgebäudes in einen kleinen, viereckigen Garten, dessen Hintermauer das Grundstück mit einer Fontaine, oder sonstigem Zierrath abschließt, so daß das Auge desjenigen, der von der Straße jetzt das Ganze überblickt, auf diesem Zierrath im Hintergrunde seinen Ruhepunkt findet. Bei den Grundstücken, denen die dritte Abtheilung, der abgesonderte Garten, fehlt, wird der von der Säulenhalle

umgebene Mittelhof als Gärtchen benutzt. Die Gemächer, selbst der größern Gebäude, sind oft nur 4 bis 8 Schritte lang und 2 bis 4 Schritte breit! Selten oder nie stehen sie durch Seitenthüren unter sich in Verbindung. Ein Paar angebliche Schlafzimmer hatten nur die Größe einer menschlichen Lagerstätte und mußten völlig dunkel gewesen sein, wenn gleich jetzt die Sonne diese elenden Winkel erhellte. Wer die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Häuser mit der Eigenthümlichkeit des Landes vergleicht, kann nicht zweifeln, daß die Alten Schmutz, Unflath und Flöhe eben so sehr geliebt haben, als ihre Nachkommen. Das ist nun eben kein erfreulicher Gedanke. — Merkwürdig ist, daß wir, mit Ausnahme eines Ladens oder einer Werkstätte in der Via consularis, des Tempels der Isis und der öffentlichen Backöfen, nirgend Spuren eines Schornsteins gefunden haben. —

Die Mauern im Innern der Höfe, Hallen und Zimmer sind entweder mit gewöhnlichem Kalk, oder mit festem, polirtem Stuck überzogen, und mit den bekannten Wandgemälden verziert. Allein diese so sehr gepriesenen Malereien verrathen nur zu oft eine völlige Geschmacklosigkeit und sind oft die elendesten Klecksereien. Ich bin weit entfernt, aus diesen Wandbildern auf den Zustand der Malerkunst zu Pompeji zu schließen; das wäre wohl, als wollte man nach den Malereien unserer Maurer den Zustand unserer Malerkunst beurtheilen; — aus welchem Grunde hat man aber die Ueberbleibsel des Alterthums, welche Herculanum und Pompeji in dieser Hinsicht bieten, so übermäßig herausgestrichen? Der größte

Theil der Gemälde ist, um ihn dem Einfluß der Witterung zu entziehen, abgenommen und in das Museum zu Neapel geschafft worden. Vielleicht werden wir dort bessere Sachen sehen. Was wir davon noch vorfanden, gleicht ganz den Wandmalereien in Herculanum. Fast überall erblickt man rothe, gelbe oder blaue Wände mit gemalten Vertäfelungen; frei in der Mitte derselben menschliche Figuren und Köpfe, Götter und Göttinnen, Thiere, besonders Vögel und Fische, auch musikalische Instrumente, und oben im Simms Grotteskengewinde von mannichfacher Form und Zusammensetzung. Roth scheint die Lieblingsfarbe gewesen zu sein; es sieht aber vor Alter jetzt bräunlich aus. —

Wirklich schön sind sämmtliche Fußböden sowohl in den Vorhöfen, als in den Hallen und Zimmern, aus kleinen viereckigen Steinen von etwa ½ Zoll Breite und 1 Zoll Höhe, in den verschiedensten Farben, quadrirt, eckig und rund, gewunden, punktirt oder nach den zierlichsten Blumen- und Figurenmustern musivisch zusammengesetzt. Selbst in den schlechtesten Wohnungen findet man musivische Fußböden, wenn gleich hier nur die einfachsten Muster.

Ueber dem Eingange eines Hauses bemerkten wir einen in Stein ausgehauenen Phallus. C'estàdire eröffnete uns, daß im Museum ein ganzes Zimmer voller Priapäen*) aus Herkulanum und Pompeji gezeigt werde. Auch dies erschütterte meine gute Meinung von den Alten. Man lächle nicht, halte mich nicht für scheinheilig.

---

*) Darstellungen sinnlicher Gemeinheit.

Ich weiß sehr wohl, daß das Alterthum im Geiste des Alterthums beurtheilt werden muß, daß priapische Gebilde durch Religionskultus geheiligt waren, und daß der Phallus von Weibern als Amulet getragen wurde; allein ein erfreulicher Gedanke ist es wahrlich ist, daß die menschliche Natur sich dahin verirren konnte, das heiligste Geheimniß zu profaniren. Mir wenigstens war der Anblick ein widerlicher; er begründete die erste Störung des frommen Gefühls, mit dem ich der großen Grabstätte der Vergangenheit mich genähert hatte. Bald sah ich nicht mehr die Römerwelt, sondern nur die wollüstigen Vorfahren der jetzigen Italiener vor mir. Wer weiß zu sagen, was ein Phalluszeichen über der Hausthür bedeutete? Wer mag bestreiten, daß man sich das Aergste dabei denken kann? — Man hat zwar in dem Hause, an dem wir dies Zeichen wahrnehmen, zahlreiche priapische Gebilde von Gold, Silber und Erz ausgegraben, und daraus geschlossen, daß es nur das Emblem des Arbeiters gewesen sei; allein wie erläutert man seine Bedeutung an andern Orten? — Man betrachte nur die Landhäuser und Privatwohnungen der vornehmen Pompejaner, und man wird sich überzeugen, daß hier Wollust und Ueppigkeit herrschte. Kühlende Säulenhallen, Marmorbäder, Springbrunnen, Gärtchen, verschwiegene Gynäceen (Frauenzwinger) und Venereen mit wollüstigen Wandgemälden und plumpen Darstellungen der schlüpfrigsten Gemeinheit, so daß das sittliche Gefühl empört wird, hat hier der Vesuv vertilgt und menschlicher Wille wieder an's Licht gefördert. Auch diese sybaritischen Landhäuser sind übrigens im Duodezstyl erbaut

und unbegreiflich klein, so daß man glauben möchte, ein Geschlecht von liederlichen Pygmäen habe sie bewohnt.

Doch ich will unsere Wanderung durch Pompeji nach den einzelnen Gegenständen ausführlicher verfolgen.

Die Gräberstraße liegt am Abhang des flachen Hügels, der sich von der Stadt gegen den Vesuv hin erstreckt. Sie beginnt zur Rechten des Eingangs, durch welchen der Fremde eingelassen wird, mit dem Landhause des Arrius Diomedes. Kaum waren wir in die Straße eingetreten, als uns aus den Ruinen dieses Hauses ein Landmann entgegentrat, der uns aus italienischer Bauchflasche mit langem Halse schlechten Wein als Erfrischung anbot. Das Innere des Hauses, welches zu den schönsten der ausgegrabenen gehört, enthält einen länglich viereckigen Hof; rings umher läuft ein Portikus von 14 viereckigen Säulen, die einst mit Stuck bekleidet waren. Im Hofe scheint ein Gärtchen befindlich gewesen zu sein; sechs Säulen bildeten hier wahrscheinlich einen Laubgang; in der Mitte des Gartenraumes zeigt sich ein kleines Marmorbassin. Nur acht Zimmerchen umgeben den Hof; man kann sich also denken, wie klein er ist. Sie sind fast sämmtlich mit Figuren und Grottesken bemalt und haben musivische Fußböden. Ein Paar noch erhaltene Decken sind flach und mit Stuck geziert. Zwei Zimmer zur Rechten des Säulengangs im Hofe waren für die Sklaven bestimmt; zwischen beiden führte eine kleine steinerne Treppe in ein zweites Stockwerk hinauf: wahrscheinlich der Boden, weil man hier Stroh und Gerstenkörner ausgegraben haben soll. Zur Linken des Säulengangs sind Bäder befindlich. Eins der Badezimmer enthält ein Bassin, wel-

ches von kleinen Säulen umgeben ist, und einen Ofen. Hier hat man bei der Ausgrabung eine Art Kessel, eine noch von Rauch geschwärzte Pfanne mit zwei Handhaben und eine eiserne Roste gefunden. Aus diesem Zimmer tritt man durch eine Thür in die Feueresse, welche das Wasser erwärmte, über derselben liegt das Schwitzbad. Dann folgen im Säulengange die Schlafzimmer, die meist mit Vögeln bemalt gewesen sein sollen; in der Mitte derselben ist in Form eines Halbzirkels das Speisezimmer angebracht, welches Fensteröffnungen hat. Noch sieht man die Stelle, wo der Tisch stand, und es sind hier, wie man uns sagte, gläserne und bronzene Gefäße, Kuchenformen, zwei Messer mit knöchernen Griffen und Kandelaber *) gefunden worden. Auf einer kleinen Treppe gelangt man endlich zu den höher gelegenen Zimmern, von denen aber nur die dachlosen Mauern der rechten Seite erhalten sind.

Was die in Pompeji gefundenen menschlichen Gerippe anlangt, so soll ein großer Theil derselben in dem Landhause des Diomedes ausgegraben worden sein. Wir fragten, ob man uns nicht einige von diesen merkwürdigen Ueberresten zeigen könne, erhielten indessen zur Antwort, daß die Gerippe, sobald sie an die freie Luft kämen, in Staub zerfielen, und daß nur einzelne dickere Knochenstücke, z. B. Schädel, diesem zerstörenden Einflusse widerständen. Man erzählte uns auch, daß eins der im Landhause ausgegrabenen Skelette höchst wahrscheinlich das des Diomedes selbst gewesen sei, indem es einen

---

*) Kandelaber heißen die hohen, leuchterförmigen, auf der Erde stehenden Lampengestelle der Alten.

Schlüssel in der einen und Schmuck und goldene Münzen in der andern Hand gehalten habe. Hinter demselben soll das Gerippe eines Sclaven gelegen haben, welches silberne und bronzene Gefäße in den Händen hielt. Herr und Diener sind offenbar in dem Augenblick, wo sie sich mit diesen Kostbarkeiten durch die Flucht retten wollten, verschüttet worden. Die bei ihnen gefundenen Sachen, so wie überhaupt alle ausgegrabene Gegenstände, die wir bei unserer Wanderung durch Pompeji vermißt haben, werden wir im Museum sehen.

Nach dem Landhause des Diomedes folgen in der Gräberstraße rechts und links altrömische Grabmäler, Kolumbarien *) und Cenotaphien von Marmor, auf denen sich Basreliefs befinden. Das Kolumbarium des Nevoleja ist etwa 8 Fuß hoch und 6 Fuß breit. Durch ein in neuerer Zeit angebrachtes Drahtgitter sahen wir in der Nische desselben noch jetzt eine Urne und Aschenkrüge stehen. Das Grabmal des Scaurus ist schön; es sollen darauf, als man es ausgrub, Gladiatorkämpfe und Jagdthiere in Stuck abgebildet gewesen sein.

Am Abhange des Hügels, der sich zur Linken der Straße hinzieht, jedoch etwas erhöht neben derselben, steht ein langes, niedriges, in kleine Läden abgetheiltes Gebäude. Da man hier das Skelett eines Esels und eines Maulthiers gefunden hat, so glaubt man, daß dies Haus als Stallung benutzt wurde. Gegenüber zur Rechten führte

---

*) Kolumbarien sind die Fächer oder besondern Behältnisse in den alten Begräbnissen, worin man die Urnen mit der Asche der verbrannten Körper beisetzte.

man uns in die Trümmer einer Villa, angeblich des Cicero; — die darin aufgefundenen Inschriften machen es aber wahrscheinlicher, daß sie dem M. Crassus Frugius gehört hat. Noch wohl erhalten ist ein großer Kryptoportikus unter demselben, eine Säulenhalle im Souterrain, die aus sehr hohen Pilastern besteht. Dergleichen unterirdische Hallen, zum Aufenthalt bei großer Hitze bestimmt, finden sich unter mehrern Gebäuden Pompeji's.

Dann folgen zur Linken der Straße Trümmer einer bedeckten Halle mit einem halbzirkelförmigen Sitz für die Spaziergänger; rechts abermals Kramläden oder Schenkstuben, und endlich an beiden Seiten nochmals Grabmäler. Unter denen zur Rechten befindet sich das Monument der Mamia, und hier wieder ein halbzirkelförmiger Sitz, von wo aus man sich einer reizenden Aussicht nach dem Meere und dem Vesuv erfreut. Jetzt endlich standen wir vor dem Stadtthor Pompeji's, Porta herculanea (Herculaner Thor) zu alter Zeit genannt.

Es ist ein viereckiges, oben plattes Gebäude aus Ziegelsteinen ohne alle Verzierung, nicht viel höher als die Häusermauern, und besteht aus einem gewölbten Mittelthor und aus zwei kleineren Seitenthoren, welche sämmtlich so tief sind, daß man ein Paar Schritte zu gehen hat, ehe man durch dieselben in die Stadt gelangt. An der Stadtseite des Thors sieht man rechts und links noch jetzt die Mauerfugen, in denen sich einst das Fallgatter bewegt hat. Die alten Inschriften, welche sich hier an der Stadtmauer, so wie am Thore selbst befanden, sind nicht mehr vorhanden. Ist man in die Stadt eingetreten, führt ein schmaler Weg zur Linken nach den Stadtmauern. Diese

sind ringsum entweder vollständig ausgegraben, oder doch ihrer Lage nach ausfindig gemacht, so daß man die Größe und Ausdehnung des Ortes und die Form seines Umrisses genau kennt. Pompeji hat hiernach die Gestalt einer Ellipse und den Umfang einer halben deutschen Meile. An dem ausgegrabenen Theil der Stadtmauern erblickt man Brustwehren und Schießscharten und von Zeit zu Zeit stumpfe, viereckige und von Travertinquadern erbaute Thürme. Die Höhe der Mauern beläuft sich auf 24 bis 30 Fuß, und sie sind so breit, daß an einigen Stellen 3 Wagen neben einander darauf fahren können.

Die Porta herculanea führt in die Konsularstraße. Dicht am Thore liegt hier auf der linken Seite eine sehr ruinirte Wohnung, in der man noch ein Speisezimmer mit dem Triclinio, d. i. die steinerne Bank, erkennt, auf welcher die Alten bei der Mahlzeit lagen. Gleich darauf folgt ein Thermopolium, d. h. eine Schenkstube für warme Getränke. Zur Rechten befindet sich das schon vorher erwähnte Haus mit dem Phallus über der Thür. Es wird Haus des Albinus genannt. Dann folgen mehrere zerstörte Gebäude. Gegenüber zur Rechten zeigte man uns das Haus eines Chirurgen und das öffentliche Wage- oder Zollhaus (Dogana) von Pompeji. In jenem hat man nämlich eine Menge chirurgischer Instrumente gefunden; in diesem mehrere Wagen, ganz wie die unsrigen eingerichtet, und Gewichte von Marmor und Blei.

Alsbald erreichten wir einen kleinen Platz, der dadurch entstanden ist, daß eine zweite Gasse in die Via consularis hineinläuft, und daß beide nun von der Ecke, die sie bilden, als eine breitere Straße fortlaufen. An dieser

Ecke steht ein Brunnen, d. h. ein kleines, viereckiges Steinbassin, in welches aus einer an der Seite erhöhten Röhre das Wasser hinablief. Links, nicht weit vom Brunnen, erblickt der vom Thor Kommende in der erweiterten Straße den offenen Vorhof eines hübschen Hauses. Eine Inschrift nennt Cajus Sallustius als gewesenen Eigenthümer desselben. In der Mitte des mit Mosaik verzierten Vorhofs befindet sich ebenfalls ein Bassin; zur Rechten und Linken sieht man in die offen klaffenden Zimmer. Die zur Rechten verschlossen das Gynäceum. Die Wand, welche sich hier dem Eintretenden zeigt, war bei der Ausgrabung mit einer lebensgroßen, nackten Diana bemalt, welche die Neugier Aktäon's bestraft; neben diesem Zimmer befinden sich zwei mit schönem Mosaik gezierte Schlafgemächer. Im Hintergrunde des Vorhofs führte ein mit Pilastern geschmückter Eingang in einen kleinen Gartenraum. Aus dem Hause des Sallust tritt man gleich rechts in das damit zusammenhängende Gebäude, welches einen öffentlichen Backofen enthält. Derselbe steht im offenen Vorhofe dieses Gebäudes dicht an der Straße und hat die Größe und Gestalt unserer heutigen Backöfen; doch erhebt sich über seiner äußern Wölbung ein hoher, runder Schornstein, so daß er sich wie eine große, unförmliche steinerne Flasche ausnimmt. Es gehören zu demselben drei Handmühlen, oder richtiger, steinerne Vorkehrungen, das Getreide zu mahlen, welche von den unsrigen sehr verschieden sind. Sie bestehen aus einem runden Gefäß von Tuffstein (catillus), auf dessen Mittelpunkt ein steinerner, etliche Fuß hoher Kegel (meta) mit der Spitze ruht. Um diesen Kegel wird mittelst zwei

daran befindlicher Handhaben, durch welche Stangen gesteckt sind, ein trichterförmig ausgehöhlter Stein, der auf den kegelförmigen Stein genau paßt, und oben einen Raum zur Aufnahme des Getreides enthält, gedreht; das Getreide dringt auf diese Weise in die Fuge zwischen dem Kegel und dem trichterförmigen Stein, und die Friktion mahlt das Getreide, welches als Mehl in das runde Gefäß fällt.

Gleich daneben erblickt man einen Laden mit einem Feuerheerd und sieben in eine gemauerte Bank eingefugten Amphoren *), die zur Aufbewahrung von Oel, Wein, Oliven und Gemüse gedient haben mögen.

Auf der andern Seite der Wohnung Sallust's wurde uns ein Haus als Akademie der Musik aus dem Grunde bezeichnet, weil man auf den Wänden der Zimmer musikalische Instrumente dargestellt gefunden hat. Am Lararium **) dieses Hauses sieht man zwei Schlangen, und einen Priester, der ihnen Libationen ***) darbringt.

Das gegenüber befindliche Haus des Julius Polybius soll hübsche Wandbilder gehabt haben. Es ist übel, daß die besten Malereien überall abgenommen sind; deshalb macht Pompeji in der Wirklichkeit einen ganz andern Eindruck, als in den Abbildungen, in denen man die längst

---

*) Amphora. Siehe die Erklärung später Seite 308.

**) Lararium, ein Behältniß am Vorhofe, worin die Römer die kleinen Statuen ihrer Haus- und Familiengötter aufbewahrten. Zuweilen war dies Behältniß auch auf dem Heerde, in der Schlafkammer oder in der Gallerie angebracht.

***) Libation war bei den Römern der gottesdienstliche Gebrauch, zu Ehren der Gottheit etwas hinzugießen, hinzustreuen.

nicht mehr vorhandenen Malereien klüglich beibehalten hat. Die Täuschung ist um so größer, weil die Abbildungen obenein mit frischen Farben prangen, während man den ausgegrabenen Wandbildern, so gut sie auch erhalten sein mögen, doch das hohe Alter ansieht.

Bald darauf theilt sich die Via consularis in zwei Arme und man gelangt zu einem Laden, der die Apotheke genannt wird. Man hat hier eine Menge von Vasen mit Arzneimitteln und Pillen ausgegraben. Auf dem Wege zur Apotheke befinden sich zahlreiche Thermopolien (Schenkläden). Der Verkäufer stand hinter einem steinernen Ladentische, der im rechten Winkel gebaut, und in der Regel mit Marmor von verschiedener Färbung ausgelegt war. Auf einem dieser Ladentische bemerkten wir noch Spuren der runden Einschnitte, welche das häufige Hinsetzen der Trinkgeschirre hervorgebracht hatte.

Wir gingen links an der Apotheke vorbei, und gelangten sofort in eine breitere Querstraße, welche die Thermen- (Bäder-) Straße heißt. Hier besichtigten wir an der Ecke zur Linken zuvörderst das Haus des Aedils Pansa, welches von steinernen Läden umgeben ist, und im Innern zu den schönsten Gebäuden Pompeji's gehört. Es hat ein offnes Atrium, treffliche Mosaikfußböden, einen Portikus, dessen Säulen kannelirt und von gemischter Ordnung, jedoch nur von Stein und mit Stuck bekleidet sind, in der Mitte ein Gärtchen und ein Bassin mit einer Fontaine. Ein Gesellschafts-, ein Speise- und ein Schlafzimmer umgeben den Garten.

Sodann folgt das Haus des Poeten, auch „Cave Canem" (nimm dich vor dem Hund in Acht!) genannt;

letzteres, weil sich beim Ausgraben auf der Schwelle des Eingangs ein Mosaikbild vorfand, welches einen vorspringenden Kettenhund darstellte. Durch einen Durchgang gelangt man in den Vorhof, dessen Mitte ein Bassin einnimmt. Dieser Vorhof soll rings von vorzüglichen Wandgemälden, homerische Gestalten darstellend, umgeben gewesen sein. Ueberall erzählte man uns von den vorhanden gewesenen Dingen. Was nützt dies, wenn man sie nicht sieht! — Warum hat man nicht wenigstens ein Haus in Pompeji ganz in dem Zustande gelassen, in welchem man es zu Tage förderte? — In einem Schlafzimmer des Vorderhauses soll sich ein scheußlich obscönes Bild befunden haben. Man wende nicht ein, daß dem Reinen alles rein sei, oder daß die Sitte der Zeit dies entschuldige. Klagt doch selbst Properz, der jener Zeit angehörte, darüber, daß man den jungen, unschuldigen Mädchen die Scene ihrer Entweihung in bildlichen Darstellungen vor's Auge führe, und ruft des Himmels Zorn auf den herab, der zuerst so frech war, solche Bilder zu schaffen! — Dem Beschauer gegenüber, beim Eintritt in den Hof befand sich ein gleichfalls in das Museum gebrachtes Wandgemälde, welches einen recitirenden Dichter vorstellte. Nach diesem Gemälde und nach ähnlichen Darstellungen des Mosaikfußbodens wird das Gebäude auch Haus des Poeten genannt.

Dem Cave Canem gegenüber sind die öffentlichen Bäder gelegen. Man denke sich auch hier nichts Großartiges. Sie bestehen aus drei neben einander befindlichen Gemächern von mäßiger Größe. Die Decke derselben ist rund gewölbt und daher noch wohl erhalten, auch mit Kaissons und Rosetten, roth und blau be-

malt, verziert. Aus dem ersten Gemache, dem Frigidarium oder Abkühlungszimmer, gelangt man in das Mittelzimmer (cella media) oder Tepidarium, welches eine laue Temperatur hatte, und auf das warme, dritte Zimmer vorbereitete. In diesem Tepidarium steht an der Hinterwand ein bronzener, mit zierlich gebogenen Füßen versehener Feuerbehälter; gleich links neben der Eintrittsthür befinden sich zwei Bänke ohne Lehne von demselben Metall. Unmittelbar unter dem Simms der gewölbten Decke sind kleine röthliche Karyatiden *) von gebranntem Thon angebracht; über dem Simms läuft ringsherum eine Reihe von Arabesken, und über diesen befinden sich kleine Basreliefs in viereckigen Rahmen. Das dritte Zimmer (calidarium oder sudatorium), das eigentliche Badegemach, ist mit einfachen Pilastern geziert; im Fries sind kleine Delphine mit emporgerichteten Schwänzen in Stuck angebracht. Vor der Hinterwand des Zimmers steht ein Badegefäß (baptisterium); demselben gegenüber befindet sich ein Sprützbad (laconicum), eine halbzirkelförmige Nische, in deren Mitte eine Fontaine das Wasser emporsprützte **). Auf dem Rande des Bassins liest man in Bronze die Worte; **Gn. Melissaeo. Gn. F. Apro. M. Stajo. M. F. Rufo II. Vir. iter. F. D. Labrum ex D. D. ex P. P. f. c. constat. h. s. DCCL.**, oder: Gneus Melissäus Aper, Sohn

---

*) Säulen oder Pfeiler von der Gestalt eines weiblichen Körpers, welche zur Unterstützung eines Gesimmses dienen.

**) Die Archäologen werden hier großes Geschrei erheben, und mir zu beweisen suchen, daß laconicum ein Schwitz-, nicht ein Sprützbad gewesen sei.

von Gneus, und M. Stajus Rufus, des Marcus Sohn, zum zweiten Male Duumvirn der Justiz, haben nach dem Decret der Decurionen (Rathsherren) diese Badewanne auf öffentliche Kosten wieder herstellen lassen. Sie kostet 750 Sesterzien (etwa 36 Thaler). Der Fußboden in diesen drei Badestuben ist nur schlecht musivisch verziert.

Als wir auf die Straße zurückkehrten, kamen uns ein Paar zweiräderige, mit Ochsen bespannte Karren entgegen, welche mit Schutt beladen waren. Auch in Pompeji scheinen die Ausgrabungen nur sehr lässig betrieben zu werden.

Den Bädern gegenüber hatten die alten Pompejaner klüglich unterschiedliche Weinkneipen angelegt. Man sieht hier eine große Menge von Amphoren, in denen der Wein aufbewahrt wurde. Es sind etwa zwei Fuß hohe, bauchige Vasen, von gebranntem Thon, die unten spitzig zulaufen, so daß sie nicht stehen können. Man lehnte sie daher schief gegen die Mauer. In dieser Stellung hat man sie gefunden und auch gelassen. Wir haben deren mehrere an verschiedenen andern Orten Pompeji's, namentlich auch in der Villa des Cicero, gesehen.

Wir wandten uns nun links in eine kleine Querstraße, an deren Ende wir zu den beiden berühmten Fontainenhäusern gelangten. In dem ersten, welches 1826 entdeckt wurde, befinden sich an beiden Seiten des Eingangs zwei Gesindestuben, dann folgt wie gewöhnlich der Vorhof, hinter diesem ein Garten und ein Portikus. Man erkennt den Gebrauch der Zimmer aus den Malereien, womit sie geziert sind. An

der Mauer im Hintergrunde zeigt sich eine Nische mit einem Frontispice und in derselben eine wirklich allerliebste, kleine Fontaine, die mit Mosaik und kleinen Muscheln ausgelegt und mit Marmor bekleidet ist. Diese Fontaine hat sich so vollkommen erhalten, daß man glaubt, das Wasser müsse sofort zu springen anfangen; allein das Röhrwerk ist natürlich vernichtet. Das Wasser lief über 3 Stufen hinab in ein länglich viereckiges Marmorbassin. Zwei an der Nische angebrachte Marmormasken sollen als Lampenbehälter zur abendlichen Beleuchtung der Wasserstrahlen gedient haben und müssen, da der Lichtschein durch die Augen und Mundlöcher fiel, einen eigenthümlichen Effekt hervorgebracht haben. Gleich neben diesem Hause ist das der sogenannten kleinen Fontaine gelegen. Auch hier erblickt man in der hintern Gartenmauer eine mit Muscheln, Schnecken und Mosaik verzierte kleine Nische, und vor derselben ein Bassin. Das Wasser sprudelte aus dem geöffneten Munde einer in der Nische befindlichen Marmormaske hervor. Die bronzenen Zierrathen dieses Bassins, ein geflügelter Genius mit einer Gans, aus deren Schnabel Wasser sprützte, und ein bronzener Fischer, der aus dem Bassin angelte, sind dem Museum einverleibt.

Wir kehrten nun wieder nach der Bäderstraße zurück und verfolgten dieselbe bis zu der Casa del Fauno (Haus des Faunen), der letzten Ausgrabung in dieser Richtung. Das Atrium dieses Gebäudes ist von mehrern Zimmern umgeben, und mit einem Mosaikfußboden von kleinen, in bunter Unordnung zusammengefügten Steinchen verziert, worunter man Blutjaspis, orientalische Agathe und bunten Alabaster findet. Das Bassin in der Mitte des

Atriums war mit der bronzenen Statue eines Fauns geschmückt, wovon der Name. Hinter dem Atrium folgt ein Plätzchen, welches ein Blumengarten gewesen sein soll, und in dessen Mitte eine Fontaine ihre Strahlen in ein Marmorbecken warf. Rings umher lief ein Portikus von 24 jonischen Säulen. Rechts zur Seite des Atriums und des Gärtchens ziehen sich die Zimmer des Gynäceums hin. Hinter dem Blumengarten scheint ein Boskett befindlich gewesen zu sein. Hier erhebt sich ein Salon, der das schönste und größte Mosaikbild aus farbigen Steinen enthält, welches bis jetzt in Pompeji aufgefunden worden ist. Schon auf der Schwelle zwischen den Säulen am Eingange in diesen Salon nimmt ein schmales, längliches Mosaikbild, welches den Nil darstellt, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt die Fluth und einen Theil des Ufers; auf dem Wasser schwimmen Enten mit überraschender Wahrheit und in den verschiedensten Stellungen; man sieht sie schnatternd ihr Futter suchen, oder mit Wasserblumen in den Schnäbeln spielen; eine der Enten schnappt nach einem Frosche; hier und dort tauchen aus der blauen Fläche Wasserblumen empor, auf welchen zuweilen kleine Vögel sitzen; das Ufer ist mit Schilf und Blumen geschmückt; im Mittelpunkt hebt ein Nilpferd seinen Kopf aus dem Wasser, ihm zur Rechten klappt ein kleines Krokodill den gewaltigen Zahnrachen auf; hinter demselben stehen am Ufer zwei Ibisse; ganz links im Vordergrunde zeigt sich ein Ichneumon, gegen den eine Schlange den Kopf emporhebt. Alles dies ist mit den natürlichen Farben dargestellt.

Das große Hauptbild, welches den Fußboden des Salons einnimmt, mag etwa 12 Fuß lang und 7 Fuß

hoch sein *). Es stellt in fast lebensgroßen Figuren die Schlacht bei Platäa vor, wo 479 Jahre vor Christi Geburt die Perser unter Mardonius von den Griechen unter Pausanias geschlagen wurden. Auf dem angeführten kleinen Raum befinden sich 44 Figuren; die Anzahl der Kämpfenden beträgt 28, die der Pferde 16. Man erblickt ein Reitergefecht; Mardonius in schönem, kriegerischem Schmuck ist so eben von einem Steine an der Stirn getroffen, und sein schwarzes Pferd unter ihm zusammengesunken; Pausanias sprengt im griechischen Feldherrnkostüm mit eingelegter Lanze auf ihn zu; Mardonius sucht durch einen kräftigen Griff dieselbe von sich abzuhalten; sein Gesicht drückt Angst und Schmerz aus; die auf der rechten Seite des Bildes um ihren Anführer versammelten Perser, mit ihren eigenthümlichen, das Kinn und die Ohren verhüllenden, kegelartigen Mützen, sehen mit Furcht und Entsetzen den Fall desselben; ein anderer Anführer der Perser auf einem Streitwagen, der von 4 schnaubenden Rossen gezogen wird, beugt sich vom Wagen herab mit dem Ausdruck des Entsetzens zu Mardonius herüber, als wolle er den Sinkenden halten, während sein Wagenlenker in diesem Augenblick der Verwirrung nur an Flucht denkt und die Rosse mit einer knutenähnlichen Peitsche treibt; ein verwundeter Perser an der Erde richtet den Blick auf seinen Feldherrn; man nimmt den Ausdruck seines Gesichts im Spiegel seines Schildes wahr. Auf der Erde liegen zerstreute Waffen umher. Die linke Seite des Bildes, wel-

---

*) Genau nach hiesigem Maaß ist es 19⅓ Palmen lang und 10¼ Palmen hoch.

ches die Griechen darstellt, ist leider zerstört; selbst von Pausanias ist nur der obere Theil des Körpers bis zur Hüfte und von seinem Pferde nur der Kopf und ein Vorderfuß erhalten. Die Komposition ist geistreich und lebendig; die Farben sind frisch; die Zeichnung enthält hier und da Fehler; die hintern Figuren treten, wohl zu bemerken, in richtiger Perspektive zurück; nur die Aesthetik würde sich nicht befriedigt erklären, da den Mittelpunkt des Bildes zwei wohlgenährte Pferdekroupen einnehmen, die, da ihre Besitzer den Schwanz heben, ein arges Centrum sehen lassen; auch glaube man nicht, daß die Arbeit, als Mosaik betrachtet, die vortrefflichen Arbeiten des Mittelalters und der neuern Zeit erreiche *).

Wir wandten uns nun, um die Straße des Forums zu erreichen und weiter in das Innere der Stadt vorzudringen. An der Ecke dieser Straße steht der Tempel der Fortuna. Er war klein. Eine mit einer Balustrade versehene Treppe führt zu einem Vestibulum **), das mit 4 Säulen-

---

*) Ich hätte Dir, günstiger Leser, hier, bei dem großen Mosaikbilde Pompeji's, eine glänzende, antiquarische Gelehrsamkeit entwickeln und Dir nachweisen können, daß der auf dem zusammengesunkenen, schwarzen Pferde liegende Feldherr nicht Mardonius sei, weil Letzterer, wie Herodot berichtet, ein weißes Pferd geritten hat; ja ich würde, wenn Du damit noch nicht zufrieden wärest, Dir zu beweisen im Stande sein, daß überhaupt das Bild nicht eine Scene aus der Schlacht von Plataä, sondern vielmehr die Schlacht bei Arbela, welche im Jahr 331 v. Ch. zwischen Alexander und Darius Codomannus Statt fand, darstelle; allein Deine Güte wird mir jede Erörterung hierüber gern erlassen. Sollte Dir meine harmlose Schilderung nicht genügen, so laß Dich von den gelehrten Herren X. Y. und Z des Breiteren belehren.

**) Vorhof.

trümmern geziert ist; der viereckige innere Raum des Tempels (cella) zeigt im Hintergrunde einen Altar, und eine mit einem Frontispice gezierte Nische, wo wahrscheinlich des Bild der Göttin stand.

Hierauf erblickt man an beiden Seiten der schmalen Straße des Forums, die uns übrigens als die breiteste in Pompeji gerühmt wurde, eine Menge von Läden. Da man an dieser Stelle ungewöhnlich viel Töpfergeschirr ausgegraben hat, so nimmt man an, daß hier der Verkauf solcher Waaren Statt gefunden haben muß. Bald standen wir auf dem Forum. Dies ist ein länglich viereckiger Platz, ungefähr 50 Schritte breit und etwas über 150 Schritte in seiner größten Ausdehnung lang. Der größte Platz dieser bedeutenden alten Stadt war also ebenfalls sehr klein. An drei Seiten muß ihn einst ein Portikus umgeben haben; noch stehen einzelne Säulen desselben von Tuffstein; auch sind noch die Piedestale der Bildsäulen vorhanden, welche den Platz zierten. Er ist mit breiten Tuffsteinen gepflastert. Die eine schmale Seite desselben, von der aus wir in das Forum eingetreten waren, wird vom Tempel des Jupiter oder dem öffentlichen Schatzgebäude eingenommen. Ueberall hochfliegende Benennungen, oft von den Alterthumsforschern ausgedacht! Betrachtung spannt indessen die Erwartung mächtig herab. Dieser Tempel gleicht fast dem beschriebenen der Fortuna; auch diese Trümmer haben keinen Anschein von Größe. Man hat hier zwei an Helm und Waffen kenntliche Skelette von Soldaten ausgegraben, die wahrscheinlich auf ihrem Wachtposten das Leben einbüßten.

Vom Tempel des Jupiter aus überschaut man die Mauertrümmer aller öffentlichen Gebäude, welche auf

dem Forum lagen. Dahin gehören der Tempel des Merkur zur Linken, der Tempel der Venus zur Rechten und die von letzterem durch eine kleine Gasse geschiedenen Basiliken (also der öffentliche Versammlungsort der Geschäftsleute und der Ort, wo die Justiz Pompeji's verwaltet wurde); nicht minder endlich das dieser Gasse gegenüber befindliche Gebäude der Priesterin Eumachia. Alle sind mehr oder minder niedlich und geschmackvoll, allein keineswegs in großartigem Styl erbaut gewesen. Das Gebäude der Eumachia, deren Marmorbild man hier fand, ist besonders hübsch; der Portikus im Innern hat aus 48 Marmorsäulen bestanden.

Wir verließen das Forum, gingen eine Straße, die am Gebäude der Eumachia vorbeiführt, hinauf, und gelangten durch einen engen Durchgang in einige Weingärten, in denen bis jetzt noch keine Ausgrabungen vorgenommen worden sind. Als wir diese Gärten quer durchwandert hatten, erreichten wir eine andere Straße, wo man uns das Tribunal, den Isistempel und den Tempel des Aeskulap zeigte. Der Isistempel hat 42 Schritte Länge und etwa 36 Schritte Breite. Auf jeder Seite stehen noch 8, in der Façade aber 6 dorische Säulen. Das Sanctuarium *) im Hintergrunde bildet einen kleinen, viereckigen und erhöhten Tempel für sich, mit Säulen, Nischen und Seitenfrontispicen; 7 Stufen führen zu demselben hinan. Vom Dach ist natürlich, wie überall, nichts zu sehen; die Mauern starren offen und oben abgebrochen und verwittert in die Luft. Das ganze Gebäude ist von Ziegeln mit Mörtel erbaut. Auf dem Altar hat man bei der Ausgrabung

*) Der geheiligte Ort des Altars.

im Jahre 1765 die Statue der Isis gefunden. Außerdem eine Menge höchst merkwürdiger Sachen, die auf den Cultus Bezug haben, bronzene Gefäße und Instrumente zum Tempeldienst, ägyptische Amulete *), und unter den Wandgemälden Isis mit dem Sistrum **), Anubis mit dem Hundekopf, Priester mit Palmzweigen, Arabesken, Nilpferde, Ibisse, Vögel, Delphine und dergleichen: — Alles gegenwärtig im Museum befindlich. Unter Sylla war bekanntlich der Kultus der Isis von den Römern adoptirt worden.

In der Umgebung des Tempels zeigte man uns mehrere Zimmer, in denen die Priester gewohnt haben. Auch erzählte man uns, daß hier mehrere Priesterskelette ausgegraben worden sind. Eins derselben soll noch ein Eisen in den Händen gehabt haben, womit der Verunglückte wahrscheinlich die Mauer durchbrechen wollte, um sich zu retten.

Vom Isistempel gelangten wir zum Odeum, dem kleinen und komischen Theater von Pompeji, hinter dem sich seitwärts das große, tragische Theater befindet. Völlig erschöpft von unserer nun schon mehrstündigen Wanderung ließen wir uns auf den Trümmern der obersten Sitze nieder. Die Sitzreihen laufen, obwohl das Gebäude selbst viereckig ist, terrassenförmig im Halbzirkel nach dem Prosce-

*) Amulete sind kleine, aus Metall, Stein oder Holz bestehende Körper von verschiedener Form, worauf geheimnißvolle Zeichen oder Sprüche eingegraben oder geschrieben worden. Der Aberglaube hält sie für ein Verwahrungsmittel gegen Krankheiten und sonstige Uebel.

**) Ein ägyptisches Instrument, bestehend aus einem länglich runden Metallreifen, worin Löcher gebohrt sind, in denen metallene Stäbchen durch Schütteln hin und her bewegt werden.

nium hinab. Die Säulentrümmer, welche wir hier oben rings umher bemerkten, beweisen, daß das Odeum einst bedeckt gewesen sein muß, und daß die Säulen ein Dach getragen haben. Wenn die Odeen auch zu Wettstreiten in der Musik dienten, so wurden wir daran auf das Lebhafteste erinnert. Denn während uns hier abermals ein Bauer jämmerlichen Krätzer, den er uns als Lacrimä anprieß, und außerdem noch harten Sauerteig als Brod verkaufte, hörten wir hinter uns in der engen Straße, durch welche wir eingetreten waren, ein abscheuliches Flötensolo vortragen. Ein bettelnder Krüppel begrüßte uns, als wir das Odeum verlassen hatten, mit Tönen, die uns nöthigten, uns die Ohren zuzuhalten. Bald quiekte er in die Höhe hinauf, bald gurgelte er mollig trillernd in der Tiefe. Wir gaben ihm, unter der Bedingung sofort aufzuhören, ein nicht unbedeutendes Geldstück.

Es begann bereits dunkel zu werden. Das tragische Theater konnten wir nicht mehr in Augenschein nehmen, weil wir noch das schönere Amphitheater zu sehen wünschten. Wir begaben uns daher durch das dicht an der Stadtmauer gelegene sogenannte Quartier der Soldaten, auch Mercato Publico *) genannt, wieder zur Stadt hinaus nach der Landstraße, wo wir unsern Wagen vorfanden, und fuhren dann ein Viertelstündchen weit bis zu dem östlichsten Theil Pompeji's, in dem blos das Amphitheater ausgegraben worden ist. Eine herrliche Ruine! Von außen nur am

*) Oeffentlicher Markt. Es giebt in Pompeji sehr viel Orte, deren Zweck die Archäologen noch nicht erforscht haben: auch sind ihre Forschungen meist sehr problematisch!

obern Rande von Schutt und Erde befreit und nur im Innern vollständig ausgegraben, kann das Gebäude nicht eher gesehen werden, als bis man oben auf den Rand der Mauer tritt, wo es sich dann dem überraschten Auge plötzlich wie ein in die Erde gegrabenes, und rings mit Terrassen umgebenes, eiförmiges Riesenbassin darstellt. Die ganze innere Einrichtung ist fast noch vollständig erhalten, nur die marmornen Quadersteine, mit denen die terrassenförmigen Sitze rings bekleidet waren, sind an vielen Stellen nicht mehr vorhanden, so daß die spärlich mit dürrem Grase bewachsene Erde hier frei zu Tage liegt. Der Abend war herniedergesunken; der Himmel strahlte im goldigen Glanze; rings umher schwieg die Natur; uns gegenüber erhob sich jenseits in verrätherischer Stille der unheilbrütende Vulkan. Und indem wir vor uns hinab auf die Arena des Amphitheaters blickten, gedachten wir mit wunderbarem Gefühl des schrecklichen Kampfes, der einst, wie Tacitus in den Annalen erzählt, dieselbe mit Blut befleckte! Livinejus Regulus gab hier ein Fechterspiel, dem, außer den Einwohnern von Pompeji, auch die Landleute der Umgegend beiwohnten. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen diesen und den Einwohnern der Stadt, woraus ein Handgemenge wurde, in dem viel Menschen das Leben verloren. —

Die Wanderung durch Pompeji war beendigt; der letzte Eindruck, den die Ruinen hinterließen, würdig und schön.

Wir fuhren nun nach der Stadt zurück. C'estàdire rieth uns, wenn es finster werden würde, auf unsrer Hut zu sein, indem schon viele Fremde auf dem nächtlichen

Rückwege von Pompeji in der Art bestohlen worden seien, daß unsichtbare Hände von hinten in den Wagen gegriffen und mit größter Schnelligkeit etwas herausgerissen hätten.

Während unser neapolitanischer Lohnkutscher sehr langsam dahintrottete, verfolgte uns eine Schaar heilloser Bettelbuben und lief mit Zetergeschrei wohl eine halbe Stunde lang neben uns her. Daß wir mit vollen Händen Almosen ausstreuten, half nichts; sie verließen uns nicht, und vergällten uns durch beispiellose Zudringlichkeit den Genuß des schönen Abends. Fast nackt oder mit Lumpen bedeckt, schienen sie mit ihren erdfahlen Gesichtern und mit ihrer schmutzig gelbgrauen Körperfarbe eher dem Affen- als dem Menschengeschlecht anzugehören. Einer dieser Knaben glich wirklich einer Meerkatze, er starrte im Laufen blödsinnig auf uns hin, und verdrehte auf widerliche Weise die gegen uns ausgestreckten Arme und Hände. Wir mußten uns von diesem Ekelbilde abwenden. Mehrere schlugen im Trabe ein Rad; alle aber machten eine Menge von Zeichen mit den Händen und mit den Augen, so daß uns wirklich unheimlich wurde, es war, als würden wir von Wahnsinnigen verfolgt. Wir forderten den Kutscher auf, schneller zu fahren; allein ich habe schon erwähnt, daß eine stillschweigende Verbrüderung der Italiener gegen die Fremden Statt findet. Er fuhr wo möglich noch langsamer und die Bettelbrut wurde noch zudringlicher. Wir baten endlich unsern Cicerone flehentlich, diese Quälgeister zum Schweigen zu bringen und zu entfernen, und erlaubten ihm, zu geben, was er wolle. C'estàdire warf jetzt den Knaben nur noch eine Kleinigkeit zu, und befahl ihnen kurz und ernst, uns zu verlassen. Dies wirkte augenblick-

lich; denn sie sahen, daß jetzt nicht blos ein Fremder, sondern auch ein Landsmann gegen sie war! —

Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt lassen, daß den Italienern die Gewohnheit, durch Zeichen zu sprechen, eigenthümlich ist. Diese Zeichen sind aber so unnatürlich, daß man sie nicht verstehen kann. Die Hand wird vor dem Gesicht langsam hin und her bewegt, und dabei fächern sich die Finger mit außerordentlicher Schnelligkeit aus einander oder krümmen sich zusammen, oder die Finger beider Hände haken sich in einander. Denkt man sich nun, daß derjenige, der die Zeichen macht, schweigend die listigen, durchdringenden Augen auf den heftet, dem er sich verständlich machen will, und daß die Bewegung der Arme und Hände nicht willkürlich, sondern krampfartig zu sein scheint; so wird man nicht zweifeln, daß man einen Tollhäusler, von dem man jeden Augenblick an der Gurgel gepackt werden kann, vor sich zu sehen wähnt; Einer von uns bemerkte vielleicht noch richtiger, diese Zeichen der Italiener glichen einer geheimen Gauner= und Diebessprache. —

Wir athmeten frei, als uns unsere Quälgeister verlassen hatten. Es war dunkel geworden und die Nacht sternenklar hereingebrochen. Wie gewöhnlich prüften wir den Himmel und verglichen ihn mit dem unsers Vaterlandes. Er war gewiß und wahrhaftig nicht schöner, als wir ihn tausendmal bei uns gesehen haben.

In Resina empfing uns fröhliches Menschengewühl. Man feierte ein religiöses Fest und hatte die ganze Straße auf der Seite nach Neapel mit Festons geschmückt, an denen viele Hundert von Lampen in kleinen buntpapiernen Ballons hingen. An mehrern Stellen brannten Freuden=

feuer, Musikchöre ließen eine rauschende Janitscharenmusik erschallen, in welche sich das durchdringende Geschrei des Volkes mischte. So ist es zuverlässig die ganze Nacht fortgegangen; denn Nachtruhe kennt der Italiener nicht.

Als wir uns Neapel genähert hatten, gewährten die zahllosen Lichter der Stadt, die sich im Meere wiederspiegelten und die Feuer der Wachtschiffe in der Dunkelheit einen zauberischen Effekt. Am Strande war noch Alles in größter Lebendigkeit; insbesondere leuchteten die Buden der Köche, der Frucht- und der Muschelhändler den sich hier herumtreibenden Lazzaronis appetitlich entgegen.

Es scheint mir nöthig, hier auch noch der irrthümlichen Ansicht zu begegnen, welche sich außerhalb Italiens über die Lazzaroni verbreitet hat. Was fabelt man doch von ihnen! Sie sollen eine ganz abgesonderte Menschenklasse bilden, die sämmtlich ohne Stand, Beschäftigung, Haus und Heimath (!), Tag und Nacht ihr Leben im Freien zubringen und nur durch die höchste Noth zur Arbeit bewogen werden *). Alles dies aber ist durchaus unrichtig. Unter Lazzaroni versteht man in Neapel überhaupt den Pöbel der Stadt und Umgegend, welcher nur von niedrigen Beschäftigungen lebt. Sie dienen daher als Lastträger oder Boten, oder ernähren sich als Höker, indem sie mit Obst und Lebensmitteln schreiend durch die Stadt laufen. Sehr gern verrichten sie jedes Geschäft, welches man ihnen anvertraut; sie ergeben sich nur dann dem dolce far niente **),

---

*) Also belehrt abermals das Brockhaus'sche Konversationslexikon. Welche gediegene Kenntnisse verbreitet doch dies treffliche Nationalwerk!

**) Dem süßen Nichtsthun.

wenn sie wirklich keine Arbeit bekommen können, und wohnen ebenso wohl in Häusern, wie andere Leute. Die schmutzige Umgegend des Mercato ist, wie Cestädire uns sagt, fast ganz von Lazzaronis bewohnt. Allerdings giebt es auch einige, die so arm sind, daß sie, so lange die Witterung gut ist, ihre Nächte im Freien zubringen; allein das thut auch der Arme im Norden. Einzelne von ihnen gehen dürftig, andere anständig gekleidet umher; eine sie besonders unterscheidende Kleidung haben sie nicht; sie tragen sich nach Maaßgabe ihrer Mittel, wie andere Leute. Am besten vergleicht man sie mit den Berliner Eckenstehern, die bekanntlich im Sommer großentheils im Freien leben und das dolce far niente vielleicht noch mehr lieben, als ihre neapolitanischen Kameraden. Während den Letztern eine Melonenscheibe genügt, sind die Berliner Eckensteher oft sogar mit dem bloßen Sonnenschein zufrieden. Interessant ist es uns zu hören, daß sich jährlich nur zwölf Lazzaronipaare verheirathen dürfen. Ob man die armen Leute dadurch zu vermindern glaubt? —

In der Stadt selbst fanden wir es nach der Seite der Chiaja schon ruhig. Es war halb eilf Uhr, als wir in unserm Gasthofe abstiegen.

Nachdem ich heut Vormittag den vorstehenden Abschnitt über Pompeji geschrieben hatte, benutzten wir den noch übrigen Theil des Vormittags zu einer abermaligen Spazierfahrt in die Stadt. Die Sonne schien und die Hitze war groß; ohne indessen den Grad zu erreichen, den wir vor Wien, also in Deutschland, hatten ausstehen

müssen. Nur der verweichlichte Italiener findet die Hitze Italiens unerträglich. Ich würde die Grade anführen; allein wir haben einen Thermometer in Italien noch nicht zu sehen bekommen. Bei uns besitzt mancher arme Bürger ein solches Instrument; hier sucht man es selbst in den Wohnungen der Vornehmen vergebens, und muß es erst kaufen.

Wir fuhren nach der Kirche S. Gennaro de' Poveri am Fuße des Hügels von Capo di Monte, um die berühmten Katakomben*) Neapel's zu sehen. Durch den Hof des zur Kirche gehörigen Klostergebäudes, welches jedoch gegenwärtig den Armen eingeräumt ist, gelangt man zu einem kleinen, schmalen, ganz versteckten Gärtchen, welches an die Tuffsteinfelsen des Hügels stößt. In diesen Felsen befinden sich die Katakomben, und man gelangt unmittelbar aus dem Gärtchen in den Eingang derselben. Sie bestehen aus drei über einander liegenden Etagen von höhlenartigen Gängen, die in den Tuffstein gearbeitet sind. An beiden Seiten der Gänge erblickt man in den Felsenmauern längliche, der Quere nach eingehauene Nischen, oft fünf- und sechsfach über einander, ein bis anderthalb Fuß hoch, 3 bis 4 Fuß tief und 3 bis 6 Fuß lang. Diese Nischen enthielten und enthalten zum Theil noch die Ueberreste menschlicher Gebeine. Wo selbige herausgenommen worden sind, klaffen die Löcher; wo die Gebeine noch vorhanden, hat man die Nischen mit Felsstücken und Erde verkleidet. Man geht mit Fackeln eine geraume Strecke weit in allen Etagen. Es wird behauptet, daß sich die

*) Unterirdischen Grabgewölbe.

Gänge bis Pozzuoli erstrecken, und daß sie den alten Christen zur Zeit der Verfolgung zum Aufenthalt gedient haben. Gegenwärtig hat man sie in einiger Entfernung vom Eingange verschüttet. Im höhern Stockwerke befindet sich eine große gewölbte Höhle, die der Versammlungsort und die Kirche gewesen zu sein scheint. Hier erblickt man große, ausgemauerte Wandnischen und in denselben Altäre mit verwitterten Heiligenbildern al fresco gemalt. Diese Altäre enthielten, als man die obere Steinplatte wegnahm, ebenfalls menschliche Gerippe, welche höchst wahrscheinlich die Ueberbleibsel der Priester und Bischöfe gewesen sind. Hier und dort sahen wir in den länglichen Wandöffnungen der Gänge einzelne Knochen und Todtenschädel, an einer Stelle, wo die Gänge verschüttet sind, moderte ein Haufen von menschlichen Gebeinen, und von einem niedrigen Erdwall, der sie von uns schied, grinzten uns eine Menge bemooster Schädel, schauerlichen Wächtern gleich, entgegen. Ganz vorn rechts am Eingange in diese unterirdischen Grüfte befindet sich im Felsen eine kleine Kapelle, die in neuerer Zeit erbaut worden zu sein scheint.

Nachmittags fuhren wir nach der Solfatara. Wir durcheilten den Pausilipp und schlugen jenseits desselben die zwischen Ulmen und Weinrebengehängen nach dem Meere hinführende, staubige, mittlere Straße ein. Am Meere angekommen, sahen wir dicht vor uns zur Linken, so nahe, daß es durch eine Brücke mit dem Lande verbunden werden könnte, das Eiland Nisida, welches wie ein dreieckiger Felsen aus dem blauen Spiegel hervorragt; zur Rechten öffnete sich unsern Blicken der kleine, liebliche Golf von Pozzuoli; uns gegenüber lag an demselben, vielleicht

nur eine Meile entfernt, Bajä, die äußerste Landspitze oder das Capo Misene, und darüber hinaus der Epomeo auf Ischia. Die Landstraße wendet sich nun zur Rechten und führt längs der malerischen Felsenufer des kleinen Meerbusens bis nach Pozzuoli. Die sanft sich kräuselnden Wellen netzen murmelnd das Ufer; das Meer glich einem stillen See. Unablässig ruhte unser Auge auf dem reizenden Amphitheater, welches die den Golf einschließenden, sanften Höhen bilden. Zwar sahen wir auch hier weder Palmen- und Orangenwälder, noch Blumenmatten; allein hier hüllen Ulmen, Weinreben und Gebüsche die Gegend doch in freundliches Grün.

Unterweges kamen wir an einem Steinbruch vorüber, wo eine große Anzahl gefesselter Galeerensclaven mit furchtbaren Banditengesichtern unter Aufsicht weniger Soldaten arbeitete. Wir konnten uns nicht des Gedankens erwehren, daß es diesen Verbrechern ein Leichtes gewesen sein würde, sich zu befreien und an uns die lang entbehrte Uebung wieder zu versuchen. Nun erst wissen wir, wie neapolitanische Räuber aussehen. Es ist nicht möglich, in Italien einen ungetrübten Genuß zu haben; der Anblick dieser Vagabonden brachte einen Mißton in unsere freudige Stimmung.

Plötzlich sahen wir, um eine Felsenecke uns wendend, die alten schwarzen Steinklumpen von Pozzuoli in einiger Entfernung auf einem hervorspringenden Hügel sich terrassenförmig über und neben einander in's Meer hinabziehen. Wie ein altes Felsenschloß klebt diese Stadt am Berge. Unmittelbar vor derselben führt der Weg rechts ab in die Höhe. Mehrere Landleute oder Fischer liefen

neben dem Wagen her und boten uns Muscheln und selbst fabricirte antike Mosaikstückchen zum Verkauf an. Pozzuoli war wieder verschwunden; wir hatten ein Dörfchen, aus einigen wenigen steinernen Häusern bestehend, erreicht, und mußten aussteigen. Hier erhielten wir jeder einen Esel zum Ritt nach der Solfatara. Eine Viertelstunde lang zog sich der Weg nun zwischen Hecken und Gärten bergan; die Eigenthümer der Esel gingen, sie durch Worte und Schläge antreibend, uns zur Seite. Ich habe nicht geglaubt, daß ein Esel so schnell und rüstig vorwärts schreiten könne, als wir dies heute bemerkt haben. Die Eselreiterei ist daher auch durch ganz Italien verbreitet, und in einer italienischen Landschaft darf, wenn sie wahr sein soll, der Esel nicht fehlen. Schon wenn man in das toskanische Gebiet kommt, begegnet man häufig Männern und Weibern auf Eseln; höchst possirlich sieht es aus, wenn der italienische Landmann mit Spitzhut, Jacke, kurzen Manchesterhosen und Schuhen auf einem Esel im schnellen Zuckeltrabe vorbeireitet; höchst eigenthümlich, wenn Weiber, das gegen die Sonne schützende Tuch um den Kopf, auf dem Esel sitzend, die in unförmliche Schnallenschuhe gehüllten Füße seitwärts herabhängen lassen. Je südlicher man kommt, je mehr nimmt der Gebrauch der Esel zu. Die armen Thiere werden jämmerlich geprügelt, oder durch einen ganz eigenthümlichen Laut angetrieben, der etwa klingt, als ob man den Buchstaben a ein Paar Mal hinter einander kurz abgestoßen, und so, als ob man den Ton nicht recht aus der Kehle bringen könne, ausspricht. So oft wir dies a', a'! ertönen ließen, setzten sich unsre Esel zu unserer größten Belustigung sofort in Trab.

Nach einer Viertelstunde hielten wir vor der Thür einer Mauer, die den Weg verschloß. Man öffnete, und wir ritten in die Solfatara, die phlegräischen Felder der Alten *), ein. Das Haus, zu dem die Mauer gehört, ist eine Alaunsiederei und Schwefelfabrik, die hier reiche Nahrung findet. Man hat die Solfatara oft beschrieben; allein bevor ich sie gesehen, war es mir nicht möglich, mir eine richtige Vorstellung davon zu machen. Man denke sich einen Vulkan von mäßiger Höhe, dessen Krater oben zusammengestürzt ist, daß die Trümmer im Fallen über der innern Höhlung des Berges eine feste Decke gebildet haben. Rings umher sind einzelne Theile des früheren Randes des Kraters noch stehen geblieben, so daß sie jetzt die Fläche, welche den ehemaligen Krater bedeckt, als Felsenhügel verschiedener Größe und Gestaltung einschließen. Diese Fläche nun, oder dies Feld im Innern der Hügel, ist etwa 450 Schritte lang und 400 Schritte breit, und überall mit einer gelbweißlichen, dürren Thonerde bedeckt, aus der nur hier und da Riedgras und niedrige Büschel von Rosmarin hervorsprießen. In der Mitte der Fläche, oder wenn man will, des Thales, hielten wir still. Die Führer nahmen große Steine und warfen sie mit Heftigkeit gegen den Boden, der davon hohl erdröhnte. Dann ritten wir gegen die äußerste Ausdehnung der Fläche hin, wo dicht an den Felsenhügeln, die hier eine schmale Schlucht bilden, an zwei oder drei Orten graue Schwefeldämpfe brausend aus kleinen Löchern und Steinritzen emporschos-

---

*). Nach der Götterlehre gebar die Erde in den phlegräischen Gefilden die himmelanstürmenden Giganten, Riesen mit drohender Stirn und Drachenfüßen. Hieraus geht hervor, daß die Solfatara ein Vulkan gewesen sein muß.

sen, die rings von glühendem, roth und schwefelgelb gefärbtem Steingerölle umgeben waren. Besonders heftig kochte und brauste es aus dem einen dieser kleinen Steingeröllkessel; die Gewalt des aus demselben hervorströmenden Dampfes war so groß, daß ein Paar kleine Steine wohl einen halben Fuß hoch emporgeworfen wurden, und, da sie stets wieder zurück sanken, gleichsam auf der Oeffnung tanzten. Die umliegenden schwarzen Lavafelsen und Felsentrümmer waren mit weißem Ammoniaksalz und mit den reinsten Schwefelkrystallen überzogen. — Der Eigenthümer meines Esels hatte mich stets vorausgeführt und zu den interessantesten Gegenständen zuerst hingebracht; jedes Mal hielt er mir dann die Mütze hin und bat um einen buona man'. —

Auf dem Rückwege schlugen wir bei dem Dörfchen, wo wir unsre Esel bestiegen hatten, eine andere Richtung ein, um die Gegend Pozzuoli's kennen zu lernen. Wir kamen an den Resten einer alten Straße vorüber: altes Pflaster, aus breiten, vieleckigen Lavastücken bestehend. Der Führer meines Esels hatte es mir kaum gezeigt, als er auch dafür ein buona man' verlangte! — Der Weg zog sich nun zwischen Weinbergen an mehrern wenig interessanten Ruinen vorbei, die hier in den Weingärten stehen. Das mit Gestrüpp bewachsene, ganz verfallene Amphitheater des alten Puteoli, so wie die dabei in Ruinen liegende Piscina *), welche das Labyrinth genannt wird, zeigen nur noch düstre, mit Schutt und Unflath angefüllte, keller-

*) Piscina, eigentlich Fischteich, daher auch Wasserbehälter überhaupt.

artige Gänge. Die Natur ist hier wirklich schön; aber die Ciceroni quälen den Reisenden mit der Ansicht jämmerlicher Steinklumpen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen durch das Weinlaub der Hügel, durch welche unser Pfad sich wand, und die gegen die Sonne fast durchsichtig erscheinenden Weinblätter zeichneten auf dem orangefarbenen Abendhimmel die reizendsten hellgrünen Arabesken. Wir waren unaussprechlich froh! Bald sahen wir zur Linken den hellblauen Golf, das Vorgebirge Misene, die Inseln Procida und Ischia, und weiter hinüber zur Rechten grüne Hügel. Und indem wir schwelgten im Anschauen verloren, riefen unsere Führer: „ecco la villa di Cicerone*)!“ und zeigten uns abermals ein Paar elende Mauertrümmer. Unwillig gab ich meinem Esel einen Schlag und lenkte ihn nach der Meeresseite hin. Wir hatten Pozzuoli umritten, und sahen es nun auf der entgegengesetzten Seite; — schwarz, trümmerhaft, dachlos und mit leeren Fensterlöchern machte es doch von dieser Seite durch seine Lage, und insofern es sich wie eine große Burgruine ausnimmt, in dem Gesammtbilde einen wunderbar ergreifenden Effekt.

Dicht bei der Stadt ragen in den Golf hinein die malerischen Trümmer der alten steinernen Bogenbrücke, oder richtiger des alten Hafendamms von Puteoli, der ein Wunderwerk der Baukunst gewesen sein muß. Allmälig stiegen wir zum Ufer hinab, und wie die reizende Gegend unsern Blicken entschwand, erwachte auch wieder

---

*) Da ist die Villa des Cicero!

die Theilnahme für die Reste des Alterthums, und deshalb besuchten wir nun vor der Stadt noch die berühmten Trümmer des unter Domitian erbauten Tempels des Jupiter Serapis. Dies Gebäude hatte äußerlich eine viereckige Gestalt, und war 134 Fuß lang und 115 Fuß breit, rings von 42 viereckigen Priestergemächern umgeben. In der Mitte des Hofes befand sich der Tempel, der sich auf einer cirkelrunden Basis von 65 Fuß Durchmesser erhob, die noch erhalten ist. Man bemerkt noch, daß er von 16 Marmorsäulen umgeben gewesen sein muß, welche wahrscheinlich die Kuppel des Tempels trugen. Von diesen Säulen ist indessen keine mehr vorhanden; doch stehen außerhalb der runden Basis noch drei ungeheuere, ihrer Kapitäler beraubte Säulenschafte von Cipollinmarmor*), welche traurig auf die Trümmer hinabblicken, von denen sie umgeben sind. Zwischen diese Trümmer ist überall das Meereswasser eingedrungen, so daß man Steine gelegt hat, um einen trockenen Pfad zu gewinnen.

Nun erst bekamen wir das Innere der Stadt Pozzuoli zu sehen. Wir fanden, wie gewöhnlich, enge, schmutzige Straßen, geschwärzte Häuser, und das Bienengewimmel zahlloser schreiender Nichtsthuer. Diese Italiener stehen stundenlang zu Hunderten auf beiden Seiten der Straßen oder mitten auf denselben, und unterhalten sich laut schreiend unter stets gleichzeitiger Anwendung ihrer widerlichen Zeichensprache. Wir fuhren schnell

---

*) Zwiebelmarmor, von cipolla, die Zwiebel, weil er blätterig ist, wie diese Frucht. Er soll eine graugelbliche Farbe haben und kostbar sein; diese Säulen gleichen aber alten, schwarzen, werthlosen Steinblöcken.

durch sie hin; ein Schwarm von Bettlern verfolgte uns bis zur Landstraße. In erfrischender Abendkühle legten wir denselben Weg am Ufer des Golfs zurück, den wir gekommen waren. Die Sonne war untergegangen, ein köstliches Purpurroth färbte hinter uns den Horizont und den Spiegel des kleinen Meerbusens, dessen niedrige Höhenzüge sich wie ein dunkler Gürtel zwischen Himmel und Wasser schlangen. Vor uns zur Linken ragte über den Rücken des Pausilipp hinaus des Vesuvs ehrwürdiges Haupt in die blaue Luft; zur Rechten erblickten wir nahe vor uns Nisida; weiter hinüber Capri und das Vorgebirge von Sorrent, ungeachtet der anscheinenden Klarheit der Luft jedoch nicht heiter, sondern wie Nebelgebilde. Bald befanden wir uns auf der staubigen Landstraße zwischen den Ulmen, dann rollten wir durch die schmale Höhle des Pausilipp und erreichten bei völliger Dunkelheit Abends um 9 Uhr unsern Gasthof. —

Ende des ersten Theils.

Italien
wie es wirklich ist.

Bericht

über

eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden,

als

Warnungsstimme

für Alle, welche sich dahin sehnen,

von

Gustav Nicolai,

Königl. Preuß. Divisions-Auditeur.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage,

nebst einem Anhange,

enthaltend

sämmtliche in öffentlichen Blättern erschienene Beurtheilungen des Werks,

mit

Anmerkungen vom Verfasser.

Zweiter Theil.

Mit dem Bildniß des Verfassers

Leipzig,

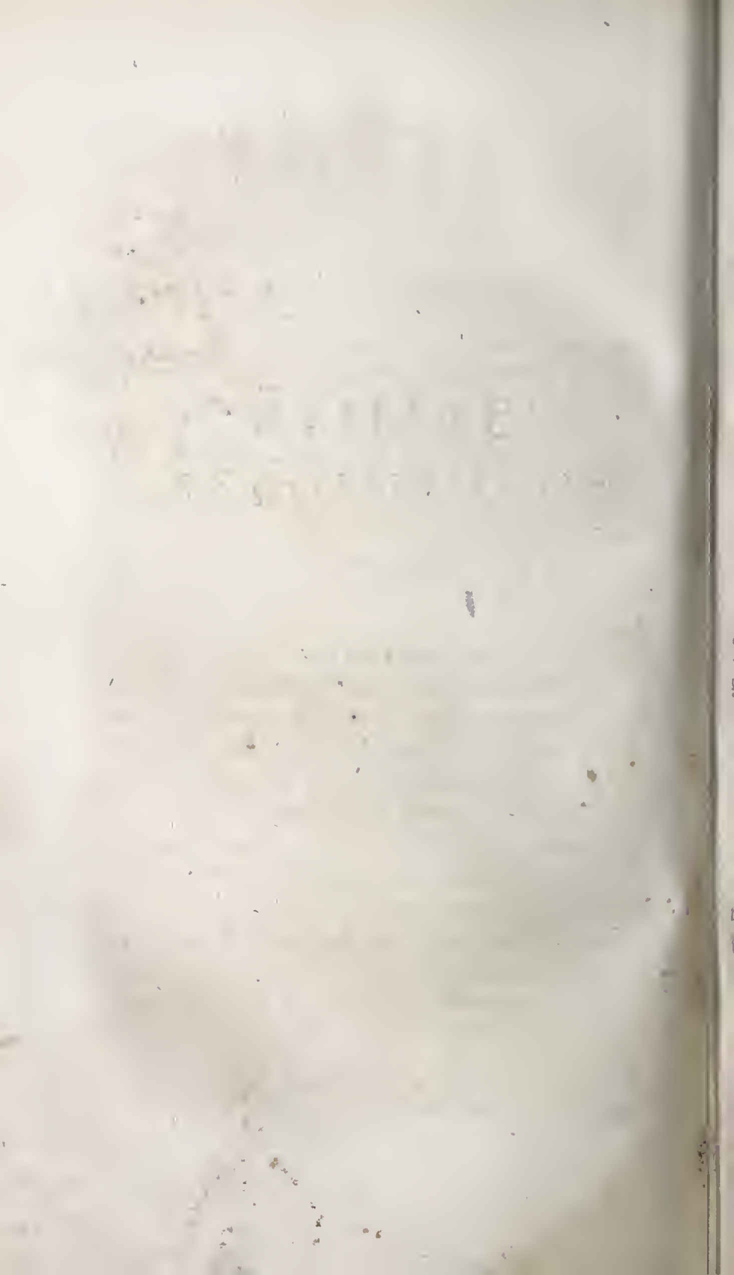
Otto Wigand'sche Verlags-Expedition.

1835.

Italien

wie es wirklich ist.

Zweiter Theil.



Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Italien ist unerträglich. Unreine Luft in Neapel. Kathedrale des heiligen Januarius. Die Heiligensäule. Regen. Auch bei Neapel giebt es keine Orangenwälder. Die einzelne Palme! Das Schloß der Königin Johanna. Die Procession. Spazierfahrt am Mergellinastrande und über den Rücken des Pausilipp. Strada del Vomero. Stinkende Höhlen. Aloepflanzen. Straßenpflaster Neapel's. Spaziergang in der Villa reale. St. Carlo; Semiramis. Ein neapolitanischer Fashionable fängt im Theater Flöhe.

Neapel, am 23. Juni.

Unsre Wohnung ist ein Pallast, allein in keiner deutschen Bauernkneipe würde man so viel Flöhe finden, als hier in diesem Pallast Neapel's. Beneidenswerthe Eselshäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die Fata Morgana*) ihrer Einbildungskraft in Italien die schmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! Und gliche Italien wirklich den Gefilden Elysiums, wandelte man hier überall auf Blumenauen durch den Blüthenduft meilenweiter Orangenwälder dahin, oder träfe das Auge hier überall auf die Farbenpracht exotischer Pflanzen; wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Mensch in diesem Lande

*) Luftspiegelungen, welche zuweilen an den Küsten der sicilianischen Meerenge über dem Wasser sichtbar werden und Städte, Schiffe und dergl. darstellen.

sich wohl fühlen? Stelle Dir vor, lieber Leser, daß man Dir in der schönsten Gegend der Erde eine prächtige Villa mit einem lieblichen Garten, unter der ausdrücklichen Bedingung, darin zu wohnen, geschenkt hätte, daß Du aber in diesem Besitzthume bei Tage und bei Nacht von Flöhen, Mücken und Wanzen zerstochen würdest, daß Du zur täglichen Stillung Deines Hungers eine den Nahrungsmitteln der Hottentotten vergleichbare Ekelkost hinabwürgen müßtest, daß Du Dich unablässig von einem schmutzigen, mit Läusen und Flöhen behafteten, betrügerischen Gesindel umgeben sähest, und Dich vergeblich nach wissenschaftlicher Erhebung sehntest, würdest Du diesen Zustand ertragen? — Gern wird sich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anstrengungen aller Art unterziehen, um seine Kenntnisse zu bereichern; allein muß er sich halb zum Thier entwürdigen, steht der Edlere gewiß zurück. Wir können zwar, was die Kost anlangt, hier in Neapel nicht klagen; allein wie viel Reisende sind denn im Stande, auf längere Zeit in Gasthöfen vom ersten Range zu logiren? Seitdem ich die Trattoria von Kapua und die Sudeleien der hiesigen Straßenköche gesehen habe, möchte ich keine neapolitanische Garküche besuchen. — Daß man ferner sich in ganz Italien vergeblich nach geistiger Erhebung sehnt, ist leider nur zu wahr. Man nehme ein wissenschaftliches Werk der neuern Italiener zur Hand: Charlatanerie vertritt darin die Stelle der Gründlichkeit. Eine Menge von Büchern des Auslandes, welche die Aufklärung befördern würden, sind verboten*). Der Ultra-Katholi-

*) Ueber den Buchhandel in Rom sagt z. B. das Buchhändler-Börsenblatt im Oktober 1834 Folgendes: „Index (der ver-

cismus tritt hier eben so hemmend in den Weg, wie die Trägheit des Südens.

---

botenen Bücher), Mauthen, geographische Lage und Lebensweise wirken in Rom zusammen, um den Buchhandel zu lähmen. In Oestreich ist er unendlich blühender als hier, und ohne Handel mit alten Büchern würden selbst die ersten und ältesten Handlungen weder durch Verlag noch durch Sortiment bestehen können. Nicht nur währt es unglaublich lange, ehe man Werke erhält, welche im Auslande erschienen sind, man läuft noch dazu Gefahr, daß bei Werken von mehrern Bänden einer derselben von der Revisionscommission zurückgehalten wird. Die Preise werden von den Buchhändlern sehr hoch gestellt. Sie nehmen Subscriptionen für größere literarische Unternehmungen Italiens an, welche jetzt meist von Meiland, Turin und Florenz ausgehen, aber man hört vielfältig über nachlässige Besorgung klagen, während auch die Unternehmer selten Wort halten. Die Tagesliteratur, welche anderwärts den Buchhändlern böse Zeiten übertragen hilft, ist hier beinahe ganz unthätig. Außer dem Giornale arcadico, welches sich nur dadurch hält, daß die Gemeinden es kaufen müssen, erscheint bloß noch eine Zeitschrift, das Bullettino dell Instituto di corrispondenza archeologica, dessen Verfasser und Abnehmer meist Ausländer sind. S c h r i f t s t e l l e r e i i s t h i e r s o w e n i g G e w e r b e, d a ß d e r V e r f a s s e r m e i s t d i e D r u c k k o s t e n b e z a h l e n m u ß, u m s e i n W e r k z u T a g e z u f ö r d e r n, u n d e s v e r s c h e n k e n m u ß, d a m i t n u r J e m a n d N o t i z d a v o n n e h m e. Die alten so sehr kostbaren Verlagswerke haben durch das Aufhören so vieler Klosterbibliotheken einen tödtlichen Stoß erlitten. Uebrigens zeichnet sich Druck und Papier hier sehr vortheilhaft aus. Man sieht gleich, daß es mehr Lumpen giebt als Leser Von ausländischer Literatur findet man vorzüglich französische und zwar meist wissenschaftliche Werke, auch stoßweise nach den Verbindungen, dem Muthe und der Verzweiflung des Verlegers unverdächtige Tagesliteratur, wenige englische und keine deutschen Schriften. Große Seltenheiten, Incunabeln u. s. w. kommen selten vor. Petrucci und der Brescianische Buchhändler Salvi machten früher mit denselben große Geschäfte nach England. Zuweilen macht jedoch der Sammler bei den Trödlern auf dem Platze Navona oder im Corso einen trefflichen Fund. Kalender, wie in Deutschland, giebt man dem Volke nicht, wohl aber jedes Jahr

Heute früh war der Himmel unbewölkt, allein die Luft wieder so unrein, daß wir das vor uns im Golf liegende Capri nur mit neblichten Umrissen sahen. Auch ist es uns immer noch nicht möglich gewesen, die so nahe gelegene Küste von Sorrent deutlich zu erkennen.

Wir begaben uns Vormittags nach der Kathedrale des heiligen Januarius, gegründet im Jahre 1280 unter Karl I. von Anjou. Sie ist von gothischer Bauart und prächtig verziert; an den Seiten des Eingangs befinden sich zwei schöne Porphyrsäulen. Das Innere der Kirche besteht aus drei Schiffen; an den Seiten der äußeren Schiffe öffnen sich mehrere Kapellen. Im Ganzen enthält die Kirche 110 Säulen von ägyptischem Granit. Der Hochaltar besteht aus kostbaren Marmorarten; über demselben erblickt man eine Marmorstatue von Bracci, die Himmelfahrt vorstellend. Unter der Kathedrale befindet sich im Souterrain eine zweite Kirche. Hier liegt unter dem Hauptaltar Neapel's Schutzheiliger begraben. Nicht weit vom Eingange der obern Kirche zeigt sich zur Rechten die weltberühmte Kapelle des heiligen Januar, welche ihrer vorzüglichen Kostbarkeiten wegen der Tresor genannt wird, und gegen eine Million neapolitanischer Dukaten (ein Dukaten zu 1 Thlr. 3 Sgr. 10⅞ Pf. in preußischem Gelde gerechnet) gekostet

---

die Casa mia di Faenza, einen prophetischen Kalender nach Art des Matthias Laensberg, welcher die Weltbegebenheiten neben den Lottonummern mit gleicher Zuverlässigkeit und Klarheit voraussagt. Von der Hagen, welcher hier emsig nach Volksschriften suchte, beklagte sich oft über die geringe Ausbeute. Räubergeschichten kommen oft unter denselben vor. Musikverlage sind nur erst mit dem Steindrucke entstanden, und ihr Geschäft hat keine große Ausdehnung. Am elendesten ist man mit Landkarten versehen."

hat. Sie wurde im Jahre 1608 auf Kosten des Volks in Folge eines Gelübdes bei Gelegenheit der Pest im Jahr 1526 erbaut. Sie ist rund und durch ein bronzenes Gitter von dem rechten Seitenschiff der Kirche geschieden. Die äußere Façade des Eingangs in die Kapelle besteht aus weißem und schwarzem Marmor; zwei Säulen halten den Architrab*); an beiden Seiten der Gitterthür befinden sich Nischen mit den Statuen der Heiligen Peter und Paul, von Finelli gearbeitet. Im Innern enthält die Kapelle 42 korinthische Säulen von Brokatellmarmor**) und 7 Altäre. Auf dem mittleren Altar, der aus Porphyr, Silber und Bronze zusammengesetzt ist, erblickt man die bronzene Statue des heiligen Januar. In dem Tabernakel***) von massivem Silber werden zwei Phiolen mit dem Blute des Heiligen aufbewahrt, die im Augenblick seines Märtyrtodes gefüllt worden sein sollen. Dies Blut wird bekanntlich drei Mal im Jahre flüssig, zuerst am 8. Tage des Monats Mai, das zweite Mal am 8. Tage des Monats Septbr., und zuletzt am 16. September, dem Feste des Schutzheiligen. Die Priesterschaft bewahrt das Geheimniß der Flüssigmachung, und hat dadurch großen Einfluß auf das gemeine Volk, welches, wenn das Wunder geschieht, außer sich vor Freude ist; wenn aber die Flüssigmachung nicht gelingt oder sich verzögert, laut ächzt und schreit, und sich verzweifelnd die Brust schlägt.

---

*) Architrab, Unterbalken, welcher der Breite nach auf die Säulen gelegt wird, um das Hauptgesimmse zu tragen.

**) So genannt nach dem Geäder, welches einem Brokatmuster zu vergleichen. Die Farbe der Adern ist roth.

***) Behältniß im Hochaltare, worin die geweihte Hostie mit der Monstranz befindlich ist.

Unser Spaziergang durch die Stadt trug abermals dazu bei, uns die Ueberzeugung zu gewähren, daß Neapel nichts weniger als prächtig, sondern eine enggebaute, schmutzige Stadt ist, die nur einzelne freundlichere Straßen enthält. Ohne die eigenthümliche Bauart der Häuser, die ihr ein fremdartiges Ansehen geben, würde die Stadt als solche gar keine Beachtung verdienen. Wir kamen heute durch Winkel, in denen Mist und Kehricht lag; rings um eine auf einem ungepflasterten kleinen Platze stehende Heiligensäule hatte sich der Pöbel vielfach seiner Nothdurft entledigt.

Nachmittags bezog sich der Himmel und es fiel ein heftiger Platzregen. Als es aufgehört hatte zu regnen, blieb die Sonne unter einem leichten Flor. Dies war angenehm und wir beschlossen spazieren zu fahren. Wir forderten C'estàdire auf, uns mit der schönsten Gegend Neapel's bekannt zu machen. Dabei gab ich ihm unverhohlen zu erkennen, daß wir uns in Italien getäuscht fänden, daß wir Blumengefilde, grüne Wiesen, Palmen und Orangenwälder wenigstens hier bei Neapel zu sehen geglaubt hätten, und daß wir dagegen nicht einmal diejenigen Gewächse sähen, welche wir schon bei Terracina wahrgenommen, daß hier vielmehr im Ganzen nur Rüstern und Wein wüchsen und die Umgegend Neapel's in Beziehung auf Vegetation ganz gewöhnlich sei. C'estàdire zuckte die Achseln und meinte, dies hätten ihm schon viel Fremde gesagt. Ich fragte ihn darauf, ob es denn hier oder südlicher von Neapel keine Orangenwälder gebe? Nein, antwortete er, es giebt nur einzelne solcher Bäume in Gärten. Wachsen denn, fragte ich ferner, Palmen in oder bei

Neapel? Erst schien er nun, was mir unbegreiflich war, den Baum gar nicht zu kennen, dann aber gab er die mir denkwürdige Antwort: Nein, dergleichen haben wir hier nicht. —

Wir fuhren nach seiner Anordnung auf der von Murat angelegten schönen Chaussee spazieren, welche längs dem Fuße des Pausilipp am Meeresufer dahinführt und hinter dem Mergellinastrande sich ganz allmälig nach dem Rücken des Berges in die Höhe hebt. Mit höchster Ueberraschung sahen wir gleich am Anfange der Straße rechts in dem Vorhofe eines Landhauses eine schöne, hohe Palme, die neben den schwertförmigen Blättern grüne Fächer weithin ausbreitete. Da ist ja eine Palme! rief ich entzückt unserem Cicerone zu. Nun ja, antwortete er, die ist die einzige.

Wir kamen am alten Schloß der bösen Königin Johanna vorbei. Es besteht aus vollständig erhaltenen Mauern, die mit offenen Fensternlöchern klaffen und am Mergellinastrande liegen. An drei Seiten sind sie vom Meere umspült. Die Königin Johanna war ein wollüstiges Ungeheuer. Sie feierte in diesem Schlosse ihre wilden, zügellosen Feste, und ließ, nach dem Genuß ihrer Opfer, dieselben ermorden und in's Meer werfen. In der Nähe dieser unheimlichen Mauern begegneten uns Priester und fanatisches Landvolk in einer Prozession; wir hielten für angemessen, C'estàdire's Beispiel zu befolgen, der den Hut abnahm und in den Händen hielt, bis der Zug vorüber war.

Indem der Weg allmälig in die Höhe stieg, entwikkelte sich, insbesondere hinter uns, eine sehr reizende Aussicht. Wir konnten zur Linken das ganze Bassin des

Golfs von Neapel, die Stadt mit ihren Kastellen, den Vesuv, das Vorgebirge von Sorrent und Capri überschauen. Rechts dicht am Wege lag hier und da der feinkörnige Sandstein des Pausilipp mit den darin angebrachten Höhlungen zu Tage; reizende Landhäuser und Gärten verschönten den Vordergrund am Meere, da die Straße, je höher sie steigt, sich allmälig vom Ufer entfernt. Dieser Spaziergang ist unbezweifelt der schönste von Neapel. Wir begegneten indessen nur wenigen Spaziergängern und Equipagen.

Oben auf dem Berge wandten wir uns rechts, weil hier die Strada del Vomero (Pflugschaarstraße) über den Rücken des Pausilipp nach einer andern Seite der Stadt zurückführt. Anfangs genossen wir auf der Höhe der freundlichen Aussicht über den Theil der Landschaft, der von der Stadt aus betrachtet jenseits des Pausilipp gelegen ist; wir erblickten Hügel und Thäler mit Ulmen, Reben, Pinien und Oelbäumen bewachsen und darüber hinaus das Meer; bald aber befanden wir uns zwischen hohen Gartenmauern, die durch Häuser und dorfähnliche Ansiedelungen unterbrochen wurden und den Blick in's Freie nicht mehr gestatteten. Mit Ekel fuhren wir an den stinkenden Höhlen der hohen, steinernen Häuser und an dem widerlichen Gesindel vorbei, welches in den Thüren saß. Die Illusion war dahin! — Hier oben fanden wir übrigens Wachen ausgestellt, um das Kontrebandiren über den Pausilipp zu verhindern. Zuweilen bemerkten wir recht hübsche Villen; auch nahmen wir durch die offenen Gartenthüren allerdings hier und da einzelne Orangenbäume und auf den Garten-

mauern einige Aloepflanzen wahr; allein in Gärten haben wir im Norden dergleichen Pflanzen auch, und ob sie im Freien oder in Kübeln stehen, ist dem Auge gleichgültig. Orangenwälder giebt es also in Italien nicht! —

Es dauerte lange Zeit, ehe wir die einförmige Straße, welche zwischen den Mauern auf dem Rücken des Pausilipp dahin führt, zurückgelegt hatten, und C'estàdire mußte unsern ganzen Unmuth fühlen, uns so schlecht geleitet zu haben. Endlich erblickten wir das rechts auf einer noch größern Höhe gelegene Castell St. Ermo. Wir fuhren unter demselben vorbei und befanden uns dann bald wieder auf dem abscheulichen Straßenpflaster Neapel's, welches an dieser bergigen Seite der Stadt, wo die Straßen steil hinab steigen, so ausgefahren ist, daß man jämmerlich zerstoßen wird. Auf diese Weise endigte also unsere Spazierfahrt sehr trübselig.

Nach unserer Zurückkunft besuchten wir noch die Villa reale, wo die Beau monde sich in der Abendkühle erging, während Reichere dicht daneben auf der Chiaja spazieren fuhren. Die Villa reale theilt sich in 5 Alleen; die mittelsten derselben bestehen, wie ich schon angeführt, aus Akazien; die am Meere gelegenen aus kleinen Steineichen. Dieser öffentliche Spaziergang ist durch Statuen und durch ein Paar Fontainen geziert; an den Seiten der Alleen befinden sich Steinbänke. Der sonst hier aufgestellt gewesene farnesische Herkules und der farnesische Stier sind in's Museum gebracht worden. Die Villa reale ist mit steinernen Pfeilern, zwischen denen sich ein eisernes Ge=

länder hinzieht, eingefaßt und dadurch von der Chiaja geschieden. Vorn an der schmalen Seite des Oblongums, welches dieser Spaziergang bildet, befindet sich der Eingang, an dem rechts und links ein Paar niedrige Kaffeehäuser mit einem flachen, von einer Gallerie umgebenen Dache gelegen sind. Vergebens bemühten wir uns, ein schönes Gesicht unter den Spaziergängerinnen aufzufinden.

Abends begaben wir uns in das St. Carlo-Theater, wo Rossini's Semiramis leidlich aufgeführt wurde. Das Haus war gefüllt; das Publikum still und aufmerksam wie das vorige Mal. Nirgend bemerkten wir Gesellschaftszirkel, wie solche, nach der Versicherung anderer Reisenden, in den italienischen Theatern gebräuchlich sein sollen; Alles achtete sorgsam auf das Stück. Applaus wurde nicht gespendet; nur dem Liebling des Publikums, der Sängerin Ronzi de Begnis (Semiramis), gelang es auch heute, das Publikum zu einer Beifallsäußerung hinzureißen. Nach dem ersten Act der Oper folgte das neuliche Ballet. Wir hatten, da man auch hier in den Logen seitwärts sitzen muß und nichts sehen kann, Parkettplätze genommen, und werden dies auch künftig thun, so lange wir noch italienische Theater besuchen. Die Flöhe trieben es heute noch viel ärger, als vor ein Paar Tagen. Neben uns saß ein fein gekleideter neapolitanischer Fashionable. Nachdem er sich eine Weile geschuppt und gekratzt hatte, zog er kaltblütig einen Stiefel aus; dann krempelte er die Beinkleider in die Höhe und — fing Flöhe. Darauf achtete aber Niemand. Derjenige, den es zu sehr beißt, kratzt sich hier ungenirt oder er stellt eine öffentliche Jagd an. —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Hofkirche zur heiligen Klara; die Jesuitenkirche S. Trinità maggiore; das Findelhaus; die Vicaria; der Garten der Protestanten; neapolitanische Hetären; der Mercato; Konradin's Kreuz; trübe Atmosphäre; italienische Nudität; Küchengeheimnisse.

Neapel, am 24. Juni.

Bei Gelegenheit unserer Wanderung durch die Stadt am heutigen Vormittage nahmen wir noch einige Kirchen in Augenschein. Sie sind meistentheils unbedeutend; doch darf ich die Hofkirche zur heiligen Klara und die Jesuitenkirche S. Trinità maggiore nicht unerwähnt lassen. Die erstere ist 1310 im gothischen Styl erbaut und im Jahre 1744 mit Marmor, Gemälden und vergoldetem Stuck verziert worden. In der Kapelle zur Linken des Hochaltars sind mehrere Prinzen der königl. Familie beigesetzt. Die Kirche S. Trinità maggiore ist erst im Jahr 1750 an der Stelle, wo der Pallast der Prinzen von Salerno stand, erbaut, und die äußere Mauer dieses Pallastes beibehalten worden. Die Façade gewährt dadurch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Im Innern hat die Kirche Kreuzesform, über dem Mittelpunkte dieses Kreuzes erhob sich eine Kuppel, von Lanfranco gemalt, die jedoch durch ein Erdbeben zerstört

worden ist. C'estàdire erzählte uns, daß in dieser Kirche selbst Damen den Hut ablegen müßten. Er schien noch mehr sagen zu wollen; allein die Furcht vor den Herren, denen die Kirche gehört, war zu groß.

Wir gelangten, nachdem uns C'estàdire noch das Findelhaus gezeigt hatte, quer durch die Stadt wandernd, nach der Vicaria am Thor von Capua. Die Vicaria ist ein ungeheures, isolirt stehendes, von hohen, dicken, schwarzen Mauern umgebenes Gebäude, und war früher, unter dem Namen Castel Capuano, Residenz des Königs Wilhelm I. von Neapel. Peter von Toledo verlegte dahin den Civil- und Kriminal-Gerichtshof, das Archiv und die öffentlichen Gefängnisse. Eine große Menge von Verbrechern blickte durch die vergitterten Fenster; an den Zinnen der düstern Mauern bleichten etwa 20 Schädel hingerichteter Mörder und Straßenräuber in den Strahlen der Sonne. Diese furchtbare Warnung wird indessen von dem neapolitanischen Pöbel wenig beachtet.

C'estàdire fragte uns, ob wir den Kirchhof, oder, wie es hier heißt, den Garten der Protestanten zu sehen wünschten, und da wir uns in dessen Nähe befanden, bejahten wir es. Wirklich ist dieser Kirchhof, der in der Vorstadt liegt, ein kleines, freundliches Gärtchen, mit hübschen Marmordenkmälern, welche den in Neapel gestorbenen Engländern von deren Verwandten und Angehörigen errichtet worden sind; ein Deutscher ruht hier noch nicht. Der am Eingang wohnende Todtengräber hält den Friedhof in schönster Ordnung. Dem Garten gegenüber befindet sich die Gasse, in der die

Hetären der niedrigsten Klasse Neapel's ihre schauderhaften Wohnungen aufgeschlagen haben. Fast nackt, mit schlumpigen Lumpen bedeckt, in der Regel über die Jahre der Jugend längst hinaus, oder doch durch Laster gealtert, ekelhaft fett, viehische Gemeinheit in den flammenden neapolitanischen Augen, das schwarze Haar unordentlich um den Kopf hängend, saßen sie, wie ein flüchtiger Blick in die Gasse hinein uns wahrnehmen ließ, im Koth vor der Thüre, und mit Entsetzen bemerkten wir, daß dieser Abschaum der Menschheit, bestimmt dem Lazzarone und Straßenräuber zur Lust zu dienen, mit widerlicher, unzüchtiger Geberdensprache uns zuwinkte, und daß die ganze Gegend beim Anblick der Fremden in Aufruhr gerieth. Wir eilten, so schnell wir konnten, davon. Auf dem Wege zum Thore begegneten uns geputzte Damen dieser Art, die von einem Spaziergange in die Stadt nach ihren Höhlen zurückkehrten: — scheußliche Erinnerung! Und in diese Gegend hat man im christkatholischen Neapel die Ruhestätte der Protestanten verlegt! —

Als wir bei der Vikarie wieder angelangt waren, wandten wir uns links nach der Piazza del Mercato (d. i. dem Marktplatze). Dies ist der größte Platz Neapel's; aber auch der schmutzigste Theil der Stadt. Rings umher befinden sich hohe, aber schlechte, räuchrige Häuser, die, wie wir nun selbst sahen, von gemeinem Volk bewohnt werden. Montags und Freitags ist Wochenmarkt; allein auch an andern Tagen werden hier Eßwaaren aller Art feil geboten, und der Platz wimmelt von der Hefe des Volks. Die historischen Erinnerungen, welche

sich an den Mercato-Platz knüpfen, hatten uns dahin geführt. Hier erfolgte Konradin's Hinrichtung (1268) und Masaniello's Empörung (1647). An der Stelle, wo Konradin gefallen ist, stand früher eine Kapelle und ein Kreuz; die Kapelle verbrannte indessen im Jahr 1781. Seitdem hat man hier Magazine erbaut, hinter denen man nur noch das steinerne Kreuz erblickt.

Als ich, nach Hause zurückgekommen, und vom Balkon über den Golf blickend, die Inseln und das Vorgebirge abermals nicht deutlich erkennen konnte, ungeachtet der Himmel blau war und die Sonne schien, wußte ich nicht, was ich nach gerade von der stets gerühmten Klarheit der Luft Italiens denken sollte! — Kaum war ich auf den Balkon hinaus getreten, als sich mir unten auf dem Trottoir am Gitter der Villa reale ein Bettelweib zeigte, welches zwei Kinder an der Hand und eins auf dem Arme hatte. Von jenen Beiden ging ein Mädchen vollkommen nackt, wie es Gott geschaffen. Es ist dies das erste Mal, daß ich völlige Nacktheit in Italien gesehen habe. Ich warf ein Almosen hinab und flüchtete vor den Schaaren anderer Bettler, die ich bereits im Anzuge sah, in's Zimmer zurück.

Hier war inzwischen die Mittagstafel servirt worden. Unsere Mahlzeit gab wieder mannigfachen Stoff zu Betrachtungen. Bis jetzt haben wir in Italien an Gemüse eigentlich nur grüne Bohnen, Schoten, Artischoken, Kürbisse und Gurken zu sehen bekommen; in seltenen Fällen gab es auch wohl Spinat. Alle übrigen Sorten von Gemüse scheint man in diesem Lande nicht zu kennen. An Fleisch ist uns bis jetzt nur Hühner-, Tauben-, Schöpsen-,

Kalb=, Ziegen= und Rindfleisch vorgesetzt worden; dagegen quält man uns täglich, und insbesondere hier, mit vielen Arten von widerlich schmeckenden Seefischen. Eben so giebt es hier jeden Mittag grüne Bohnen, die nur in Wasser abgekocht werden. Auch die übrigen Speisen wiederholen sich eigentlich alle Tage mit geringer Abänderung. Dennoch wissen wir, daß Herr Anastasio zwei Köche unterhält. Wir hatten gestern um Abwechselung, namentlich um Wild und um ein anderes Gemüse, gebeten. Heut erhielten wir nun Kohlrabi und als Braten einige Fettammern, die wir, beiläufig gesagt, auch in Rom gegessen haben. Als wir nach dem bestellten Wildbraten fragten, zeigte der Cameriere befremdet auf die Vöglein. Wir entgegneten, daß wir unter Wild Rehe, Hirsche, wilde Schweine, Rebhühner, Schnepfen und dergl. verständen. „Ach," antwortete er lächelnd, „dergleichen Thiere findet man ja in ganz Italien nicht. Die Jagd beschränkt sich blos auf kleine Vögel und Kaninchen; in seltenen Fällen wird hier bei Neapel auch wohl ein Hase geschossen." Wirklich haben wir bis jetzt in Italien keine Spur von Wildpret bemerkt, und dies ist natürlich, da es in diesem Lande keine Wälder giebt. Ein Jagdliebhaber möge also Italien nicht besuchen. Auch haben wir nirgend Enten und Gänse wahrgenommen; nur einmal wurde uns im nördlichen Italien als Leckerei eine gebratene Ente vorgesetzt. Man sieht nur Pferde, Rindvieh, Schafe, nackte Schweine, Tauben und Hühner. Wie arm ist dies gepriesene Land in jeder Beziehung! —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Reise auf den Vesuv. Salvator. Man giebt uns 23 Personen zur Begleitung Anblick des Aschenkegels. Das Eremitenhaus. Die Wache. Mühvolle Besteigung des Aschenkegels. Der Sonnenuntergang. Blick vom Vulkan herab. Der Gipfel des Berges. Das Lava-Trümmerfeld. Der alte Krater. Buona man', buona man', Eccellenze. Rückkehr. Die Höhle des Eremiten. C'estàdire jammert und schnellt die Reisenden was Weniges. Das runde Sümmchen. Milde Nacht. Zahlung in Resina. Gouachebilder vom Vesuv am folgenden Morgen. Scirokkowind. Besuch des Museums. Die Statuen; der farnesische Herkules und die Gruppe des farnesischen Stiers, Venus Kallipygos, Aristides, Sammlung der etruskischen Vasen. Die zu Herkulanum und Pompeji gefundenen häuslichen Geräthschaften. Zimmer der Glassachen. Kabinet der Lebensmittel und Kostbarkeiten aus Pompeji. Ein Häuflein Asche, einst Gattin des Diomedes. Die Wandgemälde. Ein Schädel und der Abdruck einer weiblichen Brust in vulkanischer Asche. Die Papyrusrollen. Abwickelung der Manuscripte. Das ägyptische Kabinet und die Mumien. Macaroni in Neapel, eine Speise für Bootsknechte. Pflaumen im Juni. Pantomime und Tanz neapolitanischer Knaben. Wer nationelle Gebräuche in Italien sehen will, muß dafür bezahlen. Ganz Neapel ist in dicken Qualm gehüllt; ein Beweis mehr für die stete Klarheit des hesperischen Himmels.

Neapel, am 25. Juni.

Gestern Nachmittag fuhren wir nach dem Vesuv. In Resina, von wo aus man den Berg zu besteigen pflegt, hielten wir vor der Wohnung Salvator's, des bekannten und wohlunterrichteten Cicerone dieses Vulkans. Wir stiegen

die enge Steintreppe zu ihm hinauf und fanden ihn in seiner unordentlichen Klause mit dem Einpacken von Mineralien beschäftigt, die er nach Berlin schicken wollte. In einem andern kleinen Zimmer war die ganze Mineralogia vesuviana ausgepackt. Niemand möge versäumen, diese merkwürdigen vulkanischen Erzeugnisse in Augenschein zu nehmen. Vor der Thür hatten sich eine Menge Einwohner Resina's mit Pferden, Eseln und Tragsesseln eingefunden. Alle schrieen und schnatterten und bewegten sich mit ihren Thieren durch einander; Jeder hoffte auf das Glück, die Reise mit uns machen zu können. Wir überließen C'estàdire, das Nöthige zu veranstalten. Er miethete für uns Männer Pferde, für sich und unsre Reisegefährtin Esel, und außerdem zwei Tragen zum Gebrauch der Schwächern beim Besteigen des Bergkegels. Zu jedem Tragsessel gehörten 8 Mann, bei jedem Thier blieb der Eigenthümer, und sonach setzte sich, Salvator mit eingerechnet, eine Karavane von 27 Personen in Bewegung. Wäre uns dies beim Eintritt in Italien begegnet, wir würden uns bei der Aussicht, 23 Personen bezahlen zu müssen, um irgend eine Merkwürdigkeit besehen zu können, in Gift und Galle aufgelöset, ja vielleicht dem Vergnügen ganz entsagt haben; allein wer bis Neapel gekommen und die ganze Halbinsel fast bis zum äußersten Ende durchreiset ist, der hat hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich in Langmuth zu üben. Wir waren daher ungemein vergnügt und freuten uns über unsre Begleitung, welche, indem wir durch die lange, den weit sich hinstreckenden Fuß des Vesuvs hinaufführende Straße Resina's dahinritten, von den übrigen Bewohnern mit neidischen Blicken betrachtet wurde.

Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als wir unsre Reise antraten. Anfangs zog sich der steinige Weg hinter Resina zwischen Mauern und Weingärten hinauf; der Himmel war klar und vor uns hob sich aus dem Grün der Weingärten, welches den Vesuv bis zur Hälfte dürftig bedeckt, der öde, röthlichgraue, breite Aschenkegel des Vulkans mit ausgezackter Krone schweigend in die Luft. Er rauchte nicht. Zur Linken schied eine breite Schlucht den Kegel des Vesuv vom höheren Monte Somma *). Ueber den Aschenkegel erstreckten sich zur Rechten und in der Mitte vor uns mehrere erkaltete Lavaströmungen hinab, die sich in der Entfernung auf dem zarten, röthlichen, man möchte sagen, fleischfarbigen Grau der Asche wie braunschwarze Furchen ausnahmen.

Allmälig hören die Gärten auf; der Boden wird kahl und rauh, und mit höchster Ueberraschung sieht man, indem man sich den schwarzbraunen Lavaströmungen nähert, die sich rechts in breiten Feldern nach dem Meere hinziehen, daß dieselben aus gewaltigen Felsblöcken bestehen, die in wilder Unordnung über einander fortgeschoben sind. Alsbald befindet man sich auf dem engen Pfade, der sich mitten durch diese Schauer der Verwüstung dahin schlängelt, und mit Entsetzen betrachtet man diese porösen, schlackenartigen, scharfkantigen, oft zehn bis zwölf Fuß hohen, zwischen Geröll verstreuten Felsen, die in den abenteuerlichsten Formen emporstarren. Nur etwas entfernter zur Linken zeigt sich noch Vegetation, die bis zu einem kleinen Plateau emporsteigt, auf dem fast am Fuße des Aschenkegels, den man

---

*) Der Berg, welcher mit dem Vesuv zusammenhängt.

noch lange nicht erreicht hat, das weiße Häuschen des bekannten Eremiten gelegen ist.

Nachdem der Pfad eine Weile sich aufwärts gewunden hatte, senkte er sich wieder, und wir gelangten aus den Lavafelsen auf ein sehr unebenes Terrain, welches mit einer grauen Thonerde bedeckt schien. Hier zeigte uns Salvator, indem wir durch eine enge Schlucht ritten, in der hohen Erdwand die Aschenlagen der Eruption vom Jahr 79. Dann stiegen wir wieder bergan, und endlich erreichten wir um drei Viertel auf 7 Uhr die Wohnung des Eremiten. Sie liegt von schattigen Bäumen umgeben dicht an der Schlucht, die den Vesuv vom Monte Somma trennt, und gewährt eine entzückende Aussicht über Neapel und den Golf mit seinen Inseln. Der Eremit, ein gewöhnlicher Kneipenwirth, der nur, wenn er es für nöthig erachtet, die Kutte anlegt, kredenzte uns, während wir auf einem Stein am Rande des Plateaus saßen und unsere Blicke auf der schönen Gegend ruhten, Lacrimä Christi. Es war ein dünnes, gelbliches, trübes Gesöff, halb süßlich, halb herbe schmeckend. Auch andere Reisebeschreiber beklagen sich darüber, daß der sogenannte Eremit des Vesuvs seine Gäste prelle und daß gerade er den schändlichsten Krätzer für Lacrimä ausgebe. Er schenkte übrigens, ohne zu fragen, auch unserer zahlreichen Begleitung ein, und man wird sich denken können, welche Rechnung wir zu bezahlen hatten.

Wir brachen bald wieder auf; denn der schwerste Theil der Reise stand noch bevor und wir wollten den Sonnenuntergang auf dem Gipfel des Berges genießen. Wir hatten etwa noch eine halbe Stunde zu reiten und mußten nun über so steile Erhöhungen fortklimmen, daß die Pferde mehr-

mals in Gefahr waren zu stürzen. Endlich war der Aschenkegel erreicht. Vom Eremiten aus hatte uns ein Soldat begleitet. Am Fuße des Kegels eröffnete uns Salvator, daß die Pferde, Esel und Sachen der Reisenden hier zurückgelassen würden, daß der Soldat zur jedesmaligen Beaufsichtigung dieser Gegenstände hier stationirt sei, und daß derselbe für seine Mühe einen Piaster erhalte. Da man Niemanden zwingen kann, seine Sachen nicht mit auf den Vesuv hinaufzunehmen, und die Pferde und Esel von den Eigenthümern bewacht werden können, so muß wohl eine andere Ursache diese Vorsicht der Regierung veranlaßt haben. Vielleicht soll das Gesindel, welches mit dem Fremden hinauf geht, und dem dieser, fern von menschlicher Gesellschaft, im Krater eines Vulkans Preis gegeben ist, daran erinnert werden, daß — unten eine Wache die Rückkehr des Fremden erwarte.

Ich habe in meinem Leben viel hohe Berge bestiegen, ja viel höhere, als der Vesuv, dessen Spitze sich nur 3573 französische Fuß über die Meeresfläche erhebt; allein keine Beschreibung gewährt einen Begriff von der ungeheuern Schwierigkeit, mit der die Besteigung des Aschenkegels eines Vulkans verbunden ist. Nachdem wir stundenlang bergan geritten, sahen wir nun die ungeheuern, fast senkrecht emporsteigenden und glatt mit Asche überstreuten Felsenwände, die den furchtbaren Rauchfang des Vulkans bilden, dicht vor uns. Die Lavaströmungen der letzten, erst vor vier Wochen erfolgten Eruption, die, von unten gesehen, breiten, schwarzbraunen Strichen gleichen, und über den Rand des offenen Schlundes nach den Lavafeldern vergangener Jahre und Jahrhunderte hinabgelaufen sind, zeigten sich nun hier

ebenfalls als eine Felsentrümmerkette, die zum Theil noch nicht völlig erkaltet war, und sich schnurgerade hinaufzog. Wir klimmten am äußersten Rande derselben zur Linken im trocknen Aschengeröll zum Krater empor. C'estadire ging mit Behendigkeit voran. Unsere Gefährtin hatte sich sogleich auf den Tragsessel gesetzt. Ein Versuch meinerseits, in diesem Geröll vorwärts zu schreiten, überzeugte mich, daß meine körperlichen Kräfte dazu nicht ausreichen würden, und bald machte ich daher von dem andern Tragsessel Gebrauch, während mein Bruder und unser gemeinschaftlicher Freund, jünger als ich, es mit Recht als einen Ehrenpunkt betrachteten, den Gipfel durch eigene Kraft zu erreichen. Ich habe schon gesagt, daß jeder Tragsessel von acht Männern getragen wurde. Der Anblick dieser armen Teufel, die, um Jeder einen halben Piaster zu verdienen (denn ein solcher Sessel kostet vier Piaster), sich einer so ungeheuern Anstrengung unterziehen, war wirklich schmerzlich und vergällte die Freude. Der Kegel ist so steil, daß wir, die Getragenen, die Knie fast an den Mund drücken und den Kopf in der unbequemsten Stellung vorn übergebogen halten, auch uns stets mit den Händen vorn anklammern mußten, um nur nicht hinten über zu stürzen. Unsere halbnackten Träger krochen auf Händen und Füßen vorwärts, indem sechs von ihnen, auf beide Seiten vertheilt, die Stangen des Sessels auf die Schulter gelegt; zwei von ihnen aber sich vorgespannt hatten und an Stricken zogen. Zehnmal Fuß fassend und eben so oft wieder zurückrollend, quälten und mühten sie sich ab, uns empor zu schaffen, daß es ein Erbarmen war. Der Schweiß floß in Strömen über ihr Gesicht; Nasenflügel und Mund waren weit geöffnet; alle

Muskeln dieser gelben, ausgemergelten Leichname traten in krampfhafter Spannung hervor. Einer von ihnen sank einem Sterbenden gleich zurück; einem Andern floß das Blut aus Mund und Nase. Uns traten die Thränen in die Augen; wir erklärten, daß wir verzichten und umkehren wollten; allein dies hätten sie ja um keinen Preis zugegeben. Auch waren wir allmälig höher gekommen, und das Ziel schien nicht mehr fern. Und wer würde es glauben, bei dieser ungeheuern Anstrengung waren sie nicht einen Augenblick still; unaufhörlich schwatzten und schnatterten sie; ja einer meiner Träger sang! — Mir zur Seite ging Salvator; auch er sprach unaufhörlich mit mir, ihn schien die Wanderung nicht im Mindesten anzugreifen. So viel thut Gewohnheit; denn seit langen Jahren führt er die Reisenden auf den Vesuv. Der Berg ernährt ihn und er befindet sich wohl dabei.

Fünf Viertelstunden dauerte diese Qual, während welcher unsere Träger nur vier Mal angehalten und sich wenige Minuten erholt hatten. Eben sank die Sonne, als wir den Gipfel erreichten. Sofort stürzten unsere Träger auf uns zu und baten um ein Trinkgeld. Erst nachdem sie befriedigt waren, konnten wir an den Sonnenuntergang denken. Wir wandten uns und hatten nun das weite Bassin des Golfs von Neapel mit allen Inseln und jenseits der Vorgebirge, über die wir fortsahen, das unendliche, in Nebel verschwimmende Meer vor uns. Wir erkannten, scharf begrenzt gegen den vom abendlichen Himmel beleuchteten Wasserspiegel, die ausgezackte Form des Gestades, welches sich rechts fast in gerader Richtung bis Neapel hinzog; diese große Stadt glich, mit ihren steinernen, dach-

losen Häusern entfernt unter uns liegend, einem Haufen von viereckigen Kartenhäuschen. Und jenseits des Pausilipps glänzte der kleine Golf von Bajä und zwischen der flachen Insel Procida und dem gebirgigen Ischia der breite Wassergürtel, der die Meerbusen von Neapel und Gaëta verbindet. Rechts über Neapel hinaus senkte sich der westliche Horizont auf das Meer und auf die Küste des Golfs von Gaëta hinab. Violette Wolkenschichten lagerten hier und trugen den blutrothen Sonnenball, der feurige Streifen über die dunkeln Wolkengebilde ausgoß, welche in den Horizont des Meeres hineinragten und sich hier allmälig in bläuliche Nebel auflöseten. Fernere Gegenstände ließen sich nicht erkennen. Schnell war die Sonne hinter die finstere Wand hinabgesunken. Nur noch hier und da sandte sie durch die Fugen der Wolkenschichten roth glänzende Strahlen. Das eigenthümliche Gefühl, von einem Vulkan herab das Naturschauspiel des Sonnenuntergangs zu betrachten, und fern von der Heimath auf ein fremdes Meer und fremde Gefilde herabzublicken, verschönte, was wir sahen. Denn gewiß kann, die Wahrheit zu gestehen, die Luft in nördlichen Regionen nicht unreiner und unklarer sein, als wir sie hier in den hesperischen Gefilden unausgesetzt antreffen. Nichts als Dünste, wohin man blickt! —

Die Sonne war verschwunden, und wir überschauten nun neugierig den Ort, auf dem wir uns befanden. Wer nie einen feuerspeienden Berg bestiegen hat, wird glauben, daß wir uns auf dem äußersten Rande eines ungeheuern Kraters befanden. Allein dies war keineswegs der Fall. Der Heraufsteigende erblickt vielmehr, auf dem Gipfel des

Vesuvs angekommen, vor sich ein ungeheueres, mit schwarzen und bräunlichen Felsentrümmern bedecktes Feld, welches fast eine Viertelmeile (5624 franz. Fuß) im Umfange hat und rings von schmalen und ausgezackten schwarzen Felsenklippen; die besonders rechts und links noch ein Paar hundert Fuß hoch sein mögen, eingeschlossen ist. An der Seite, wo man hinauf kommt, hat die Lava dies Felsenriff fortgespült. Im Hintergrunde des großen Trümmerfeldes erhebt sich ein zweiter mächtiger, ganz schwarzer, kegelförmiger und mehrere hundert Fuß hoher Aschenberg, den man von unten nicht sehen kann, weil die Felsenklippen ihn verdecken. Dieser Berg, sagte uns Salvator, habe sich erst bei den letzten Eruptionen gebildet; auf seiner Höhe seien die neuen Krater des Berges befindlich; der alte Krater liege rechts von uns in der Mitte der Trümmer, auf denen wir uns befänden. Wirklich bemerkten wir jetzt, daß leichte Rauchwolken auf dem Gipfel des schwarzen Aschenkegels vor uns lagerten; eben so rauchte die Spitze der Felsenklippe zur Linken in der Nähe des Kegels. Es ist nicht möglich, eine Beschreibung von der entsetzlichen Verwüstung zu machen, die sich dem Auge darstellt, wenn man das Trümmerfeld des alten Kraters näher betrachtet. Der kühnste Mann zittert, wenn er auf diese grausigen Denkmäler allgemeiner Naturkräfte seinen Fuß setzt. Es gemahnt ihn, als sei es frevelnde Versuchung, diesem schrecklichen Grabgewölbe zu nahen, die Geheimnisse dieser furchtbaren Werkstätte zu erforschen. Alles war still, wie im Schooße der Verwesung; kein Lüftchen rührte sich auf dieser Höhe, auch war es nicht kalt, wie auf den nördlichen Gebirgen, sondern es herrschte milde Wärme. Ein durchdringender Schwe-

felgeruch erfüllte die Atmosphäre. So weit wir sahen, bemerkten wir auf der Höhe nirgend eine ebene Stelle; überall lagen poröse und scharfkantige Lavaschlackenfelsen neben und über einander, an vielen Stellen dick mit dem schillernden Gelb des Schwefels und mit weißem Salze überzogen. Diese hellen Farben auf dem Schwarz und Dunkelbraun der Felsentrümmer und Randklippen erhöhen das Grausige der Gegend. Dicht neben dem Orte, wo wir die Höhe erreicht, befinden sich einige Lavaplatten, welche stets von dem unterirdischen Feuer sanft erwärmt sind. Hier legten sich unsere Träger nieder, um ihre von Schweiß durchnäßten Lumpen zu trocknen und sich zu erholen.

Salvator forderte uns nun auf, zu eilen, damit uns nicht die Finsterniß überrasche, bevor wir alle Geheimnisse des Vulkans gesehen. Unsere Reisegefährtin war von der bloßen Anstrengung beim Herauftragen so erschöpft, daß sie, auf ihrem Tragsessel sitzend, unter C'estàdire's Bewachung zurückblieb. Wir übrigen, Salvator und die Eigenthümer der Pferde und Esel machten uns auf den Weg. Wir kletterten, mit Stöcken versehen, über die furchtbaren Felsenblöcke fort, die rings vor uns lagen, um nach dem alten Krater und der äußersten Felsenwand zur Rechten, die uns schwefelgelb entgegenschillerte, zu gelangen. Oft klimmt man empor, oft hinab. Die Felsenblöcke sind auf den flachen Seiten so rauh porös, daß man damit das Fleisch von den Knochen reiben, und an allen Ecken so scharf, daß der geringste Fehltritt eine gefährliche Verwundung herbeiführen könnte und mindestens Kleider und Stiefel zerreißen würde. Ich hatte bisher geglaubt, daß die Lava in glatten Strömen dahinfließe und auch so

erkalte, und äußerte dies gegen Salvator. Er erklärte, daß dem auch so sei, und zeigte mir an einzelnen Stellen solche erkaltete, glatte, grauschwarze Lavaströmungen, welche theils unter den Felsenblöcken, theils zwischen denselben hinliefen. Zu gleicher Zeit belehrte er uns, daß die Lavablöcke erkaltete Lavaschlacken seien, die oben auf der flüssigen Lava schwämmen und sich seitwärts absetzten, oder sich in und über einander schöben und dann liegen blieben, während der flüssige Theil der Lava sich weiter ergösse. An einzelnen Stellen waren die Lavaschlacken unter uns noch fast glühend heiß, so daß wir in größter Schnelligkeit darüber hinspringen mußten; an andern Stellen drang aus den Ritzen der Felsen unter uns heißer, erstickender Schwefeldampf empor, und mehrmals waren wir nahe daran, Luft und Besinnung zu verlieren. Plötzlich zeigte uns Salvator in der Mitte des Trümmerfeldes, auf dem wir wandelten, ein tiefes, jedoch nur etliche Fuß breites Loch zwischen den Felsentrümmern, mit der Bemerkung, daß es der alte Krater sei. In der dunkeln Tiefe leuchtete es wie feurige Kohlen; ein Beweis, daß das Feuer noch nicht erloschen ist. Nicht weit davon fanden wir an mehrern Stellen die Lava des letzten Ausbruchs noch roth glühend. Salvator steckte seinen Stab hinein und augenblicklich loderte er in Flammen auf. Nun wurden Fackeln angezündet und wir traten den Weg nach dem neuen Kegel an. Auch jetzt glühte es oft unter unsern Füßen. Mit unaussprechlicher Anstrengung und bis an die Knie einsinkend, erreichten wir nach mehr als viertelstündigem Steigen die Spitze des neuen Kegels. Dieser Kegel

besteht blos aus einem schwarzen, mürben und trockenen Schlacken- und Aschengeröll. Oben umgiebt eine mürbe, an einzelnen Stellen nur ein Paar Fuß breite Wand, welche von diesem Geröll gebildet wird, den neuen Krater, aus dem, etwa 50 Fuß tief, drei cirkelrunde, dicht hinter einander folgende und ungefähr 12 Fuß im Durchmesser habende Löcher von geheimnißvoller Tiefe entgegen gähnen. Es war leider dunkel geworden. Die Führer wagten nicht mit den Fackeln hineinzuleuchten und hielten dieselben abwärts nach außen den Aschenkegel hinab. Hier oben nun brachten wir unsern entfernten Freunden in der Heimath ein Lebehoch *).

Schnell rutschten wir dann den Aschenkegel hinab und klimmten unter Salvator's Anführung im Schein der Fackeln, welche die Gegenstände rings umher grausig beleuchteten, über die Felsenblöcke nach dem Orte zurück, von wo wir ausgegangen waren. Es ist mir unbegreiflich, wie es möglich ist, sich hier oben in der Dunkelheit der Nacht zu finden. Wir waren eine Stunde abwesend gewesen. Wir setzten uns nun hin und verzehrten etwas von den mitgenommenen Lebensmitteln, wobei uns unsere Begleitung wacker half. Die verhungerten Träger mochten lange nichts Kräftiges genossen haben. Ich kann diese Leidensgestalten nicht vergessen. Unsere Gefährtin erzählte uns mit großer Rührung, daß diese Leute während unserer Abwesenheit nicht geschlafen, sondern, auf den Lavaplatten liegend, unaufhörlich mit

*) Neuern Nachrichten zufolge ist dieser Aschenkegel bei der Eruption im September 1834 wieder zusammengestürzt.

einander geflüstert hätten, und daß ihr drittes Wort stets buona man', buona man' und Eccellenze gewesen sei. Entweder ließ sie also die Freude über das erhaltene Trinkgeld nicht schlafen, oder sie berechneten todesmüde dennoch, wie und wo sich wohl noch ein Trinkgeld darüber werde verdienen lassen.

Es war 9 Uhr, als wir aufbrachen. Mit ungeheuern Sätzen rutschten wir, bis über die Knie in der Asche steckend und dem fortgleitenden, trocknen Geröll uns hingebend, von unsern Fackelträgern angeführt, in einer Viertelstunde den großen Kegel hinab, zu dessen Besteigung fünf Mal längere Zeit nöthig gewesen war. Wir fanden die Schildwacht bei unsern Thieren. So ermüdet wir waren, durften wir uns doch noch nicht wieder aufsetzen; man rieth uns, die sehr abschüssigen Stellen zwischen dem Kegel und der Wohnung des Eremiten zu Fuße zurückzulegen, weil die Thiere auf dem harten Boden und in der Dunkelheit der Nacht und bei dem ungewissen Schein, den die Fackeln über die Gegend verbreiteten, im Hinabsteigen leicht stürzen könnten.

Beim Eremiten angekommen, ließen sich unsere beiden Reisegefährten elendes Brot und Krätzer vorsetzen, und entfernten sich in das Haus. Es verging geraume Zeit, ohne daß sie zurückkehrten. Ich folgte ihnen daher. Eine enge, hühnersteigartige, schmutzige Treppe führte mich in eine ekelhafte Höhle im zweiten Stockwerke, wo die beiden jungen Männer an einem langen Tische auf einer Bank saßen und zechten. Kaum war ich eingetreten, als C'est dire, der sich in einem Nebengemach befand, laut zu winseln und zu wehklagen an=

fing. In seinen Jammer mischte sich die tröstende Stimme des Eremiten. Mein Bruder ging hinaus, um sich nach der Ursache zu erkundigen, und kehrte mit der Nachricht zurück, C'estàdire habe beim Herabspringen vom Aschenkegel des Vesuvs fünf Piaster aus der Westentasche verloren. „Der arme Teufel," setzte er hinzu, „that mir so herzlich leid, daß ich ihm das Verlorene sogleich wiedergegeben habe." C'estàdire's Thränen waren nun schnell getrocknet. Wenn ich ihm Unrecht thue, so möge er es mir vergeben; allein bei reiflichem Nachdenken sind wir jetzt Alle überzeugt, daß — er uns eine Farce gespielt, und die geschenkt erhaltenen fünf Piaster mit seinem Freunde, dem Eremiten, Klausner, Kneipenwirth, Weinbauer, oder wie man ihn sonst nennen will, über unsere Leichtgläubigkeit lachend, getheilt hat. Ein Italiener thut, wie ich schon angeführt, nichts umsonst; die Besteigung des Vesuvs war eine außergewöhnliche Anstrengung, zu der sich C'estàdire nicht verpflichtet hielt; seine Begleitung uns abzuschlagen, oder außerordentlichen Lohn für dieselbe zu verlangen, war nicht statthaft; sonach entschloß er sich, uns zu begleiten, aber auch gleichzeitig, sich dafür selbst bezahlt zu machen. Er rechnete die Anstrengung, den Aschenkegel zu besteigen, fünf Piaster; ein hübsches, angemessenes, rundes Sümmchen, da acht Menschen für das Hinaufschleppen des beladenen Tragsessels zusammen nur vier Piaster erhalten. Wie gesagt, wir mögen ihm Unrecht thun; allein wir können uns von dem Gedanken nicht befreien, daß wir betrogen worden sind, und es verlohnte wohl der Mühe zu erforschen, ob nicht

mit andern Reisenden auf dem Vesuv derselbe Versuch gemacht worden ist.

Wir setzten nun unsere Rückkehr fort. Inzwischen war der Mond, der bis dahin hinter den tief lagernden Wolken verborgen gewesen war, hervorgetreten, er stand schon ziemlich hoch vor uns und beleuchtete, wiewohl heut nur der Eintritt des ersten Viertels erfolgt ist, mit vieler Klarheit unsern Weg. Der Himmel war völlig wolkenlos und prangte mit unzähligen Sternen, wenn gleich nicht schöner, als in unserm Vaterlande. Die Nacht war mild; kein Lüftchen wehte. Links vor uns spiegelte sich der Mond in der glänzenden, schweigenden Wasserfläche, während sich die Ufer des Golfs in den Duft der Nachtnebel hüllten, durch welche die zahllosen Lichter Neapel's zu uns herüberschimmerten. Zur Rechten flammte vor uns in weiter Entfernung der Leuchtthurm von Mola di Gaëta. Es war eine entzückende Nacht. Und als wir wieder in den am Abhange des Vesuvs gelegenen Weingärten dahinritten, schwand bald das Meer, durch Mauern, Laubwerk oder Erhöhungen verdeckt, bald zeigte es sich wieder, und streute in die Lücken der in nächtliches Dunkel gehüllten Weinreben den Silberglanz des Mondlichts, das zitternd in seinem Wellenschooße hüpfte.

Um halb zwölf Uhr erreichten wir die Wohnung Salvator's in Resina. Hier galt es nun erst, 22 Italiener durch Bezahlung zufrieden zu stellen. Es gelang, indem wir L'estadire's Anweisungen befolgten. Der Fremde thut wohl in Italien, stets diejenigen Italiener, die durch Vortheil an ihn gekettet sind, in Zahlungsan=

gelegenheiten um Rath zu fragen. Der Pöbel wagt keinen Einwand mehr, wenn er sieht, daß seine Forderung durch einen Landsmann festgesetzt wird. Ungeachtet Alles bezahlt und nochmals Trinkgeld gegeben war, verfolgten uns unsere Begleiter bis an den Wagen. Mit schneidender Stimme verlangte der Eine aus diesem, der Andere aus jenem Grunde noch ein außerordentliches Trinkgeld, und so belaufen sich die Gesammtkosten der Vesuvreise auf mehr als 50 Thaler! —

Um halb ein Uhr Nachts hielten wir in Neapel vor unserm Hotel.

Heute früh, am 25. Juni, fanden wir bei unserm Eintritt in den Salon eine Menge Darstellungen von Ausbrüchen des Vesuvs in Gouache gemalt, zum Kaufe ausgelegt. Klüglich war dies bis nach unserer Besteigung des Vulkans aufgeschoben worden. Bei diesen Bildern allein gebe ich zu, daß sie von der Natur übertroffen werden. Das prachtvolle Schauspiel der Eruption eines feuerspeienden Berges malt kein Pinsel; keine Farbe erreicht den Glanz des Feuers. Wie beklagenswerth sind wir, daß wir keinen Ausbruch des Vesuvs zu sehen bekommen! —

Auf den Balkon heraustretend fanden wir, ungeachtet die Sonne schien, Meer und Gestade in der Nähe und Ferne in einen dicken, trüben Dunst gehüllt. Der Himmel hatte eine matte und graublaue Färbung. Die Luft war schwül. Wir kleideten uns, wie bisher stets in Italien, in unsere Tuchkleider; denn die Hitze

war so, wie sie im nördlichen Deutschland sehr oft zu sein pflegt. Da erschien unser Hauswirth, große Schweißtropfen auf der Nase und luftig in Nanking gekleidet. Wir fragten ihn, was der Dunst bedeute? Stöhnend und sich mit dem Tuche fächelnd, als ob er der Hitze unterliege, antwortete er: Heut ist Scirocco, ach, eine erschreckliche Hitze! — Ich erklärte ihm, daß wir es gar nicht heiß fänden, und zeigte auf unsere Tuchbekleidung; er konnte dies nicht begreifen und fuhr fort zu stöhnen. Ich hatte mir unter dem Scirocco einen fühlbar wehenden, glühend heißen und abspannenden Wind gedacht. Wir fühlten aber wenig oder gar keine Bewegung der Luft; es war eher eine schwüle Windstille und die Hitze wirklich ganz erträglich. Auch die Meinung, die sich über den Scirocco verbreitet hat, muß ich sonach für irrthümlich erklären.

Herr Anastasio hatte uns für den heutigen Vormittag Eintrittskarten zum Museum verschafft, und wir eilten es zu besuchen. Man gelangt von der Straße in die mit Säulen und kolossalen Reiterstatuen gezierten Vorhallen, denen sich rechts und links große Säle anschließen. Schöne breite Treppen führen zu den obern Gemächern. Im Hintergrunde zeigen sich dem Eintretenden weite Höfe, in denen Trümmer von Säulen, Kapitälern *), Friesen, Grabmälern und Statuen vertheilt sind.

Das Museum besteht aus sechs Abtheilungen: 1) aus der Sammlung von Statuen, die der königlichen

*) Kapital heißt in der Baukunst der Knauf oder das Haupt einer Säule.

Familie theils durch Erbschaft vom Hause Farnese, theils durch die Ausgrabungen in Herkulanum und Pompeji zugefallen sind; 2) aus der Gemälde-Sammlung; 3) aus der Sammlung der etruskischen Vasen und der zu Herkulanum und Pompeji gefundenen Bronzen, Medaillen, Geräthschaften, Wandgemälde und anderer Gegenstände; 4) aus den Papyrusrollen *) Herkulanums; 5) aus der Bibliothek, welche 150,000 Bände enthält, und 6) aus einer Sammlung ägyptischer Alterthümer.

Unter den Statuen bewunderten wir den kolossalen farnesischen Herkules, nach der Inschrift ein Werk Glikon's, des Atheniensers, und die Gruppe des farnesischen Stiers, ein Werk des Apollonius und Andriskus, welches in Lebensgröße darstellt, wie Dirce, zur Strafe wegen der Mißhandlung der Mutter Amphion's und des Zethus, von Beiden an die Hörner eines wilden Stiers gebunden wird, der sie nach der Mythe zerschmettert hat. Sowohl der Herkules als die Gruppe des Stiers sind in den Bädern des Caracalla zu Rom gefunden worden. Die berühmte Venus Kallipygos (aux belles fesses) ist ein treffliches Seitenstück zur mediceischen Venus zu Florenz; wiewohl der Marmor eine fast braungelbe Farbe angenommen hat, scheint er doch noch so lebendig, daß man unwillkürlich mit der Hand über die reizenden Wellenlinien der lebensgroßen Statue hinfährt und kaum die Kälte des Steins fühlt.

*) Alte Handschriften auf Papier, welches aus der ägyptischen Papierstaude bereitet worden.

Außerdem verdienen eine schön drapirte Bildsäule des Aristides, die Reiterstatuen der beiden Balbus aus dem Theater zu Herkulanum, und eine Menge von Marmorbüsten römischer Helden und Kaiser, sämmtlich von natürlicher Größe, bemerkt zu werden. Die Büste des Julius Cäsar gleicht auffallend Napoleon. Soll man nicht an eine Seelenwanderung glauben? —

Die Gemäldesammlung enthält wenig Ausgezeichnetes. Dagegen ist die Sammlung der etruskischen Vasen sehenswerth. Diese sind aus Thon gebrannt, von verschiedenartiger, oft schöner Form, in der Regel von rother Farbe mit eingebrannten schwarzen Zeichnungen, oder schwarz mit rothen Zeichnungen. Diese Zeichnungen bestehen meistens nur aus schlechten Conturen menschlicher Gestalten, und sind nicht viel besser, als die jetzigen Malereien auf unserem Töpfergeschirr.

Allein mit unbeschreiblichem Gefühl betrachteten wir die aus den verschütteten Städten zu Tage geförderten häuslichen Geräthschaften. In einer Menge von Sälen, wo man die kostbarsten und schönsten Musivfußböden mehrerer Zimmer aus Herkulanum und Pompeji eingelegt hat, sind sie zum Theil auf musivisch verzierten, antiken Tischen ausgestellt, so daß man mitten unter den Alten zu wandeln glaubt. Zuvörderst sieht man Küchengeräthschaften aller Art, tragbare Kochöfen, Gefäße für das warme Wasser, Pastetenformen, Pfannen, namentlich eine merkwürdige Pfanne mit einer Menge zirkelrunder, gewölbter Vertiefungen, offenbar bestimmt, Eier darin zu bereiten, Siebe, Roste, Dreifuße, sämmtlich von Erz und ganz den unsrigen ähnlich. Dann folgt

ein Zimmer mit bronzenen Kandelabern, Lampen und Ampeln von der verschiedenartigsten Gestaltung. Auf einem Bronzetischchen erhebt sich ein kleiner Pilaster, woran mehrere Lampen hängen, die mit Stierköpfen geziert sind; auch steht hier ein bronzenes Bäumchen, von dessen Zweigen fünf Lampen herabhängen, deren jede an drei Kettenschnüren befestigt ist. Die Kandelaber haben zuweilen Mannshöhe, auf jedem derselben befindet sich eine Lampe. Eine andere Art der Erleuchtung als durch Lampen kannten die Pompejaner nicht. Auch sieht man hier Laternen, in denen das Lampenlicht durch dünne Talkblättchen schimmerte. Hierauf folgen eine Menge von bronzenen Altären, heiligen Gefäßen, Vasen und Penatenbildern *). Einer der Altäre ist zum Zusammenlegen eingerichtet. Drei Sphinxe **) bilden einen Dreifuß, auf dem der Altarkorb stand. Man erblickt auch eine Sella curulis ***) und ein Bisellium †). Endlich tritt man in ein kleines Gemach, in dem Brustharnische und Waffen aufgestellt sind. Allein nur die Gegenstände von Erz sind erhalten; die von Eisen zeigen sich ebenfalls oxydirt und unförmlich. Hier hängt auch eine runde Bronzescheibe mit Klöppel, welche als Glocke (aes sonans) gebraucht wurde.

---

*) Penaten waren die Haus- und öffentlichen Schutzgötter der Römer. Sie bestanden aus kleinen steinernen, metallenen oder hölzernen Jünglingsfiguren, mit einem Spieße in der Hand.

**) Das bekannte Ungeheuer in Gestalt eines ruhenden Löwen mit einem Mädchenhaupte.

***) Stuhl für die Consuln, Prätoren und Aediles curules, welcher zusammengelegt werden konnte.

†) Ein zweisitziger Stuhl.

In Glasschränken werden eine Menge kleinerer Gegenstände, die indessen das höchste Interesse in Anspruch nehmen, aufbewahrt. Es sind Kantharen für die Pferde, Sporen, Schlösser, Schlüssel, chirurgische Instrumente (worunter sogar eine Geburtszange, den jetzt gebräuchlichen sehr ähnlich), Schreibzeuge, Pettschafte und dergleichen. In einem andern Zimmer sieht man Reste von knöchernen und metallenen Kämmen, Metallspiegelchen, Schminktöpfchen mit rother Schminke, Nähnadeln, Fingerhüte! Ein Schrank verschließt alte Theaterbillets, d. i. kleine, viereckige, metallene Tafeln, auf denen der Name des Stücks und des Verfassers und die Nummer der Sitzreihe angegeben ist; ein anderer alte musikalische Instrumente, die indessen sehr zerstört sind und deren Gebrauch sich kaum noch enträthseln läßt. Eins derselben glich fast einer Klarinette. Ueber die Musik der Alten sollen wir nun einmal im Dunkeln bleiben. — Noch erwähne ich eines Malerapparats, mehrerer wohlerhaltener Erd- und Mineralfarben, eines kleinen Steins zum Farbenreiben und einer Palette mit Rosenfarbe, die schon zum Malen bereitet war. —

In einem abgesonderten großen Zimmer befinden sich die ausgegrabenen Glassachen. Meistentheils haben dieselben eine mattgrüne oder bläuliche Farbe und sind in der Regel nur halbdurchsichtig. Es sind Flaschen, Vasen, Schalen und Becher von verschiedener Form; die Flaschen haben, wie noch jetzt in Italien, einen langen Hals und runden Bauch.

Allein das merkwürdigste aller Zimmer ist das Kabinet der Lebensmittel und Kostbarkeiten. Zur Linken der Eingangsthür steht ein Schrank mit Glasthüren, der Gegen-

stände enthält, bei deren Betrachtung man zu träumen glaubt. Hier erblickt man ein rundes, schwarz gewordenes Brot von $\frac{3}{4}$ Fuß im Durchmesser, noch mit dem Zeichen des Bäckers versehen; Eier und Eierschalen; ein Gefäß mit Mehl, welches letztere einem mürben, gelblich weißen Steine gleicht; schwarz gewordenen Sauerteig, mit dem Eindruck der Serviette, in die er eingeschlagen war; eine Schüssel mit Lammknochen; — in verschiedenen neuern gläsernen Fläschchen Hirse, Korn, Datteln, Mandeln, Pinienäpfel, Nüsse, getrocknete Feigen, Weinbeeren und Johannisbrot: sämmtlich von schwarzer Farbe; endlich in antiken gläsernen Amphoren Wein, der zu einer dichten Masse zusammengetrocknet ist, und Oel. Auch liegen hier die Fetzen eines Geldbeutels, welchen, wie der Aufseher uns erzählte, die Gattin *) des Arrius Diomedes mit Geld und Schmucksachen in den Händen gehabt haben soll. Man hält diese Fetzen für Stückchen geschwärzten Feuerschwamms. In einem kleinen Töpfchen zur Linken des Schrankes befindet sich ein Häuflein weißer Asche. Mit tiefster Rührung hörten wir, dies seien die Ueberbleibsel des an der Luft zusammengefallenen Gerippes dieser Frau! —

Auf zwei Tischen liegen die Schmucksachen, die in Herkulanum und Pompeji ausgegraben worden sind; goldene Ringe, Halsketten, Armspangen, zum Theil von

*) Als wir in Pompeji waren, sagte uns der dortige Cicerone, wie sich der Leser erinnern wird, man habe das Skelett des Hausherrn mit Geld und Kostbarkeiten in den Händen gefunden. Männliche und weibliche Gerippe sind sehr leicht von einander zu unterscheiden; der Schmuck deutet auf ein Frauenzimmer. Man sieht hier, wie wenig man den Angaben der Ciceroni Glauben beimessen kann. Ich halte die Angabe im Museum für die richtige.

recht feiner Arbeit, wenn gleich nicht mit den Leistungen der Gegenwart zu vergleichen, Tressen und Goldblättchen. Hier zeigte man uns auch eine Halskette, welche angeblich des Diomedes Frau in den Händen hatte. Ach, diese Halskette besteht noch; ihr Umfang ist größer, als das Häufchen Staub, welches die Besitzerin vorstellt, die einst mit dem Golde geziert war! An einem der goldenen Ringe bemerkt man das Zeichen der Freundschaft: zwei in einander geschlungene Hände. An Silber sahen wir einige Schüsseln, kleine Dreifüße, ein Paar kurze Löffel, ein Paar Gabeln, Spiegelchen, Ringe und kleine Basreliefs. Insbesondere bewunderten wir ein kleines silbernes Sieb, fast wie unsere Theesiebe gestaltet, dessen Löcher haarfein und in zierlichster Ordnung ausgearbeitet sind. —

Die Wandgemälde werden in abgesonderten Sälen, an der Wand hängend oder eingefugt, aufbewahrt. Mit bestem Willen habe ich auch heute an ihnen nichts Außerordentliches finden können. Ihrer Beschaffenheit ist bereits oben Erwähnung geschehen. Man vergesse nicht, daß die Alten nur vier Hauptfarben kannten. Nur wenig Bilder sind al fresco*), die meisten vielmehr in Wasserfarben auf Stuck gemalt. Die Zeichnung ist zuweilen gut, die Perspective meist nur angedeutet. Interessant sind und bleiben sie, insofern auch sie dazu beitragen, uns mit dem häuslichen und öffentlichen Leben der Alten genauer bekannt zu machen. Man sieht auf dem einförmigen, glänzenden Braunroth der Wände oder auf ei-

*) Freskomalerei von fresco, frisch, nennt man die Malerei mit Wasserfarben auf noch frischem Kalkgrunde.

nem Grunde von anderer Farbe Götter, menschliche Figuren, besonders geschichtliche Darstellungen, Thiere, Früchte, Geräthschaften und musikalische Instrumente. Auch Landschaften sahen wir und Gärten mit Vogelhäuschen und Springbrunnen; sie waren aber höchst elend, wahrhaft chinesisch gemalt. Auf einigen kleinen, noch schlechteren Bildern ist der von den Römern adoptirte ägyptische Religionskultus dargestellt: hierher sollten Forscher ihre Blicke vorzugsweise richten, wer weiß, welche anderweite Verständnisse dies herbeiführen könnte!

In dem Saal der Wandgemälde zeigte man uns in einem verschlossenen Kästchen auch noch ein Stück verhärteter Asche mit dem Abdruck einer weiblichen Brust, so wie einen wohlerhaltenen Menschenschädel.

Hierauf besahen wir die Papyrusrollen und hatten Gelegenheit, die sinnreiche Art ihrer Abwickelung zu bewundern. Eine solche Rolle ist etwa einen Fuß lang, zwei bis drei Zoll dick, selten rund, sondern breit und eckig zusammengedrückt, und sieht ganz schwarz und verkohlt aus. Nur undeutlich schimmern auf dem Schwarz des Papyrus die noch schwärzeren Schriftzüge. An den Wänden umher hängen einzelne schon aufgerollte Blätter in Rahmen; die noch nicht aufgerollten Manuscripte füllen einen großen Schrank an. Es beschäftigen sich mehrere Personen mit dem Abwickeln. Das Manuscript wird auf dünne Goldschlägerhäutchen, die mit Gummi bestrichen sind, mit Hilfe von Seidenfäden vorsichtig abgerollt. Der Papyrus bleibt an den klebrigen Blättern sitzen, die so dünn sind, daß jeder Buchstabe durchschimmert. Freilich zerreißt das

morsche Manuscript an einzelnen Stellen und es entstehen manche Lücken.

Die Bibliothek ließen wir unbesichtigt und schlossen mit dem ägyptischen Kabinet. Hier finden sich in großer Menge ägyptische Alterthümer, unter andern, außer mehrern Mumien in Särgen, vier vollkommen abgewickelte und vorzüglich gut erhaltene Mumien in langen gläsernen Kasten. Für diejenigen, welche noch nie eine Mumie gesehen, erwähne ich, daß sie von schwarzer Farbe — (tausendjähriges Alter färbt, wie ich nun vielfach Gelegenheit gehabt habe zu bemerken, schwarz —) und mit einem glänzenden Firniß überzogen sind. Wiewohl zusammengeschrumpft, ist doch noch viel Fleisch daran; alle Wellenlinien des menschlichen Körpers treten noch sichtbar hervor; doch haben die Lenden etwa nur die Dicke eines kräftigen Oberarms, die Arme dagegen sind skelettartig zusammengetrocknet. Die Augen und Nasen sind eingesunken; der Mund ist geöffnet und zeigt im schwarzen Gaumen noch einzelne schneeweiße Zähne. Eine weibliche Mumie hatte schönes, langes, wohlerhaltenes, hellbraunes Haar. Wer denkt sich so das Haar einer Afrikanerin? Die gewölbt hervortretende Brust zeigte beim Anfassen noch Elasticität, und dennoch sind Jahrtausende vergangen, seit sie aufgehört hat zu schlagen! —

Wir verließen das Museum vollkommen befriedigt und mit dem festen Entschluß, es öfter zu besuchen. —

Sehr hungrig und ermüdet kehrten wir erst spät nach unserem Gasthofe zurück. Wiewohl wir uns nun fast acht Tage in Neapel befinden, und stets gehört haben, daß Makaroni das Lieblingsgericht der Neapolitaner seien, so

hat man uns dasselbe doch noch nicht vorgesetzt, und wir waren dadurch veranlaßt worden, es uns zu heut Mittag ausdrücklich zu bestellen. Allein, wer Makaroni essen will, muß dies nicht in Italien thun. Wir erhielten, wie in Capua, lange, schlangenartig gewundene, grauweiß aussehende, steinharte, sandige, abscheulich schmeckende Röhren von Staub und Maismehl, eine gute Speise für Bootsknechte. Beim Dessert überraschte man uns aber mit den köstlichsten Pflaumen.

Nach Tische lockte uns eine wunderliche Musik, die von der Chiaja emporscholl, auf den Balkon. Es waren acht Knaben von 14 bis 16 Jahren, blos mit Hemden, Jacken und kurzen Hosen bekleidet, aus der Hefe des Volks, die abenteuerlich mit rothen, runden, czakotähnlichen Mützen ohne Schirm, auf denen sie Hahnenfedern angebracht, tanzend heranzogen. Kaum hatten sie uns wahrgenommen, als sie Halt machten, und vier von ihnen zur Musik der Andern einen ächt nationellen und charakteristischen Tanz aufführten. Die Instrumente der vier Musiker bestanden aus einer Rohrpfeife, aus Kastagnetten, aus zweien länglichen Stücken Holz, die klappend zusammen bewegt wurden, und aus einer Art kleiner Trommel, deren Beschaffenheit ich zu beschreiben nicht im Stande bin. Der Spielende hielt sie unter dem linken Arme, stieß einen Stab, den er in der Rechten hielt, in das nachgebende Fell hinein und zog ihn wieder heraus, beides in ununterbrochener taktmäßiger Bewegung, wodurch der dumpfe Ton eines Tambourins hervorgebracht wurde, welches mit dem feuchten Daumen gestrichen wird. Es läßt sich denken, daß diese Musik höchst eigenthümlich klang, zumal die Rohr-

pfeife recht gut geblasen wurde. Man spielte die Melodie der Tarantella *). Die Tänzer führten zuvörderst mit raschen Bewegungen einen kriegerischen Tanz aus, wobei sie hüpfend ihre nackten Beine nach dem Takte stets hinter einander vor sich auswarfen und die Arme bogenförmig emporhoben und sinken ließen. Dann gingen sie in eine Pantomime über. Es schien, als sollte Einer von ihnen einen Verwundeten vorstellen. Seine Geberden waren besonders ausdrucksvoll; Schmerz und Trauer lag in seinen Gesichtszügen. Endlich sank er wie sterbend zur Erde nieder und blieb einige Sekunden regungslos liegen. Die Musik tönte dazu leiser und langsamer. Während er an der Erde lag, drückten die übrigen Tänzer mit den lebhaftesten Geberden Schmerz über den Tod ihres Kameraden aus. Plötzlich aber sprang der vermeintliche Todte empor, der rasche kriegerische Tanz begann von Neuem und die Musik erklang wieder lustig und frisch. Hiermit endigte die Vorstellung. Die acht Mützen wurden nun demüthig nach unserm Balkon emporgehalten, und es regnete von demselben Carlini herab.

Wir fragten C'estàdire, ob dieser Tanz die Tarantella gewesen sei. Er verneinte es aber und bemerkte, daß man nur die Pas derselben gemacht habe. Auf unsere fernere Frage, ob er uns denn nicht an einen öffentlichen Ort hinführen könne, wo sich das Volk mit der Tarantella belustige, antwortete er, daß es einen solchen Ort nicht gebe.

*) Ein Tanz, der seinen Namen von der Stadt Taranto in Italien hat, wo er erfunden wurde. Der Unsinn, welcher in Italien überall Wunder sieht, fabelt freilich, der Biß der Tarantelspinne verursache eine wahnsinnige Tanzwuth, welche nur durch das Vorspielen einer gewissen Melodie geheilt werden könne, und diese Melodie heiße nach der Tarantelspinne Tarantella.

Wir forderten ihn daher auf, uns in unserem Zimmer die Tarantella vortanzen zu lassen, und er versprach, zu morgen Nachmittag dafür Sorge tragen zu wollen. Lebhaft erinnerte uns dies Versprechen an das des venetianischen Cicerone Bulgaris, uns Sänger zu miethen! Die italienischen Reisebeschreiber wollen überall und an allen Ecken und Enden in Italien nationelle Eigenthümlichkeiten und Gebräuche unter dem Volke wahrgenommen haben; wir können nur die Begräbnisse, das Amorraspiel und den so eben beschriebenen Tanz der Knaben als solche Erscheinungen anführen; sonst sahen wir, ohne vorgängige Bestellung und Bezahlung, nichts der Art!

Abends fuhren wir abermals auf der neuen Straße des Pausilipp spazieren. Die ganze Gegend war in einen dicken, gelbgrauen Qualm gehüllt, so daß wir Neapel von der Spiaggia mergellina (dem Mergellinastrande) aus kaum erkennen konnten. Es kann bei uns an einem trüben, nebeligen Wintertage nicht ärger aussehen, als hier unter dem angeblich ewig klaren, hesperischen Himmel im Anfang des Sommers! Der Vesuv lag, wie während der übrigen Tage unserer Anwesenheit, ruhig, schweigend und rauchlos unter den Nebelwolken. Die Färbung des Nebels hatte etwas Schauerliches, und wir meinten, es müsse ein Erdbeben oder ein Ausbruch des Vulkans erfolgen. C'estàdire sagte uns aber, daß an Beides für jetzt nicht zu denken sei. Befremdet fragte ich ihn, ob denn diese grausige Atmosphäre der gerühmte reine Aether Italiens sei? Statt aller Antwort zuckte er blos wieder mit den Achseln.

Dreißigstes Kapitel.

Wiederholter Besuch des Museums. Das Kabinet der Priape. Klassische Gemeinheit. Die Tarantella. C'estàdire tanzt den Shawltanz. Die Karthause S. Martino. Regenwetter und Kälte zu Neapel im Anfang des Sommers. Spazierfahrt im Golf. Der Fischzug. Heimkehr oder Weiterreise, das ist die Frage! — Die Reisenden wollen Capri, Ischia und Pästum nicht besuchen; die Rückkehr wird einstimmig beschlossen. Neapel in Deutschland, eine Falle für Enthusiasten. Neapel in der Stummen von Portici und in der Wirklichkeit! Bittere Enttäuschung.

Neapel, am 26. Juni.

Am heutigen Vormittag besuchten wir zum zweiten Male das Museum, wo man uns Männern nun auch noch das den Damen verschlossene Kabinet der Priape zeigte. Ihr schönen Träume über das klassische Alterthum, wohin seid ihr entschwunden? — Hätte ich Italien doch nie gesehen! — Kein Bordell der Gegenwart dürfte so scheußliche Gemeinheit verhüllen, als die klassischen Pompejaner durch Pinsel und Meißel darzustellen bemüht gewesen sind. Da sieht man Faun und Ziege aus Marmor gebildet in süßer Umarmung, zahllose Priape von allen Größen und Formen in Erz, einen riesigen Phallus mit der Inschrift: hic habitat felicitas*). Ihr rümpft die Nase, ihr Ar-

---

*) Hierin wohnt Glückseligkeit.

chäologen, über den Unwissenden und Flachen, der nicht die tiefere Bedeutung zu erforschen vermag? Ich habe mich schon oben darüber ausgelassen, daß ich nicht anerkennen kann, daß Religionskultus und Sitte des Zeitalters Profanirungen entschuldige. Ich weiß sehr wohl, daß dieser Phallus in dem Hause eines Bäckers gefunden worden, und daß felicitas von den Alterthumsklaubern, denen es schmerzlich ist, ihre gepriesenen Alten entwürdigt zu sehen, durch Fruchtbarkeit übersetzt wird; indessen mögen sie es mir nicht ungütig nehmen, wenn ich die Sache nehme, wie sie liegt, und wenn ich nur die Aeußerung einer gemeinen wollüstigen Seele, und in allen priapischen Darstellungen das Symbol einer entwürdigten Zeit finde. Wie reizend müssen sich die römischen Damen mit dem Phallus um den Hals ausgenommen haben! An den Wänden des Kabinets hängen elend gekleckste Darstellungen viehischer Wollust. Dagegen hat eine Marmorgruppe, der Faun und der Knabe, großen künstlerischen Werth, wiewohl man beklagen muß, daß ein Künstler seine Phantasie mit solcher Darstellung beflecken konnte. Die Gruppe, wenn ich meinem Gedächtniß trauen darf, war etwas über 3 Fuß hoch, stellte einen wollüstigen Faun vor, der einen schuldlosen nackten Knaben in dem Spiel der Rohrflöte unterrichtet. Das Antlitz des Knaben ist von unbeschreiblicher Schönheit; er hat keine Ahnung von dem wüsten Begehren seines Lehrers und schmiegt sich, ohne ihn anzusehen, traulich an ihn, blos mit der Rohrflöte beschäftigt; im Gesicht des Fauns liegt viehische Gemeinheit, mit lüsternem Lächeln betrachtet er den Knaben, einer seiner zottigen Schenkel verbirgt dem Kinde, daß seine Gedanken

sich schon körperlich offenbart haben. — O klassisches Alterthum! —

Nach Tische erschien C'estàdire mit den zur Ausführung der Tarantella geworbenen Leuten. Es war ein junger Fischer mit seiner Schwester und einer Feinwäscherin. C'estàdire erklärte, daß er den vierten Mann abgeben werde. Die beiden Tänzerinnen waren ebenfalls jung und vermuthlich neapolitanische Schönheiten; allein blaß und ohne die mindeste Anmuth. Die Wäscherin, dem Bürgerstande angehörig, trug sich wie eine deutsche Kammerjungfer; die kurze, dicke Fischerin glich in ihrem Kleide von bedruckter Leinwand, mit Schürze und kleinem Umschlagtuch, mit einem weißen, auf den Hinterkopf gedrückten, kleinen, steifleinenen Mützchen und schlechten Pantoffeln durchaus einer deutschen Bauerdirne; ihr Bruder, der blos mit einem Hemd, mit kurzen leinenen Hosen und der bekannten rothwollenen, seitwärts herabhängenden Fischermütze bekleidet war, und braune nackte Waden und Füße zur Schau trug, einem deutschen Bauerknecht. Nichts von Nationalkostüm! C'estàdire zog seinen Frack aus und stellte sich mit dem jungen Fischer seiner Tänzerin gegenüber. Die Tänzer nahmen Kastagnetten in die Hand, und die Fischerin begann einen nur aus wenigen Takten bestehenden, einförmigen Gesang, zu dem sie das Tambourin schlug und mit dem Daumen strich. Man hörte an den schreienden, unharmonischen, heiseren Kehltönen, daß die Sängerin der Hefe des Volks angehörte. Dazu stampfte der Fischer mit seinen nackten Beinen den glänzenden Estrich in der Art, daß er schnell hinter einander und taktmäßig einen Fuß nach dem andern mit der Ferse

aufsetzte und ihn dann nach vorn auswerfend von dem Estrich abglitschen ließ, während er die Arme im Bogen vor sich hinstreckte und mit den Kastagnetten klapperte. C'est-àdire dagegen und die Wäscherin verstanden, sich zu demselben Pas anmuthig zu bewegen; insbesondere wand sich unser vortrefflicher Cicerone wie ein geschmeidiger Aal; ja er faßte endlich ein Schnupftuch an den beiden äußersten Zipfeln und tanzte damit so zierlich, als führe er öffentlich einen Shawltanz im S. Carlotheater auf. Die arme Wäscherin wurde endlich vor Erschöpfung ohnmächtig. Wirklich kann es keinen Tanz geben, der das Blut mehr in Wallung bringt, als die Tarantella. Wir versuchten nachher nur ein Paar Mal die Füße so hinter einander auszuwerfen, wie wir es jetzt gesehen, und fühlten uns sogleich völlig erschöpft.

Wir fuhren darauf nach der ehemaligen Karthause S. Martino, welche am Fuße des Kastells S. Ermo auf einem Berge liegt. Die Kirche ist klein, aber reich an Kostbarkeiten; denn sie strahlt von glänzendem Marmor, Halbedelsteinen und vergoldetem Stuck. Das Klostergebäude wird gegenwärtig von den Invaliden bewohnt. Die Aussicht von diesem Gebäude ist schön. Auf der Seite nach dem Meere erblickt man den Golf und unter sich den nach der Chiaja gelegenen Theil der Stadt; auf der Landseite von einem kleinen Balkon herab tief unter sich den Mittelpunkt von Neapel, so daß man fast alle Straßen und Hauptplätze übersehen kann, und die Straßen wie Striche die Häusermassen durchschneiden. Zur Rechten wird hier das Bild durch den Vesuv, durch das Ufer von Resina und durch den Hafen der Stadt mit seinem Ma-

stenwalde begrenzt. Gegenüber erheben sich die Anhöhen, welche Neapel auf der Landseite umgeben und sich von der Hügelreihe des Pausilipp bis zum Vesuv erstrecken. Fast auf gleicher Höhe mit dem Beschauer zeigt sich jenseits der Stadt das königliche Lustschloß Capo di monte. Man überblickt außerdem einen großen Theil der Campagna felice *). In weiter Entfernung erheben sich die Apenninen, welche den Vesuv von einer Seite umgeben. Schwachbelaubte Rüstern, Wein und Pinien bilden das Grün, womit die Gegend dürftig geschmückt ist. Aus der Stadt herauf tönt das Geschrei der Menschen und das Rollen der Wagen.

Als wir auf dem Balkon standen, fing es an zu regnen. Also nicht blos trübe Atmosphäre, sondern auch Regen giebt es zur jetzigen Zeit in Neapel. Selbst hier im tieferen Süden scheint mithin die Witterung ebenfalls dem Wechsel unterworfen zu sein. Ich werde auch ferner, so lange wir uns in Italien befinden, genau anführen, wenn wir Regenwetter haben, damit sich unzweifelhaft feststellen lasse, inwiefern die angebliche Beständigkeit der Witterung in diesem Lande gegründet sei. —

Nach der Stadt zurückgekommen beschlossen wir, als der Regen aufgehört hatte, eine Fahrt im Golf zu machen. Es war so kalt, daß wir uns die Mäntel holen lassen mußten. — Während wir in der Nähe des Ufers bereits in der Barke hielten und darauf warteten, hatten wir das Vergnügen, einem Fischzuge beizuwohnen. Welch eine Beweglichkeit, welch ein Geschrei der fast nackten Fi-

---

*) Campagna felice, der glückliche Landstrich, das alte Campania, die Provinz, worin Neapel liegt.

scher mit ihren rothen Mützen! Kaum bemerkten sie uns, als sie zu betteln anfingen, und da wir ihnen Geld zeigten, sprangen sie aus ihren Barken in die See und wadeten oder schwammen bis zu uns heran. Wir fuhren dann eine kleine Strecke in den Golf hinein, und überzeugten uns, daß die Aussicht von der neuen Straße am erhöhten Ufer des Pausilipp viel umfassender und schöner ist, als vom Wasser. Der Mond war aufgegangen, und empfindliche Kühlung bewog uns, an der Spiaggia di Chiaja (am Chiajastrande) anzulegen, von wo wir nach Hause zurückkehrten.

Hier fand eine gemeinschaftliche Berathung Statt. Wir kennen nun Neapel zur Genüge, und es fragt sich also, ob wir noch, wie es ursprünglich unsere Absicht war, nach Sicilien reisen, oder den Rückweg in's Vaterland antreten sollen. Allein, was wir von Italien gesehen, und die Versicherung unterrichteter Personen, daß Sicilien ein noch viel abscheulicheres Land als Italien sei, daß es dort keine Landstraßen, keine Posten, keine Gasthöfe, aber des Ungeziefers und Schmutzes noch mehr als hier gebe, daß man dort ebenfalls keine Wälder und Wiesen, sondern nur nackten, vulkanischen Boden und spärliche Bäume, wenn gleich ein Paar Palmen mehr, als auf der Halbinsel, auch Aloen und Kaktus finde, daß selbst dort nur an ein Paar Stellen Pflanzungen von Orangenbäumen befindlich seien, die man, da sie sich etliche Miglien weit erstreckten, Orangenhaine nennen könne, in denen indessen die Schweine auf die Mast getrieben würden: — Alles dies und der Wunsch, die nahe bevorstehende Erleuchtung der Peterskirche in Rom zu sehen, erzeugte in uns den Entschluß, ungesäumt die Rückreise aus den hesperischen Gefilden an-

zutreten. Selbst der Vorschlag, wenigstens Capri und Ischia noch zu besuchen, wurde durch Stimmenmehrheit verworfen. Das Bild der Azurgrotte von Capri, welches uns heut früh verkauft worden ist, könnte zwar den Wunsch erregen, die Fahrt dahin zu machen; allein ein deutscher Landsmann sagt uns, daß es freche Lüge und die Grotte eine gewöhnliche Stalaktitengrotte sei. Wir haben aber die größte Grotte dieser Art, die Adelsberger, gesehen. Ischia endlich würde uns ein Paar elende Fischerdörfer und vielleicht ein Paar Kaktus- und Aloepflanzen oder drittehalb Palmen zeigen, wie wir sie schon bei Terracina gesehen haben. Und so wollen wir lieber die 100 Piaster, welche die Fahrt nach Capri und Ischia bestimmt noch kosten würde, sparen. Es genügt uns, die schönen Formen beider Inseln seit 8 Tagen vor unsern Augen gehabt zu haben. Auf diese Weise bleibt uns doch noch ein kleiner Theil der Illusion. Ich brachte endlich noch eine Ausflucht nach Pästum zur Sprache; allein man wandte ein, dort sei nichts zu sehen, als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters und eines Portikus. Wir kennen diese Ruinen aus hiesigen Bildern sehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargestellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen schon gesehen haben; so muß ich zugeben, daß es Thorheit sein würde, an den Anblick dieser Steinklumpen nur noch einen Kreuzer zu setzen.

O Glück! o Wonne, so werden wir denn morgen den Rückweg aus diesem trübseligen Lande antreten! —

Hätte mir in der Heimath Jemand gesagt, daß ich mit diesem Ausrufe einst Neapel verlassen würde, ich

würde eine Beleidigung darin gefunden haben. Allein dies ist die Folge von Uebertreibungen. Veda Napoli e poi mori! (Sieh Neapel und dann stirb!) sagt das Sprichwort in Italien. Muß man nach diesen Worten nicht ein irdisches Paradies erwarten? Ich hatte mir mit glühender Phantasie ein solches Paradies ausgemalt; wie weit blieb die Wirklichkeit hinter meinen Träumen! — Dennoch kann ich mir jenes Sprichwort erklären. In der weiten Wüste Italiens ist allerdings Neapel eine schöne Oase, und der Italiener muß sich daher in derselben wohl fühlen; in andern Ländern würde man die Gegend von Neapel zwar sehr hübsch finden, aber eine Menge anderer Gegenden ihr an die Seite setzen oder ihr gar vorziehen können. Ich höre tausend Stimmen, die mir zurufen: Wo findet man, Du unempfindlicher Klotz, ein solches Ensemble? Wo giebt es, nimmt man Sicilien aus, in Europa noch eine Gegend, die gleichzeitig den Anblick einer großen Hauptstadt, einer fruchtbaren Landschaft, eines südlichen Meeres und eines feuerspeienden Berges gewährt? — Mit Gunst, Ihr Enthusiasten, Ihr beweiset, daß Ihr befangen seid. Der feuerspeiende Berg ist zu dem Begriff einer schönen Landschaft durchaus unwesentlich; stellt Euch vor, der Vesuv wäre ein ganz gewöhnlicher Berg, der Golf, den man bei Neapel erblickt, ein großer Binnensee; Neapel überhaupt läge, ganz wie es ist, im Mittelpunkt von Deutschland; würdet Ihr noch so außer Euch gerathen? Also Ihr urtheilt befangen, indem Ihr Euch sagt: Das dort ist der Vesuv, dies Wasser gehört zu einem südlichen Meere. Abstrahirt von diesen zufälligen Nebenumständen, und dahin ist der Zauber, der Neapel umgiebt. — Es

läßt sich nicht verkennen, daß in neuester Zeit insbesondere auch Auber's Stumme von Portici über Neapel eine süße Täuschung verbreitet hat. Auber stellt Hesperien, oder das Land der Phantasie, d. h. das Land, welches nur in der Phantasie schön ist, unbeschreiblich reizend durch Töne dar; bei der Aufführung wirken Kostüm, Malerei und Beleuchtung magisch auf die Sinne, und die Sehnsucht nach Italien wird unwiderstehlich. Nun bin ich hier; ach, Alles ist so nüchtern und gewöhnlich; statt der Kostüme sehen wir Lumpen; statt der duftigen Farben Koth und Ungeziefer; statt jener idealen Gesänge hören wir nur heiseres, wüstes Geschrei und Gebrüll; statt jener reizenden Mädchen der Bühne sehen wir schlumpige Weibsbilder! Und so fühle ich, daß ich Auber's liebliche Musik nie wieder ohne innigen Schmerz werde anhören können, daß künftig Dichterwerke, in denen Italien prunkt, mir keine süße Täuschung mehr bereiten, sondern mich nur mit Unwillen erfüllen werden. Ja Italien, Du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört! —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Letzter Besuch des Museums. Vorbereitungen zur Abreise. Zudringlichkeit des Cameriere und des Herrn Anastasio. Neapolitanische Wirthsrechnung. Die Facchini. Der betrübte C'estàdire. Adieu, Neapel! Paßtortur auf dem Wege nach Mola. Albergo antico di Cicerone, zu Mola. Anblick der Gegend von Mola bei Mondscheinbeleuchtung. Entzücken, temperirt durch die Saugerüssel der Flöhe.

Neapel, am 27. Juni.

Heute früh besuchten wir zum dritten und letzten Male das Museum. Den übrigen Theil des Vormittags nahmen die Vorbereitungen zur Abreise hin, die nach Tische erfolgen soll. C'estàdire gleicht einem gehetzten Thiere, so viel hat der arme Teufel der Pässe wegen zu laufen. — —

Vor ein Paar Tagen quälte uns der Cameriere, einen seiner Freunde frei bis Rom mitzunehmen. Seit gestern hat auch unser Herr Wirth seine Ueberredungskunst angewandt, um einem seiner guten Bekannten bis dahin einen Platz in unserem Wagen zu verschaffen. Wir entgegnen aber, daß wir dann unfehlbar 6 und 8 Postpferde nehmen müßten, und lassen uns auf seine Versicherung, daß wir dies nicht zu befürchten hätten, nicht ein. Der Gebrannte fürchtet das Feuer.

Herr Anastasio schickt die Rechnung. Sie beläuft sich blos auf die kleine Summe von 168 Piastern, wofür wir während eines Zeitraums von 9 Tagen Wohnung, Licht, Frühstück und Mittagbrot erhalten haben. Nur unterweges speisen wir auch des Abends. Für die uns besorgten Theaterbillets ist der doppelte Betrag angesetzt. Auch finden wir am Tage unserer Ankunft zwei Carlini für eine Portion Thee notirt. Als wir nämlich hier ankamen, fühlte sich unser Freund unwohl, und übergab dem Aufwärter aus unserer Reiseapotheke etwas Kamillenthee, um heißes Wasser aufzugießen. Herr Anastasio säumte nicht, sogleich eine Portion Thee in sein Buch zu schreiben. —

Vier Pferde Extrapost sind vorgelegt. Zwei Postillone erwarten uns. Die Facchini, welche die Sachen hingeschleppt haben, fordern Jeder seinen Piaster. C'estàdire scheint betrübt; als Merkwürdigkeit erwähne ich, daß er sich für das erhaltene Trinkgeld und für die ihm geschenkten 5 Piaster herzlich bedankt hat. — Adieu, Neapel! — —

Mola di Gaëta, den 27. Juni.

Abends um 9 Uhr sind wir hier eingetroffen. Schon in Kapua mußten unsere Päſſe, wiewohl wir erst vor ein Paar Stunden die Hauptstadt verlassen hatten, wieder visirt werden, oder richtiger, mußten wir den Zoll für dieselben entrichten. Außerdem wurden uns abermals 2 Piaster für die Erlaubniß, die Stadt passiren zu dürfen, abgenommen. Hier in Mola hat man uns so eben die Päſſe zum zweiten Male abgefordert.

Wir sind heute nicht in der Villa Caposele, sondern in dem Albergo antico di Cicerone*) abgestiegen. Dieser Gasthof liegt einige Häuser weiter am äußersten Ende der nach Terracina führenden Straße und erfreut sich derselben Aussicht. Ich ziehe die Gegend von Mola der von Neapel bei Weitem vor. Von einer Terrasse schauen wir über die Orangenbäume des Gartens nach dem Meere hinab, welches vom Monde beleuchtet, mit silbernem Wellengekräusel die Küste netzt. Links verschwindet dieselbe im Dunkel der Nacht, zur Rechten ziehen sich ihre grauen Umrisse bis an den gespenstisch aus dem Meere ragenden Hügel, an dessen Fuße die Lichter von Gaëta schimmern, und auf dessen äußerster Spitze im Meere die rothe Flamme des Leuchtthurms grell mit dem Glanze der Wellen kontrastirt. Der Himmel ist völlig klar; tiefes Schweigen herrscht in der Natur. Vorn sehen wir von einem Balkon herab zur Linken die Landstraße nach Terracina, und uns gegenüber, in unbeschreiblich schöner Beleuchtung, die nahen Gipfel des den Horizont begrenzenden und der Breite nach vor uns ausgedehnten Gebirges, welches unmittelbar in's Meer hinabsteigt. Der Mond steht hier nämlich hinter uns und wirft, durch das Haus unsern Augen entzogen, sein Licht auf die ganze Ausdehnung des hohen Gebirges, welches nur einen schmalen Streifen des nächtlichen Himmels erblicken läßt und in schauerlicher Majestät die grauschwarzen Riesenglieder zum Schlummer niedergelegt zu haben scheint. Auf dieser Seite herrscht die Gewalt der Dunkelheit, auf der Seite nach dem Meere aber, wo der Mond entgegen lächelt,

---

*) Im uralten Gasthofe zum Cicero.

strahlt der Golf weithin von zitterndem Glanze, und ist es so hell, daß man lesen kann.

Entzückend schön ist dieser Abend! Allein ich bin weit entfernt anzunehmen, daß nur Italien solche Entzückungen bereiten könne. Gewiß würde man in einer klaren Mondscheinnacht in deutschen oder andern Gebirgsländern am Ufer eines schönen Sees gleiche Wonne empfinden. Dabei würde aber das materielle Gefühl nicht so gequält werden, als hier in Mola di Gaëta, wo, indem ich dies schreibe, das Ungeziefer mich so sehr peinigt, daß ich die Feder nicht schnell genug fortwerfen kann, um — — —. Welch eine traurige Nacht steht uns wieder bevor! —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Jammernacht in Mola di Gaëta. Die durch Hunger und Schlaflosigkeit erschöpften Reisenden passiren bei drückender Sonnenhitze die pontinischen Sümpfe. Paßtortur. Millionen Cikaden auf dem Wege von Mola nach Terracina. Eidechsen in Italien. Die Schlange. Die päpstlichen Douaniers zu Terracina ziehen mit langer Nase ab. Der Gasthof am Meere. Das fürstliche Pranzo. Der Koch zu Terracina. Regen in der Entfernung. Die Sümpfe. Verdächtiges Gesindel. Politik der Reisenden. Wie die Pferde in Italien abgehalten werden. Das Posthaus zu Velletri. Der Garten daselbst. Subito, subito! Die Abendmahlzeit. Die Reisenden gehen hungrig zu Bette.

Mola di Gaëta, am 28. Juni, Morgens.

Kein Schlaf ist in unsre Augen gekommen. Ich schwanke vor Müdigkeit, der Kopf schlägt mir. Meine Reisegefährten haben mehr oder weniger gleich mir gelitten. Der Morgen ist schön, der Himmel unbewölkt, kein Lüftchen rührt sich, die Sonne beleuchtet das saftige Grün der Citronenbäume zu unsern Füßen, die dunkelblaue Fluth, das nahliegende Gaëta, die ferne Küste Neapel's, die Inseln Ischia und Procida und den Vesuv: zum letzten Male sollen wir dies freundliche Bild erblicken. Allein uns fehlt, wie an jenem Morgen, den wir auf der Hinreise nach Neapel hier zubrachten, die Kraft, uns der Natur zu erfreuen. Nicht einmal körperliche

Stärkung dürfen wir erwarten. Dort steht das Frühstück aufgetragen: Kaffee, saure Maisklöße und Eier. Wir werden eine Tasse Kaffee trinken und ein Paar Eier verzehren. Damit müssen wir ausreichen die weite Strecke bis Terracina. — Was will dort der Cameriere? Aha, 6 Carlini für die Pässe! — Und das Gesindel dort? — Trinkgelder über Trinkgelder! —

Velletri, den 28. Juni, Abends.

In dem Zustande völliger Erschöpfung haben wir nicht nur die pontinischen Sümpfe passiren, sondern auch noch brennende Hitze erleiden müssen. Heut war die Hitze, wie bei Wien. Schon am Morgen peinigte sie uns; wir hatten indessen den Vortheil außerordentlich schnell zu fahren. Wir eilten an Cicero's Grabmal vorbei, und erreichten sehr bald die Schmutzwinkel Itri und Fondi. In Fondi mußte für die Pässe bezahlt werden; gleich darauf an der neapolitanischen Grenze abermals; denn überall gilt man in Italien für einen Schurken, den man einstecken, oder für einen guten Mann, dessen voller Geldbeutel gerupft werden muß. Gegen 12 Uhr Mittags kamen wir nach Terracina. Auf dem ganzen Wege von Mola dahin tönte unablässig das Schwirren von Millionen Cikaden in unsre Ohren, die auf den grauen Oelbäumen umhersaßen, und sich der schwebenden Hitze zu erfreuen schienen. Wenn alte Schriftsteller dies Schwirren einen anmuthigen Gesang nennen, so mögen sie es verantworten; was wir hörten, klang wie das Schwirren heimathlicher Heuschrecken. Ein

Paar dieser Cikaden verirrten sich in unsern Wagen, wo wir uns überzeugten, daß sie eine von unsern Heuschrecken sehr verschiedene Bildung haben, und eher einer zwei Zoll langen, graugrünen, gewaltigen Fliege mit kolbigem Kopfe, als einer Heuschrecke gleichen.

Das unmelodische Geräusch, welches diese Insekten hervorbringen, muß übrigens den Gesang der Vögel ersetzen. Bilde Dir nicht ein, lieber Leser, daß in Italien, wie bei uns, bunt befiederte Sänger jauchzend die Lüfte durcheilen, daß die Lerche wirbelnd zum Himmel emporsteige; nein, nirgend wird Dir hier auf den öden, gras- und baumlosen Fluren der Anblick eines Vögleins. Nur spärlich halten sie sich in etwas schattigen Gärten auf. Im nördlichen Italien hörten wir noch einige Male die Nachtigall. Es war der Scheidegruß! —

Dagegen wimmelt das ganze Land von kleinen, grünen Eidechsen. So oft wir uns auf der Landstraße befinden, durchkreuzen sie mit großer Schnelligkeit den Weg, oder sie sonnen sich, oder kriechen an den Brückenmauern in die Höhe. Auf der Hinreise nach Neapel trafen wir zwischen Fondi und Terracina auch auf eine armsdicke Schlange, die zusammengewunden in der Sonne am Wege lag, und sich durch unser Vorüberfahren nicht stören ließ.

In Terracina haben wir heute der päpstlichen Douane einen übeln Streich gespielt. Man kann nämlich in Rom bei der Behörde einen Freischein (lasciate passare) auswirken, welcher der Grenzdouane zugesandt wird und diese verpflichtet, den Reisenden ungehindert passiren zu lassen. Unser Wirth in Rom hatte einen solchen Frei-

schein für uns besorgen müssen. Als wir in Terracina angekommen waren, stürzten die Douaniers mit gewohnter Gier auf uns zu. Man merkte ihnen die Freude an über die Trinkgelder, die sie uns abzunehmen gedachten. Die Erklärung, daß wir einen lasciate passare hätten, wirkte wie ein niederschlagendes Pulver auf sie. Der abermaligen Paßtortur entgingen wir indessen nicht.

Wir sahen uns genöthigt, wieder in dem großen Gasthofe am Meere einzukehren, der uns durch seine Flöhe noch in so angenehmer Erinnerung war. Er ist vermuthlich der einzige in Terracina. Die Küche, an der wir vorüber gingen, war verödet, und wir sahen voraus, daß wir arme, überhungerte Reisende noch lange würden warten müssen. Nach anderthalb Stunden erhielten wir indessen ein fürstliches Pranzo, aus Sudeleien aller Art bestehend, von denen sich nur ein Eierkuchen herunterwürgen ließ; das Dessert bestand aus unreifen Aprikosen, kleinen unreifen Pflaumen und völlig in Fäulniß übergegangenen Feigen. Der Wein war nicht zu trinken. Niemand wird zweifeln, daß das Couvert einen Piaster kostete. Abermals setzten wir uns hungrig in den Wagen. An der Hausthür erwartete uns ein ekelhafter, von Schmutz klebender Kerl, in leinener Kleidung, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe. Die heiße Mittagssonne schien ihm Schweiß und Fett aus den Poren des aufgedunsenen Gesichts gebraten zu haben, welches überdies mit einem langen, schwarzen Stoppelbart geziert war. Indem er sich gegen uns verneigte, die schmutzige Mütze abnahm, und die Hand zum buona man' ausstreckte, bemerkten wir lange, schwarze Nägel an seinen Fingern. „Ich bin

der Koch, Eccellenzen," sagte er zu uns, „Sie sind doch zufrieden; ich bitte um ein Trinkgeld!" Es fehlte nicht viel, daß der Anblick dieses Kerls die Paar Bissen, welche wir genossen, wieder an's Tageslicht gefördert hätte.

So traten wir die Rückreise durch die Sümpfe an. Nicht weit von Terracina sahen wir auf dem Gebirge zur Rechten dunkle Wolken sich zusammenballen, und bald hüllten sich die Berge in strömenden Regen, während wir unter blauem Himmel im Trockenen fuhren. Auch dies Mal erhielten wir in den Sümpfen nur zwei Pferde, während wir 3 bezahlen mußten. Fast überall fanden wir die Postillone wieder, die uns auf der Hinreise nach Neapel gefahren hatten; unsre Trinkgelder waren noch in guter Erinnerung. Die Sümpfe, welche uns damals so verödet vorgekommen waren, zeigten sich heute sehr belebt. An vielen Stellen der Landstraße trafen wir heute auf verdächtiges Gesindel; auch begegneten uns mehrere zweirädrige Heuwagen mit Ochsen bespannt. Zwischen Mesa und Bocca di Fiume lag eine Bande von 20 bis 30 Kerlen unter den Ulmen am Wege, und betrachtete uns mit glühenden Blicken. Jedes Mal, wenn ein Postillon aus der Entfernung Leute bemerkte, nahete er ihnen anfangs im Trabe und jagte dann plötzlich im Galopp an ihnen vorüber. Zuweilen schien es mir auch, als hätte er ihnen ein flüchtiges Wort zugerufen. Vor den Posthäusern drängten sich einzelne Kerle an uns und baten um Tabak, den wir ihnen bereitwillig gaben; auch wurden die Trinkgelder an die Postillone abermals nicht gespart. Ich zweifle nicht, daß uns dies kluge Benehmen die Zufriedenheit der verdächtigen Sumpfbewohner in dem Maaße erworben hat, daß sie die lauern=

den Schnapphähne durch Zeichen von unserer Beraubung abhielten. Wer dagegen knausert und die Postillone oder die sonst hier wohnenden Leute aufbringt, darf sicher darauf rechnen, daß er dem räuberischen Gesindel absichtlich entgegengeführt wird.

Die Art und Weise zu fahren, worüber ich mich schon früher ausgelassen habe, ist, wie ich nun wohl behaupten kann, überall in Italien dieselbe. Als einer Eigenthümlichkeit erwähne ich noch, daß der italienische Fuhrmann, welcher seine Pferde antreiben will, brrr, brrr! ruft, was bei uns still stehen bedeutet. Ueberaus lächerlich aber kommt es uns hier vor, daß, wenn ein Pferd oder Esel stallen soll, venia sit verbo! der Fuhrmann oder Reiter das leise flüsternde psch, psch, psch, psch ertönen läßt, mit dem man bei uns die kleinen Kinder abzuhalten pflegt.

Kaum aus den Sümpfen herausgekommen, mußten wir wieder 4 Pferde nehmen, zumal Velletri auf dem Rücken eines Berges liegt, und es etwas steil hinaufgeht. Wir erreichten diese Stadt schon um halb 7 Uhr Abends und stiegen hier wieder in der Post ab. Hinter dem Hause befindet sich ein schmales, freundliches Gärtchen, in dem Granaten, Oleander und Nelken blüheten, und in dem wir den schönen Abend zubrachten. Der Garten liegt auf einer Anhöhe, und über die niedrige Mauer desselben genießt man der Aussicht auf ein schmales, der Breite nach vor dem Beschauer sich ausdehnendes, mit vielen Cypressen und Oelbäumen bewachsenes Thal am Fuße des Albaner- und Sabinergebirges; rechts öffnet sich dies Thal in die ferne, grauschwarze Ebene der pontinischen Sümpfe.

Einer von uns bestellte Thee. Subito (sogleich)! war die Antwort des Cameriere, und dabei stürzte er auf Win-

desflügeln fort. Nach einer halben Stunde war noch kein Thee zu sehen. Wir erinnerten. Subito, subito! rief abermals fortstürzend der Cameriere. Wieder verging eine halbe Stunde. Zürnend befahlen wir jetzt, uns augenblicklich den Thee zu bringen, oder es ganz zu lassen. Subito, subito, subito! rief, ohne im Mindesten in Verlegenheit zu gerathen, nur noch schneller davon eilend, der Cameriere. Allein noch eine Viertelstunde verging, ehe das kupferne, unförmliche Theegeschirr gebracht wurde. Dies subito ist höchst charakteristisch in ganz Italien. Der Fremde mag befehlen, was er will; man schreit subito und läuft mit äußerster Geschäftigkeit davon; der Fremde ist erfreut über diese große Aufmerksamkeit; man streut ihm indessen nur Sand in die Augen, und er muß warten, so lange es dem Wirthe oder Kellner beliebt. Ja noch mehr, wenn der Reisende die Antwort subito erhält, kann er mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß er ungewöhnlich lange warten muß; antwortet man nicht subito, wird er sich schnell bedient sehen.

Zum Abendbrot erhielten wir blos ein Stück Schöpsenbraten; aber so außerordentlich zähe, daß Keiner von uns im Stande war, einen Bissen davon zu zerbeißen. Da wir den ganzen Tag gehungert und zehn Posten, also zwanzig Meilen bei drückender Hitze mit leerem Magen zurückgelegt hatten, so waren wir sehr aufgebracht, und gaben dies dem Cameriere ganz ernstlich zu erkennen. Nicht einmal durch ein Stückchen Brot können wir unsern Hunger stillen; denn ach — es giebt ja kein Brot in Italien! —

So gehen wir denn in einem jämmerlichen Zustande erschöpft und hungrig zu Bette!

Drei und dreißigstes Kapitel.

Abreise von Velletri. Die kühne Reiterin: das zweite hübsche Mädchen in Italien. Der täppische Wind. Anblick von Rom auf der südlichen Seite. Freudiger Empfang bei Martignoni. Mossiou begrüßt die Reisenden. Römische Küche. Frische Mandeln. Spazierfahrt. Die Erleuchtung der Peterskirche. Der Odem des Todes.

Rom, am 29. Juni.

Bei der übergroßen Erschöpfung, in der wir uns gestern befanden, haben wir in der vergangenen Nacht so fest geschlafen, daß das Ungeziefer vergebens gesucht hat, uns zu wecken. Wir genossen heut früh in Velletri eine Tasse Kaffee und ein Paar Eier, und sehnten uns herzlich nach den Fleischtöpfen Aegyptens, d. h. nach Martignoni's Küche hier in Rom. Mit dem üblichen Paßzoll hatten wir, außer dem Postgelde, dem Wirth noch 5 Piaster zu zahlen.

Um 8 Uhr Morgens fuhren wir von Velletri aus. Es war ein schöner, sonnenklarer Vormittag, und wir freuten uns, die reizenden, fast vaterländischen Gefilde von Gnezano nach Albano wieder zu sehen. Bei Genzano bemerkten wir vor uns in einiger Entfernung eine Dame zu Pferde, der ein Diener auf seinem Esel folgte. Die schlanke Gestalt der Reiterin ließ auf Jugend, ihre zierliche Kleidung auf Rang schließen. Sie ritt nicht nach Damenart, sondern saß wie ein Mann zu Pferde, wobei

der Wind die schlanken Formen ihrer mit weißen, langen Höschen bekleideten Glieder oft verrätherisch enthüllte. Ein Strohhut bedeckte ihr Gesicht. Die Unart des Windes bewog sie, Alles anzuwenden, um sich unseren Blicken zu entziehen. Sie gab ihrem feurigen Pferde, in dem wir mit Erstaunen einen Hengst erkannten, die Sporen, und sprengte im Galopp dahin, während ihr Bedienter weit zurück blieb. Allein unsere Postillone hatten kaum bemerkt, daß uns die Reiterin entfliehen wollte, als sie das vor unsern Wagen gelegte Viergespann ebenfalls in Galopp setzten, und so hatten wir die Dame bald erreicht. Es war ein junges, sehr hübsches Mädchen, eine Blondine von edlen Gesichtszügen mit römisch gebogener Nase; Unwillen, sich eingeholt zu sehen, und erhitzende Anstrengung rötheten ihr Gesicht; sie wandte schnell den schnaubenden Hengst, um ihr Gesicht unserer Neugierde zu entziehen; dabei kam ihr der Wind täppisch zu Hilfe, und hob das Röckchen so hoch, daß es ihr Gesicht verhüllte. Sonach wurde uns zwar nicht das Vergnügen zu Theil, sie genauer betrachten zu können; allein ich zweifle, ob sie mit dem Winde, der ihr dabei behilflich war, zufrieden gewesen ist. Vermuthlich war sie die Tochter eines reichen Marchese, die von ihrer Villa nach Albano ritt. Uns mußte die Erscheinung dieses jungen Mädchens interessiren, da wir seit dem Blumenmädchen in Florenz ein weibliches Wesen, welches besonderer Beachtung werth gewesen wäre, nicht wieder gesehen haben.

Hinter Albano wird die Gegend einförmig und öde; doch erblickt man Rom, welches auch von dieser Seite

keineswegs einen außerordentlichen Eindruck hervorbringt. Wiewohl diese Stadt 400 Kirchen zählt, so sind doch die Kuppeln und Thürme derselben wirklich fast alle so niedrig, daß man sie aus der Entfernung gar nicht wahrnimmt, und von dieser Seite nimmt sich selbst die Peterskuppel unbegreiflich klein aus.

Am Thore begann die gewöhnliche Qual der Abforderung des Passes; unser lasciate passare aber hinderte die Herren Douaniers, diese Qual noch zu vermehren *). Es war ein Uhr, als wir unsern Gasthof erreichten, wo wir wie alte Bekannte freudig empfangen wurden. Nach einer halben Stunde begrüßte uns auch Mossiou.

Unser Mittagbrot war ausgezeichnet schön. Zum Dessert gab es treffliche Aprikosen und frische Mandeln, welche noch in der grünen Schale befindlich waren. Wir erholen uns gegenwärtig von der Reise, um Abends der Erleuchtung der Peterskirche beiwohnen zu können; denn heute ist St. Peterstag.

Abends.

Wie lebhaft auch die Einbildungskraft eines Menschen sein mag, dennoch wird es ihm schwer werden, sich von dem erhabenen Schauspiel der Erleuchtung der Peterskirche ein richtiges Bild zu machen. Was wir heut Abend gesehen, gehört zu den herrlichsten Erinnerungen unserer Reise.

---

*) Die Vossische Zeitung vom 6. October 1834 berichtet in einem Schreiben aus Rom, vom 20. September desselben Jahres: „Die Vergünstigung der Lascia (Lasciate) Passare, welche bisher vielen Reisenden ertheilt wurde, soll in Zukunft nur fürstlichen Personen und Diplomaten vorbehalten bleiben.“ So entzieht man also dem Reisenden die wenigen Erleichterungen, die ihm bis jetzt noch in diesem Lande bewilligt waren! —

Um halb sieben Uhr fuhren wir nach dem Garten der Villa Borghese und dann auf der von der Porta del popolo nach Ponte molle führenden Straße spazieren, wo auch dies Mal eine Chaise hinter der andern folgte, und wir von Minute zu Minute nur wenige Schritte vorwärts rückten. Diese langsame Bewegung zwischen Häusern und Gartenmauern ist also wirklich ein Lieblingsvergnügen der modernen Römer! — Um ein Viertel auf 9 Uhr etwa schlugen wir den Weg nach der Peterskirche ein, wo wir nach einer Viertelstunde anlangten. Der Mond stand am unbewölkten Himmel, und schien den Glanz der Erleuchtung beeinträchtigen zu wollen. Die zu der Kirche hinführenden Straßen, die Engelsbrücke, der Borgo nuovo, Vecchio und S. Spirito, so wie die Piazza rusticucci und die von Bernini's ovalem Portikus eingeschlossene Piazza di S. Pietro wimmelten von Menschen und Wagen. So todt Rom gewöhnlich ist, so strömt doch bei geistlichen Festen die ganze Bevölkerung zusammen. Alle Zugänge waren mit päpstlichen Dragonern besetzt, um Unordnungen zu verhüten. Die Wagen stellten sich in dichten Reihen rechts und links vor dem Obelisken des Petersplatzes auf, von wo aus man die Façade und die drei Kuppeln der Kirche am besten übersehen kann. Mossiou sagte uns, daß um 9 Uhr, nach unserer Art die Tagesstunden zu zählen *),

---

*) D. i. nach französischer Uhr (ora di Francia), wie die Italiener sagen. Sie zählen ihrerseits die Stunden, vom Sonnenuntergang an gerechnet, bis 24. Die 24. Stunde schließt immer mit dem Augenblick, wo die Sonne untergeht, ist also nach der Jahreszeit verschieden. Jetzt geht die Sonne hier um 8 Uhr unter, sonach zählen sie um 8 Uhr 24; um 9 Uhr sagen sie ora prima di notte (ein Uhr Nachts), um 10 Uhr ora seconda di notte (2 Uhr) u. s. w.

die Erleuchtung beginnen würde. „Drei Glockenschläge," setzte er hinzu, „geben das Zeichen, und fünfhundert Menschen sind zur Erleuchtung angestellt. Betrachten Sie das Kreuz auf der großen Kuppel; mit dem ersten Schlage sehen Sie es in Flammen; beim zweiten sehen Sie die Kuppel; beim dritten das ganze Gebäude erleuchtet." Und so geschah es. Weit hin hallte der erste Anschlag der Glocke, als urplötzlich das Kreuz im Brillantfeuer strahlte; ein lauter Schrei der Bewunderung durchdrang die Versammlung; und wieder ertönte der eherne Ruf, und Tausende von großen und kleinen Feuern flammten über den Kuppeln und an der Façade des ungeheuern Gebäudes empor; der dritte Schlag erleuchtete das Ganze und selbst die Portiken, welche den Platz einschließen. In diesem Augenblick brannten 4400 große Lampen und 784 ungeheure Feuerbecken, in malerischer Anordnung nach den Hauptlinien des herrlichen Gebäudes und in der Art vertheilt, daß die mächtigen Flammen der Feuerbecken in der Umgebung der strahlenden Lampen wie feurige Rosetten unter glänzenden Brillanten erschienen. Der Anblick war feenhaft; vor dem Glanz des Feuers erblich der Schimmer des Mondes. Auf den Wasserstrahlen der Springbrunnen hüpften spielend Millionen funkelnder Edelsteine. Wir glaubten Armidens Zauberpallast vor uns zu sehen; aber kein Gotteshaus.

Lange betrachteten wir mit freudiger Bewunderung dies entzückende Schauspiel. Die Wagen setzten sich nun in Bewegung und wir fuhren innerhalb des Platzes umher. Alle Glocken läuteten und bimmelten; aus dem erleuchteten Salon eines Gebäudes links vor dem Petersplatze scholl uns fröhliche Janitscharenmusik ent-

gegen; hier befanden sich die Kardinäle und Prälaten mit den Gesandtschaften zur Feier des Abends versammelt.

Um den Anblick des erleuchteten Zauberpallastes auch aus der Entfernung genießen zu können, begaben wir uns nach dem Monte Pincio. Wir erreichten die schattige Allee vor der Villa Medici, jetzigen Academia di Francia. Mossiou hatte uns eine angenehme Ueberraschung bereitet. Wir fuhren nämlich eine Strecke im Schatten, ohne in die Ferne sehen zu können. Plötzlich öffnete sich die Allee, und wir erblickten die beleuchtete Kirche durch einen im Baumlaube angebrachten, gewölbten Ausschnitt, unter dem eine Fontaine plätscherte, wie durch einen dunkeln, bogenförmigen Rahmen. Sie lag nun jenseits der Stadt und der Tiber, und war allein zu sehen, da die tief lagernden Nebel der Mondscheinnacht alle Umgebungen verhüllten. Die milde Luft, der blaue Himmel, die schattige Allee, die plätschernde Fontaine und der leuchtende Feenpallast, dessen Kuppeln, Säulen und andere architektonische Ornamente durch brillantene Sternchen auf dem luftigen Grunde gezeichnet waren, erfüllten das Gemüth mit einer seligen Wollust. Allein mußten wir uns nicht warnend zurufen: Der Juli beginnt; diese sanfte Luft ist der Odem des Todes; in wenigen Tagen ist Rom verödet, die fröhliche Menschenmenge entweicht; schon beginnt hier und da das gräßliche Fieber zu wüthen, welches insbesondere den Fremden erbarmungslos hinrafft, ihn, der weit her vielleicht kam, um in dem gepriesenen, milden Klima Italiens Genesung zu suchen?

Vier und dreißigstes Kapitel.

Lügenhafte Abbildungen. Die Cloaca maxima. Die Thermen Antonin's. Der Fluß Almon. Die Sebastianskirche und die Katakomben von Rom. Grabmal der Cecilia Metella. Capo di bove. Mossiou leidet an Hitze. Der Monte testaccio. Pyramide des Cestius. Die verödete Tiber. Mossiou's Bescheidenheit. Antikes Pferderennen auf dem Monte Pincio. Römische Musik. Regenwetter. Via delle quattro fontane. Fontaine von Termini. Der segnende Kardinal. Der Quirinal auf Monte cavallo. Die Rossebändiger. Mossiou prellt abermals was Weniges. Gute Lehre für künftige Reisende in Italien.

Rom, am 30. Juni.

Heute früh fanden wir beim Eintritt in unsern Salon alle Tische mit Kupferstichen und Bildern bedeckt. Es waren Darstellungen von Rom und seiner Umgebung, aus dem römischen Volksleben, Kostüme und Abbildungen der ältern und neuern Kunstwerke, welche die Stadt bewahrt. Der Cameriere konnte nicht Worte genug finden, uns die Trefflichkeit der Bilder anzupreisen, die indessen so lächerlich theuer waren, daß wir hätten Engländer sein müssen, um davon zu kaufen. Ein Heft mit 50, blos radirten Darstellungen aus dem Volksleben sollte nicht weniger kosten als 50 Scudi, ungeachtet man es in Deutschland für 15 Thlr. kaufen kann; auch mußten wir einwenden,

daß wir in der Wirklichkeit diese angeblichen Scenen aus dem Volksleben gar nicht gesehen haben! — Ein anderes Heft enthielt vierzig, in den lebhaftesten Farben prangende, weibliche Kostüme. Es sind dies die reizenden, italienischen Frauentrachten, welche wir auf unsern Theatern bewundern; allein auch diese bekommt man in Italien nicht zu sehen. Vielleicht zur Karnevalszeit, das mag sein; allein ein Karnevalsputz ist keine Nationaltracht. In früheren Zeiten mögen sich die Weiber hier wirklich so getragen haben; allein jetzt ist das nicht mehr, oder doch gewiß nur sehr selten der Fall. Die Kupferstiche, welche die Stadt selbst darstellen, sind eben so trügerisch, wie die von Neapel. Wer ein solches Bild betrachtet, glaubt, daß Rom sehr schön gebaut sein müsse; das Rußige und Verwitterte der Häuser läßt sich aber durch den Grabstichel nicht wiedergeben. Wir sind zu lange in Italien, als daß wir noch getäuscht werden könnten: wir dankten daher. Augenblicklich war man kalt; die guten Leute nehmen es übel, wenn man nicht will, wie sie wollen.

Vormittags besuchten wir zuvörderst den Eingang der großen Kloake (cloaca maxima) der Tarquinier. Wohl ist sie ein merkwürdiges Bauwerk gewesen. Man denke sich einen 12 Fuß hohen und 12 Fuß breiten, gewölbten unterirdischen Gang, aus großen Blöcken von Tuffstein, die in Zwischenräumen durch Bögen von Travertin, ohne Mörtel, mit einander verbunden sind. Dieser Gang ist fast 300 Schritte lang und mündet sich in die Tiber; noch jetzt fließt Wasser in demselben. Links am Eingange entspringt ein mineralischer Quell, aus dem mehrere Leute

tranken, da das Wasser desselben für sehr gesund gehalten wird.

Wir fuhren dann vor dem Koliseum vorbei und gelangten zwischen öde Gartenmauern. Hier liegen in den Gärten eine Menge Trümmerhaufen, bei denen uns Mossiou, und zwar insbesondre bei den Thermen (Bädern) Antonin's, eine salbungsvolle Rede hielt. Endlich erreichten wir das St. Sebastians- oder appische Thor, welches auf die alte appische Straße führt. Vor demselben fließt, etwa 10 Minuten davon entfernt, ein mit Schilf bewachsener, sumpfiger Bach, wo wir, in brennender Sonnenhitze haltend, abermals eine Rede unsers wundergelehrten Cicerone anhören mußten. „Dies ist," sprach er, „der Fluß Almon; er erhält sein Wasser aus mehreren Quellen, deren entfernteste fünf Miglien von Rom entspringt. Hier in diesem Flusse pflegten, wie Ovid berichtet, die Priester der Cybele alljährlich die Bildsäule dieser Göttin und ihre heiligen Gefäße zu waschen." — Lieber Gott, dachte ich, welche Göttin der alten Deutschen mag einst wohl in der Panke, bei Berlin, oder in der Wien gewaschen worden sein! Jeden Tümpel soll man in Italien anbeten. Dahin hat es krankhafte Ueberspannung gebracht.

Bald darauf hielten wir vor der St. Sebastianskirche, welche wegen ihrer Katakomben gerühmt wird. Sie ist eine der sieben Basiliken Rom's und gehört den Franziskanern. Die frommen Herren speiseten so eben und ließen uns geraume Zeit warten. Endlich öffnete uns ein schmutziger, mit langem Stoppelbarte gezierter, nichts desto weniger aber höchst ehrwürdiger Vater, der noch kauete, und führte uns in die Kirche. Diese ist einfach. Gleich

links befindet sich in der Kirche eine Thür, welche in die Katakomben hinabführt. Sie bestehen ebenfalls aus schmalen, unterirdischen Gängen, welche dadurch entstanden sein sollen, daß man in uralten Zeiten die hier befindliche Puzzolanerde, welche als Baumörtel diente, ausgegraben hat. Zur Zeit der Verfolgungen benutzten die Christen diese Höhlen zu heimlichen gottesdienstlichen Versammlungen und zum Begräbniß ihrer Todten. Es sollen hier 170,000 Christen und darunter 14 Päpste begraben worden sein. Der Mönch versicherte uns, daß sich die Katakomben 16 Miglien weit unter der Erde erstreckten. Wir besahen nur einen kleinen Theil derselben, da die Gänge weit niedriger und die Höhlungen kleiner sind, als in den Katakomben zu Neapel, und sie uns bei einer Vergleichung mit den neapolitanischen diesen nachzustehen scheinen. Von Todtenbeinen war nichts mehr wahrzunehmen.

Wir verfolgten die appische Straße bis zum Grabmale der Cecilia Metella, einer schönen Ruine. Sie ist ein rundes, dachloses Gebäude, dessen dicke Mauern mit ungeheuern Travertinquadern bekleidet sind. Es enthält 89 Fuß Durchmesser, und mag ziemlich von gleicher Höhe sein. Im Innern sieht man nur Schutt und über sich den Himmel. Der obere Theil der Mauer ist rings ausgezackt; zur Zeit der Befehdungen wurde das Grabmal als Kastell benutzt. Noch befindet sich auf der Straßenseite unter den marmornen Basreliefs des vorspringenden Simmses, der einst rings um die Mauer lief, eine Inschrift von Marmor, welche verkündet, daß dies Gebäude der Cecilia Metella, Tochter des Quintus Creticus und Gattin des Triumvirs Crassus, gewidmet sei. Die Basreliefs im Fries stellen

Ochsenschädel dar, die mit Festons verbunden sind, daher dies Grabmal und die ganze Gegend capo di bove (Ochsenkopf) genannt wird. Man übersieht von hier unzählige, aber nichtssagende Trümmer der Vergangenheit auf dem weiten Felde.

Um heut ein für allemal mit den Trümmern abzuschließen, forderten wir Mossiou auf, uns noch nach der Pyramide des Cestius zu geleiten. Wir fuhren zu dem Behufe nach der Stadt zurück und hier durch endlose Gartenmauern und verödete grasbewachsene Straßen, in denen nur hier und da ein Haus sich zeigte. Wir saßen in einer offenen Chaise und in den Strahlen der Mittagssonne; es war heiß; aber nicht heißer als in Deutschland *). Mossiou, der verweichlichte Italiener, schien in Verzweiflung; der Schweiß troff ihm, der in dünne Kleidung gehüllt war, stromweis vom Gesicht, und er mochte in Gedanken die deutschen Thoren verwünschen, die in Rom am letzten Tage des Juni in der Mittagshitze Spazierfahrten machen konnten. Doch still; so eben läßt er halten; er erhebt sich im Sitze und wischt die Stirn ab. „Voilà Mossious,“ spricht er, nachdem er sich geräuspert, auf einen kleinen Hügel innerhalb der Stadtmauer vor uns hinzeigend, auf dessen Rücken ein Kreuz errichtet ist, „voilà il monte

---

*) Wer die Korrespondenznachrichten aus Italien in den neuesten Zeitungen verfolgt hat, wird sich überzeugt haben, daß die Hitze dort selbst in dem übermäßig heißen Sommer des gegenwärtigen Jahres (1834) nicht höher gestiegen ist, als in Deutschland. Aus Rom berichtete man im Monat August als eine Merkwürdigkeit, das Thermometer zeige + 28 Grad. Ein gemäßigtes Klima ist allerdings ein Vorzug; allein um so mehr steht Italien hinter Deutschland zurück, welches bei gleichem Klima eine schönere Vegetation hat.

testaccio. Dieser Hügel ist 160 Fuß hoch und hat 500 Fuß im Umfange; er besteht aus Gefäßscherben von gebrannter Erde (terra cotta). Man hat hier alte Gräber, mit solchen Scherben angefüllt, gefunden. Gegenwärtig sind hier Keller gegraben, in denen man Wein aufbewahrt, um ihn frisch zu erhalten." —

Sehr schön gesagt, Herr Cicerone! Fort bien, aber wir wünschen die Pyramide des Cestius zu sehen, die uns dort schon durch das schwache Laub der Bäume entgegen winkt.

„Il monte testaccio"

Sehr schön, liebster Philipp; der monte testaccio ist der monte testaccio, zu deutsch Scherbenberg.

„Permettez Mossious" —

Ja, ja, liebster Philipp; dort bei der Pyramide! —

Erboßt setzte sich der zurückgewiesene Cicerone nieder und der Wagen rollte weiter. Bald hielten wir am Friedhofe der Protestanten in Rom. Er ist klein, enthält aber mehrere hübsche Marmordenkmäler in antiker Form. Seine schönste Zierde ist die 113 Fuß hohe, viereckige, an jeder Seite der Basis 69 Fuß breite Pyramide, an welche rechts und links die Stadtmauer sich lehnt. Diese Pyramide steht auf einem Fundament von Travertin, und ist am Kreuzverbande mit Marmorquadern bekleidet, die indessen das Alter völlig schwarz gefärbt hat. Eine Thür führt in das Innere, wo in einem Gemach von 18 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe einst die Asche des Cajus Cestius beigesetzt war. Was von diesem Denkmal antik, was modern ist, will ich unentschieden lassen; gewiß ist, daß es Papst Alexander VII. (1655), nachdem es sehr

zerstört war, völlig restauriren ließ, wobei es denn wohl so hergegangen sein mag, wie gegenwärtig in erleuchteter Zeit mit dem Grabmal der Horatier und Kuriatier zu Albano.

Wir fuhren darauf längst dem hohen Ufer der Tiber nach Hause zurück. Wenige Barken belebten diesen Fluß, der so verödet ist, wie die Stadt selbst. Nach Tische beredete uns Mossiou, Abends dem Pferderennen beizuwohnen, welches die Guerra'sche Kunstreitergesellschaft in den Gartenanlagen des Pincioberges abhalten würde. Wir gestatteten ihm, auch für sich ein Billet dazu auf unsere Kosten zu kaufen. Nachher erzählte er uns ganz unbefangen mit der nur dem Italiener eignen Frechheit, er habe auch gleich eins für den Cameriere auf unsere Kosten besorgt. — Die Rennbahn war auf der Höhe des Berges errichtet, und rings von Logen und Tribünen für die Zuschauer umgeben. Sie lief um einen schmalen, länglich viereckigen, auf der einen kurzen Seite aber abgerundeten Platz, welcher ebenfalls mit Zuschauern angefüllt war und die Stelle der Spina, oder der breiten, niedrigen Mauer vertrat, welche die Area (freie Fläche) im Cirkus der Alten in zwei Hälften theilte. Noch einmal hatten wir heut Gelegenheit, die Beau monde Rom's versammelt zu sehen. Allein auch heute zeigte sich uns nirgend ein schönes weibliches Gesicht. Am leidlichsten waren noch die vier Damen der Reitergesellschaft. Mit uns saßen auf derselben Tribüne Mossiou, der Cameriere und unser Wirth. Ob Mossiou dem Letztern auch aus unserem Beutel ein Billet geschenkt hatte? —

Die Preisbewerber trugen antikes Kostüm und fuhren stehend in einem kleinen zweirädrigen Wagen von antiker Form drei Mal die Bahn herum; der Preis war ein Lorbeerzweig, den Herr Guerra vertheilte, und das Beifallklatschen des Publikums. Eine Bande von Janitscharen machte in der Mitte der Spina eine abscheuliche Musik. Was ich nunmehr in Rom von Musik gehört habe, überzeugt mich, daß diese Kunst hier vorzugsweise in den letzten Zügen liegt.

Während der Vorstellung fing es heftig an zu regnen. Schnell wurden leinene Tücher, die an Stangen befestigt waren, über die Zuschauer ausgebreitet, und diese hatten nun nothdürftigen Schutz gegen die Witterung. Bis jetzt haben wir also in jeder Stadt Italiens, sowohl im Norden als im Süden, abwechselnd Regen und gutes Wetter gehabt. Ei, ei, Ihr Enthusiasten, in der jetzigen Jahreszeit hüllt sich ja wohl hier der blaue Himmel nie in Wolken? —

Nach einem Stündchen hörte es zwar auf zu regnen; der Himmel blieb aber mit einer leichten Wolkenschicht bedeckt, welche von den Strahlen der Abendsonne mit sanftem Purpurroth gefärbt wurde. Wir blickten von der erhöhten Tribüne herab, auf der wir saßen, die Rennbahn hinunter, welche an beiden Seiten von Bäumen eingeschlossen war. Im Hintergrunde zeigten sich ein Paar italienische Häuser und Pinien auf dem purpurroth schimmernden Horizont, so daß wir eine Bühne mit einer reizenden Decoration vor uns zu sehen wähnten.

Da es nach beendigtem Pferderennen noch hell genug war, so beschlossen wir, noch den Quirinal auf

dem Monte cavallo (Roßberge) zu besuchen. Wir rollten die Strada del Babuino hinab, an der Piazza di Spagna vorbei, erreichten nach einigen Querstraßen die Piazza Barberina, und gelangten so in die Via delle quattro fontane *). An der Stelle, wo diese Straße im rechten Winkel von der nach der Porta pia führenden Straße durchschnitten wird, befinden sich an den vier Ecken vier unbedeutende Fontainen, die zerstört zu sein scheinen; wenigstens sprangen sie nicht. Mossiou hielt uns aber eine vortreffliche Rede, und that, als ob wir ein Wunder der Welt erblickten.

Wir wandten uns dann links, und gelangten zu der auf dem Platze von Termini befindlichen, berühmten Fontaine dell' aqua felice, auch Mosesfontaine oder Fontaine von Termini genannt. Sixtus V. hat dieselbe nach einer Zeichnung Fontana's aus Travertin bauen lassen. Drei bogenförmige Oeffnungen sind durch vier jonische Säulen von einander geschieden; in der mittelsten steht eine herrliche kolossale Bildsäule des Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt; in der einen Seitennische erblickt man Aaron, der die Hebräer zur Wunderquelle leitet; in der andern Gideon. Das Wasser stürzt aus drei Oeffnungen in ein Bassin, an dessen Seiten vier Löwen angebracht sind, aus deren Rachen sich ebenfalls Wasser ergießt. Dies schöne Werk liegt in so öder, entfernter Gegend, daß es Viele von denen, die Rom auf kürzere Zeit besuchen, gar

---

*) In Triest bedient sich der Italiener für Straße des Ausdrucks contrada; in Rom wird abwechselnd strada und via, auch vicolo (Gäßchen) gebraucht; in Neapel sagt man strada.

nicht zu sehen bekommen. Links an der Straße befindet sich vor der Fontaine die kleine Kirche der heiligen Susanna. Hier schien eine Feierlichkeit Statt gefunden zu haben; ein ziemlich junger, sehr weltlich aussehender Kardinal verließ so eben das Gotteshaus, und stieg in seine goldbemalte Kutsche, auf welcher drei reich galonnirte Bediente standen. Einige Geistliche niedern Ranges kamen ihm, als der Wagen abfuhr, entgegen und begrüßten ihn, demüthig die dreieckigen Hüte abnehmend. Da streckte er die Hand heraus und ertheilte ihnen, Statt des Gegengrußes, seinen Segen. —

Wir kehrten wieder um, und gelangten in entgegengesetzter Richtung der Straße zum Monte cavallo. Der Quirinal ist ein großer päpstlicher Pallast, welcher eine höhere und gesündere Lage hat, als der Vatikan. Im Jahre 1574 ließ ihn Gregor XIII. auf den Ruinen der Bäder des Constantin erbauen. Der Garten des Quirinalpallastes hat eine deutsche Viertelmeile im Umfang, und ist mit Statuen und Fontainen geziert. Die Façade des Pallastes befindet sich auf dem öden Quirinalplatze, den ein ägyptischer Obelisk aus rothem Granit, von 45 Fuß Höhe ziert. Am Fuße des Obelisken stehen auf erhöhtem Piedestal die beiden bekannten, in den Bädern des Constantin gefundenen Rossebändiger: zwei kolossale männliche Figuren, deren jede ein sich bäumendes Pferd an der Hand führt. Es sind schöne, aber altersschwarze Gruppen. Künstler und Archäologen zweifeln nicht daran, daß sie von Phidias und Praxiteles herrühren, weil eine mindestens 7 Jahrhunderte nach der Anfertigung

der Gruppen auf dem Piëdestal angebrachte Inschrift diese Meister nennt *)! Der Glaube macht selig. Gewiß ist nicht der zehnte Theil der Ruinen und Antiken, welche man gegenwärtig zeigt, das, was man sich darunter vorstellt. Wann eher werden die Gelehrten endlich klug werden? —

Als wir nach unserem Gasthofe zurückgekommen waren, überreichte uns Mossiou seine Berechnung der Auslagen für uns in den verflossenen anderthalb Tagen. Sie schloß mit 13 Piastern ab. Die einzelnen Ansätze waren mit solcher Vorsicht erfunden, daß man nichts dazu sagen konnte, wiewohl er in der That höchstens 6 Piaster verlegt haben mochte. Wir verlieren auch jetzt über dergleichen Ausgaben kein Wort mehr. Die Italiener sind von den Engländern verwöhnt, weil diese ihnen jede Forderung zahlen. Sie sehen dieselben gern, weil sie von ihnen leben und keine Rüge ihrer Prellereien zu befürchten haben. Deshalb halten sie aber auch die Engländer für unsäglich dumm und verachten dieselben. Der Deutsche läßt sich nicht prellen, und ist deshalb nicht gern gesehen. Wir haben daher eine Mittelstraße eingeschlagen, und lassen uns prellen, wenn's nicht zu arg wird. Dadurch ist uns der Vortheil geworden, daß man uns liebt und gleichzeitig achtet; denn ich bin überzeugt, Mossiou weiß, daß wir ihn durchschauen, und glaubt, daß wir ihm großmüthig seinen Verdienst gönnen. Er und das ganze Haus geben

*) Die Inschrift muß nämlich, nach den Schriftzügen zu urtheilen, zur Zeit Constantin's des Großen angefertigt worden sein. Warum hält man die Bildsäulen selbst für älter? —

uns unverkennbare Beweise von Anhänglichkeit. Während man kein Bedenken trägt, mit doppelter Kreide zu schreiben, wenn wir bezahlen sollen, dürfen wir in jeder andern Beziehung zuverlässig auf Beweise von Aufopferung rechnen. Wollten wir jedes Mal knausern und über die uns widerfahrene Prellerei zanken, würde man uns als Lumpe behandeln. So aber genügt ein Wink, um zwanzig Beine für uns augenblicklich in Bewegung zu setzen. Wer nicht gelernt hat, sein Geld mit Resignation zum Fenster hinauszuwerfen, der betrete ja nicht die Grenzen Italiens! —

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Fahrt nach Tivoli. Das Laurentiusthor und die Laurentiuskirche. Der Teverone und die Mammolobrücke. Die alte Tiburstraße. Grabmal der Julia Stemma. Der versteinernde See. Die römische Solfatara. Schwimmende Inselchen. Grabmal der Familie Plautia. Noch ein Wort über italienische Bäume. Die Villa Hadriana. Trauriger Anblick von Tivoli. Dürre Olivenwaldung. Das Lukullische Mahl in einer Spelunke. Gesang der Arbeiter. Spazierritt auf Eseln in Tivoli's Umgebung. Der Vestatempel, der Wasserfall, die Grotte des Neptun. Aussicht von den Bergen. Die kleinen Kaskaden. Die Villa d'Este. Gewitter. Die Wirthsrechnung. Der durchnäßte Cicerone. Rückfahrt.

Rom, am 1. Juli.

Heute waren wir in Tivoli. Unser vortrefflicher Cicerone hatte uns gestern erklärt, daß wir um fünf Uhr Morgens ausfahren müßten. Wohl uns, daß wir es nicht gethan; denn wir hätten sonst noch länger, als es nachher nöthig wurde, in der schmutzigen Spelunke verweilen müssen, die zu Tivoli mit dem Titel des ersten Gasthofes beehrt wird. Tivoli ist nicht etwa ein nahgelegener, öffentlicher Belustigungsort für die modernen Römer; sondern eine Landparthie, bei der sie sich auf den ganzen Tag einrichten. Ich hatte vorgeschlagen, erst nach Tische auszufahren und spät Abends zurückzukehren; allein Mossiou

erklärte, das gehe nicht, indem wir ja auch die Villa Hadriana besuchen müßten. In der That ist Tivoli 18 Miglien, also fünfthalb Meilen, von Rom entfernt, und für den gewöhnlichen Lohnfuhrmann würde die Tour hin und zurück in einem Nachmittag wohl zu groß sein.

Wir verließen um 7 Uhr Morgens die Stadt. Der Himmel war heiter, und die Sonne sandte schon früh sengende Strahlen herab. Mossiou saß ganz dünn in Nanking gehüllt, mit ausgebreitetem Regenschirm zum Schutz gegen die Sonne neben dem Kutscher auf dem Bocke, und begriff wieder nicht, wie wir im offnen Wagen fahren konnten.

Tivoli ist bekanntlich das Tibur der Römer, wohin die alte tiburtinische Straße führte, von der noch Reste vorhanden sein sollen. Die jetzige fanden wir, wie alle neuere römische Straßen, erbärmlich. Man fährt zum St. Laurentiusthor hinaus. Eine Viertelstunde außerhalb desselben gelangt man zur St. Laurentiuskirche, gegen das Jahr 330 von Constantin dem Großen erbaut. Vor dem Eingange steht eine durch sechs Säulen von verschiedenem Diameter unterstützte und mit einem schiefen Dache versehene Halle, die einem Wachtgebäude gleicht. Im Innern hat die Kirche 3 Schiffe; überall erblickt man hier Bilder aus dem Leben des Märtyrers. Das Grab des heiligen Laurentius befindet sich unter dem Hochaltar, welcher mit einem marmornen Baldachin, der von 4 rothen Porphyrsäulen getragen wird, bedeckt ist.

Eine Meile etwa von Rom passirten wir den Teverone, sonst Anio genannt. Eine einfache, ganz niedrige, kurze, unbedeutende Brücke führt über dies Flüßchen. Mossiou

ließ aber still halten, und berichtete uns mit ungemeinem Ernste, dies sei die Mammolobrücke, welche Mammea, die Mutter Alexander Sever's, erbaut habe; sie sei von Totila zerstört und von Narses wieder aufgebaut worden. Er wollte uns noch mehr antiquarische Eröffnungen machen; wir konnten uns aber des Lächelns nicht enthalten, denn das unbedeutende Brücklein, welches vor dem Oranienburger Thore Berlin's über die Panke führt, ist sehenswerther, als der Mammolo bei Rom, und als Mossiou unser Lächeln bemerkte, drehte er sich verdrießlich um und schwieg.

Zwei Meilen von Rom fährt man abwechselnd auf einem schwärzlichen Pflaster; Mossiou versicherte uns, es sei die alte Tiburstraße, und wir mußten es glauben. Bald darauf sahen wir links vom Wege alte Steinklumpen; der Cicerone verfehlte nicht uns anzuzeigen, hier sei einst Julia Stemma's Asche beigesetzt gewesen. Welch eine Merkwürdigkeit! Vergießest Du nicht Thränen der Rührung, günstiger Leser?

Der Weg nach Tivoli führt in der dürren Ebene hin, welche Rom umgiebt, doch erblickt man vor sich unablässig das niedrige, graue Gebirge, auf dem Tivoli gelegen ist. Drei Meilen von Rom zeigte uns Mossiou links in einiger Entfernung vom Wege ein sumpfartiges, mit Strauchwerk bewachsenes Terrain, indem er bemerkte, es liege hier ein See, welcher die Eigenschaft habe, Pflanzen und andere Körper zu versteinern. Wirklich war von jetzt an die Landstraße eine geraume Strecke weit mit inkrustirtem Schilf und andern Pflanzen bedeckt, welche hierher gebracht worden waren, um zerfahren den Weg zu chaussiren.

Bald darauf erfüllte ein durchdringender Schwefelgeruch die Gegend, und wir erreichten einen Bach oder Graben, in dem himmelblaues Wasser dahin rauschte, welches am Ufer Schwefeltheile abgesetzt hatte. Die kleine Brücke, welche über diesen Bach führt, heißt deshalb Solfatarabrücke. Also auch Rom hat seine Solfatara. Dieser Graben steht mit dem etwa eine Viertelmeile vom Wege gelegenen See der Solfatara in Verbindung, dessen Ausdünstungen sich an die auf dem See schwimmenden Körper verdichtet anhängen und so schwimmende Inselchen bilden.

Man gelangt sodann zu dem berühmten Grabmal der Familie Plautia, einem großen runden Thurm dicht an der Straße, ganz dem Grabmal der Cecilia Metella ähnlich, eine schöne Zierde der Gegend. Ein Weg führt nun rechts ab nach der Villa Hadriana. Man fährt zwischen Lorbeerhecken auf einem felsigen Boden dahin. Der Weg ist so schmal, daß das Laub zuweilen auf beiden Seiten den Wagen streift.

Lorbeerhecken: wird der Leser hier ausrufen, und schon früher, als ich von Florenz sprach, ausgerufen haben: — wie reizend müssen Lorbeerhecken sein! Mit Nichten. Ich kann versichern, daß wir diese Hecken für ganz gewöhnliches Laubwerk gehalten haben würden, wenn wir es nicht bei sorgfältiger Betrachtung als Lorbeer erkannt hätten. Auch darin besteht unsre Enttäuschung in Italien, daß das Laubwerk und die Gestalt der sparsam wachsenden Bäume, so fremd ihr Name auch klingen mag, eigentlich nicht anders aussieht, als an unsern deutschen Bäumen; die Oelbäume hält man für Weiden, und nur das

Nadelholz, die italienische Kiefer und die Cypresse haben etwas Fremdartiges. Es ist nur der Name, der hier der Sache den Reiz verleiht.

Nach einer guten Viertelstunde hielten wir vor einem Garten. Mossiou stieg ab, zog einen Zettel hervor und schlug an die Gartenthür. Auf die Frage, was er da für ein Papier habe, antwortete er uns, es sei die Erlaubniß zum Eintritt in die Villa. Mit Befremden bemerkten wir, als wir uns den Zettel reichen ließen, daß es ein alter Erlaubnißschein war, der auf die Familie eines englischen Lords lautete. Ein altes Weib öffnete uns. Die Verwilderung des Gartens, welchen wir erblickten, läßt sich nicht beschreiben. Wir keuchten im Schweiße unseres Angesichts eine bewachsene Anhöhe empor und standen endlich vor den Trümmern einer alten, hohen und langen Netzmauer. Ungeduldig fragten wir, ob wir denn die Villa nicht bald erreichen würden. „Sie stehen vor ihren ehrwürdigen Ueberresten," antwortete Mossiou mit Pathos, indem er nach Luft schnappte und sich die Stirn trocknete. „Herr," rief ich nun äußerst aufgebracht, „Wir wollen nach Tivoli und dort Naturschönheiten sehen, und Sie führen uns in drückender Sonnenhitze auf einem Umwege von zwei Miglien hierher, wo wir nichts sehen, als Ihre vermaledeiten Steinklumpen, graue Oelbäume und verdorrtes Riedgras? Der Teufel hole Ihre Villa Hadriana!" In äußerster Verlegenheit bat uns Mossiou, ihm nur zu folgen, und die Ruinen näher zu betrachten; alle Fremden pflegten sie zu besehen. Murrend folgten wir ihm und der Frau.

Wenn ich nun erwähne, daß diese Villa Hadrian's einst über anderthalb Meilen im Umfang gehabt hat, und daß

die Ueberbleibsel in einem weiten Raume zerstreut liegen, daß man uns auf den Anhöhen, zwischen den wenigen, mit spärlichem Laube bedeckten, völlig schattenlosen und zehn bis zwanzig Schritte aus einander stehenden Bäumen, von einem elenden Steinhaufen zum andern umherschleppte; so wird man mir glauben, daß wir nicht in der Laune waren, in ein enthusiastisches Freudengeschrei auszubrechen, als uns Mossiou versicherte, diese Arkadentrümmer seien die cento camere (hundert Zimmer) oder die Kasernen der Leibgarde, jene Ruinen ein Theater, diese eine Naumachie *), jene in Gestalt eines Halbzirkels der Tempel der Stoiker, diese der kaiserliche Pallast selbst, u. s. w. u. s. w. Höchst verstimmt setzten wir uns in unsern Wagen; wir erreichten bald wieder die Hauptstraße und die mit Olivenbäumen bewachsenen Berge, auf denen Tivoli gelegen ist.

Der Anblick unsers ersehnten Ziels war nichts weniger als einladend. Es ist nicht zu beschreiben, wie traurig und einförmig diese Berge in der Mittagsbeleuchtung sich ausnahmen; die grauen, stets verdorrt aussehenden Blätter der Oelbäume hüllten die ganze Gegend in das Gewand des Todes. Auf einer Anhöhe lag eine Reihe so grauschwarzer Steingebäude, daß man sie nur mit großer Aufmerksamkeit aus der Umgebung und aus dem grauen Hintergrunde der höhern Berge herausfinden konnte, und dieser unheimlich aussehende Steinklumpen mit schwarzen Fensterlöchern war — Tivoli. Langsam wanden wir uns endlich einen

*) Naumachien waren Amphitheater, in deren Mitte sich ein ungeheures Bassin mit Wasser befand, worauf Seegefechte dargestellt wurden.

steilen Berg hinan durch den Olivenwald. Wie jämmerlich sahen diese Bäume nun erst in der Nähe aus! Alle Stämme waren morsch und hohl, und zeigten die graue Färbung der Blätter und der Erde. Wir waren sämmtlich darin einverstanden, daß nur eine sandige, dürre, von Raupenfraß zerstörte Kiefernhaide im Norden von Deutschland mit den Olivenwaldungen der hesperischen Gefilde verglichen werden könne. Und der durch Raupenfraß zerstörten Kiefernhaiden giebt es doch nur wenige oder doch nur zuweilen im verachteten Deutschland; der Oelbaum aber ist der Hauptbaum Italiens und von Florenz an überall tiefer hinab anzutreffen.

Gegen Mittag erreichten wir Tivoli. So schwarz und räucherig der Ort von außen erscheint, so schwarz und schmutzig zeigte er sich uns im Innern. Die Spelunke, in welcher wir eingekehrt waren, lag an einem kleinen Platze, oder richtiger an einem schmutzigen Winkel, der Platz genannt wird, und rings mit schlechten Gebäuden umgeben ist. Mossiou versicherte uns, es sei der beste Gasthof, und Könige und Fürsten seien hier schon eingekehrt. Dennoch starrten die kleinen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Zimmer des Gasthofs von Unflath und Flöhen; ein Paar schlechte Tische und Strohstühle, so wie ein zweischläfriges Bette, machten das ganze Ameublement der beiden Gemächer aus, die man uns angewiesen hatte.

Nun waren wir in Tivoli; allein in der Gegend uns umzusehen, das ging nicht. Die Villa Hadriana hatte uns den Vormittag geraubt. Wir mußten also mehr als 3 Stunden in dieser Höhle ausharren und den kühleren Nachmittag abwarten. Wir bestellten Mittagbrot. Gegen

alle Erwartung bewirthete man uns vortrefflich. In ganz Italien haben wir nirgend besser gespeist, als in Tivoli! Jedermann weiß, daß der Reisende sehr von seinem Magen abhängt. Je weniger wir genießbare Speisen erwartet hatten, um so heiterer waren wir beim fröhlichen Mahle geworden. Unsere Zimmer gingen theils nach dem Platze, theils nach einer Seitengasse heraus. Wir legten uns in die Fenster, die hier eine steinerne Brüstung hatten, und sahen nur gemeines Gesindel. Von civilisirter Bevölkerung war keine Spur. Einige dreißig Arbeiter zogen an unsern Fenstern mit fröhlichem Gesang vorüber; zum ersten Male hörten wir heut in Italien von gemeinen Leuten wohlklingende, harmonische Töne.

Es war halb 4 Uhr Nachmittags, als wir auf Eseln unsern Spazierritt begannen. Tivoli liegt zum größeren Theile am linken Ufer des Anio oder Teverone, der hier auf der Höhe des niedrigen Gebirges durch ein anmuthiges, von mäßigen Bergen umschlossenes Thal dahin rauscht. Bei der Stadt bildet er in der Nähe der Ruinen des Vestatempels einen breiten Spiegelfall, über den eine hölzerne Brücke führt; das Wasser strömt nach einer Felsenschlucht und stürzt plötzlich senkrecht in einen 50 Fuß hohen Abgrund. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Vestatempel vorbei. Er steht auf der Höhe eines Felsenberges hart am Abgrunde, ist rund und war mit 18 schlanken, kannelirten, 18 Fuß hohen korinthischen Säulen umgeben, wovon indessen nur noch 10 erhalten sind. Diese Säulen tragen ein Gesimms, welches mit Ochsenschädeln und Festons geziert ist. Der Durchmesser des Tempels beträgt nur 12½ Fuß. Im Verein mit dem Felsenthal

und der Felsenschlucht zu unsern Füßen, dem tosenden Wasserfall uns gegenüber und den bewachsenen Anhöhen rings umher, machte diese Ruine einen malerischen Eindruck. Wir stiegen auf einem gewundenen Pfade zu dem Kessel des Wasserfalls hinab. Hier spritzte in der engen Umgebung brauner, mit Moos und Gestrüpp bewachsener Travertinfelsen der schäumende Gischt uns entgegen, und hoch hin wirbelten als Dampf die zerschmetterten Wasserwogen. Rechts öffnete die Grotte des Neptun ihren bemooseten Felsenschlund. In derselben stürzt ein anderer Arm des Anio durch die Felsenspalten in ein tiefes, natürliches Bassin hinab. Das Brausen des Wassers hallte weit hin mit donnerähnlicher Kraft.

Wir stiegen wieder zum Tempel der Vesta empor und gelangten durch einige Gehöfte zu der hölzernen Brücke, welche über den Spiegelfall des Anio leitet. Dann verfolgten wir den reizenden Weg, welcher auf der rechten Seite des Anio, unterhalb der großen Kaskade, am Abhange der Berge dahin führt, durch welche das enge Thal des Flusses gebildet wird. Anfänglich wandten wir uns rechts, als ob wir tiefer in's Gebirge wollten, und Stadt und Thal schienen verschwunden; bald aber schlugen wir die entgegengesetzte Richtung nach dem Bergpfade ein, von dem die Stadt durch das tiefe Aniothal geschieden ist. Unter den am Abhange der Berge stehenden zahlreichen Oelbäumen bemerkten wir hier noch einmal einige niedrige Aloestauden im Freien. Da lag nun Tivoli uns gegenüber auf der Höhe; allein auch von hier aus betrachtet, nahm es sich so schwarz und verräuchert aus, daß sich die Häuser von der braun- und graugrünen Umgebung kaum

unterscheiden ließen. Wie reizend müßte diese Gegend sein, wenn Tivoli maigrüne Matten, reinlich übertünchte Häuser und rothe Dächer hätte! So wie es sich wirklich darstellt, muß man nothwendig auf den Gedanken gerathen, es sei ein Räuber- und Zigeunernest. Vor uns öffneten sich die Berge, welche das Thal des Anio umschließen, und zeigten die weite Ebene der Campagna di Roma und am fernen Horizonte, der in der Abendsonne flammte, ragte die Kuppel St. Peters empor.

Plötzlich sahen wir uns gegenüber zur Linken, etwa in gleicher Höhe mit uns, die größere der sogenannten kleinen Kaskaden, und bald darauf die kleinere, über die mit weichem Moose bedeckten und mit langen Reihen von Cypressen bewachsenen Hügel, in das Felsenthal hinabrollen. Dieser Anblick ist schön! Man vergegenwärtige sich den ganzen Zusammenhang der beschriebenen Gegend, und denke dazu, wie im Mittelpunkt des Gemäldes die Fluth des Wassers, in verschiedene schmale Silberstreifen vertheilt, durch das braungrüne Moos von einer Terrasse zur andern hinabläuft. Ueber diese Anhöhen hinaus erblickt man, rechts am äußersten Ende der Stadt, das schöne Gebäude der Villa d'Este. Wir verfolgten diesen reizenden Spaziergang bis zu den Ruinen, die man Villa des Horaz nennt, der, wenn auch nicht auf dieser Stelle, doch jedenfalls in Tivoli's Umgebung einst seine schöne Ode auf Tibur gedichtet hat, und kehrten dann zurück, weil ein aufsteigendes Ungewitter uns zu durchnässen drohte. So sehr wir eilten, entgingen wir doch nicht dieser Unannehmlichkeit. Der Himmel hüllte sich schnell in Wolken, ein lebhafter Wirbelwind erhob sich,

einzelne Tropfen fielen, plötzlich zischte ein Blitz herab und ein Donner rollte durch das Thal. Unsere armen Esel wurden durch Prügel in Galopp gesetzt; allein das Gewitter war schneller als sie. Ueberdies konnten wir die Thiere nicht ordentlich regieren, denn sie hatten nicht Zügel und Gebiß, sondern blos Halfter, und waren faul und widerspenstig: eine klägliche Reiterei! —

Wir mochten noch zwei Miglien von Tivoli entfernt sein, als der Regen in Strömen herabstürzte und der Gewittersturm uns umzureißen drohte. Mossiou in seiner Sommerkleidung kam dabei am schlimmsten fort. Dicht vor Tivoli eilten uns mehrere Leute aus dem Gasthofe mit Schirmen entgegen. Es war zu spät; die ganze Kavalkade kam in einem trübseligen Aufzuge nach der Stadt zurück. Im Gasthofe wurde sofort ein Kaminfeuer angemacht; denn, wohl zu bemerken, seit Venedig haben wir keinen Ofen in Italien gefunden, sondern nur Kamine. Nach einer Stunde waren wir nothdürftig getrocknet. Die Sonne war wieder so freundlich, als vorher, und der schönste Abend lud uns zur Rückfahrt nach Rom ein. Wir bezahlten daher unsre sehr erkleckliche Rechnung. Wiewohl Mossiou unser Cicerone hätte sein können, und überdies die Eigenthümer der Esel bei uns geblieben waren, hatte uns doch der Wirth begleitet und uns die nöthigen Erklärungen gegeben. Jetzt forderte letzterer für diese seine Bemühungen einen Scudo; für das gute Mittagsmahl war außerdem mit doppelter Kreide geschrieben; die Heizung des Kamins, das Entgegentragen der Schirme und die Esel kamen ebenfalls in Anschlag; ja ich bin überzeugt, daß uns das Hemde angerechnet worden

ist, welches Mossiou, der völlig durchnäßt war, vom Wirth sich geliehen hatte.

Vor dem Thore S. Croce von Tivoli erfreuten wir uns noch eines angenehmen Blicks über die Campagna, an deren Horizont die Sonne unterging. Allein wir waren kaum eine Meile von dem Städtchen entfernt, als sich der Himmel von Neuem mit Wolken überzog, und bald darauf ein wolkenbruchähnlicher Regen eine Stunde lang herabströmte. Ich konnte nicht umhin, gegen Mossiou zu äußern, daß wir die Behauptung von der gleichförmigen Witterung Italiens für eine Lüge erachten müßten. Der arme Teufel saß mit dem Kutscher auf dem Bocke, und längst wieder bis auf's Hemde durchnäßt, war er in diesem Augenblicke selbst sehr schlecht auf sein Vaterland zu sprechen. „Ei, hier in Tivoli," antwortete er verdrießlich, „regnet es immer; das ist ein verfluchtes Land!"

Gegen das Ende unserer Rückfahrt hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt; der Mond schien, und es wehte eine erquickende Luft. Allein es war ja Juli-Nachtluft aus den Sümpfen! —

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Ein römischer Pallast. Die Gemäldesammlung des Pallastes Barberini. Die Kapuzinerkirche und Guido Reni's Erzengel Michael. Thorwaldsen's Atelier. S. Pietro in Montorio. Rom vom Janikulus. Die wenigen Orangenbäume Rom's werden im Winter durch Segeltuch gegen die Kälte geschützt. Fontana Paolina. Die Logen und die Zimmer Rafael's. Der Garten des Vatikan, Orangenbäume in Kübeln. Ein Seeschiff als Fontaine. Abschied von der Peterskirche. Porta Angelica. Spazierfahrt. Die Taverne von Ponte molle. Alles ist in Italien antik. Antiker Schinken und antike Flöhe. Italienische Eifersucht. Mossiou muß einen Scorpion schaffen.

Rom, am 2. Juli.

Heute Vormittag besuchten wir die Gemäldesammlung im Pallast Barberini, wobei wir auch die Absicht hatten, einen der gepriesenen römischen Palläste in Augenschein zu nehmen. Durch eine alte Mauer gelangten wir in einen winkeligen Vorhof, wo ein schlechtes Gebäude steht, durch welches die Façade des Pallastes verdeckt wird. Der Eingang ist wahrhaft jämmerlich. Indem wir die breite, aber staubige und schmutzige Steintreppe im Innern des Hauses emporstiegen, erblickten wir auf der Flur, welche die Treppe unten umschließt, mit äußerstem Erstaunen Haufen von Mist und Unflath! — Eine solche Ekelwohnung soll nun der an Reinlichkeit und an herrliche Bauwerke gewöhnte Nordländer als Pallast anstaunen. Im ersten Gemach,

welches uns die Dienerschaft zeigte, prangte das Wappen des Hauses Barberini. Die schlechten rothen Ziegelsteine, welche den Fußboden dieses großen, verfallenen Zimmers bilden, sind hier und da eingesunken und schief getreten; allein Niemand denkt an eine Reparatur. Wir hatten genug, und verbaten uns die Ehre, noch mit den Pallästen Spada, Braschi, Doria, Farnese, Borghese, Colonna, Torlonia, und wie sie heißen mögen, nähere Bekanntschaft zu machen. Italien hat der Principi (Fürsten) wie Sand am Meere. Jede Privatwohnung eines Principe ist Palazzo. Nach italienischem Maaßstabe sind alle Häuser Berlin's und Wien's ohne Ausnahme Palläste.

Die Gemäldesammlung entschädigte uns. Man rühmt insbesondere die Fresken Peter's von Cortona; wir bewunderten in dem kleinen Gemach unten an der Treppe, welches die vorzüglichsten Bilder enthält, besonders das Brustbild einer Geliebten Rafael's. Es ist von dem großen Künstler selbst gemalt und beweiset, daß er auch Karnation und Kolorit sehr wohl in seiner Gewalt hatte. Hier begrüßten wir auch ein Paar Werke unsers ehrwürdigen Landsmanns Albrecht Dürer.

Wir begaben uns sodann nach der nahegelegenen Kapuzinerkirche, in der wir Guido Reni's herrliches Bild des Erzengels Michael bewunderten. Eine Kopie dieses Gemäldes in Mosaik ziert einen der 12 Altäre in der Peterskirche.

Hierauf besuchten wie Thorwaldsen's Atelier. Wir trafen den vortrefflichen Künstler anwesend und viele seiner Schüler unter seiner Leitung beschäftigt. Man arbeitete an einem großen Basrelief, den Triumphzug Alexander's

nach Besiegung der Perser darstellend, welcher für den König von Dänemark bestimmt ist.

Nachmittags fuhren wir nach der Kirche S. Pietro in Montorio, um Rom vom Janikulus überschauen zu können. Vor der Kirche, welche auf diesem Berge steht, befindet sich ein mit einer steinernen Brustwehr umgebener freier Platz, von dem man Rom vollständig übersieht. Unten am Fuße des Janikulus strömt die Tiber und trennt die Bezirke Trastevere und Borgo von den zwölf übrigen Bezirken der Stadt; zur Linken wird der Blick durch St. Peter's Dom, den Vatikan und den Monte Mario mit seinen Kiefern begrenzt; zur Rechten verschwindet er in weiter Ferne; vor und unter dem Beschauer dehnt sich jenseits der Tiber die Stadt, wiewohl auf Hügeln liegend, doch wie in einer weiten Fläche aus. Hier und da ragen die angeblichen Ueberbleibsel der Römerzeit über die geschwärzten Häuser; insbesondre unterscheidet man das Mausoleum Hadrian's und das Koliseum; auch sieht man viel einzelne Ruinen im freien Felde. Im Hintergrunde begrenzen die Anhöhen des Albaner- und Sabinergebirges, Tivoli und Fraskati den Horizont. Ueber die ganze Landschaft ist jene eintönige bräunliche und graue Färbung verbreitet, die den hesperischen Gefilden eigenthümlich ist; hier und dort breitet die Kiefer ihre abgestumpfte Krone aus, oder erhebt sich die schwarze Trauerpyramide der Cypresse, oder zeigt sich graues Olivengebüsch. Mit Freude bemerkten wir aber hier auch in einem Garten am jenseitigen Ufer der Tiber eine kleine Reihe im Freien stehender Orangenbäume, die mit röthlichen Früchten prangten. Nun, wir haben sie gekostet, diese Früchte; auch gestand mir Mossiou ehrlich ein,

daß die hiesigen Orangenbäume im Januar und Februar durch eine Bedeckung von Segeltuch gegen den Frost geschützt werden mußten. —

Wir verweilten gern und lange auf dem Janikulus. Der Tag war mild und schön. So schmerzlich wir nun schon in Italien enttäuscht worden sind, so halten wir doch noch mit Liebe an der Erinnerung fest, die uns geblieben ist von unserer frühern Täuschung, und jedes edlere Gemüth wird sich beim Anblick Rom's einer freudigen Rührung nicht erwehren können.

Der Weg führte noch höher hinauf zu der größten und wasserreichsten Fontaine Rom's, der Fontana Paolina, die hier, in einer völlig abgelegenen Gegend zwischen Berggärten, nicht weit vom Pankratiusthore, von Paul V. im Jahre 1612, nach den Zeichnungen Fontana's und Maderni's, aus Ueberbleibseln des alten Forums von Nerva erbaut ist. Sechs jonische Säulen von rothem Granit, mit einem Uebersatz (Attika), der das päpstliche Wappen trägt, und zwischen diesen Säulen drei große und zwei kleine Nischen, aus denen Wasser in ein großes Bassin strömt, bilden die Fontaine.

Wir fuhren zum Pankratiusthore hinaus und schlugen den Weg ein, der rechts an den hohen Wallmauern der Stadt zum Vatikan führt. Hier angekommen, besahen wir die berühmten Logen und Zimmer Rafael's. Der Pallast des Vatikan enthält, wie schon erwähnt worden, eine Menge von umbauten Höfen. Einer derselben heißt St. Damashof und ist von drei Seiten mit vier über einander fortlaufenden Gallerien umgeben, welche sämmtlich von außen mit Arkaden und im Innern mit Malereien geziert

sind. Eine dieser drei Seiten oder Flügel des Pallastes hat in jeder Etage 13 solcher gewölbter Bogen, welche auf Pilastern ruhen. Im Innern der Gallerie befinden sich an der den Pilastern gegenüberstehenden Wand Gegenpilaster; die Decke oben ist, den Arkaden entsprechend, in dreizehn besondere Wölbungen getheilt, so daß die Gallerien, wenn man will, aus dreizehn Logen bestehen.

Die Logen der zweiten Etage dieses Flügels nun heißen die Logen Rafael's, weil sie Freskobilder dieses Meisters und seiner Schüler enthalten. Jeder der dreizehn Plafonds ist mit vier Freskogemälden geziert, welche nach Kartons *) von Rafael von dessen Schülern Giulio Romano, Pelerino von Modena, Caldara, Maturin von Florenz und Andern gemacht sind; die Gegenpilaster an den Wänden schmücken jene lieblichen Arabesken, von Johann von Udine's Hand, die man aus Abbildungen kennt. Das eine der 4 Deckengemälde über der Eingangsthür, welches Gott den Vater darstellt, der das Chaos entwirrt, ist von Rafael selbst gemalt. Noch sind die Farben frisch; doch haben sie von der Witterung gelitten, und sie werden daher durch Fenster gegen dieselbe geschützt. Gleich beim Eintritt in die Logen erblickt man rechts die Marmorbüste Rafael's von Alexander von Este gemeißelt.

Von höchster Kunstbedeutung aber sind die 4 Stanzen (Zimmer) Rafael's. Papst Julius II. hatte eben begonnen, diese Zimmer von andern Meistern malen

---

*) Kartons nennt man die auf Pappe, Blech oder Papier gezeichneten und ausgeschnittenen Muster, deren Umrisse der Freskomaler, um sich nicht zu verzeichnen, bevor er zu malen beginnt, auf den frischen Kalk überträgt.

zu lassen, als Bramante Rafael's Berufung nach Rom veranlaßte. Letzterer stellte nun auf einer Wand der Zimmer den Streit der Kirchenväter dar, welches vortreffliche Bild den Papst so entzückte, daß er dem Künstler die Ausmalung sämmtlicher Zimmer übertrug, und das von andern Meistern bereits Gemalte wieder auslöschen ließ. Rafael konnte nur die Auslöschung einer von seinem Lehrer Peter Perugino im ersten Zimmer gemalten Decke verhindern. In dieser ersten Stanze sind übrigens Ereignisse aus dem Leben der Päpste Leo III. und IV. dargestellt: der große Brand von Borgo S. Spirito im Jahre 847, woran auch Giulio Romano gemalt hat, der Sieg Leo's IV. über die Sarazenen zu Ostia, die Krönung Karl's des Großen durch Leo III., und die Rechtfertigung dieses Papstes vor demselben.

Die zweite Stanze enthält die weltberühmte Schule von Athen oder die Schule der Philosophen, aus 52 Figuren bestehend. Man erblickt einen schönen Portikus, in der Mitte Plato und Aristoteles, rechts unter andern Figuren Sokrates, der mit Alcibiades spricht; außerdem Pythagoras schreibend unter seinen Schülern und Diogenes mit einem Buche in der Hand. In demselben Zimmer befindet sich auch der eben erwähnte Streit der Kirchenväter, der Parnaß mit Apollo, den 9 Musen und mehrern berühmten Dichtern, die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, Theologie, Philosophie und Dichtkunst, und über den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, als Haupttugenden der Gerechtigkeit u. s. w.

Das dritte Zimmer heißt die Stanze des Heliodor. Hier ist dargestellt, wie Heliodor, der im Jahre 176 vor

Christus den Tempel von Jerusalem plündern wollte, auf das Gebet des Hohenpriesters Onias durch bewaffnete Engel vernichtet wird. Für das Köstlichste, was dieses Zimmer darbietet, muß indessen das Bild der Befreiung St. Peter's aus dem Gefängnisse erachtet werden. Man sieht, wie ihm ein Engel seine Ketten abnimmt und ihn aus dem Gefängnisse leitet. Unbeschreiblich sind die Lichteffekte, welche der Künstler hier hervorgebracht hat. Denn nicht nur die Hellung, welche von dem Engel im Gefängnisse ausgeht, sondern auch das Licht außerhalb des Gefängnisses, der Mondschein, und die Flamme einer Fackel, die ein Soldat hält und die sich in seinen Waffen spiegelt, beleuchten die vortrefflich gedachte Gruppe.

Das vierte Zimmer wird der Saal des Konstantin genannt. Auf der den Fenstern gegenüber befindlichen Wand sieht man Konstantin des Großen Sieg über Maxentius bei Ponte molle; allein Rafael hat nur die beiden an der Seite befindlichen Figuren der Gerechtigkeit und Güte gemalt; der Tod überraschte ihn, und das Werk ist darauf von seinem Schüler Giulio Romano beendigt worden. — Das Durcheinander und die Ueberhäufung der verschiedenartigen Darstellungen in diesen Stanzen macht keinen erfreulichen Eindruck, und da auch hier Feuchtigkeit und Mangel an Fürsorge den meisten Bildern längst die Frische geraubt hat, so wird sie nur derjenige wirklich befriedigt verlassen, dem ein tieferer Sinn für die Kunst beiwohnt. —

Wir begaben uns hierauf in den Garten des Vatikan. Man sagte uns, daß der heilige Vater gestern der Aria cattiva wegen nach dem Quirinal gezogen sei. Den Gar-

ten fanden wir eben so im Verfall, wie die andern italienischen Gärten, die wir gesehen. Viele Wege waren durch Blätter, Zweige, ja durch verstreuten Dünger verunreinigt, und die Orangeriegewächse standen, wohl zu bemerken, hier, im tiefen Süden, wie bei uns in Kübeln! Nur ein Umstand erinnerte uns an die hesperischen Gefilde; selbst im Freien fielen uns Flöhe an, welche im trockenen Dünger nisteten. Es klingt unglaublich, aber ich betheure, daß ich Wahrheit spreche. Ein Paar andere und kleinere Gärten des Vatikan zeichneten sich durch künstliche Springbrunnen aus; insbesondre bewunderten wir eine Fontaine in Form eines Seeschiffes von der Größe eines kleinen Bootes, welches aus allen Raaen und Spieren und aus den Kanonenlöchern Wasser spie.

Wir besichtigten nunmehr die Peterskirche von der hintern Seite. Nur hier ist man im Stande, sich einen vollkommenen Begriff von der ungeheuern Größe dieses Gebäudes zu machen, da man vorn nur die Façade und Kuppeln sieht. Es währt geraume Zeit, bevor man den hintern Theil der Kirche umgangen ist; man glaubt die Mauern einer Citadelle zu umschreiten. Da das Innere der Kirche die Form eines an den obern 3 Spitzen abgerundeten Kreuzes hat; so bilden die äußern Mauern an jeder dieser 3 Spitzen einen kolossalen Bauch. Zwischen diesen abgerundet hervorspringenden, graugelben Mauern, welche der Ewigkeit zu trotzen scheinen, treten andere Theile des Riesenbaues im rechten Winkel hervor. Dadurch wird es leider auch hier unmöglich, das Ganze mit einem Male zu überschauen. Wir traten durch eine

Seitenthür in die Kirche, betrachteten noch einmal flüchtig alle ihre Merkwürdigkeiten und nahmen Abschied von St. Peter, da wir morgen Rom verlassen und über Pisa nach Genua reisen wollen.

Dann fuhren wir zum Engelsthor (Porta angelica) hinaus, an dem die Köpfe hingerichteter Räuber modern, und zwischen dem Monte Mario *) und der Tiber, in reizender Beleuchtung der Abendsonne spazieren. Der Blick auf den mit Gärten und Landhäusern gezierten niedrigen Höhenzug des Berges zur Linken und auf die nahe Tiber zur Rechten macht diese Gegend zu einer sehr anmuthigen; wir wüßten keine angenehmere Spazierfahrt bei Rom. Dennoch sahen wir keine Menschen, und Mossiou versicherte uns, daß es Niemanden einfalle, hier spazieren zu fahren; man beschränke sich auf den Korso und den Monte Pincio! — Er machte uns insbesondre auf die Villa Madama des Monte Mario aufmerksam. Diese Villa gehörte früher der Tochter Karl's V., Margaretha von Oestreich, gegenwärtig aber ist sie Eigenthum des Hofes von Neapel. Mossiou verdrehte die Augen vor Entzücken, als er sie uns zeigte; wir sahen aber nur einen alten, schwarzen, verräucherten Steinklumpen. Wie ganz anders habe ich mir eine italienische Villa gedacht! —

Wir erreichten Ponte molle. Hier steht vor diesem äußersten Brückenthore Rom's eine vornehme Taverne **),

---

*) Nicht etwa von dem Marius des Alterthums, sondern von einem römischen Nobile Mario Millini, der hier ein Landhaus bauen ließ, also genannt. Früher hieß der Berg Clivus Cinnä.

**) Taverna, Schenkhaus, Wirthshaus.

die mit prangender Inschrift sich antica nennt. Der Himmel weiß, die Italiener finden ihre höchste Glückseligkeit darin, Alles alt und antik zu machen. In ganz Italien herrscht die Manie, Gebäude, Läden, Gasthöfe, Kaffeehäuser und Kneipen antik zu nennen. Wie oft haben wir mit großen Buchstaben auf einem Schilde das Wort antico gelesen! Dadurch glauben die Italiener eine Sache am besten zu empfehlen. Daher auch ihre Neigung zu finstern, räucherigen Wohnungen und altem Plunder jeder Art. Und kann man es ihnen verargen, wenn seit einem halben Jahrhundert, ja länger, ein Schwarm von Antiquitätenkrämern aus allen Gegenden der Welt herbeiströmt und enthusiastische Verehrung für jeden alten Steinklumpen zeigt, daß sie zu ihrem Vortheil das „mundus vult decipi, ergo decipiatur“ *) auf alle erdenkliche Art und Weise zur Anwendung bringen? Wer sich lächerlich benimmt, muß dem gemäß behandelt werden. Die Reisenden selbst haben aus Italien das geschaffen, was es jetzt ist. —

Der Wagen hielt. Wir ließen uns auf der Gallerie der Taverne nieder, wo wir, den Thurm von Ponte molle, ein Paar Häuser von Rom und die nahen Weinhügel überblickend, aus italienischer Bauchflasche mit langem Halse fröhlich ächten Orvieto **) tranken und uns den antiken Schinken, den man uns vorsetzte, vortrefflich schmecken ließen. Es war sehr anständige Gesellschaft an verschiedenen Tischen vertheilt; allein es befand sich keine Dame

*) Die Welt will betrogen sein, drum werde sie betrogen!
**) Ein guter Muskatwein.

darunter. Wieder ein Beweis, daß italienische Eifersucht, so lange es irgend möglich ist, jedes weibliche Wesen hinter den bergenden Mauern versteckt hält. Wie ganz anders stellt sich ein öffentlicher Vergnügungsort in Deutschland, England, Frankreich dar! — Das weibliche Geschlecht ist es zunächst, welches den Ort verschönt; die lieblichsten Blumen der öffentlichen Gärten sind bei uns die holden Frauen, welche Anmuth und Sitte verbreiten, und es giebt die Unterhaltung zwischen Personen beider Geschlechter, durch Gesittung veredelt, der Erholung den schönsten und eigenthümlichsten Reiz. Wo findet man dies in Italien? —

Indem wir auf die Straße hinabschauten, sahen wir ein Paar Vetturine mit der ihnen eigenthümlichen Langsamkeit vorüberziehn. Ihre großen, ganz verschlossenen, schwerfälligen Kutschen waren mit ausländischen Enthusiasten angefüllt, welche ihre Nasen durch die kleine Oeffnung des Wagenfensters steckten und, nach Luft schnappend, das erste Haus der ewigen Roma mit Entzücken zu betrachten schienen. Ihr armen Vetturinreisenden! Eingepökelt in Fuhrwerke, die oft nur einer beweglichen Höhle gleichen, abhängig von dem Eigenthümer derselben, kriecht Ihr täglich schneckengleich, im Schweiße Eures Angesichts, etwa acht oder zehn Meilen durch die Wüsteneien Italiens! — Doch was beklage ich Euch? Ihr schwelgt ja mit wonnigem Entzücken in der schnöden Wirklichkeit, die Eure Erwartungen persifflirt! — —

Als wir einige Zeit uns aufgehalten hatten, begannen die antiken Flöhe, welche in der trefflichen Taverne nisteten, es so arg mit uns zu treiben, daß wir ihnen bald das Feld

räumen, und uns den Appetit nach antikem Käse und antiken Bratwürsten, die man uns anpries, vergehen lassen mußten. — Wir fuhren nach Hause.

So sehr wir übrigens in Italien von Ungeziefer gepeinigt werden, so haben wir doch bis jetzt noch keinen Skorpion zu sehen bekommen. Wer also glaubt, daß dergleichen Thiere hier schaarenweise in den Schlafzimmern herum kröchen, der irrt. Da wir aber neugierig sind, einen Skorpion zu sehen, so hat Mossiou heute Abend den Auftrag erhalten, uns einen solchen zu verschaffen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Mossiou schnellt uns zum letzten Male. Die bezahlten Skorpione. Römische Wirthsrechnung. Zufriedene Gesichter. Abreise von Rom. La Storta. Baccano, Abschied von der Peterskuppel. Habsüchtige Postillone. Ronciglione. Man will den Reisenden wieder 6 Pferde vorlegen. Das sind Räuber! — Schöner Abend. Ecco, sacramente, una bottiglia! Bon viaggio! Viterbo. „I passaporti!“

Viterbo, am 3. Juli.

Heut früh brachte Mossiou die Berechnung seiner fernern Auslagen für uns. Sie schloß, wie dies ganz in der Ordnung, abermals mit 12 Piastern ab, und für den Erlaubnißschein zur Besichtigung der Villa Hadriana war ein Piaster angesetzt, wiewohl der englische Lord, auf den sie lautete, vielleicht vor Jahr und Tag und seitdem eine Menge anderer Reisenden schon dafür bezahlt haben mochten. Allein wie wurde uns, als der sehr ehrenwerthe Cicerone nun eine Schachtel hervorzog, in welcher er zwei lebende Skorpione von anderthalb Zoll Länge aufbewahrte, und sich noch zwei Piaster für dieselben bezahlen ließ? — Unsre naturhistorische Wißbegier kommt uns etwas theuer zu stehen. — Die Wirthsrechnung betrug 64 Piaster; an Trinkgeldern zwackte man uns 28 Piaster ab. Den ganzen Vormittag hatte Mossiou mit den Pässen zu thun, die,

Gott weiß, von welchen Gesandtschaften, visirt werden mußten. Erst nach Tische waren wir im Stande, Rom zu verlassen, wo ich mich übrigens dies Mal sehr wohl befunden habe.

Als wir abfuhren, versammelte sich das ganze Haus um unsern Wagen, und wohl zwanzig freundliche, zufriedne Gesichter wünschten uns eine glückliche Reise! Dieser allgemeinen Zufriedenheit dankten wir auch, daß wir mit drei und nicht mit vier Pferden von Rom aus fuhren. Zum Ueberfluß hatte uns der Cameriere noch das römische Postreglement zugesteckt, um uns gegen die fernern Eigenmächtigkeiten der Posthalter zu sichern. Vergebliche Hoffnung! Schon auf der nächsten Station la Storta gab man uns vier Pferde und zwei Postillone.

Wir hatten gutes Reisewetter. Vor Baccano, vier Meilen von Rom, nahmen wir von der uns zum letzten Mal erscheinenden Peterskuppel Abschied. Wir wollten heut noch bis hierher nach Viterbo, welches 6 Posten von Rom gelegen ist. Zwölf Meilen in einem Nachmittag sind in Italien eine Kleinigkeit, wenn man sich in den Willen der Postmeister fügt, und die geldgierigen Postillone zufrieden stellt. Allein, was wir auch für ein Trinkgeld gaben, heute trieben es diese habsüchtigen Menschen wieder besonders arg. Von Ronciglione nach Imposta wollte man uns die Berge hinan 6 Pferde vorlegen, und das Vorzeigen des Postreglements befreite uns nach unaussprechlichem Aerger doch nur von dem fünften und sechsten Pferde, so wie von dem dritten Postillon. Es war dunkel geworden, und unser Gespräch lenkte sich auf die Räubereien in Italien, auf unsre Unvorsichtigkeit, oft bis spät in die Nacht hinein zu

fahren. Man konnte nicht fünf Schritte weit vom Wagen sehen. Dieser schleppte sich, da die Pferde so eben bergan eine Strecke galoppirt waren, momentan langsam in die Höhe. Plötzlich sahen wir dicht neben uns vier bewaffnete Kerle. Unwillkürlich dachte ein Jeder: Das sind Räuber! Allein sie ließen uns ruhig vorbei; die Postillone belehrten uns, es seien Soldaten, die den Weg bewachten. Wir kamen also mit dem Schreck davon.

Auf der Höhe sahen wir, wie sich in Osten der Vollmond über die fernen Gebirge emporhob. Der Himmel war vollkommen klar; der aufgehende Mond hatte die Größe eines Vorderrades und glühte dunkelroth in ungewöhnlicher Pracht. Er beleuchtete die unter ihm liegenden dunkeln Wellenlinien des Gebirges, welches Gespenstern gleich am Horizonte sich hinzog. —

Wir erreichten Imposta, wo wir uns wieder über die Frechheit unsrer Postillone ärgerten, die mit zwei Piastern Trinkgeld nicht zufrieden waren und noch una bottiglia (einen Schnapps) verlangten. Herzlich mußten wir aber lachen, als Einer von uns dem Hauptraisonneur eine jener kleinen, abgegriffenen, blechartigen Silbermünzen, die im Kirchenstaat und Toskana im Umlauf sind und kaum den Werth eines Pfennigs haben mögen, mit dem Ausruf: ecco, sacramente, una bottiglia! *) hinreichte, und der Kerl vor Schreck über die lumpige Kleinigkeit, die er kaum in den Händen fühlte, ein bon viaggio stammelnd, befriedigt zurücktrat.

---

*) Nun, zum Teufel, da ist ein Schnapps!

Wir fuhren nun bergab pfeilschnell bis nach Viterbo, wo wir Nachts um halb zwölf Uhr angelangt, und nachdem wir dem gebieterischen „i passaporti!“ gehorcht haben, in der Post abgestiegen sind. Man wird nicht zweifeln, daß man uns hier gern noch bis 2 Uhr wach erhalten und uns noch eine Mahlzeit von 12 Schüsseln vorsetzen möchte; allein wir haben die cena energisch untersagt und wollen — schlafen.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Jammernacht in Viterbo. Brüllender Gesang der von einer Landpartie zurückkehrenden Einwohner. Sechs Pferde und drei Postillone. Die Reisenden schlummern im Freien. Montefiascone. Aquapendente. I passaporti! Der wüthende Gensdarm. Der spitzbübische Cameriere. Ponte Centino. I passaporti! Aal in Oel und Flöhe. Nichts als Aerger. Radicofani. I passaporti! zum dritten Male. Schlauheit der italienischen Bettler. Noch ein Paar Worte über das Fahren in Italien. Vermaledeite hesperische Gefilde. Torrinieri.

Torrinieri, am 4. Juli.

Welche Nacht haben wir in Viterbo verlebt! Durch das nahe am Posthause gelegene Thor rollten unabläßsig Wagen in die Stadt, auf denen der größte Theil der Einwohner jauchzend und mit brüllendem Gesange von einer Landpartie zurückkehrte. Der nächtliche Lärm ist in den kleinen Städten Italiens viel größer, als in den größern. Hier mag bessere Aufsicht Statt finden, auch mehr Bildung herrschen; dort wohnt mehr Gesindel, welches sich in diesem Lande, wenn es fröhlich sein will, stets so geberdet, als ob es dem Tollhause entsprungen wäre. Um 4 Uhr Morgens schrie und brüllte man noch, wie um Mitternacht; — den Takt zu

dieser Höllenmusik hüpften die beißigen Flöhe Viterbo's auf unsern gegeißelten Körpern.

Zum Frühstück erhielten wir, wie gewöhnlich, Kaffee, saures Maisbrot und Eier. Wir mußten eine enorme Rechnung und die Pässe bezahlen und schleppten uns dann übernächtig und zerschlagen nach unserm Wagen hinunter. Der Herr Postmeister hatte bereits anspannen und — 6 Pferde mit 3 Postillonen, wie damals bei der Hinfahrt nach Rom, vorlegen lassen. Wir sollten also, hinfällig wie wir waren, noch einen Kampf beginnen. Hätten wir bei unserer Ankunft in der Nacht ein großes Mahl verzehrt, würde der Gewinnst, den der Herr Postmeister hiervon gezogen, demselben wahrscheinlich genügt haben; aber Nachtlager und Frühstück schien ihm zu wenig, und er suchte sich daher zu entschädigen. Ich zeigte das Postreglement vor, und befahl, zwei Pferde augenblicklich auszuschirren. Nach vielem Hin- und Herstreiten äußerte endlich der würdige Mann: „Nun, ich dachte, Sie wünschten 6 Pferde, weil es besser geht; wenn Sie es nicht wollen, so mag es bei Vieren bleiben." —

Der Tag war schön, wir aber schliefen im Freien. Schlafend erreichten wir Montefiascone; erst die Lieblichkeit des Bolsenasees verscheuchte den Schlummer. Gegen Mittag erreichten wir Aquapendente. Ein päpstlicher Gensdarm verlangte am Thore rauh und kurz unsere Pässe. Da wir noch mit Verdruß an die uns in dieser Stadt widerfahrne Prellerei dachten, so hatten wir beschlossen, lieber in einer elenden Dorfkneipe unsre Mittagsmahlzeit einzunehmen, als hier zu bleiben, und

da wir mithin nur durchfahren wollten, und überdies aus der Hauptstadt, aus Rom selbst, kamen, so verweigerte ich die Pässe. Augenblicklich flammten die Augen des Gensdarmen, und mit Hintansetzung aller Höflichkeit gebot er die Vorzeigung derselben. Mit gleicher Heftigkeit verweigerte ich sie nochmals, und befahl den Postillonen, augenblicklich nach der Post zu fahren. Wiewohl nun in der Regel das italienische Gesindel von einer unrechtmäßigen Forderung zurücktritt, sobald man zeigt, daß man die bestehenden Verordnungen kennt und ruhige Besonnenheit entgegensetzt; so wird man doch häufig den Kürzern ziehen müssen, wenn man dieser leidenschaftlichen Nation mit Heftigkeit begegnet. Der Gensdarm schäumte vor Wuth; wäre ich mit ihm allein gewesen, hätte er mich zuverlässig auf der Stelle niedergehauen. Er flog an Händen und Füßen, und eilte, da die Postillone meinem Befehl gehorchten, neben dem Wagen her, um uns zu verhaften. Vor dem Posthause verließ er uns, um obrigkeitliche Hilfe zu holen. Von allen Seiten strömte die Hefe des Volkes herbei, um den Ausgang dieses Ereignisses zu erwarten. Ich schrie der versammelten Menge zu, daß ich den Paß nicht vorzeigen würde; wir kämen, setzte ich hinzu, aus Rom, ihrer Hauptstadt, und seien durch die höchsten Behörden und Gesandtschaften legitimirt; wir hätten nur die Absicht, durch Aquapendente durchzufahren; dies Städtchen sei ja keine Festung; man habe es nur darauf abgesehen, Geld für das Visiren des Passes zu gewinnen. Die Menge lachte höhnisch und schwieg. Inzwischen war ein anständig gekleideter Mann an den Wagen getreten

und bat höflich um unsre Pässe. Ich wiederholte sehr artig das Gesagte. Mit außerordentlicher Höflichkeit bedauerte er unsern Verdruß und versicherte uns, es sei Befehl der Regierung, hier die Pässe der ein= und ausgehenden Reisenden zu visiren, da Aquapendente Grenzstadt an Toskana sei. Hiergegen ließ sich freilich nichts einwenden. Ich erwiderte sogleich, wenn ein so achtbarer Mann mir versichere, daß der Befehl der Regierung, nicht Willkür, die wir so oft in Italien erfahren hätten, der Abforderung unsrer Pässe zum Grunde liege, so wäre Niemand bereiter als wir, uns den gesetzlichen Anordnungen zu unterwerfen. Und wir gaben die Pässe, die dies Mal, wohl zu bemerken, unentgeltlich visirt wurden. — —

Der ganze Auftritt ereignete sich nicht weit von dem Gasthofe, in dem wir auf der Hinreise nach Rom übernachtet hatten. Der spitzbübische Cameriere, der uns damals so betrogen, stand vor der Thüre, und sah gemüthlich, wie sehr wir uns ärgerten. Er erkannte uns unfehlbar wieder, und konnte nicht zweifeln, daß er uns ebenfalls noch sehr wohl im Gedächtnisse sei; dennoch hatte er die Frechheit, nun an den Wagen zu treten, und uns in den Gasthof einzuladen. Wir antworteten ihm durch Blicke der tiefsten Verachtung. Unsere Energie schien auf den Postmeister Eindruck gemacht zu haben, denn man legte uns hier ganz kleinlaut nur 3 Pferde mit zwei Postillonen vor; der Weg nach der nächsten Station, Ponte Centino, geht aber auch bergab.

In Ponte Centino, dem päpstlichen Grenzort, nur aus wenigen Häusern, dem Post= und Gasthause, dem Grenzamte und der Douane bestehend, blieben wir zu Mit=

tag. Wiewohl wir eben erst in Aquapendente unsere Pässe vorgezeigt hatten, wurden sie uns hier abermals abgefordert, auch mußten wir hier, aller Protestationen ungeachtet, den üblichen Zoll dafür entrichten. Man führte uns eine Treppe hinauf, in ein leidlich aussehendes Stübchen, wo man uns eine Stunde später mit dünner Schöpsenfleischbrühe, verlegenem Parmesankäse, halb rohem Schöpsenfleische, überaus fettem und obenein in Oel gesottenem Aal und mit waschlappenähnlichem Eierkuchen erquickte! Dafür mußte die Person, wie immer, 1 Piaster bezahlen! Einer von uns war des Ungeziefers wegen genöthigt, sich in einem Nebenzimmer, auf einem Stuhl stehend, nackt auszuziehen!

Unterdessen hatte der Postmeister auch schon wieder das vierte Pferd vorlegen lassen, was zu einem hartnäckigen, aber vergeblichen Wortkampf Anlaß gab. Der ganze Tag war heute eine ununterbrochene Kette von Aerger. Hungrig, erschöpft und mißgestimmt stiegen wir wieder in den Wagen. Wir mußten freilich die öden, zerrissenen, langen Rücken der Berge hinauf, die zu der alten Bergfeste Radicofani führen; nach dem Reglement durfte der Postmeister indessen nur drei Pferde vorlegen.

Im Flecken Radicofani fielen anderthalb Stunden später die toskanischen Douaniers über uns her. Zum dritten Mal mußten wir unsre Pässe vorzeigen und wieder auslösen. Die gut bezahlten Postillone äußerten murrend ihre Unzufriedenheit, und eine Bettlerschaar sammelte sich um unsern Wagen. Wiewohl uns die Bettler noch immer quälen, hat sich doch diese Art der Unannehmlichkeit, seit wir uns auf dem Rückwege befinden, bedeutend vermindert. Der

italienische Bettler richtet sich klüglich nach der Deichselstange am Reisewagen. Er urtheilt, wenn dieselbe nach Süden zeigt: Die Leute kommen erst, haben noch viel Geld und müssen gerupft werden; im umgekehrten Falle aber: Die Leute reisen zurück, ihr Geld geht zu Ende und — sie kennen nun das Land und unsere Gesetze. —

Wir wurden nun, was wir vorausgesehen, vier Pferde nicht wieder los; fuhren aber unvergleichlich schön, und erreichten auf diese Weise um 10 Uhr Abends das Dorf Torrinieri, nachdem wir im Ganzen heut 10½ deutsche Meile zurückgelegt haben. Daß unser Wagen noch hält, ist ein Wunder. Wer nicht ein eisern gebautes Fuhrwerk nach Italien bringt, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sehr bald zertrümmert wird. Denn die toskanischen, römischen und neapolitanischen Postillone fahren durch die kleinern Ortschaften, um sich den versammelten Müßiggängern zu zeigen, nicht Galopp, sondern Karrière über das Straßenpflaster. Daß es kein Mittel giebt, sie zum langsameren Fahren zu zwingen, habe ich schon angeführt. Wir hatten uns anfangs darauf gefaßt gemacht, das Genick zu brechen. Indessen der Himmel beschützt uns, und da der Wagen so lange gehalten hat, wird er uns ja auch wohl glücklich aus diesen vermaledeiten hesperischen Gefilden wieder herausbringen.

Wir logiren hier in Torrinieri in der Post, und finden gegen unsere Erwartung eine reinliche, anständige Gastwirthschaft. Noch immer kann ich mich an die Wulst, welche die Stelle des Kopfkissens vertritt, nicht gewöhnen: mein Lager wird, wie ich mich schon überzeugt habe, in dieser Nacht besonders hart sein.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Abreise von Torrinieri. Buonconvento, Montaroni. Anblick von Siena. Laublose und gabelförmige Maulbeerbäume. Landwirthschaft der Italiener. Siena. Die Reisenden stillen erst nach zwei Tagen ihren Hunger. Poggibonsi. Castiglioncello. Unflätherei. Cambiano. Regenwetter. Das Elsathal. Certaldo. Zwei hübsche Mädchenköpfe. La Scala. Castel del Bosco. Reizende Landschaft. Fornacette. Abenddämmerung. Die erleuchtete Villa. Die Hexen vom Blocksberge. Ankunft in Pisa. Der Gasthof zum Husaren. Beschreibung der Stadt. Der Dom und der hängende Thurm. Aussicht vom Thurm. Das Battisterium. Campo santo. Flöhe und eine modernde Maus. Die Bäder bei Pisa. Der Aquädukt. Rückfahrt nach der Stadt

---

Pisa, den 6. Juli.

Gestern am fünften Juli fuhren wir Morgens um 8 Uhr von Torrinieri ab. Der Morgen war schön, die Gegend freundlich; Hügel mit Weinpflanzungen wechselten mit ebenem Terrain, welches mit schilfartigem Mais und mit belaubten Maulbeerbäumen bewachsen war. Zur Rechten erhoben sich die Vorberge der Apenninen. Zwei Meilen von Torrinieri liegt das Dorf Buonconvento am Fuße von Bergen in angenehmer, aber ungesunder Gegend. Ich werde, von jetzt an, wie ich theilweise schon gethan, ein italienisches Dorf nur Ortschaft nennen, weil sich die Nordländer sonst unwillkürlich Strohhütten denken. Eine

kleine grade, durch zwei Thore geschlossene Straße, welche etwa zwanzig hohe steinerne Häuser enthält, ein Thorthurm mit schöner Uhr, rechts und links Trottoirs, und in diesen kleinen Raum eingezwängt Läden voll Verkehr, ein Gasthof mit prahlerischer Inschrift, Kaffeehäuser, vor denen das Trottoir durch übergespannte Leinwand gegen die Sonne geschützt wird: — also ist Buonconvento. Das klingt hübsch; allein auch hier fehlt natürlich nicht das Räucherige und Schmutzige der Wohnungen. Wir ließen uns, da es schon warm war, blos etwas Wasser geben, mußten dafür aber zahlen, als sei es Wein.

Von Buonconvento gelangten wir nach Montaroni, einer unbedeutenden Ortschaft. Hinter Montaroni wird die Gegend öde. Man fährt einen Berg hinan, befindet sich in der weiten Hochebene, welche hier von den Verzweigungen der Apenninen eingeschlossen ist, und sieht vor sich in bedeutender Ausdehnung auf einem wellenförmig am Horizont sich hinstreckenden Berge die Stadt Siena mit ihren Thürmen. Näher gekommen überzeugten wir uns, daß Siena von wirklich reizenden Hügeln umgeben ist.

So weit wir jetzt in Italien vorgeschritten sind, haben wir, und zwar besonders in Mittel-Italien, häufig auf den Feldern eine Menge Bäumchen reihenweise angepflanzt gefunden, an deren Stamme sich nur zwei laublose Aeste befinden, die gabelförmig in die Luft ragen. Es ist dies etwas einer italienischen Landschaft durchaus Eigenthümliches, welches ich in allen Abbildungen, die ich kenne, vermisse. Man hat mich belehrt, daß es gleichfalls Maulbeerbäume sind, denen der Seitenzucht wegen das Laub so eben abgestreift worden ist. Es leuchtet ein, daß Felder, auf denen zur

Zeit des Frühlings oder Sommers laublose Besenreiser stehen, keinen reizenden Anblick gewähren können. Nur zuweilen rankt sich an diesen Gabein auch Wein empor; denn in der Regel dienen in Mittel-Italien kleine Ahornbäume zur Unterstützung der Rebe. Im südlichen Italien pflegt man dagegen, wie zu Virgil's Zeit, den Wein mit der Ulme zu verbinden.

Ueberhaupt haben sich im Landleben der neuen Italiener viele Gewohnheiten des Alterthums erhalten. Die jetzige Art und Weise, das Feld zu bearbeiten, ist mit der, welche Virgil beschreibt, fast ganz übereinstimmend. Die Ackergeräthschaften sind dieselben; man schneidet das Getreide mit der Sichel, man drischt mit dünnen, langstieligen Flegeln im Freien, oder läßt den Mais durch Pferde austreten; vierrädrige Wagen sind auf dem Lande gar nicht bekannt, vielmehr wird das Getreide und das Schilfstroh des Mais nur auf den schon erwähnten zweirädrigen Karren eingefahren, die von zwei Ochsen mit Hülfe eines Stirnjoches gezogen und, da sie nur kurz sind, ungewöhnlich hoch und breit beladen werden.

Wir langten um 11 Uhr Vormittags in Siena an, wählten einen andern Gasthof, als bei unserer neulichen Anwesenheit, und fanden eine vortreffliche Aufnahme. Seit unserer Abreise von Rom konnten wir hier zum ersten Mal wieder unsern Hunger stillen.

Bis Poggibonsi, zwei Posten hinter Siena, mußten wir nun noch auf demselben Wege bleiben, den wir bei der Hinreise nach Neapel genommen hatten. Die Straße führte durch Hügel, die mit Kastanien, Wein und Oelbäumen bewachsen waren, über den Höhenzug fort, auf

dem Siena liegt. Hinter Castiglioncello hielten unsre Postillone plötzlich still. Einer von ihnen stieg vom Pferde, zog, vor dem Wagen bleibend, ohne Weiteres die Beinkleider herunter, und verrichtete mit der größten Unbefangenheit, den Hintern gegen uns gekehrt, seine Nothdurft. Es ist uns dies schon einmal widerfahren, und scheint mir als Beitrag zur Charakteristik der Nation nicht übergangen werden zu dürfen. Mir fiel dabei ein, daß, wenn ich nicht irre, Kephalides erzählt, er habe gesehen, daß eines Tages ein römischer Fashionable, welcher im Koliseum mit seiner Geliebten lustwandelte, plötzlich gleichfalls die Beinkleider abgezogen und sich seines Bedürfnisses entledigt habe, wobei die Dame gleichgültig vor ihm auf und ab gegangen sei. Unfläthrei ist in Italien die Loosung.

Hinter Poggibonsi schlugen wir eine nordwestliche Richtung ein. Die Station von Poggibonsi nach Cambiano beträgt zwei und eine Viertelpost, eine seltene Erscheinung in Italien, wo man zuweilen 6 Miglien zu einer Post erhebt, um für 8 Miglien bezahlt nehmen zu können. Man gab uns nur zwei Pferde und einen Postillon; ließ uns aber, unter der Versicherung, daß er wie mit Vieren fahren würde, wirklich das Postgeld für 4 Pferde bezahlen. Wir wurden auf dieser Tour von einem heftigen Platzregen fast ganz durchnäßt. In Italien giebt es ja wohl Wochen lang keinen Regen? — Auch die Chaussee dieser nach Pisa führenden Seitentour ist schön; wir fuhren in einer weiten Ebene durch das freundliche Elsathal, und sahen uns rechts und links oft von gewöhnlichem Laubholz eingeschlossen. Alle Häuser und Ortschaften, die wir berührten, waren reinlicher und freundlicher gebaut. Hier

und da zeigten sich, ganz gegen die Sitte Italiens, abgeputzte und mit Farben bemalte Häuser. Links am Wege stand hinter Certaldo eine einzelne Villa, aus der zwei allerliebste Mädchenköpfe hervorblickten und kichernd ihre Glossen über die auf dieser Seitentour wohl selten erscheinenden, fremden Gäste machten. Der Anblick zweier hübscher Mädchen auf ein Mal ist in Italien ein zu merkwürdiges Ereigniß, als daß es nicht besonders erwähnt werden müßte! —

Vor dem Posthause la Scala lief die Nebenstraße, auf der wir fuhren, in die von Florenz nach Pisa führende Hauptstraße. Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt und der schönste Abend sank hernieder. Daß wir längst wieder drei Pferde hatten, ungeachtet wir in der Ebene fuhren, versteht sich von selbst. Das florentinische Postreglement besaßen wir nicht; wir hingen also von den Postmeistern ab. Von la Scala bis nach Castel del Bosco flogen wir an zahlreichen Häusern und kleinen bevölkerten Ortschaften vorüber und legten diese 2 Meilen in $\frac{3}{4}$ Stunden zurück. Unser Postillon war ein junger, feuriger Mensch, der, als er bemerkte, daß wir uns über sein Fahren freuten, schneller als der Wind dahin sauste und uns obenein durch possirliche Stellungen, die er auf seinem Pferde einnahm, zu unterhalten suchte. Es war freilich nur auf ein größeres Trinkgeld abgesehen. —

Zwischen Castel del Bosco und Fornacette passirten wir die reizendste Landschaft, welche wir bis jetzt in Italien gesehen haben, und genossen der Wunderpracht des Sonnenuntergangs. Wir fuhren auf etwas erhöhetem Terrain; zur Rechten blickten wir in das weite Thal, welches vom

Arno auf seinem Laufe von Florenz nach Pisa durchströmt wird; jenseits desselben dehnten die Gebirge sich aus; zur Linken überschauten wir eine wellenförmige, fruchtbare Ebene, auf der, von Cypressen beschattet, hier und da einzelne Steinhäuser der Landbauer mit den eigenthümlichen, unter stumpfem Winkel zusammenlaufenden italienischen Dächern aus dem grünen Anbau einladend entgegen lächelten. An einer Stelle führte die Landstraße dicht am Flußbette des breiten, aber wenig belebten Arno vorbei. Die Sonne war nun hinabgesunken und die kurze Dämmerung des Südens eingetreten. Wir hatten uns ganz nach Westen gewandt. Das Purpurroth des wolkenlosen Abendhimmels war so dunkel und so flammend, daß es die Augen blendete; die dieser Röthe entgegengesetzte Seite des Himmels zeigte bereits die schwarzblaue Färbung der Nacht. Nie habe ich ein schöneres Naturspiel gesehen, nie den Kampf des Lichts und der Finsterniß, welcher die Dämmerung bildet, mit ähnlichem Entzücken beobachtet, nie habe ich so begriffen, was eigentlich unter Zwielicht zu verstehen, als hier*). Während die dem Lichte zugewandte Seite der Häuser und Bäume im goldnen Scheine glänzte und die ungewöhnlich reine Atmosphäre selbst in weiter Entfernung alle Einzelheiten noch deutlich unterscheiden ließ, zeigte sich

---

*) Wer erkennt in den obigen Worten, in der Darstellung des Naturschauspiels, nicht das aufrichtige Bestreben, Italien schön zu finden? Soll ich aber wahr sein, so muß ich eingestehen, daß mich dieselbe Pracht des Abendhimmels, dieselben Wunder der Dämmerung später im Monat October zu Berlin entzückt haben. Meine Reisegefährten fanden an jener Abendbeleuchtung in Italien nichts Besonderes. Man sieht hieraus, wie leicht man sich, bei einiger Erregbarkeit der Phantasie, zu täuschen vermag.

die Rückseite aller Gegenstände in schwarze Schatten gehüllt. Und wie allmälig der breite Flammengürtel des Himmels zum Horizont hinabsank, und die Schatten der Nacht über die ganze Landschaft dahin schwebten, färbte endlich nur noch ein rosenrother Duft in magischer Beleuchtung die nächsten Gefilde. Und auch dieser Duft verschwand, und lösete sich auf in ungewissen Lichtschimmer, der weithin formlose Massen zeigte, bis völlige Dunkelheit nur noch die nächsten Gegenstände erkennen ließ. Inzwischen war die Pracht der Sterne sichtbar geworden, das Auge gewöhnte sich bald an die schwache Hellung, die das Firmament über die Erde verbreitete, und unterschied allmälig deutlich alle nächsten Umgebungen. Als sei es aber darauf abgesehen, uns die schönsten Lichteffekte vereinigt zu zeigen, erblickten wir plötzlich im Arnothale die Villa eines Marchese von tausend Lampen erleuchtet. Die Postillone sagten uns, daß dort ein Fest gefeiert werde.

Es war uns übrigens keineswegs vergönnt, dieses mannichfaltigen Schauspiels so ruhig zu genießen, als ich es heute beschreiben kann. Denn aus den Häusern und Ortschaften am Wege stürzten uns wieder einmal Schaaren von Bettlern entgegen, die uns mit wildem, durchdringendem Geschrei ganze Strecken weit im schnellen Laufe begleiteten; insbesondere sahen wir uns mit unheimlichem Gefühl von 5 oder 6 scheußlichen alten Weibern verfolgt, die in der Dämmerung, kreischend und mit flatternden Haaren neben uns her humpelnd, den Hexen des Blocksberges zu vergleichen waren. Wir befanden uns auf dem Seitenwege von

Florenz nach dem Badeorte Pisa: dies Gesindel konnte also nicht beurtheilen, ob wir aus dem Norden oder aus dem Süden kamen. Daher seine vollkräftige Frechheit! —

Auch haben wir uns gestern ebenso oft mit den Postillonen und Postmeistern, so wie der Paßschererei *) wegen ärgern müssen, als gewöhnlich.

Um zehn Uhr Abends hielten wir vor dem Gasthofe zum Husaren in Pisa, nachdem wir im Ganzen zwei und zwanzig Meilen zurückgelegt hatten! —

Heut Vormittag durchwanderten wir die Stadt, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Florenz hat. Wie diese, wird Pisa vom Arno in zwei Hälften getheilt; wie in Florenz führen hier über den Fluß einige zierliche Brücken. Der breite Quai an beiden Seiten desselben ist mit ganz hübschen Häusern, so wie mit einer steinernen Brustwehr gegen das Wasser eingefaßt. Wiewohl sich der Arno hier schon ganz nah an seinem Ausflusse in's Meer befindet, hat er doch keine größere Breite, als bei Florenz. So weit wir ihn von einer der Brücken übersahen, zeigte sich außer einer kleinen Lustbarke kein Schiff auf demselben. Pisa liegt in einer großen Ebene, die in der Entfernung einiger Meilen vom Meere bespült wird. Einst Stadt von 150,000 Einwohnern, zählt sie deren gegenwärtig nur

*) Wer glaubt, daß die jetzigen unruhigen Zeiten hieran Schuld seien, und daß dies mißtrauische Verfahren gegen Fremde vorübergehend sein werde, der irrt. Ich habe mich genau erkundigt. Von je her hat man die Fremden in Italien der Pässe wegen geschoren und diese als Erwerbsquelle betrachtet.

18,000, und ist wirklich öde. Die Straßen sind zum Theil breit und mit großen, behauenen Steinplatten vortrefflich gepflastert. Allein auch hier findet man alles Tadelnswürdige der übrigen italienischen Städte wieder. Insbesondere mißfällt hier ebenfalls der Anblick der auf der Straße arbeitenden Handwerker. Nirgend sieht man sauber gekleidete Menschen, überall nur Gesindel. Unter unserem Fenster hat in der engen Straße, in welcher wir wohnen, ein Schuster seine Werkstatt aufgeschlagen. Wenn wir zum Fenster heraussehen, ist die Beschäftigung der Schustergesellen und höchstens ein vorüberfahrender Ochsenkarren unsere Unterhaltung.

Wir eilten vor allen Dingen nach dem Dom, welcher jenseits des Arno, ganz am Ende der Stadt, auf einem freien Platze gelegen, und wegen seines hängenden Glockenthurms so weltberühmt ist. Wie dies bei vielen italienischen Kirchen der Fall, steht auch dieser Glockenthurm ganz abgesondert von der Kirche. Er ist von Marmor erbaut, rund, ohne Spitze und 190 Fuß hoch, erscheint aber, weil er verhältnißmäßig zu breit ist, nicht so hoch. Acht Reihen Säulen über einander umgeben ihn von außen. Zwischen ihnen und der Mauer ist überall so viel Raum, daß man rings herum gehen kann; in der Mauer selbst aber führt schneckenförmig gewunden eine so bequeme Treppe auf die Platform *) des Thurmes, daß man hinauf reiten könnte. Das Innere des Thurmes gleicht einem hohlen Cylinder. Von der Platform übersieht man

*) Platte-forme, die ebene Fläche auf einem Gebäude, welche bestimmt ist, eine freie Aussicht in die Umgegend zu gewähren.

die Stadt, die tiefe, graugrüne Ebene, in der Pisa liegt, die Mündung des Arno und das Meer, und nach den übrigen Richtungen Höhenzüge, welche mit Oliven bedeckt sind. Angenehm ist besonders der Blick nach Norden, wo sich graue Gebirge terrassenförmig emporheben, und eine Meile von der Stadt entfernt, am Fuße des Berges S. Giuliano, die berühmten Bäder sichtbar werden, auch sich auf einem der Vorberge des Gebirges der schlanke Grenzthurm des Luccheser Gebietes zeigt. Interessant war uns, daß das eiserne Gitter, welches die Platform des Glockenthurms umgiebt, an der Meeresseite von dem Salzgehalt des feuchten Seewindes ganz zerfressen ist.

Zur Linken des Glockenthurms erhebt sich auf dem erwähnten Platze das herrliche Gebäude des Doms, welches im eilften Jahrhundert von einem griechischen Baumeister errichtet worden sein soll, und im Innern mit schönen Basreliefs und Gemälden geschmückt ist. Die schönen Thüren der Kirche sind von Bronze. Noch weiter links, dem Haupteingange der Kathedrale gegenüber, steht ferner auf diesem großen, schönen Platze das runde, hohe, mit Säulen gezierte, gewölbte Battisterio (Taufhaus), welches auch in akustischer Hinsicht beachtet zu werden verdient, da der hier von drei Männerstimmen intonirte Dreiklang einen eigenthümlichen Effekt hervorbrachte. Zwischen der Kirche und dem Battisterio liegt seitwärts das Campo santo (heilige Feld), ein alter Kirchhof, dessen Erde aus Jerusalem einst hierher gebracht wurde. Er ist von gothischen Hallen umgeben, deren Wände mit Gemälden alter Meister, z. B. Giotto's, Orcagna's und Simon Memmis, bedeckt sind. Ueberhaupt finden sich in Pisa

mehrere gothische Bauwerke. Auf dem Quai am Arno steht dicht an der steinernen Brustwehr des Flusses ein wunderliches, von außen mit gothischen Schnörkeln überladenes Kirchlein, welches nur wenige Schritte im Umfange hat. Niemand möge versäumen, dies niedliche Spielwerk zu betrachten.

Wir kamen sehr erschöpft von unserer Wanderung nach dem Gasthofe zurück, wo wir eine sehr gute Bewirthung fanden. Da hier wieder geflochtene Matten den Estrich des Zimmers bedeckten, so wird man sich denken können, welche Qual uns die Flöhe verursachen. In einem unsrer Schlafzimmer liegt frei unter dem Tisch eine modernde Maus. Da die Verwesung schon so weit vorgerückt ist, daß das Thier nicht mehr riecht, so hatten wir es liegen gelassen, um zu sehen, ob man es bei Reinigung der Zimmer fortschaffen würde. Dies ist nicht geschehen und mancher Reisende wird das Thier auch nach uns noch zu sehen bekommen.

Nachmittags fuhren wir nach den Bädern hinaus. Eine schöne, mit Bäumen besetzte Chaussee führt durch die gut kultivirte Ebene. Die Berge, an deren Fuß die Bäder liegen, sind grauschwarz, nackt und kahl, wie dies in der Regel in Italien der Fall ist, und augenscheinlich Gebilde vulkanischer Kraft. Wir waren sehr gespannt, ein italienisches Bad ersten Ranges in Augenschein zu nehmen; man höre! —

Am Fuße eines grauen Felsenberges liegt ein großes, geräumiges, und, wenn man will, pallastähnliches Gesellschaftshaus, oben in der Façade mit einer großen Uhr geschmückt. Vor diesem Hause breitet sich ein großer Platz

aus, den steinerne, mehrstöckige Häuser umgeben, und der sich zur Rechten in eine einzelne, kleine Straße öffnet. Rechts und links auf dem Platze stehen getrennt von einander, so daß die Façade des Gesellschaftshauses frei bleibt, zwei schmale, lange, niedrige Gebäude, in denen die Trink- und Badeanstalten befindlich sind. Der Felsenberg hinter dem Gesellschaftshause stößt so dicht an dasselbe, daß beide nur ein schmaler Raum trennt. Hier hat man am fast senkrecht steilen Abhange des Berges einen Garten angelegt, den die Gäste ächzend emporklimmen müssen, und der überdies keinen Schatten giebt, weil er nur mit niedrigem Baum- und Strauchwerk bepflanzt ist. Das Gesellschaftshaus enthält mehrere Zimmer und einen Ballsaal, auch stellt man so eben ein Billard auf. — Neben diesem Hause am Eingang der erwähnten kleinen Straße ist eine Sorbettobottega; eine ausgespannte Leinewand vor derselben soll Schatten gewähren. In der Mitte des Platzes zeigte man einen Leierkasten mit tanzenden Püppchen. Das sind die Freuden der Saison zu Pisa! —

Die Badegäste müssen vor Langerweile in Verzweiflung gerathen. Es bleibt ihnen nur der Ausweg, spazieren zu fahren und zu reiten, und das thun sie, wie wir bemerkten; wir sahen Familien, die ihre Karossenpracht den öden Steinmauern präsentirten, und eine Milady, die auf stolzem Engländer daher sprengte, aber vergebens nach Männeraugen suchte, die sie bewundern könnten. Es sind nur sehr wenig Fremde hier.

Der Nachmittag war wunderschön, aber warm. Nachdem wir die wirklich sehr gut eingerichteten Bade- und Trinkanstalten in Augenschein genommen hatten, genossen

wir zur Kühlung schlecht bereitetes Eis, und sehnten uns dann nach einem Spaziergang unter schattigem Laube. „Sind denn hier keine Gärten, keine Spaziergänge?" fragten wir unsern Cicerone. „„Ja wohl,"" antwortete er, „„ich werde sie Ihnen zeigen."" „Ha," dachten wir, „nun wird es kommen, nun werden wir die Badegäste in geselliger Unterhaltung beim Klange einer reizenden Musik lustwandeln sehen; wir sind ja in Pisa, dem weltberühmten Bade Italiens!" — Der Cicerone führte uns über den Platz bis an den Eingang desselben zurück, wo wir links eine einzelne, gerade und nicht sehr lange, aber wirklich schattige Allee von Laubholz wahrnahmen, die am Ufer eines schmalen, schmutzigen Grabens entlang führt. Ein Herr und eine Dame gingen hier mit ihren Kindern spazieren. Das war die Promenade Pisa's; Musik fehlte ganz. Ein Paar trümmerhafte, schmutzige Steinbänke waren die einzige Zierde der Allee, die übrigens so unsauber, so mit Blättern, Zweigen und Wegwerffeln bedeckt war, daß wir unser Mißfallen nicht bergen konnten. Dies mehrte sich noch, als wir uns überzeugten, daß die Promenade an einzelnen Stellen als heimlicher Ort benutzt wird. Uringeruch verpestete an diesen Stellen, im Allgemeinen aber auf der ganzen Allee ein durchdringender Kuhmistgeruch die Luft. Vermuthlich liegen die Kuhställe ganz in der Nähe. Kaum hatten wir uns einen Augenblick auf einer der Bänke niedergelassen, als wir die Stiche der Flöhe fühlten, welche, wie ich nun wohl nicht mehr zweifeln kann, das göttliche Hesperien selbst im Freien erzeugt. Welche üppige Vegetation! Selbst Thiere wachsen aus diesem produktiven Boden hervor! —

Die Rückfahrt nach Hause war sehr angenehm. Wir verfolgten den Weg nach dem Aquädukt (Wasserleitung) von Pisa. Bis jetzt hatte man uns nur Trümmer alter Wasserleitungen gezeigt; heute aber wurde uns die Freude zu Theil, eine solche noch völlig im Gange zu sehen. Der Aquädukt von Pisa führt das Wasser Meilen weit aus dem Gebirge zu. Wir fuhren anfangs dicht am Fuße der felsigen Bergkette, welche uns zur Linken blieb, während Obst- und Weingärten zur Rechten die Aussicht in die Ebene beschränkten. Auf den breiten Felsenplatten, welche am Abhange der Berge zu Tage lagen, wuchs hier und da Myrthengesträuch. Wo wir irgend einmal ein fremdartiges Gewächs in Italien angetroffen haben, ist es gewiß stets von mir sorgfältig angemerkt worden. Dann kamen wir an einzelnen ländlichen Wohnungen vorbei, in deren Nähe, was wir bis jetzt in Italien noch nicht gesehen haben, große Heuschober aufgestellt waren. In der tiefen Niederung von Pisa wächst allerdings ein schilfartiges, graugrünes Gras. Hierauf zog sich der Weg zwischen Gärten hin, in denen gewöhnliche Obstbäume standen, und wir entfernten uns wieder von den Bergen, deren Abhang mit Oelbäumen und Villen bedeckt war, und die mit ihren grauschwarzen Häuptern wellenförmig in die Luft ragten. Hier und da öffneten sich kleine Thalschluchten, während zur Rechten die Ebene sich lichtete. Endlich erreichten wir die Wasserleitung, die auf der einen Seite im Gebirge verschwand, auf der andern aber quer über die Ebene nach der Stadt führte. Für den, der keinen Begriff von einem Aquädukt hat, sei hier bemerkt, daß er sich darunter eine aus Ziegelsteinen erbaute, meist 18 Fuß

hohe und einige Fuß breite, nicht abgep[illegible]e Mauer, die ihrer ganzen Ausdehnung nach bogenförmig durchbrochen ist, oder richtiger, daß man sich Arkaden aus Backsteinen denken muß, über welche in einer verdeckten Mauerrinne das Wasser dahinfließt. Wir wandten uns nun, die Berge im Rücken, gegen die Stadt und hatten den Aquädukt unablässig bald auf der rechten, bald auf der linken Seite neben uns. Dabei gewährte es einen besonderen Reiz, die Landschaft durch die Rahmen zu beobachten, welche die Bogen des Aquädukts bildeten. Von Zeit zu Zeit erblickt man an der Mauer kleine steinerne Häuschen für die Aufseher der Wasserleitung; bei jedem ist ein steinerner, viereckiger Behälter angebracht, welcher ebenfalls aus dem Aquädukt gespeiset wird, und aus dem man das Vieh tränkt. —

Unsere Rückfahrt dauerte wohl drittehalb Stunden, und es war dunkel geworden, als wir den Gasthof erreichten.

Vierzigstes Kapitel.

Das nächtliche Concert. Spazierfahrt nach Livorno. Oede Gegend. Kaltes Wetter. Englischer Gasthof. Beschreibung von Livorno. Auch hier kein hübsches weibliches Gesicht. Der Ghetto. Die Synagoge. Der Hafen. Die Quarantaine-Anstalt. Der Molo. Die armenische Kirche. Aussicht aus dem Gasthofe. Die ersten Getreidefelder in Italien. Torre di Mazocco. Ballspiel. Die Gewitter auf dem Meer. Rückfahrt nach Pisa. Froschregen. Das Fortepianospiel des Monarchen.

Pisa, den 7. Juli.

In der vergangenen Nacht um 1 Uhr weckte uns Janitscharenmusik. Sie erscholl aus einem gegenübergelegenen Hause. Man spielte die Ouvertüre aus Rossini's gazza ladra (diebischer Elster), und zwar sehr gut. Als sie endete, erfolgte Beifallklatschen und Bravogeschrei. Dann ließ sich ein ausgezeichneter Klarinettist hören. Neues Geschrei, neuer Beifall. Wir standen auf und legten uns in's Fenster, wo wir noch verschiedene Concertpiecen anhörten. Erst um 3 Uhr endete die Musik und eine große Versammlung von Menschen ging aus einander. Heut Morgen fragten wir nach der Veranlassung dieser nächtlichen Unterhaltung, und man antwortete uns, als befremde diese Frage, es sei nach dem Theater, nach Mitternacht, noch ein Concert gewesen. Ländlich, sittlich, sagt das Sprich-

wort. Allein möchte man hier nicht ausrufen: ländlich, unsinnig? — Was würde man wohl im ganzen übrigen Europa denken, wenn in irgend einer Stadt desselben ein durchreisender Virtuos bekannt machte: „Am u. s. w. werde ich die Ehre haben, in der Nacht von 1 bis 3 Uhr im Saale des rc. ein großes Vocal- und Instrumental-Concert zu geben?" — Selbst in England kommt so etwas nicht vor. Im Uebrigen wurde die Musik vortrefflich exekutirt, und wir haben in Italien nirgend ein besseres Zusammenspiel und feinere Nüancirung gehört, als in diesem nächtlichen Concert zu Pisa.

Der heutige Tag war dem Besuche von Livorno gewidmet, welches zwei deutsche Meilen von hier entfernt ist. Der Weg führt anfangs einen Kanal entlang, auf dem wir ein Paar beladene Barken wahrnahmen. Später vereinigt sich zur Erleichterung der Kommunikation mit Livorno dieser Kanal mit einem Flüßchen, welches östlich entspringt. Die Gegend ist öde und einförmig. Eine weite dürre Ebene zieht sich rechts nach der Meeresseite herüber, das Meer ist indessen nicht sichtbar; zur Linken zeigen sich ganz niedrige Anhöhen, und nur im Rücken des Reisenden dehnt sich jenseits Pisa das schön gruppirte Gebirge aus, an dessen Fuße die Bäder gelegen sind, und über welche die Straße nach Lucca führt. Es war schwül und von allen Seiten zogen sich Wolken zusammen. Plötzlich aber blies vom Meere her ein so eiskalter und anhaltender Luftstrom, daß wir uns in die Mäntel hüllen mußten. Nach anderthalb Stunden erblickten wir das Meer und ein Paar graue Striche und Stifte, welche der Vetturin, mit dem wir diesmal fuhren, als die Thürme Livorno's bezeichnete.

Bald unterschieden wir den Mastenwald des Hafens und den außerhalb des letztern frei im Meere stehenden Leuchtthurm. Nach dritthalb Stunden hatten wir Livorno erreicht. Wir kehrten beim Engländer Thompson ein, der uns ein nach dem Meere gelegenes Hinterzimmer im obern Stockwerke seines Gasthofes einräumte, und sich uns gleichzeitig als Cicerone anbot. Wir begaben uns auch sofort mit ihm auf die Wanderung.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und freundlich. Sie hat gerade Straßen und hohe steinerne Häuser, kann aber mit Triest nicht verglichen werden. Bis jetzt ist mir überhaupt noch keine italienische Stadt vorgekommen, die sich in Beziehung auf freundliche Bauart und Reinlichkeit mit Triest messen könnte. Als Handelsstadt betrachtet ist Livorno die erste Italiens. Wiewohl nur von mittler Größe, da sie kaum eine Stunde im Umfang hat, zählt sie doch 60,000 Einwohner, die besonders Handel mit der Levante treiben. Es befinden sich darunter 20,000 Juden, welche im Ghetto, einem besondern Theil der Stadt, wohnen, und durch viele Privilegien bevorrechtigt sind. Wiewohl es heut Sonntag ist und die zahlreichen Läden geschlossen waren, zeigte sich doch überall auf den Straßen ein lebhafter Verkehr. Insbesondere erfreuten wir uns des Anblicks anständig gekleideter Personen beiderlei Geschlechts, welche auf der Strada Ferdinandea (Ferdinandsstraße) und auf der von dieser Straße durchschnittenen Piazza d'armi (auf dem Waffenplatze) spazieren gingen, und den Beweis gewährten, daß der vielfache Verkehr mit andern europäischen Nationen hier bereits der eifersüchtigen Sitte, die Frauen hinter

Mauern zu bergen, Schranken gesetzt hat. Doch war abermals kein hübsches Gesicht zu sehen.

Wir besuchten die berühmte Judensynagoge. Im Ghetto wateten wir bis an die Knöchel im Schmutz, der sonst aus den übrigen Theilen der Stadt ziemlich verbannt ist. Vor einem Privathause standen wir still. Ein junger Mensch führte uns die Treppe hinauf, und wir befanden uns in der Synagoge. Sie besteht aus einem viereckigen, mäßig hohen Saal, der reich mit glänzenden Marmorarten bekleidet ist und in dem zierliche Arkaden ringsumher vergitterte Logen tragen, die, wie man uns sagte, für das weibliche Geschlecht bestimmt sind. Von der Decke herab hängen dicht gedrängt, und den ganzen innern Raum zwischen den Logen ausfüllend, große, vielarmige, silberne und stark vergoldete Kronenleuchter; im untern Raum des Saals strahlt im Glanze kostbaren Marmors die Bundeslade, außerdem sind hier die Reihen der Gebetpulte aufgestellt. Es war Mittagszeit; eine Menge jüdischer Männer mit dreieckigen Hüten auf den Köpfen hatte sich in der Synagoge versammelt; ein feister Rabbiner erklärte den Talmud; in den Logen war Niemand zu sehen.

Hierauf begaben wir uns nach dem Hafen. Er theilt sich in den innern und äußern Hafen; jener, die Darsena, ist klein und durch eine schmale Einfahrt mit dem äußern und größern Hafen verbunden. Die Darsena stößt an einen Platz, auf dem die kolossale Marmorbildsäule des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana steht, deren Piedestal vier bronzene Sclaven umgeben. Eine Reihe von Kneipen und kleinen Steinhäuschen zieht sich jenseits des Platzes längs dem Hafen hin; die Rosoglioverkäufer

mögen in dem Verkehr mit wüstem Schiffsvolk ihre Rechnung finden. Auf diesem kleinern Gewässer lagerten einige Schiffe zur Ausbesserung der Haverei*), auch erwarteten hier mehrere Barken ihre Befrachtung. Griechen, Armenier und Muselmänner bewegten sich in abenteuerlicher Tracht zwischen den Masten, Tonnen und Kisten umher.

Wir gelangten zur Quarantaine-Anstalt**), welche aus 3 großen Lazarethen besteht, die frei und luftig am Strande gelegen sind. Man zeigte uns hier, wie man mit den aus verdächtiger Gegend angekommenen Passagieren in geraumer Entfernung durch ein Gitter spricht, und wie man ihnen Lebensmittel und Sachen an langen Stangen zureicht.

Der äußere Hafen ist mit einem 1200 Fuß langen, gemauerten Molo, auf dem man spazieren fahren kann, umgeben, und wird durch zwei Thürme, welche auf Felsenklippen im Meere stehen, so wie durch ein Kastell beschützt. Es lagen in demselben 29 große Schiffe vor Anker. Wir bestiegen eine Barke und fuhren über die äußerste Spitze des Molo hinaus. Die Stadt gewährt, ihrer flachen Lage wegen, vom Hafen aus gesehen, keinen beson-

---

*) d. h. der in See erlittenen Beschädigung.

**) Quarantaine-(Kontumaz-) Anstalt nennt man dasjenige Gebäude, in welchem Reisende, die aus Gegenden kommen, in denen entweder eine ansteckende Seuche herrscht, oder deren Gesundheitszustand verdächtig erscheint, sich während der Dauer einer bestimmten Zeit, gewöhnlich 40 Tage lang (daher Quarantaine, von quarante, 40), ausgeschlossen von allem Umgange mit den Landesbewohnern aufhalten müssen, damit sich auf diese Weise, Andern unschädlich, die Krankheit entwickle, oder die Ueberzeugung gewonnen werde, daß der Reisende kein Krankheitsgift bei sich geführt habe.

dern Anblick. Die Sonne schien wieder; allein der Luftzug war noch immer so lebhaft, daß die Barke hin und her schwankte. Die äußerste Spitze des Molo ist durch aufgehäufte Felsenstücke gegen die Gewalt des Wassers geschützt. Die Brandung war hier so heftig, daß unsre Barke umzuschlagen drohte; — Thompson erzählte uns, daß hier erst vor 14 Tagen ein Schiff gestrandet sei. Da das Wetter immer stürmischer wurde, so kehrten wir nach der Stadt zurück, wo wir noch die überaus einfache armenische Kirche in Augenschein nahmen.

Die Aussicht aus unserm Zimmer über das Meer war anfangs ziemlich einförmig. Mehrere Seeschiffe und Barken zogen langsam vorüber. Der Hafen und die Stadt lag zur Linken versteckt; wir sahen hier nur einige Häuser, zur Rechten aber einen schmalen Streifen der flachen Küste, die ein Paar gelbe Kornfelder*) und spärlich mit graugrünem Grase bedeckte Wiesen zeigte und von Kanälen durchschnitten war. Hier verliehen ein Paar einzeln stehende, hohe, oben abgestumpfte, alte Thürme dem Bilde einigen romantischen Reiz. Einer derselben, der Torre di Mazocco, erhebt sich ganz in der Nähe des Ufers aus dem Meere, der andere steht am Strande, soll aber oft von den Meereswellen benetzt werden. Der Gasthof ist so nahe an der Küste gelegen, daß nur die Breite der Straße und ein Theil der vom Wasser bespülten Festungswerke der Stadt ihn vom Meere trennen. Am Fuße des einen Walles ist ein kleiner, eingezäunter, länglicher Platz befindlich. Ueber der Ein-

*) Zum ersten Male erblickten wir hier das in Deutschland übliche Getreide.

gangsthür steht mit großen Buchstaben: giuoco di palla (Ballspiel). Es mochte vier Uhr Nachmittags sein, als sich hier mehrere anständig gekleidete Männer einfanden. Sie zogen die Oberröcke aus und begannen das Spiel. Je zwei Personen stellten sich einander gegenüber, warfen sich einen großen, ausgestopften Ball von der Größe eines Kinderkopfes mit einem breiten Schlägel gegenseitig zu, und waren dabei bemüht, ihn in der Luft schwebend zu erhalten. Nach und nach erschienen auch Zuschauer, welche sich auf die an der Eingangsseite des Platzes hingestellten Stühle niederließen, und den lebhaftesten Antheil an der Geschicklichkeit der Spieler nahmen. Bekanntlich ist das Ball- und Amorraspiel den Italienern ein leidenschaftliches Bedürfniß und ein Nationalvergnügen. Auf der Höhe des Walles fanden sich sogar einige Damen aus den nahe gelegenen Häusern ein, und sahen zu.

Inzwischen hatte sich der Himmel in hellgrauen Nebel gehüllt, der Wind erhob sich plötzlich mit Heftigkeit; einzelne Tropfen fielen herab, und verscheuchten Spieler und Zuschauer. Kleinere Schiffe und Barken eilten schnell nach der Stadt. Die Natur bereitete sich vor, eins ihrer erhabensten Schauspiele aufzuführen. Am Horizonte zur Linken stiegen schwarzgraue Wolkengebilde empor, die der Wind vor sich hertrieb. Auf der silbergrauen Wasserfläche wurden bei jedem Windstoße dunkelgekräuselte Streifen sichtbar. Da dem blauen Himmel zuweilen ein flüchtiger Blick gelang und die Verschiedenheit der Beleuchtung sich im Meere spiegelte, so verursachte dies ein wunderbares Farbenspiel. Während in der Entfernung die schon mächtig aufgeregten Wogen in schwarzgraues Dunkel gehüllt waren, schimmerte

dicht an der Küste die noch ruhige Fläche des Wassers anfangs hellblau, und bald darauf in kurzen Zwischenräumen hellgrün, gelb, orange und roth, bis sie endlich in allen Farben des Regenbogens zitterte. Und immer höher stieg das schwarze Wolkenungethüm; einzelne Blitze flammten aus seinem Rachen; von der rechten Seite flogen ihm Wolken entgegen, und auch in der Nähe gerieth nun das Meer in Aufruhr. Die Farbenpracht wich dem eintönigen Schwarzgrau; die Wellen rollten schaumgekrönt daher und zerschellten im Nu an einander. Selbst in den Kanälen fluthete das Wasser. Vier Gewitter standen am Himmel, und sprühten von allen Seiten Blitze herab. Der Donner krachte und hallte wieder in der weiten Wasserwüste. Der Regen fiel in Strömen. Plötzlich tauchten gerade vor uns am fernen Horizont schneeweiße Punkte auf aus der grünlich schwarzgrauen Fluth; sie stiegen sich vergrößernd höher und höher, und ein Dreimaster durchschnitt majestätisch mit voller Segelpracht die wildbewegte Fluth, dem sichern Hafen zueilend. Je näher er kam, je deutlicher bemerkten wir, daß die Wogen das Riesengebäu nach vorn und hinten unablässig hinauf und hinab schleuderten. Die Blitze erleuchteten die Segel und den weißen Schaum der Wellen. Bald verschwand das Schiff im bergenden Hafen; allmälig legte sich der Wind, das Meer beruhigte sich, und das erhabene Schauspiel schloß mit dem Anblick eines gleichförmig mattgrauen Himmels, von dem der Regen in Strömen herabrauschte. Es war schön; aber man braucht freilich nicht nach Italien zu reisen, um die Wunderpracht des Meeres kennenzulernen. Und so verhält es sich auch

meistentheils mit den andern Dingen, die uns in Italien wirklich gefallen haben. Wollte doch kein Reisender dies außer Acht lassen! —

Auf Aenderung des Wetters war heute nicht mehr zu rechnen; wir entschlossen uns daher zur Rückfahrt. Unterwegs sahen wir auf einer Strecke von 2 Miglien hinter Livorno die Landstraße und die Gegend, so weit wir sehen konnten, mit zahllosen kleinen Fröschen bedeckt, die lebhaft umhersprangen. Ist ein Froschregen möglich, so hat heute ein solcher Statt gefunden.

In Pisa war unterdessen ein deutscher Monarch, auf seiner gewöhnlichen alljährlichen Reise nach dem südlichen Italien, angekommen und in unserm Gasthofe zum Husaren unter uns abgestiegen. Es wurde uns nach dem Abendessen das Vergnügen zu Theil, ihn eine ganze Stunde lang auf dem Fortepiano phantasiren zu hören.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Abreise von Pisa. Ein redlicher Wirth in Italien! — Die Reisenden sollen noch einmal nach Livorno zurück, um ihre Pässe nach Sardinien visiren zu lassen. Verschmähter Rath. Lucca. Bettlervolk. Der bettelnde Landsmann. „I passaporti!“ Die Olivenwälder Lucca's. Italienische Weinlaubgallerien. Die nordwestliche Seite Italiens zeigt Kultur. Massa. „I passaporti, i passaporti!“

Massa, am 8. Juli.

Heute Mittag verließen wir Pisa. Zum ersten Male in Italien erhielten wir eine Rechnung, die nach den Anforderungen der Billigkeit angesezt war. Ueberhaupt benahm sich der Wirth zu Pisa gegen uns als ein redlicher Mann. Wir beabsichtigten über Lucca, Massa, Sarzana und Pontremoli nach Parma und über Piacenza weiter nach Meiland zu gehen. Unsere große französische Specialcharte von Italien zeigt eine Extrapostroute von Sarzana über Pontremoli: von Pisa aus offenbar der gradeste Weg nach Meiland. Allein der Wirth sagte uns, daß wir von Sarzana über Genua nach Meiland gehen müßten, indem der Weg über Pontremoli durch das Gebirge nur zu Fuß oder auf Mauleseln passirt werden könne. Der Charte vertrauend, wollten wir dies nicht glauben, und wir entschlossen uns um so mehr, den Versuch zu wagen, weil die Entfernung von Pisa nach Meiland über Genua wenigstens

um ein Drittheil weiter ist, als über Pontremoli. Der Wirth wiederholte seine Versicherung und setzte hinzu, daß wir insbesondre mit unserm breitspurigen Wagen unter keiner Bedingung über Pontremoli gehen könnten.

Bei Zurückgabe unserer Pässe machte er uns auf ein neues Hinderniß aufmerksam. Wir führen nämlich 3 Pässe. Der meines Bruders ist in der Heimath von der sardinischen Gesandtschaft visirt worden; der, welcher auf mich und meine Frau lautet, so wie der unseres gemeinschaftlichen Freundes, ermangelt dieser Förmlichkeit. Wir hielten bei unserer Abreise von Berlin für hinreichend, falls wir das Königreich Sardinien berühren müßten, unsere Pässe von einem sardinischen Gesandten in Italien visiren zu lassen. Schon in Rom waren wir entschlossen gewesen, auf dem nächsten Wege die Rückreise zu machen, und über Pontremoli zu gehen, in welchem Falle man nur die äußerste Spitze des Königreichs Sardinien und die kleine Grenzstadt Sarzana zu passiren hat. Wir hatten daher das Visum des sardinischen Gesandten in Rom für überflüssig gehalten, und unser Wirth eröffnete uns nun, daß wir bei dem Mangel dieser Förmlichkeit nicht durch Sardinien kommen würden, und daß wir schleunigst nach Livorno schicken sollten, um unsere Pässe durch deu preußischen und sardinischen Consul daselbst auf Sardinien visiren zu lassen. Leicht hätte dies gestern bei unserer Anwesenheit in Livorno geschehen können, und es entstand in uns, nach unsern Erfahrungen in Italien, unwillkürlich der Gedanke, daß uns der Wirth, der im Besitz unserer Pässe gewesen war und ihren Mangel schon gestern kannte, nur noch einen Tag länger bei sich aufhalten wolle. Diese

Meinung einerseits und auf der andern die feste Ueberzeugung, daß, da der Paß meines Bruders von der sardinischen Gesandtschaft in Berlin beglaubigt war, mein Bruder, als völlig legitimirt, für uns bürgen könne, diese Bürgschaft aber für hinreichend erachtet werden müsse, bewogen uns, den Rath des Wirths zurückzuweisen. „Sie werden es zu spät bereuen!" waren seine letzten Worte, als wir uns in den Wagen setzten, vor den man in Folge seiner Verwendung nur drei Pferde gelegt hatte. — Nun, wir wollen sehen.

Das Wetter war heut wieder freundlich und schön. Unser Weg führte an den Bädern und dem Grenzthurm des Luccheser Gebietes vorbei in die angenehme Ebene, in welcher die Stadt Lucca am Flüßchen Serchio liegt. Diese Ebene ist von Bergen umgeben, die mit Oelbäumen bewachsen sind, und deren Gipfel auch niedrige Steineichen tragen. Die Stadt hat mehrstöckige, mittelmäßig gebaute Häuser und enge Straßen, und ist rings von baumbesetzten Wällen umgeben. Wiewohl wir Lucca nur des Pferdewechsels wegen berührten, mußten wir doch die Pässe vorzeigen; allein wir bezahlten nichts dafür, so anhaltend auch der Ueberbringer Geld verlangte. Gesindel umstand unsern Wagen und gaffte uns so verwunderungsvoll an, als ob wir Baschkiren wären. Ein Kerl bot uns Wachsfiguren zum Kauf. Die gesunde Vernunft lehrt, daß ein Reisender auf der Straße nicht so zerbrechliche Waare kaufen kann; wir äußerten dies auch, allein um so zudringlicher blieb er an unserm Wagen stehen, und das hämische Lachen der Umstehenden überzeugte uns, daß es darauf abgesehen war, uns so lange zu peinigen, bis wir den

Geldbeutel gezogen hätten. Bettlervolk mischte sein durchdringendes Geschrei in die Lobpreisungen des Wachskünstlers. Auf der andern Seite nahete ein ärmlich gekleideter Mann, der uns in deutscher Sprache mit deutscher Bescheidenheit um eine Gabe bat. Es war ein deutscher Bildhauer, hier im fremden Lande brotlos. Wir gaben ihm mit vollen Händen. — Endlich erschienen zwei Postillone mit vier Pferden. Nun begann in Gegenwart des Gesindels ein energischer Streit mit dem Stalliere*) der Post, der indessen mit unserer Niederlage endigte. In einer so großen Stadt, wie Lucca, würde man allerdings Schutz bei der Obrigkeit finden; allein mit welchem Zeitverlust würde es verknüpft gewesen sein, und mit welchem Aergerniß, wenn wir die Behörde angerufen hätten. Wir geboten also mit einigen kräftigen Flüchen den Postillonen zuzufahren, und der Pöbel jauchzte hinter uns her.

Der Weg führte durch dasselbe Thor zurück, durch welches wir hineingekommen waren. Eine halbe Stunde mochte seitdem vergangen sein. Wird man nicht glauben, es sei mein Scherz, wenn ich versichre, daß man uns am Thore die Pässe abermals abforderte? — Wir waren noch vier

---

*) Der Extrapostreisende bekommt in Italien den Postmeister oder Posthalter nur wenig zu sehen. Der Stalliere tritt, wie in Deutschland der Wagenmeister, an den Wagen und kassirt das Postgeld und das ihm zustehende Trinkgeld ein. Hat er Beides empfangen, so ruft er den Postillonen mit lauter Stimme zu: lo stalliere è pagato! (Der Stallknecht ist bezahlt!) Bevor dies Losungswort nicht ausgesprochen ist, fahren die Postillone nicht von der Stelle. Einige Mal vertrat der Posthalter die Stelle des Stallknechts, vermuthlich um das dem Letztern gebührende Trinkgeld in seine Tasche gleiten lassen zu können.

Posten, also 8 Meilen von Massa entfernt. Auf diesem Wege, der über Berge und am Abhange derselben dahinführt, erblickt das Auge fast überall nur den Olivenbaum in dichten Anpflanzungen. Die Form und Gruppirung dieser Berge, die bis zum Scheitel mit dem Graugrün der Olivenwälder bedeckt sind, wird schöner, je mehr man sich Massa nähert, und bietet dem Auge die reizendst Verschiedenheit. Zuweilen erblickt man von der Höhe herab zur Linken das blaue Meer. Wo die, auch hier vortreffliche Chaussee an Abhängen dahin führt, ist die Bergwand oft zwanzig Fuß hoch mit zerschlagenen Felsstücken gemauert; hier und da bilden diese Mauern die Grundlagen von freundlichen Häusern und Gärten, die durch Weinlaubgallerien mit einander verbunden sind. Wir haben in ganz Italien solche Gallerien angetroffen. Sie sind eine von den wenigen Zierden, die das Land wirklich besitzt, und die man nicht erlogen hat. Bei den Villen der Vornehmen bestehen sie aus zwei Reihen schön gearbeiteter, in gleichen Zwischenräumen von einander entfernter Säulen, an denen sich der Wein emporrankt und oben ein dichtes, schattiges Blätterdach bildet; allein auch an den Gartenwohnungen des gemeinen Mannes dürfen sie nicht fehlen. Statt der Säulen genügen dann steinerne, ganz grob vierkantig behauene, schmale Pfeiler, wie wir sie heute sahen. Diese Art ist die gewöhnlichste. Auch heute bemerkten wir übrigens hier und da einzelne Häuser, reinlich abgeputzt und mit Farben angestrichen. Die nordwestliche Seite Italiens zeigt wirklich Kultur.

Wir kamen Abends um 7 Uhr nach Massa, einem freundlichen Städtchen am Abhange der sich noch immer in

geringer Entfernung vom Meere hinziehenden Bergkette, die sich nördlich von der Stadt und kaum eine Meile von derselben in schöner Wellenform zu den gewaltigen, grauschwarzen Riesenbergen von Carrara emporhebt, und nach der Meeresseite eine fruchtbare, mit Bäumen besetzte Ebene beherrscht. Aus unserm Gasthofe haben wir eine wirklich sehr angenehme Aussicht. Vor uns liegt die ein Paar Miglien breite Ebene, aus deren Baumgruppen die Kuppel einer ganz isolirt stehenden Kirche hervorblickt; rechts beschränken die gigantischen Felsenberge Carrara's, links niedrige Hügel den Blick, und jenseits der Ebene breitet sich der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres aus. Die Stadt liegt hinter uns. Im Gärtchen hinter dem Hause befinden sich einige Citronenbäume im Freien; ich erwähne dieses Umstandes, weil man die jetzt sich noch zeigenden Citronenpflanzungen in der Regel nur noch am Spalier erblickt, wo sie im Winter mit Matten bedeckt werden können.

Unsere Pässe haben uns übrigens heut nicht blos in Lucca Aufenthalt, Unbequemlichkeit und Geldkosten gemacht, sondern auch anderwärts, da wir von Pisa an auf der kurzen Strecke bis Massa im Ganzen 5 Mal verschiedener Herren Gebiet zu berühren genöthigt waren! —

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Die Reisenden durch ein magisches Fernrohr betrachtet. Ihr Jammer. Schlaflose Nacht in Massa. Gegend von Carrara. Die Marmorbrüche. Die Schönheit von Carrara. Die Reisenden sind angeführt. Lavenza. Die sardinische Grenze. Sarzana. Der hinkende Bote kommt nach. Der Wirth zu Sarzana. Die Pässe werden für mangelhaft erachtet. Der Kommandant. Die Reisenden werden Gefangene. Der Schnellläufer. Elende Mittagsmahlzeit und Regenwetter. Flohfang, als Amüsement der Gefangenen.

Sarzana, den 9. Juli.

Wer in der Heimath ein magisches Fernrohr anlegen und uns mit Hilfe desselben ausfindig machen könnte, würde, wenn er uns endlich hier in Sarzana, an der äußersten Grenze des Königreichs Sardinien attrapirt hätte, uns schwerlich für fröhliche Reisende, sondern er würde uns für melancholische Einsiedler halten, die sich entschlossen haben, schweigsam wie Karthäuser, ihre Zeit in stiller Beschaulichkeit zuzubringen. Wir befinden uns in einem kleinen Zimmer des einzigen Gasthofes dieses Städtchens; der Regen fließt in Strömen; der Eine sitzt in dieser, der Andre in jener Ecke; unsere Gesichtszüge verrathen bittern Verdruß und Langeweile. Hätten wir doch auf deinen Rath gehört, freundlicher Wirth zu Pisa! — Doch ich will unsre Leiden erzählen.

Vergangene Nacht haben wir zu Massa kein Auge geschlossen. Zwar gab es daselbst nur eine bescheidene Anzahl von Flöhen, allein der Teufel wollte, daß zum Eselsmarkte, welcher heute dort Statt findet, Hunderte von Eseln eingetrieben und neben unserm Gasthof untergebracht wurden. Jeder neue Ankömmling wurde nun von seinen Kameraden mit lautem Yah begrüßt, und so erschütterte ein fortwährendes Gebrüll die Luft. Am frühen Morgen gesellte sich zu diesem Lärm noch stundenlanges Trommelgerassel, indem ein Tambour mehrere Rekruten dicht unter unsern Fenstern im Trommelschlagen unterrichtete.

Verstimmt setzten wir uns in den Wagen. Wir fühlten uns wieder zu abgespannt, als daß wir über die vier Pferde und zwei Postillone, die uns erwarteten, Einwendungen hätten erheben mögen. Der Morgen war schön, wir hatten Carrara's Gebirge vor uns, links das Meer. Der Weg hob sich empor. Die Straße nach Sarzana führt eigentlich von Massa unmittelbar auf Lavenza; kein Reisender versäumt indessen Carrara zu besuchen, welches rechts vom Wege in einer Gebirgsschlucht liegt. Die Höhen des Gebirgszuges, über den man in das kleine Thal von Carrara gelangt, waren überall dicht mit edlen Kastanienbäumen bewachsen. Bisher hatten wir im Ganzen nur wenig solcher Bäume und nur schwach damit besetzte Anhöhen angetroffen; hier aber bildeten sie eine wirklich schattige Bergwaldung. Auf einer trefflichen Chaussee wanden wir uns den steilen Berg hinab. Durch das Laub und die Stämme der Kastanienbäume erblickten wir mehrmals das tiefe Thal und die jenseits desselben sich erhebenden riesigen, schwarzgrauen Felsenberge. Diese Gegend

war entzückend schön. Plötzlich zeigte sich tief unten das Städtchen; allein schwarz, rußig und räucherig zerstörte es sofort den Eindruck, welchen die schöne Natur hervorgebracht hatte. Hier angekommen, bestiegen wir Pferde, um die Marmorbrüche zu besehen. Wir durchritten Carrara, und gelangten hinter der Stadt in eine nur wenige Schritte breite, schauerlich öde Schlucht, welche von den himmelanstrebenden, grauschwarzen Apenninen begrenzt wird. Ein blaues Flüßchen strömt rauschend über die schneeweißen Marmortrümmer, mit welchen dies enge Thal angefüllt ist, und treibt die Mühlen, auf denen der Marmor geschnitten und polirt wird. Bevor man den Bruch erreicht, passirt man ein unbeschreiblich elendes, schmutziges Dörfchen, aus schwarzgrauen Steintrümmern bestehend, welches, wie Carrara, von Arbeitern bewohnt ist.

Allmälig steigt der Pfad durch Marmorgeröll bergan. Hier und da begegneten wir niedrigen, mit hölzernen Bohlen belegten und von Ochsen gezogenen Wagen, auf denen ungeheure Marmorblöcke aus dem Bruche hinabgefördert wurden. Die Sonne brannte, da die Schlucht gegen jeden Luftzug geschützt ist, unausstehlich. Ein Führer, den wir in Carrara genommen hatten, unterhielt mich mit großer Geschwätzigkeit. Die erhabene Natur fesselte indessen mein Gemüth so ganz, daß ich nur mit Zerstreuung auf ihn hörte. Er erzählte unter andern sehr weitläufig, ein deutscher Prinz sei vor mehrern Jahren in Carrara gewesen, und habe ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit, welches hier lebe, mit sich nehmen wollen, der Vater des Mädchens dies aber nicht zugegeben. „Ach, welche Schönheit,“ schloß er seine Erzählung, „welch blondes,

seidnes Haar, welche blaue Augen; Augen wie Türkisse!"
Noch immer zerstreut, fragte ich, ob man denn diese italienische Schönheit nicht sehen könne, worauf er erwiederte, daß wir den Rückweg an ihrer Wohnung vorüber nehmen könnten. Ich theilte nun meinen Reisegefährten in deutscher Sprache mit, daß wir hier in Carrara sehen würden, was wir bis jetzt in ganz Italien vergeblich gesucht, nämlich ein vollkommen schönes Mädchen, und Alle zeigten sich gleich neugierig.

Wir erreichten bald darauf die Marmorbrüche. Die Schlucht endigte hier, etwa drei Viertelstunden von der Stadt entfernt, in hohen Felsen und in Marmorgeröll. Wir mußten absteigen und auf der linken Seite einige Schritte weit bis zu dem neuesten Bruch empor klimmen, wo wir die Arbeiter in voller Thätigkeit trafen. Wer sich die Marmorberge Carrara's weiß denkt, irrt. Es sind grauschwarze, schauerlich öde, nackte, zerrissene Felsen. Die äußerste Bekleidung liefert auch noch keineswegs weißen, sondern einen schmutzig gestreiften, grauweißen Marmor; erst tiefere Aussprengungen führen zu den köstlichen, schneeweißen Marmoradern, wegen welcher Carrara so berühmt ist. Hier, wo die Arbeiter beschäftigt waren, sahen wir einige viereckige, durch Pulver ausgesprengte Höhlen, in denen der weiße Marmor zu Tage lag.

Auf dem Rückwege zeigte uns der Führer, zurückblickend, fast an der äußersten Höhe der in grottesken Formen wild gegen den Himmel emporragenden Felsenberge mehrere gewaltige Zerreißungen, Furchen und Schründe, die gegen die schwarzgraue Umgebung abstachen,

mit der Bemerkung, daß dort die Marmorbrüche der alten Römer gewesen seien.

In der Stadt hielten wir vor der Wohnung der uns gepriesenen Schönheit; der Führer ging hinein, um uns anzumelden; kam aber mit der Erklärung zurück, sie sei unwohl und nicht zu schauen. In der Locanda genossen wir ein Frühstück, man setzte uns Eier und einen Schöpsenbraten vor. Als wir bei Tische saßen, erschien der Führer, um uns anzuzeigen, daß die Schönheit vor der Thür sei, und uns aufzuwarten wünsche. Dies befremdete uns nicht wenig. Die Herzen unserer unverheiratheten Reisegefährten geriethen in Bewegung; ich steckte meine Hand mechanisch in die Geldbörse; wir Alle aber hingen mit neugierigen Blicken an der Thür, durch welche die Besiegerin eines deutschen Prinzenherzens eintreten sollte. Und die Thür öffnete sich und herein trat — ein junger Mensch von etwa 20 Jahren, in einen blauen Ueberrock gekleidet, der sich vor uns verbeugte. Wir starrten ihn, er uns an. Der Jüngling war blond, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut und hübsche blaue Augen. Seine deutsche Abkunft ließ sich nicht verkennen, ist auch in Carrara, dem Sammelplatz fremder Bildhauer, nicht zu bezweifeln. Keiner sprach; er erwartete, daß wir ihm erklären sollten, was uns bewogen habe, ihn rufen zu lassen; wir schwiegen, weil wir noch nicht recht wußten, ob man uns mystificirt, oder ob ich falsch verstanden. Die Verlegenheit trieb dem armen Jungen das Blut in die Wangen. Ich dankte ihm endlich, und that einige gleichgültige Fragen; er fühlte sich verletzt und mir blieb nichts übrig, als ihm zu bekennen, daß wir offenbar den Führer falsch verstan-

den hätten, was dieser denn auch bestätigte. Nun lachte er herzlich. Wir aber schämten uns doch etwas, für unsre Neugier nach einer hübschen Italienerin so angeführt zu sein. Warum ist auch dieses Land so arm an weiblichen Schönheiten? Warum lügen die Reisebeschreiber so frech, daß es deren so viele hier gebe? — Das Mißverständniß ist übrigens leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß giovane im Italienischen Jüngling und Mädchen heißt; daß der Führer sich oft des Ausdrucks bellezza (Schönheit) bediente und mit der Eigenschaft die Person bezeichnete; dann aber sich stets des Pronomens ella (sie) bediente.

Wir verließen Carrara und erreichten in kurzer Zeit Lavenza, eine aus wenigen, aber zierlichen Steingebäuden gebildete, kurze Straße, welche Flecken genannt wird und nicht weit vom Meere gelegen ist. Hinter Lavenza befindet sich die sardinische Grenze. Nachdem wir die Qual des Aufenthalts und der Durchsuchung an der modenesischen Grenze überstanden hatten, erwarteten wir nicht ohne einige Sorge das sardinische Grenzhaus. Hier fragte man uns blos, ob wir steuerbare Gegenstände bei uns hätten, und — erwähnte des Passes mit keiner Sylbe. Voller Freude reichten wir dem höflichen Beamten ein erkleckliches Trinkgeld, welches er anfangs nicht einmal nehmen wollte, und dahin rollten wir, sehr glücklich, ohne Weitläuftigkeiten davon gekommen zu sein.

Der Weg führte durch eine baumbewachsene, fruchtbare Ebene bis Sarzana. Hier stiegen wir, selbst am Thore nicht angehalten, im Gasthof ab, und glaubten nun alle Hindernisse beseitigt; allein der hinkende Bote kam

nach. Der Wirth, ein liebenswürdiger Mann, erschien, und bat um die Pässe. Er flößte uns Vertrauen ein, und ich gestand ihm offen, daß zweien Pässen die Unterschrift der sardinischen Gesandtschaft fehle. Sein bis dahin freundliches Gesicht wurde sofort ernst, und er erklärte uns, daß wir dann nicht darauf rechnen könnten, durch Sarzana zu passiren. Ich entwickelte ihm nun die ganze Lage der Verhältnisse, sagte ihm, daß wir nicht in das Innere des Königsreichs gehen, sondern nur die schmale Spitze desselben zwischen Massa und Pontremoli passiren wollten, und erbat mir seine Verwendung bei der Polizeibehörde. „Wie, über Pontremoli wollen Sie?" fragte er nun verwunderungsvoll. „Das ist unmöglich," fuhr er fort, „Sie finden dort keine fahrbare Straße; es ist ein wilder Felsenpaß, den man nur zu Fuß oder zu Pferde durchreisen kann. Sie müssen über Genua gehen oder umkehren."

Also hatte der Wirth zu Pisa in doppelter Hinsicht Recht gehabt. Je größer unsere Verlegenheit war, um so bestimmter rechneten wir auf die Nachsicht der sarzaner Behörde. Der Wirth versprach bereitwillig, sich unsrer anzunehmen, doch versicherte er uns, daß er an einem günstigen Erfolge zweifele. „Sarzana hat," setzte er hinzu, „einen unerbittlich strengen Kommandanten, der den Fremden wegen dieser dem Passe mangelnden Förmlichkeit rücksichtslos die Durchreise verweigert und nur in sehr seltenen Fällen eine Ausnahme gestattet. Ich will indessen sehen, was sich thun läßt, wir wollen die Pässe zu ihm schicken, vielleicht bemerkt er nichts, da wenigstens Ihr Herr Bruder durch unsere Gesandtschaft in Berlin legitimirt ist." —

Die Pässe wurden fortgesandt; schon nach einer Viertelstunde brachte man sie mit der Erklärung zurück, daß zwei davon ungenügend seien. Wir begaben uns nun sämmtlich in Begleitung des Wirthes nach dem Geschäftsbureau des Hauptmanns Napalli, welcher Kommandant dieses Grenzstädtchens ist. Sein Schreiber empfing uns sehr vornehm und erhob Schwierigkeit über Schwierigkeit; die demüthige Bitte unsers Wirthes wies er entschieden zurück. Während wir hin- und hersprachen, öffnete sich die Thür, und der Kommandant, ein ältlicher, hagerer Mann in Civilkleidern mit bleichem Gesicht und grauschwarzem Haar, trat ein. Er maß uns mit stechenden Blicken aus schwarzem, tiefliegendem Auge, und fragte, was wir wollten. Mit äußerster Höflichkeit setzte ich unsre Verhältnisse aus einander; ich eröffnete ihm, daß wir ursprünglich gar nicht durch das Innere des Königreichs, sondern über Pontremoli zu gehen beabsichtigt, daß uns unsre Charte betrogen und wir hier erst die Gewißheit erhalten hätten, daß wir den Weg nach Genua einschlagen müßten, und bat inständigst, uns die Durchreise zu gestatten, zumal wir im Uebrigen durch unsre Pässe legitimirt seien, auch Einem von uns, der für uns gut sagen könne, die Erlaubniß der sardinischen Gesandtschaft nicht fehle.

Der Kommandant ließ sich nieder, und sah uns lächelnd an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fragte er: „Und was meinen Sie, das ich thun soll?" —

„„Haben Sie die Güte,"" antwortete ich, „„den Inhabern der mangelhaften Pässe zur ausdrücklichen Pflicht zu machen, Genua nicht eher zu verlassen, als bis auch sie sich vollständig legitimirt haben.""

„Meine Instruktion," entgegnete er, „ist bestimmt und gemessen. Ich darf nur dem den Eintritt in unsre Staaten bewilligen, der die Erlaubniß einer sardinischen Gesandtschaft oder eines sardinischen Konsulats nachweiset."

„„Aber mein Bruder,"" wandte ich ein, „„hat ja diese Erlaubniß; die Bürgschaft einer vollkommen unverdächtigen Person muß uns ja legitimiren, zumal wir im Uebrigen sogar Kabinetspässe besitzen. Sie respektiren sonach nicht einmal die Empfehlung eines ihrem König befreundeten Monarchen.""

„Nein," war seine kurze Antwort.

„„Was sollen wir denn aber anfangen?"" fuhr ich fort.

„Senden Sie," erwiederte er, „Ihre Pässe nach Livorno, und lassen Sie sie dort vom sardinischen und preußischen Konsul visiren."

„„Und woher sollen wir,"" fragte ich ferner, „„das Geld nehmen, welches erforderlich ist, um hier mehrere Tage auf die Zurückkunft des Boten harren und diesen bezahlen zu können, da wir nur noch für die kurze Reise über Pontremoli nach Meiland mit Gelde versehen sind und unsre Creditbriefe auf Meiland lauten?""

„Was geht das mich an?" antwortete er mit äußerstem Befremden.

„„Stellen Sie sich,"" sagte ich nun, „„unsere außerordentliche Verlegenheit vor; wir sind Unterthanen einer Ihrem Landesherren befreundeten Macht, und werden Ihre Humanität zu rühmen wissen, wenn Sie unter den obwaltenden besondern Umständen eine Ausnahme gestatten. Hätten wir keine Pässe, würden Sie gegen Ihre Pflicht handeln; wir haben aber vollgültige, durch des Königs von

Preußen Majestät und durch viele Gesandtschaften beglaubigte Pässe und Einer der Reisegesellschaft hat sogar das Visum der sardinischen Gesandtschaft.""

Statt aller Antwort lächelte er höhnisch.

""Warum haben Sie denn,"" fuhr ich empört fort, ""bei andern Reisenden eine Ausnahme gemacht.""

Er sah mich wüthend an, wandte sich aber schnell darauf, wieder Kälte affektirend, an meinen Bruder. „Sie sind auch in preußischen Diensten," sagte er lächelnd; „das interessirt mich; ich habe auch in Preußen gelebt, war lange Zeit in Schlesien; das ist ein schönes Land."

Mein Bruder pflichtete seiner Meinung bei.

„Ja," fuhr der Kommandant fort, „ich war dort in Bunzlau als Kriegsgefangener."

Aha, dachte ich, nun begreife ich Ihre Ungefälligkeit gegen uns arme Preußen, Herr Kommandant!

Noch einmal versuchte ich mit den höflichsten Bitten ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen; allein es war vergebens. Die Geduld schwand, meine Worte wurden heftiger, seine Antworten drohender, und zitternd vor Aerger verließen wir den rachsüchtigen Italiener, der schon manchen Preußen es mag haben empfinden lassen, daß er vor 20 Jahren einst in Schlesien als Gefangener lebte.

Unser Wirth hatte zuweilen versucht, ein Wort zu unsern Gunsten mit einfließen zu lassen, es blieb aber unbeachtet. Ich halte ihn für aufrichtig; meine Reisegefährten sind indessen anderer Meinung und behaupten, sie hätten gesehen, daß er während meines Gesprächs mit dem Kommandanten, heimlich dem Sekretair desselben mehrmals zugewinkt und gelacht habe. Freilich muß es dem Wirth in

Sarzana lieb sein, wenn Reisende bei ihm aufgehalten werden. Ich will nicht behaupten, daß er falsches Spiel mit uns gespielt; allein that er es, so läßt sich auch das Benehmen des Kommandanten erklären, und unser Unwille muß dann noch größer sein.

Beim Zurückgehen nach dem Gasthofe suchte uns der Wirth zu trösten. „Es giebt hier einen Schnellläufer," sagte er, „der davon lebt, die Pässe der hier aufgehaltenen Reisenden nach Livorno zu tragen. Wenn ich ihn jetzt fortschicke, ist er morgen Abend um 10 Uhr wieder hier, und Sie können dann übermorgen früh abreisen. Keine Gelegenheit ist schneller."

Wir baten, den Mann augenblicklich abzusenden, und kamen überaus mißmüthig nach dem Gasthofe zurück, wo wir uns nun, um 4 Uhr Nachmittags, zu Tische setzten. Wie überall in Italien, wurden uns auch hier außer der Suppe und dem dazu gehörigen geriebenen Parmesankäse mit Dessert 12 Schüsseln aufgetragen; wir konnten aber vor Aerger nichts genießen. Ueberdies war die Bereitung der Speisen elend.

Inzwischen hatte sich das Wetter völlig geändert. Wir können nicht einmal spazieren gehen; sondern wir müssen den Rest des Tages im Zimmer zubringen, wo, nachdem wir uns jetzt in unser Geschick ergeben haben, wieder Heiterkeit zu herrschen beginnt und der eifrige Fang bissiger Flöhe genügende Unterhaltung gewährt.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Fernere Gefangenschaft in Sarzana. Die Flohlegion. Fortdauer des Regenwetters. Guter Wein. Ein Paar Citronenbäumchen am Spalier. Das Wetter klärt sich auf. Spazierfahrt. Ruinen von Luni. Oekonomische Notizen. Kopfputz der Weiber. Die Gefangenschaft der Reisenden hört auf.

Sarzana, den 10. Juli.

Noch eine Nacht sollen wir hier zubringen? Wir haben auf Ameisenhaufen gelegen, so wimmelt es hier von Flöhen. Es bleibt dabei: Aerger und Hunger bei Tage, und Nachts kein Schlaf; das sind die Freuden Italiens! — Auch den heutigen Vormittag zwang uns das noch immer schlechte Wetter, im Zimmer zu bleiben. Wir betrachteten uns als arme Gefangene. Um 2 Uhr erhielten wir eine höchst elende Kost; doch lieferte man uns zum Nachtisch gute Pflaumen und Feigen. Der Wein ist gut. Der Wirth, welcher sich alle erdenkliche Mühe giebt, uns aufzuheitern, erzählt uns, daß dieser Wein in der Umgegend Sarzana's in außerordentlicher Menge gewonnen werde und daß die Flasche nur einen Soldo (Sou) koste *). Er

---

*) Man rechnet im Königreich Sardinien nach scudi (1 Rthl. 10 Sgr.), lire, soldi (écus, livres, sous); hier in Sarzana nach francs und sous; im lombardisch-venetianischen Kö-

setzte uns aber außer diesem gewöhnlichen Tischwein noch eine, wie er sagte, von ihm selbst gezogene Sorte Muskateller vor, die er zwar sehr theuer gab, die indessen vortrefflich war. Hinter seinem Hause zieht er auch ein Paar Citronenbäumchen am Spalier. —

Nach Tische hatte sich das Wetter aufgeklärt. Der Wirth machte uns nun den Vorschlag, spazieren zu fahren, und die Umgegend Sarzana's in Augenschein zu nehmen. Man legte Postpferde vor einen kleinen, schlechten Wagen und unser Ausflug begann.

Sarzana ist rings von grauschwarzen, aus Felssteinen zusammengefügten Mauern und Mauerthürmen umgeben, die Felsenthürmen gleichen, und an vielen Stellen bereits völlig verwittert sind. Die Stadt muß, hiernach zu urtheilen, uralt sein; wenigstens tragen die Mauern derselben, um welche sich ein Graben hinzieht, weit unverkennbarere Spuren des Alterthums an sich, als das Koliseum zu Rom. Sarzana liegt in einem sehr freundlichen und gut angebauten weiten Thale. Wir fuhren zu dem Thore hinaus, welches nach Carrara führt, und schlugen hier einen Nebenweg ein, um nach den Ruinen der alten Stadt Luni zu gelangen, die nicht weit von Sarzana im freien Felde liegen. Ueberall

---

nigreich nach lire austriache (Zwanzigkreuzern), carantani und centesimi; im Großherzogthum Toskana nach lire, soldi, paoli und denari; im Kirchenstaate nach scudi zu 100 bajocchi, deren jeder 5 quatrini hat; und in Neapel nach ducati, carlini, grani und cavalli. (Ein Dukaten, etwa 1 Rthl. 4 Sgr. preußisch, hat 10 carlini, ein carlino 10 grani und ein grano 12 cavalli.) In ganz Italien aber gilt der Piaster.

zeigten sich niedrige Rüstern und Gärten mit Wein, Feigen und gewöhnlichen Obstbäumen bepflanzt. Auch die Raine der Felder waren mit Obstbäumen besetzt, an denen Weinreben hingen, während die Felder selbst der schilfartige Mais bedeckte. Zur Linken zog sich eine langgedehnte, niedrige Hügelkette, auf der hier und da eine kleine Ortschaft wie ein graues Nest am Felsen klebte, bis zu den zwei Meilen entfernten, hoch in die Luft ragenden, schwarzgrauen Felsenbergen Carrara's hin; rechts beschränkte ein niedriger Höhenzug die Aussicht auf das nah gelegene Meer, und hinter uns, jenseits der Stadt, erhob sich in dunkelblauer Färbung die mehrere Meilen entfernte Gebirgskette, welche bei Spezia in's Meer abfällt.

Wir hielten an einem Meierhofe und gingen von hier zu Fuß nach den Ruinen. Sie sind nicht der Ansicht werth. Ein altes, rundes Loch, von Trümmern umgeben, wird mit der Bezeichnung Amphitheater beehrt: außerdem erblickt man noch ein Paar andre Steinhaufen und ringsumher niedriges Gestrüpp. . . . .

Unser guter Wirth, dem daran gelegen sein mochte, den Tag mit Ehren hinzubringen, schleppte uns sodann noch durch Dick und Dünn nach einem Feldgarten, welcher näher an der Stadt lag, um uns auch hier — ein Paar alte Grundmauern zu zeigen. Daran war nun zwar eben so wenig zu sehen; inzwischen benutzten wir diesen Spaziergang, uns einige ökonomische Notizen zu sammeln. Der Wirth erzählte uns auf Befragen, daß der Boden hier sehr fruchtbar sei, daß man alljährlich darauf zwei Mal Mais, und dann noch

Rüben gewinne. Von Jagd weiß man auch hier nicht viel; höchstens giebt es Hasen und Kaninchen.

Wir haben in Sarzana einen wunderlichen Kopfputz der gemeinen Weiber bemerkt. Sie tragen nämlich ein Strohhütchen, in der Form eines winzigen Männerhutes, welches mit Strohschleifen geschmückt und so klein ist, daß es mit den Rändern grade nur den Wirbel des Kopfes bedeckt. Wir riefen laut, als wir des ersten Weibsbildes ansichtig wurden, welches so lächerlich geputzt war: Ehrfurcht! Dort nahet ein italienisches Kostüm! —

In der Dämmerung kamen wir zurück, und dem Himmel sei Dank — jetzt haben wir unser Tagewerk vollbracht! —

Am 11. Juli, Morgens.

Der Bote ist seit gestern Abend um 11 Uhr zurück; unsere Pässe sind visirt; die Rechnung ist bezahlt; die Postillone klatschen mit der Peitsche. Wir sind erlöset; es geht auf dem Landwege an der Meeresküste nach Genua! —

Vier und vierzigstes Kapitel.

Wirthsrechnung in Sarzana. Betrachtungen über den Schnellläufer. Abreise von Sarzana. Der Golf von Spezia. Borghetto. Erhabene Schönheit der Gegend. Materano. Felsgebirge. Bracco. Die Reisenden gerathen in Gefahr, in Abgründe hinabgerissen zu werden. Sestri. Chiavari. Agaven. Rapallo. Recco. Ankunft in Genua. Albergo de' quattro Nazioni. Der flöhfangende Schneider. Schöne Musik. Beschreibung von Genua. Prächtige Palläste. Die Kathedrale; die Kirchen dell' Annunziata und Carignano. Blick von der Kuppel der letztern Kirche. Die Gegend von Genua ist schöner, als die von Neapel. Die Brücke von Carignano. Palazzo reale. Piazza de' Banchi. Säulenvestibüle des Universitätsgebäudes. Von schönen Frauen auch in Genua keine Spur. Lukullisches Pranzo. Französische Weine. Regen. Spazierfahrt im Hafen. Das Admiralschiff. Der Leuchtthurm.

Genua, am 12. Juli.

Der Himmel hat es gut mit uns gemeint, daß er uns gezwungen, über Genua zu gehen. Auf diese Weise haben wir den reizendsten Theil Italiens kennen gelernt; ist uns endlich doch einige Entschädigung für unaufhörliche Qualen zu Theil geworden.

Unser trefflicher Wirth in Sarzana brachte uns gestern früh eine Rechnung über — 100 Francs. Das war denn doch für einen und einen halben Tag gar sehr theuer; dazu forderte und erhielt er 30 Francs für den Boten nach Livorno

und 3 Piaster für das Visiren der Pässe, und uns blieb um so mehr überlassen zu glauben, was wir wollten, weil man uns, aller Aufforderungen ungeachtet, den Boten gar nicht vorgestellt hat; und es nicht wohl begreiflich ist, wie er nach Livorno hin und zurück, im geraden Wege zusammen ungefähr 30 Meilen innerhalb 31 Stunden gelaufen sein und außerdem noch die Unterschrift der beiden Konsuln erlangt haben kann. Diese Unterschriften sind aber auf unsern Pässen wirklich vorhanden. Meine Gefährten lachen, indem ich noch jetzt meine Verwunderung zu erkennen gebe, und äußern, sie wüßten sich Alles sehr wohl zu erklären; auch könne, wie es der gute Wirth zu Sarzana mit uns gemeint habe, nun wohl nicht mehr zweifelhaft sein.

Wir erreichten 10 Uhr Vormittags das Städtchen Spezia, welches an einem von grünen Bergen eingeschlossenen, reizenden Golf gelegen ist, auf dem wir indessen nur Fischerbarken wahrnahmen. Am Ausgange des Golfs zeigte sich rechts an der äußersten Spitze der Anhöhen Porto Venere mit der uralten Festung. Wir mußten schon in Spezia unsere Pässe wieder visiren lassen; auch legte man uns hier vier Pferde vor. Hinter der Stadt galt es indessen freilich, die Berge empor zu klimmen, welche, als Fortsetzung der an dem weiten Golf von Genua sich hinziehenden penninischen Alpen, sich hier aus dem Meere emporheben. Die Anhöhen, welche Spezia umgeben, sind sämmtlich mit Oliven, Obstbäumen und Landhäusern bedeckt. Im Emporsteigen übersahen wir die ganze Ausdehnung des Golfs. Er glich einem schmalen, grünen Becken, in dem die krystallhelle Fluth perlt.

Wir blieben längere Zeit in diesen Bergen. Das Meer verschwand, da sich der Weg von Spezia nach Borghetto rechts abwendet. Die Chaussee war meilenweit mit einem bräunlich=blauen und mit gelben Fasern überzogenen Gestein überschüttet, in dem ich Serpentin und Asbest erkannte, der hier in Menge gefunden wird. Gebirgsflüßchen verschönten die Gegend. Vor Borghetto, welches im Thale liegt, mußten wir quer durch das Steingeröll eines seichten Flusses fahren. Hier erhielten wir, aller Protestationen ungeachtet, abermals 4 Pferde; allein die Straße ging dann auch unablässig bergan. Die Gegend entfaltete erhabene Schönheiten; nackte und in der Sonnenbeleuchtung röthlich graue Felsengebirge umgaben uns nah und fern rings umher, und ragten mit gähnenden Klüften und grottesk gestalteten Häuptern, schauerlich wild und majestätisch in die Luft empor.

Bei drückender Mittagshitze erreichten wir Materano, eine elende Ortschaft, aus einer Reihe Häuser bestehend. Wir hatten gedacht, hier Mittagsbrot zu uns nehmen zu können. Als wir aber den schweinestallähnlichen Gasthof sahen, und sich uns ein schmieriger Kerl mit der Frage näherte, was wir denn eigentlich zu haben wünschten, verging uns der Appetit und wir fuhren weiter über die furchtbar öden Felsgebirge dahin. Oft windet sich der Weg auf der Mittelhöhe des Gebirgs am steilen Abhang hin, links das Meer, rechts, unmittelbar vom Wege emporsteigend, die höheren Felsenmassen, so daß man glaubt, der Wagen müsse in die Fluth hinabrollen. Aus der Entfernung bemerkt Niemand eine Spur dieses an die steilen Felsen geklebten und selbst durch eine Felsengallerie führenden

Weges; die ganze Straße ist erst in neuerer Zeit angelegt und ein Meisterstück des Wegebaues. Früher mußte man von Spezia aus zu Wasser nach Genua reisen.

Um 2 Uhr kamen wir verschmachtet nach Bracco, einem Posthause, welches auf den kahlen Bergen liegt, die hier in wellenförmigen Terrassen gegen das Meer abfallen, und einen entzückenden Blick über ein hügeliges Thal und das tief unten liegende, etwa eine Meile entfernte Meer gewähren. Wir erhielten hier einen in Oel gesottenen Eierkuchen; Kartoffeln, welche roh in Stücken geschnitten und gebraten worden waren; ein Jammergebäck als Brot, und eine trübe, gelbe Jauche als Wein. Dennoch mußten wir übermäßig bezahlen. Bei der Abreise zankten wir uns über das vorgelegte vierte Pferd und den zweiten Postillon so lange und energisch, bis es abgenommen, und unser Wagen einem Postillon mit drei Pferden anvertraut wurde. Ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß in ganz Italien niemals drei oder vier Pferde neben einander, sondern daß stets zwei und zwei, oder eins und zwei hinter einander gespannt werden. Als wir daher später wieder bergab fuhren, konnte unser Postillon, daran gewöhnt, das Vorderpferd von einem Kameraden leiten zu lassen, dasselbe nicht regieren; es lief bald links und bald rechts und brachte uns mehrmals in die Gefahr, in einen Abgrund gerissen zu werden.

Allmälig zeigte sich wieder Vegetation; mit Freude begrüßten wir hier ein kleines Häuflein vaterländischer Kiefern, bis jetzt noch nie in Italien gesehen. Plötzlich öffnete sich dem Blick ein schmales, nach dem Meere hinabführendes, freundliches Thal; die Hügel, welche es ein-

schlossen, prangten mit edlen Kastanienbäumen; unten lag am Ufer der kleine Ort Sestri.

Von Sestri begaben wir uns über das freundliche Städtchen Chiavari nach Rapallo, indem wir fast unausgesetzt mehrere Meilen weit dicht am Gestade hinfuhren. Hier sahen wir das Meer in unendlicher Pracht. Weit her rollten die mächtigen Wogen, und brachen sich schäumend an den Felsenklippen, so daß der Gischt oft in unsern Wagen sprützte. Genua war durch die vorspringende Bergzunge von Porto fino noch unsern Blicken entzogen. In der Nähe der Ortschaften, wo fruchtbare Uferstrecken angebaut und bepflanzt worden waren, sahen wir hart am Strande, gleichsam als Befriedigung gegen den Wellenschlag, in langen Reihen die Agavean gepflanzt, die hier indessen keine Stämme hat, sondern die schwertförmigen Blätter nur ein Paar Fuß in die Höhe streckt.

Es war schon acht Uhr Abends, als wir in Rapallo ankamen, und noch hatten wir fast fünf deutsche Meilen bis Genua zurückzulegen. Da wir eingesehen, daß es gefährlich ist, im Gebirge mit drei Pferden und einem Postillon zu fahren, und wir jetzt bei einbrechender Nacht abermals hohe Bergrücken hinansteigen mußten; so machten wir keinen Einwand mehr gegen vier Pferde und zwei Postillone. Noch sahen wir das Meer zur Linken, bald aber verschwand es hinter den Bergrücken von Porto fino. Als wir es wieder erblickten, war es völlig dunkel. — Auf der letzten Station von Recco nach Genua, welche dicht am Meere hinführt, kamen wir durch mehrere volkreiche, kleine Ortschaften, welche, wenn wir

dem Scheine unserer Wagenlaternen trauen dürfen, sehr hübsch gebaut sein müssen. Erst gegen Mitternacht erreichten wir Genua. —

Unser Gasthof, das Albergo de' quattro nazioni (Gasthof der vier Nationen), ist in einer schmalen Gasse gelegen und geht hinten nach dem Hafen hinaus. Noch immer finden wir den glatt polirten, braunen Estrich in den Zimmern; doch hören die Gitterbrüstungen vor den Fenstern an vielen Orten schon auf. Man hat hier freie Balkons mit Glasthüren und Mauerbrüstungen in den meisten Fenstern. Als wir heut früh auf das Gewühl der engen Gassen hinabblickten, wo Kaufläden an Kaufläden den lebhaftesten Verkehr veranlassen, glaubten wir, Genua sei ein schmutziger Ort, wie alle übrigen italienischen Städte. Die außerordentlich hohen, breiten Häuser sind mit Spinnengeweben behangen. Auf dem Balkon eines dieser Häuser uns gerade gegenüber ist eine Schneiderwerkstätte aufgeschlagen. Der Meister rührte rüstig seine Nadel; nur zuweilen legte er seine Arbeit bei Seite. Dann krempelte er, ohne auf uns zu achten, seine Beinkleider in die Höhe und fing Flöhe, die er über den Balkon hinab auf die Straße warf. Dieses Schauspiel wurde von einer entzückenden Musik begleitet, welche das Musikkorps eines hier garnisonirenden, sardinischen Garde-Regiments mit meisterhafter Vollkommenheit in einem nahe gelegenen Saale ertönen ließ. So ist in Italien das wenige Schöne, welches man findet, stets dem Ekelhaften vergesellschaftet, und man kann nie zur rechten Freude gelangen. Hinten-heraus hatten wir von einem Balkon die Aussicht über Hunderte von Seeschiffen, die im Hafen

lagen, und auf den in der Entfernung über die Masten hinaus ragenden Leuchtthurm.

Wir begaben uns in die Stadt, in der festen Ueberzeugung, wie immer bisher, auch hier enttäuscht zu werden. Allein wir haben uns geirrt. Genua besteht aus breiten, herrlichen Straßen, und aus hohen und prächtigen Marmorpallästen, unter denen besonders die Palläste Balbi, Durazzo, Brignole, Spinola, Palavicini und Doria zu bemerken sind. Nirgend beleidigt hier das Schmutzige und Trümmerhafte der faulenden Kloakenstadt Venedig das Auge. Während man dort ungläubig das Haupt schüttelt, wenn der Cicerone einen schwarzen, verödeten Steinklumpen mit dem Namen eines berühmten Pallastes bezeichnet, hält man in Genua unwillkürlich eine Menge der einfachsten Privatwohnungen für Palläste; so groß sind sie, so schön gebaut und so sauberen Aussehens. Wohin wir gingen, fragten wir uns staunend, ob wir in Italien seien? Die Straßen sind so reinlich, daß wir in dieser Beziehung keine Stadt im deutschen Vaterlande damit zu vergleichen wissen. Insbesondre entzückt der Anblick der Balbistraße und ihrer Fortsetzung, der Strada nuova und nuovissima. Allerdings giebt es in Genua auch einige enge Gassen; indessen weht überall die gesundeste reinlichste Luft; nirgend wird die Nase durch ekelhafte Stinkwaaren beleidigt. Die engeren Straßen dürfen nur von Fußgängern betreten werden, und sind am Ein- und Ausgange durch Pfähle für Wagen und Reiter gesperrt.

Wir besahen die schöne, gothisch gebaute Kathedrale des heiligen Laurentius, so wie die mit den zierlichsten Säulen-

und Bogen geschmückte Kirche dell' Annunziata, und begaben uns dann nach der Kirche von Carignano, welche auf dem, erhöht in das Meer vorspringenden Theil der Stadt gelegen ist und von deren Kuppel man sich einer Aussicht erfreut, die einzig in der Welt genannt werden muß. Ich kenne Konstantinopel aus einem trefflichen Panorama, und habe erst vor wenigen Wochen Neapel gesehen; allein beide Städte stehen rücksichtlich der Schönheit ihrer Lage weit hinter Genua.

Der Hafen von Genua bildet einen Halbzirkel, welcher von der Meeresseite durch zwei befestigte Dämme, die in der Mitte eine Einfahrt offen lassen, vertheidigt wird. Vom Ufer aus heben sich rings die Vorberge der Meeralpen amphitheatralisch empor; Hügel an Hügel reiht sich in wellenförmigen, grünen Terrassen bis zur Höhe der nackten Gebirge, welche rings, etwa eine Meile von der Stadt, in malerischer Form den Horizont begrenzen. Am Fuße der untern Hügel und am Abhange derselben dehnt sich längs dem Ufer die prächtige Stadt aus mit ihren Pallästen, ihren zahlreichen Kuppeln und schlanken, viereckigen Thürmen; die rechts vorspringende Spitze des Halbzirkels, eine Anhöhe, die in das Meer hineinragt, endigt mit der Kuppel und den beiden schlanken Thürmen der Kirche von Carignano; die linke mit dem Leuchtthurm, der auf einem Felsen am Ufer des Meeres steht. Genua ist überall stark befestigt, hohe Böschungen und Bastionen mit vielfach ausgezackter Brustwehr bilden den Rand des Hafenbeckens. Das Meer ist hier ein anderes als bei Neapel und Livorno. Es hebt sich unaufhörlich in schäumenden Wellen, die schneeweißen Gischt umhersprützen und sich gegen die Felsen und Bastio-

nen der Stadt und des Molo brechen*). Sowohl innerhalb des Hafens als außerhalb desselben wimmelt es von Kriegs-, Kauffahrtei- und Transportschiffen, zwischen denen Feluken**) und Barken schnell dahin gleiten. Das Meer verschwindet fern am Horizont; links jenseits des Leuchtthurms flacht sich das vorspringende Gestade allmälig ab; bei hellem Wetter soll man die Vorberge von Nizza erblicken können. Mit Entzücken ruhte unser Auge bald auf dem unermeßlichen Meere, bald auf dem göttlichen Amphitheater am Ufer. Dort rollten die mächtigen Wellen in stets erneuerter Wuth gegen die Felsen des Leuchtthurms, und hüllten ihn in Schaum; hier zog ein Dreimaster majestätisch durch die Fluth; dort schaukelte mit ausgespanntem lateinischem Segel ein kleines Boot kühn auf dem unruhigen Element. Unter uns und in unserer Nähe brausete und wogte das Meer; in weiter Ferne glich es einem polirten, dunkelblauen Stahlspiegel. Allein noch schöner war

*) Schon höre ich ausrufen: „Welch' ein Urtheil! Weil der Verfasser während seiner kurzen Anwesenheit zufällig das Meer in Neapel ruhig und in Genua wild schäumend gesehen, macht er den Schluß, dem sei immer so! Herr X. hat im Gegentheil in Neapel das Meer stürmisch bewegt, und Herr Y. den Golf von Genua spiegelglatt gefunden!" — Allein ich habe hier keineswegs aus den Erscheinungen meines kurzen Aufenthalts geschlossen; sondern sehr genaue Erkundigungen eingezogen, und erfahren, daß der Charakter des Golfs von Neapel mehr still und freundlich, der des Golfs von Genua wild bewegt und erhaben sei. Ein Blick auf die Landcharte erklärt dies auch; denn der Meerbusen von Neapel ist seitwärts durch Land geschützt, der von Genua aber ganz den Südwinden Preis gegeben. — Möchte mir doch der geneigte Leser glauben, daß ich in meinen Urtheilen über Italien durchgängig sehr vorsichtig gewesen bin, u. daß ich nie aus einer augenblicklichen Erfahrung geschlossen habe.

**) Feluke ist ein leichtes, schmales Küstenschiff, ohne Verdeck, welches mit Rudern und Segeln fährt.

das Bild, welches die Stadt bot. Unten am Saume des Hafenbassins dicht gedrängte Häusermassen, darüber hinaus auf den Wellenhügeln am Fuße des Gebirges Gärten und unzählige Villen, die in verschiedenen Reihen die terrassenförmigen Höhenzüge schmücken. Hier sehen wir wieder das saftige Grün unseres Vaterlandes, hier prangen die Häuser in freundlichen Farben; nirgend zeigen sich die höhlenhaften Wohnungen und schwarzen Fensterlöcher des übrigen Italiens; überall erblickt man die herrlichsten, freundlichsten Gebäude, Glasfenster und grüne Jalousien. Wenn Genua rothe Dächer hätte, würde der Anblick der Stadt noch schöner sein; leider aber herrscht auch hier, wie in Wien, der Gebrauch, die Dachziegel mit einer zu großen Menge von Kalk zu verbinden, so daß derselbe überall hervorquillt und die Dächer in der Entfernung weiß erscheinen. Allein nichts desto weniger haben die Gebäude Genua's keineswegs das Todte, welches der Stadt Wien, aus einer gewissen Entfernung gesehen, eigenthümlich ist, indem dort das Weiße der Mauern und der Dächer eine unerfreuliche Monotonie hervorbringt; — sondern die bunten Farben der Häuser und die grünen Jalousien geben der Stadt ein so einladendes Ansehen, daß man sich hier unwillkürlich heimathlich und wohl fühlt. Einzelne Mauern ziehen sich hier und da die Berge hinan, die selbst auf den höchsten Gipfeln am Horizonte noch Häuser und Kastelle zeigen. Wahrlich: Genua ist schöner, als es die Phantasie zu ersinnen vermag!

Aber das wundert mich nicht; denn — Genua sollte eigentlich gar nicht mehr zu Italien gerechnet werden. Die charakteristischen Kennzeichen Italiens beginnen erst da,

wo auf der Landcharte der Stiefel anfängt; was nördlich darüber hinausliegt, erinnert mehr an Deutschland oder Frankreich. Schon zur Römerzeit grenzte Norditalien mit dem Rubikon und der Magra, welche letztere wir hinter Sarzana bereits passirt haben. Sardinien schließt sich in den Sitten mehr den Franzosen an. Fast Jedermann spricht hier französisch und nur sehr schlecht italienisch. —

Unser Cicerone zeigte uns die zu unsern Füßen liegende, auf drei gewaltigen Bogen ruhende, breite Brücke von Carignano, welche zwei Anhöhen mit einander verbindet, und unter deren Bogen sich eine kleine Gasse hinzieht. Außerdem machte er uns auf einen Festungswall am Meere aufmerksam, wo vor vier Wochen mehrere Mitglieder der sardinischen Verschwörung erschossen worden sind. Er erzählte uns frei und offen den Hergang dieses Ereignisses, von dem wir bis jetzt in unserer Abgeschiedenheit von dem gesellschaftlichen Leben noch nichts erfahren hatten.

Wir begaben uns hierauf nach der Brücke hinab, die nur für Fußgänger zugänglich ist. Auch von ihr erfreut man sich einer angenehmen Aussicht über das Meer. Als wir über die massive Brustwehr der Brücke auf die unter derselben gelegenen Häuser hinabblicken wollten, und zu dem Ende auf eine steinerne Bank stiegen, zog uns eine Wache, die hier aufgestellt ist, zurück. Unser Cicerone bemerkte, daß sich hier vor Kurzem einer der Verschwornen hinabgestürzt habe, und daß es seitdem verboten sei, auf die Bank zu steigen. Da nun die Brustwehr zu hoch ist, um stehend bequem darüber hinabzublicken, so haben wir von der eigentlichen Höhe der Brücke keine rechte Vorstellung.

Noch besichtigten wir den ehemaligen Dogenpallast, jetzt Palazzo reale, mit dem schönen Marmorsaal, in dem der Rath einst seine Versammlungen hielt; die zierlich gebaute Säulenhalle auf der Piazza de' banchi, das wunderwürdige Bauwerk der Säulenvestibüle des Universitätsgebäudes, der ich an Zierlichkeit kein anderes Bauwerk Italiens an die Seite zu setzen weiß; endlich aber das schöne von Karl Felix erbaute Theater. Die Stadt ist sehr groß, gewiß eine deutsche halbe Meile lang, und zählt 80,000 betriebsame Einwohner. Sie hat einen Erzbischof, eine Universität, eine Marineschule und ein Jesuiter-Collegium. So weit wir kamen, fanden wir hier nirgend die Handwerker auf den Straßen; wenn gleich noch immer Gesindel genug, um nicht zu vergessen, daß wir wirklich noch in Italien wären. Von schönen Frauen sahen wir auch hier keine Spur. Wie die Frauen Venedig's schwarze, tragen die Damen hier weiße Schleier; so daß sich selbst in dieser geringfügigen Aeußerlichkeit noch jetzt der schroffe Gegensatz offenbart, in dem die beiden mächtigen Republiken einst einander gegenüber standen. Und noch jetzt ist rußig und schwarz, wie der Schleier seiner Weiber, Venedig; rein und glänzend, wie der Schleier der hiesigen Frauen, das herrliche Genua. — Die sardinischen Truppen gleichen, durch Schnitt und Farbe der Uniformen, noch mehr als die neapolitanischen, dem preußischen Militair; so daß wir uns beim Anblick der hiesigen Garnison in unser Vaterland versetzt wähnen. —

Im Gasthofe erwartete uns eine Mittagstafel, auf der ein lukullisches Mahl prangte. Was die verwöhnte Zunge eines Gourmand nur wünschen mag, wurde uns

hier geboten; zu unbekannt mit den Kunstausdrücken der Küche, erwähne ich, daß man uns achtzehn Schüsseln, darunter treffliche Austern, Hummernsalat, frische Sardellen in pikanter Salzsauce gebraten, leckere Mehlspeisen und eine Pastete von Farce, Trüffeln, Hühnerkämmen und Hühnerlebern vorsetzte. Doch auch hier wird noch mit Oel, nicht mit Butter gekocht. Außerdem kredenzte man uns die feinsten französischen Weine, die, da Genua Freihafen ist, hier um billige Preise zu haben sind. Ich darf hierbei nicht unbemerkt lassen, daß sich die Gastwirthe in den großen Hauptstädten Italiens sämmtlich französische Weine halten, da sie wohl wissen, daß die inländischen, mit wenig Ausnahme, nicht zu trinken sind.

Nachmittags hatte sich der Himmel wieder überzogen; wir wanderten indessen abermals in die Stadt und achteten nicht des Regens, der auf der Brücke Carignano uns durchnäßte. Wir fuhren, als er nachgelassen, in der entzückend schönen Umgebung der Stadt spazieren. Wohin das Auge schaut, erblickt es auf den grünen Anhöhen die köstlichsten Villen. Gegen Abend bestiegen wir eine Barke, und fuhren im Hafen umher. Es war kalt und stürmisch; die Wellen gingen schon innerhalb der Befriedigung des Molo sehr hoch; außerhalb des Molo aber war die Fahrt wirklich gefährlich. Im Hafen lag das völlig armirte Admiralschiff der sardinischen Flotte vor Anker. Wir legten bei dem Koloß an und baten um die Erlaubniß, ihn besichtigen zu dürfen. Dies wurde gestattet.

Der Hochbootsmann*) empfing uns an der Stelle der

*) Ein Offizier, der die Aufsicht über die Matrosen und das Takelwerk führt.

abwesenden höhern Offiziere und zeigte uns alle Theile des Schiffs. Welch ein Unterschied im Vergleich mit dem Kriegsschiff, welches wir in Venedig gesehen haben! Es ist ein Linienschiff mit 80 Kanonen, mit drei Decken, drei Masten und drei Reihen von Stückpforten. Die Planken des Rumpfes sind grün angestrichen; am Spiegel *) prangt der Name des Schiffes in goldnen Buchstaben. An der Steuerbordseite **) führt eine mit messingenem Geländer eingefaßte, bequeme Treppe auf das oberste Deck.

Dies liegt etwa 18 Fuß über dem Wasser und ist ungefähr 25 Schritte breit und 80 Schritte lang. Vom Spiegel des Schiffes bis zum großen Mittelmast erstreckt sich das erhöhte Hinterkasteel, oder die Schanze, an deren Seiten ein Paar Kanonen von leichtem Kaliber stehen; der hintere und noch mehr erhöhte Theil der Schanze aber bildet das Hüttendeck. Der Schanze gegenüber am Bug ***) befindet sich die erhöhte Back, oder das Vorderkasteel. Die Fläche zwischen dem Deck der Back und der Schanze, oder die Kuhl, ist in der Mitte durch zwei Treppenluken und durch Vergitterungen (Rösterwerk) zum Abziehen des Rauches, und zum Einlassen der frischen Luft, an den Seiten aber durch Schiffskanonen unterbrochen. Diese ruhen auf Laffeten, welche mit Rollen versehen sind. Ueber den Kanonen gehen die sogenannten Laufplanken hart am Bord vom Deck der Back bis zu dem der Schanze

*) Der hintere Theil des Schiffes.
**) Die rechte Seite des Schiffes, vom Spiegel aus gesehen.
***) Der Vordertheil des Schiffes.

fort. Mit Freude ruht das Auge emporblickend auf den hohen Masten, dem Besaanmast hinten, dem großen Mast in der Mitte und dem Fockmast vorn, auf der Menge von Raaen *) und Stengen **), auf den Schnüren des Takelwerks ***) und den eingerefften, weißen Segeln. Auf dem Hinterverdeck stand das messingene Rad, welches durch künstlichen Mechanismus mit dem Steuerruder zusammenhängt und dies in Bewegung setzt; auch befinden sich hier mehrere nautische Instrumente, Boussole, Kompaß und Astrolabium, von höchster Vorzüglichkeit. Gegenüber nach dem Bug hin erblickten wir die große Schiffsglocke und die beiden Gangspille ****). Nach der Kajüte des Admirals in der Schanze führt eine schöne Treppe von Mahagoniholz, ebenfalls mit massivem, blankpolirtem Messinggeländer. Die Kajüte nimmt die ganze Breite des Schiffes am Spiegel ein, ist etwa 6 Schritte tief, 6 Fuß hoch, und wird durch fünf lukenähnliche Fenster, durch welche der Kommandeur des Schiffs in See schauen kann, erleuchtet. Der Ort, wo das Steuerruder an der Fensterseite durchläuft, ist durch einen Spiegel verkleidet. Oben in der Decke befindet sich ein silberner Kompaß. Das zu diesem Zimmer gehörige Schlafgemach und eine Kammer sind mit Mahagoni getäfelt. Unter den niedrigen Fen-

---

*) Segelstangen.

**) Stenge heißt der zur Verlängerung eines Mastes aufgesetzte dünnere Theil desselben.

***) Die sämmtlichen Seile eines Schiffes.

****) Ankertauwinden.

stern der Kajüte ist eine Bank von demselben Holze befestigt; das übrige Ameublement besteht aus einem reichverzierten Sopha, aus Polsterstühlen von Ebenholz, einem Tisch und dem schon erwähnten Spiegel. Rings sind Wandschränke angebracht, in denen Geräthschaften aufbewahrt werden.

Wir stiegen zum zweiten Verdeck hinab. Hier sahen wir einen ungeheuern, die ganze Länge und Breite des Schiffes einnehmenden, aber außerordentlich niedrigen Saal, den die durchlaufenden Masten in der Mitte beschränken, und der durch die Kanonenluken an beiden Seiten, so wie durch das Rösterwerk, erleuchtet wird. Er ist 5 Fuß 8 Zoll hoch; große Männer können also hier nur gebückt gehen. Rechts und links erblickt man die Schiffskanonen der zweiten Batterie, und zwischen ihnen die Kriegsmunition an Kugeln in den Kugelbacken *) aufgeschichtet. Dies Deck wimmelte von Soldaten, welche ihre Gewehre putzten. Unter der Schanze und zwar unter der Kajüte befindet sich hier ein hübscher Saal, der durch eine Menge von Fenstern im Spiegel erleuchtet wird; vor demselben aber ein düsteres, nur durch eine Oeffnung nothdürftig erleuchtetes, geräumiges Gemach, worin ein runder Tisch und einige Stühle standen. Es war das Speisezimmer der Offiziere. An den Seiten dieses dunkeln Zimmers liegen kleine Kämmerchen, nur so groß, daß ein Bett und einige Geräth-

---

*) Einfassungen von Stricken, welche aufgenagelt sind.

schaften darin aufbewahrt werden können; es sind die Zimmer der Offiziere *). Vorn am Bug bemerkten wir rechts und links in der Nähe des hier durchlaufenden Bogspriets **) Verschläge für vierfüßiges und für Federvieh. Weiter hin nach der Mitte umschließt ein Verschlag die große Kambüse oder die Schiffsküche.

Zwei vorn und hinten gelegene Treppen führen weiter hinab zum ersten Deck, welches durch die unterste Reihe der Luken erleuchtet wird. Hier befindet sich die Batterie vom schwersten Kaliber. Die Hangematten der Soldaten und Matrosen sind sowohl im ersten als im zweiten Verdeck zwischen den Kanonen oben an den Querbalken befestigt. Eine Menge von Galeerensclaven in Ketten reinigte das unterste Deck und bat uns nicht vergebens um ein Almosen. Unter dem Speisesaal und den Kammern der Offiziere sind hier ganz dunkle Verschläge angelegt. Man sagte uns, daß es die Krankenzimmer und die Arrestbehältnisse seien. Vorn am Bug erblickten wir die hier durchlaufenden, gewaltigen Ankertaue. Dann stiegen wir noch tiefer hinab in den

---

*) Bei dem Schiffe, welches wir in Venedig besahen, zeigte man uns hier im zweiten Verdecke, neben den Zimmern der Offiziere, eine Art Loch oder einen Winkel, der seitwärts durch eine Ritze etwas Licht und Luft einließ, mit dem Bemerken, daß es das Gemach des Schiffsgeistlichen sei. Der fromme Mann, der es einst bewohnte, hat sich daselbst unzweifelhaft den erbaulichsten Betrachtungen hingeben können.

**) Der am Vordertheil des Schiffes in schräger Richtung vorragende Baum.

Raum über der Kuhbrücke*), wo wir uns schon unter dem Wasser befanden. Hier verbreiteten die Treppenluken nur noch wenig Hellung. Vom hintern Theil des Schiffes leuchtete uns aus der Dunkelheit ein trübes Flämmchen entgegen. Näher kommend bemerkten wir, daß es von einer Lampe herrührte, welche in einer vergitterten Laterne neben einer eisernen Doppelthür befestigt war. Diese Thür verschloß die Pulverkammer. Nicht ohne Schauder betrachteten wir den Eingang zu den Schrecken des Todes.

In der Mitte der Kuhbrücke führte endlich eine vierte Treppe hinab in den untersten Raum, der noch von bedeutender Tiefe war und wo wir im Halbdunkel, welches die Treppenluken hier noch bewirken, die bauchige Form des Rumpfes, die ungeheuern Rippen des Kolosses, die Schiffspumpen und einige von den Abtheilungen erblickten, in denen hier unten mit weiser Oekonomie die Proviant- und Wassertonnen aufgestellt, auch Holz, Nothmaste, Taue, Stricke u. s. w. aufbewahrt werden. Jede weitere Entfernung im Raume war in schauerliche Dunkelheit gehüllt. — Wahrlich, es giebt kein wunderwürdigeres Gebäu, als ein Linienschiff! —

Und wiewohl dieser Koloß mit einer Last von etwa 1500 Tonnen (30,000 Centnern) innerhalb des Molo sich befand und also gegen die Wuth der Wel-

---

*) Kuhbrücke, ein Verdeck unter der untersten Batterie, welches sich unter dem Wasser im Raum befindet.

len geschützt war, so schwankte er doch unaufhörlich der Länge nach von vorn nach hinten langsam hin und her, so daß wir nur mit ausgebreiteten Füßen zu stehen vermochten. Mit den Augen war dies Schwanken nicht zu bemerken; das Schiff schien vielmehr wie ein Felsen zu stehen: allein der Körper fühlte es; uns war, als ob ein Erdbeben den Fußboden unter uns bewege, oder vielmehr, wie dem zu Muthe, der sich beim Schwindel vor dem Fallen zu schützen sucht.

Wir begaben uns in der kleinen Barke nach dem Ufer zurück. Der Himmel war mit trüben Wolken bedeckt, der Wind noch heftiger geworden und die Kälte so groß, wie wir sie uns im Juli in Italien wahrlich nicht vorgestellt hatten. Allein gerade in diesem Wetter beschlossen wir den Leuchtthurm (la lanterna) zu besuchen, weil jetzt das wild bewegte Meer im Kampfe mit dem Felsen des Thurmes einen erhabenen Anblick gewähren mußte. Wir fuhren durch die Stadt, am Pallast Doria vorbei, zu dem schönen Thore hinaus, welches Karl Felix erbauen lassen. Der Leuchtthurm Genua's ist ein Meisterstück der Baukunst. Viereckig und so schlank und zierlich gebaut, daß er bei seiner Höhe, und da er stets der Gewalt der Stürme Preis gegeben ist, zusammenzubrechen droht, trotzt er dennoch, fest wie der Felsen unter ihm, den Elementen. Ich kenne keinen Anblick, der mehr geeignet wäre, in eine romantische Stimmung zu versetzen, als der eines menschlichen Bauwerks auf einem festen Felsen in bewegtem Meere! Wir gaben

uns mit Wonne diesem Eindruck hin, und fuhren dann noch dicht am Strande durch die Vorstadt spazieren, wo die vom Winde gepeitschten, in wilder Fluth daher rollenden und sich überschlagenden, graugrünen und schäumenden Wogen unausgesetzt mit dumpfem Rauschen zerschellten und ächzend bis zu unserm Wagen hin zerstäubten.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Wiederholung der schönen Musik in Genua. Paganini und der flöhfangende Schneider. Der Pallast Doria. Trüber Himmel. Spazierfahrt im Thale. Vergleich der Gegenden von Genua und Neapel. Die Reisenden verlassen Genua mit Betrübniß. Sardinisches Postwesen. Die Bocchetta. Ponte decimo. Strömender Regen. Ronco. Die durchnäßten Reisenden am Kaminfeuer. Flohwein. Kegelspiel im Koth. Isola del Cantone. Der Gebirgsfluß Scrivia. Arquata. Die Ebene von Novi. I passaporti! Albergo reale zu Novi.

Novi, am 13. Juli.

Heute früh hörten wir in Genua mit wahrem Vergnügen die Wiederholung der gestrigen Militairmusik. Es mag auffallen, daß ich eines so geringfügigen Umstandes erwähne; allein nachdem ich mich mehrmals über den kläglichen Zustand der Musik im Lande der Töne ausgelassen habe, darf ich nicht verschweigen, daß Pisa und Genua hierin eine Ausnahme zu machen scheinen. Auch hat Genua in der Person Paganini's ein musikalisches Phänomen hervorgebracht, und es bilden sich die Genueser augenscheinlich etwas darauf ein, daß der bewunderungswürdige Violinist ihr Landsmann ist; denn wir haben dort mehrmals sein Bildniß gesehen. Es prangte sogar in der Stube unsers flöhfangenden Schneiders.

Wir besuchten heut Vormittag noch den Pallast Doria, der am Hafen, nicht weit vom Leuchtthurm gelegen ist, und ebenfalls einen reizenden Blick über die herrliche Stadt gewährt. Ein baumloser Garten mit einem Springbrunnen, den eine schlechte Marmorstatue Neptun's ziert, führt hinter dem Pallaste bis an die Böschung des Hafens, auf der hier eine Platform von Marmor errichtet ist, die oft vom Schaum der Meereswogen genäßt wird. Ein zweiter Garten zieht sich jenseits der Straße, welche den Pallast von einem der amphitheatralisch die Stadt umgebenden Berge trennt, an dem Abhange des Berges hinauf, und ist durch eine Gallerie mit dem Pallast verbunden. Steht man, mit dem Rücken gegen die Fluth, auf der Terrasse am Meere, so übersieht man den Pallast und den hinter ihm aufsteigenden grünen Berg, von dessen Höhe eine kolossale Marmorstatue die Gegend beherrscht.

Noch immer war der Himmel mit Wolken bedeckt und der Wind sehr lebhaft. Wir begaben uns daher noch einmal nach der Lanterna und dem schäumenden Gestade der Vorstadt. Dann machten wir eine Spazierfahrt in dem reizenden Thale, welches sich auf dieser Seite an Genua anschließt. Hunderte von freundlichen Villen, die mit bemalten Mauern und grünen Jalousien prangen, und reizende Gärten mit Weinlaubgallerien schmücken die grünen Hügel. Genua ist, ich wiederhole es, sehr schön! Nach der bittern Enttäuschung, die uns in Italien geworden, nach so vielfachen Unannehmlichkeiten, hat diese Stadt durch ihre Herrlichkeit und durch die unbeschreibbare Lieblichkeit und Erhabenheit ihrer Umgebungen heilenden Balsam auf unsere Wunden geträufelt.

Ich begreife nicht, wie die Gegend von Neapel für schöner gehalten werden kann, als die von Genua. Man rühmt als besondern Vorzug des Golfs von Neapel die darin liegenden Inseln. Allein gerade sie geben dem Golf gleichsam das Ansehen eines großen Binnensees, zumal das Meer bei Neapel fast stets spiegelglatt ist; wogegen es bei Genua in seiner Unermeßlichkeit und wilden Erhabenheit erscheint. Ja, aber der Vesuv! werden die Enthusiasten schreien. Der Vesuv ist merkwürdig, aber nicht schön. Ein nackter, einzeln stehender Kegel kann nicht ein so schönes Bild gewähren, als ein Halbkreis von Bergen, die sich in den reizendsten Formen und Wellenlinien vom Meere aus emporheben. Der Anblick der Stadt und Umgebung von Neapel ist afrikanisch; der von Genua europäisch. Doch genug! —

Nachdem wir zeitig zu Mittag gespeist, eine wirklich billige Rechnung und unsere Pässe bezahlt hatten, verließen wir Genua mit aufrichtiger Betrübniß. Wir begrüßten zum letzten Male den Leuchtthurm und das schäumende Meer, und fuhren dann in dem lieblichen, mit Villen und Gärten prangenden Thal durch die kultivirteste Gegend, die man sich denken kann, nach Ponte decimo.

Das sardinische Postwesen ist von dem im übrigen Italien sehr verschieden. Wo nämlich vier Pferde genommen werden müssen, kann man drei für den Preis von vier Pferden erhalten, wobei man den zweiten Postillon spart. Die Postillone dürfen keine unverschämten Forderungen machen, weil sie, wenn sie zu Klagen Anlaß gegeben haben, hart bestraft werden. Die Entfernungen der Posten von einander sind indessen auch

geringer, als im übrigen Italien, da man im Sardinischen nur zwei französische Lieuës (1 $\frac{1}{5}$ geograph. Meile), im übrigen Italien aber 8 Miglien oder zwei geographische Meilen auf die Post rechnet. Deshalb ist ein sardinischer Postillon mit zwei Franks Trinkgeld zufrieden. Er fährt indessen auch nur sehr mittelmäßig, und wir werden nun nicht mehr so große Tagereisen machen können, als bisher.

Vormals führte die Landstraße von Genua nach Novi über die steile, öde Bocchetta, einen der höchsten Punkte der sich längs der Küste des ungeheuern Golfs von Genua hinziehenden Meeralpen. Jetzt aber gelangt man auf einer vortrefflichen Chaussee, die, wenig ansteigend, sich fast immer in den lieblichsten Thälern dahinzieht, über Ponte decimo, Ronco und Arquata nach Novi.

In der Gegend von Ponte decimo fing es an zu regnen. Von hier aus führt der Weg über den mit der Bocchetta zusammenhängenden Kamm, auf dessen entgegengesetzter Seite der Flecken Ronco gelegen ist. Je höher wir kamen, je mehr nahm der Regen zu, der endlich in ein wolkenbruchähnliches, stundenlanges Herabströmen ausartete. Ein ähnliches Wetter habe ich nie erlebt. So gut unser Wagen geschlossen war, steckten unsre Füße doch schon nach einer halben Stunde in Wasser und fühlten wir uns theilweise auch am Körper durchnäßt. Ueber die Gegend von Ponte decimo bis nach Ronco vermag ich, da uns die strömende Fluth nicht zehn Schritte weit sehen ließ, nichts zu berichten; doch bemerkte ich, daß die Höhenzüge mit Laubholz bewachsen waren. Vor Ronco erblickten wir rechts am Wege einen furchtbar angeschwollenen, gelbschäumenden Bergstrom. Der Regen hatte hier nachgelassen;

wir stiegen im Posthause ab. Der Koffer wurde abgepackt; denn unser Freund, völlig durchnäßt, mußte sich umkleiden. Wir alle wärmten uns an dem Feuer, welches der aufmerksame Wirth im Kamin emporlodern ließ. Um dem Manne etwas zu verdienen zu geben, forderten wir eine Flasche Wein. Er brachte uns eine italienische Bauchflasche mit langem Halse und einige Gläser. Als wir eingeschenkt hatten, verging uns sogleich der Appetit, denn in dem Weine schwammen eine Menge darin abgegohrner Flöhe von Wanzengröße. Im tiefen Koth vor der Hausthür spielten mehrere Bewohner der Ortschaft auf freier Straße Kegel, wobei sie die Kugeln nicht schoben, sondern dieselben aus geringer Entfernung auf die Kegel warfen. — Als wir nach einer halben Stunde wieder aufbrachen, überließ der Wirth klüglich unserer Generosität, zu zahlen, was wir wollten.

Der Weg zog sich nun durch anmuthige Thäler, zwischen Hügeln, die zum Theil mit Laubholz geschmückt waren, über Isola del Cantone nach Arquata hin, während uns der vom Regen furchtbar angeschwollene Gebirgsfluß Scrivia stets rechts zur Seite blieb und die Gegend verschönte. Hinter Arquata weitet sich das Thal zu einer beträchtlichen Ebene, in der Novi am Fuße des Gebirges liegt. Kurz vor Novi bemerkten wir abermals zu unserer Verwunderung die heimische Kiefer.

Es war neun Uhr Abends, als wir dies Städtchen erreichten, wo wir, nachdem wir uns über das gewöhnliche „i passaporti!“ geärgert und den üblichen Zoll dafür entrichtet haben, im Albergo reale auf der Straße Ghirardenghi abgestiegen sind. Wiewohl Novi nur 6000 Einwoh-

ner zählt, wimmelt es doch hier überall von lärmendem Gesindel. Die Stadt ist übrigens wie alle italienische Städte gebaut und Stapelplatz der über Genua aus der Levante kommenden Waaren. Die reichen Genueser haben hier viele Häuser, in denen sie den Herbst zubringen. Sie verlassen ihre Marmorpalläste und ihre entzückende Gegend, für welche sie sonach keinen Sinn haben müssen, und finden Erholung und Erquickung — im räucherigen Novi. Das ist ächt italienisch! —

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Die Nacht in Novi. Unterhaltung zwischen zwei Weibern und einem Lumpenkerl. Gewissenlosigkeit der Aerzte, die Kranke nach Italien schicken. Piemontesische Ebene. Tortona. Die Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts in der Entfernung. Voghera. Casteggio. Der Po. Pavia. Das Mauthamt. Die Brücke über den Ticino. Der Garten von Meiland. Beschreibung von Pavia. Der Gasthof zur Post. Straße nach Meiland. Die Karthause. Die langweilige Lombardei. Ankunft in Meiland. Paßtortur am Thore. Spaziergänge. Die deutsche Locanda bei Reichmann.

Meiland, am 14. Juli.

Nachdem uns in Novi der unausstehliche Lärm, welcher die ganze Nacht währte, und Schaaren von hungrigen Flöhen nicht einen Augenblick Ruhe vergönnt, und endlich gegen Morgen der ersehnte Schlummer auf uns herabzusinken schien, erschreckte uns plötzlich ein verwirrtes, durchdringendes Geschrei auf der Straße. Es war, als ob mindestens zwanzig wüthende Menschen unter unsern Fenstern einander in den Haaren lägen. Ich sprang aus dem Bette und öffnete die Jalousien der auch hier wieder mit Mauerbrüstungen versehenen Fenster. Mit höchstem Erstaunen bemerkte ich nun, daß nur ein Paar ekelhafte Weiber mit irgend einem Lumpenkerl in freundschaftlicher Unterhaltung begriffen waren. Diese drei Menschen mach-

ten einen größern Lärm, als bei uns zwanzig aus der Hefe des Volks. Ja, wir sind noch in Italien: es läßt sich nicht bezweifeln! — Die Leute standen fest; die letzte Hoffnung auf Schlaf war dahin; wir verließen daher das Schmerzenslager. Die beste, reinlichste und ruhigste Wohnung des Reisenden ist in Italien der Reisewagen auf freier Landstraße. — Ich habe mich schon hundert Mal gefragt, wie es möglich ist, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien schicken. Es giebt hier des Aergers und der Beschwerlichkeiten so viel, daß selbst der Gesunde allmälig unterliegen muß. Hätte der gütige Himmel nicht mir und meinen Reisegefährten ein ungemein heiteres Temperament geschenkt; so würden wir Alle längst krank geworden sein. So aber wird alles Ungemach, welches uns betrifft, wenn der erste Verdruß überwunden ist, Anlaß zu fröhlichen Scherzen. —

Hinter Novi tritt man in die ungeheuere Ebene Piemonts, welche, vom Po und mehreren kleinern Flüssen bewässert, mit der Ebene des lombardisch-venetianischen Königreichs zusammenhängt. Der Weg nach Meiland führt über Tortona, Voghera, Casteggio und Pavia. Das Land ist kultivirt; mit Freude sahen wir hier zum zweiten Mal in Italien unser heimisches Getreide. An der Landstraße und auf den Feldern befinden sich zahlreiche Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, ein Beweis, daß die Seidenzucht hier sehr stark getrieben wird. Sie waren ihres Blätterschmuckes nicht beraubt. Ueberall lagen freundliche Dörfer zerstreut umher. Eine Menge von Landleuten begegnete uns, da heut gerade Sonntag ist, in festlicher Kleidung; sie schienen zur Kirche zu gehen. Es war

hier so durchaus gar nicht italienisch, und wahrlich darum so sehr hübsch! —

Zwischen Tortona und Voghera erblickten wir links in weiter Entfernung mit unbeschreiblichem Entzücken die ganze Alpenkette der Dauphiné, Savoyens und Piemonts, oder die grajischen und einen Theil der penninischen Alpen. Von der Morgensonne beschienen, glänzten die schneebedeckten Höhen wie Wolkengebilde, die tief am Horizonte ruhen, und aus dem schmalen Gürtel, den sie, vermöge der weiten Entfernung, bildeten, erhoben sich in Zwischenräumen mehrere höhere, zackige Gipfel, ungeheuern goldnen Kronen vergleichbar; die Charte belehrte uns, daß wir den Monte Viso, den Mont Cenis, den Iseran, den großen St. Bernhard und Europa's höchsten Berg, den Mont blanc, vor uns sähen! —

Hinter Casteggio passirt man auf einer Schiffbrücke den Po, und bald darauf bei Pavia einen Arm des Ticino. An beiden Ueberfahrtspunkten mußten wir ungebührliche Zölle entrichten. In der Vorstadt von Pavia wurden uns die Pässe abgefordert und man fuhr mit unserem Wagen ohne Weiteres in das östreichische Mauthamt hinein. Hier durchsuchte man uns, ungeachtet unserer wahrheitgemäßen Versicherung, daß wir keine zollbaren Gegenstände mit uns führten, äußerst strenge; dennoch nahm einer der Unterbeamten nicht nur selbst sehr gern einen Piaster Trinkgeld, sondern er forderte sogar noch eben so viel für seinen Kollegen.

Dicht an der Stadtmauer Pavia's fließt ein sehr breiter, tiefer Arm des Ticino, über den man auf einer 340 Schritt langen, bedeckten Brücke in die Stadt gelangt. Pavia

hat 24,000 Einwohner, war früher bekanntlich Residenz der lombardischen Könige, liegt in einer besonders fruchtbaren Ebene, welche der Garten von Meiland genannt wird, und kann durch eine alte Citadelle vertheidigt werden. Sie hat einige hohe, ächt italienische Thürme*) und so schwarze und räucherige Gebäude, wie alle übrige lombardische Städte. Nur eine Straße, welche die ganze Länge der Stadt durchläuft, ist breit und enthält einige hübsche Häuser. Das Straßenpflaster ist gut; die Geleise sind, wie wir dies schon theilweise in Genua gesehen und auch hier in Meiland wieder gefunden haben, mit schmalen Steinplatten belegt, auf denen die Wagen wie auf der Diele dahinrollen.

Wir fanden in der Post eine vortreffliche Aufnahme, und können dieselbe mit gutem Gewissen als Gasthof empfehlen. Auch war man billig genug, uns auf dem ebenen Wege nach Meiland nur zwei Pferde vorzulegen. Am Thore wurden wir der Pässe wegen abermals angehalten. Von hier bis Meiland fährt man auf einer herrlichen, breiten Landstraße unausgesetzt durch eine bruchartige, mit grünem Rasen und Bäumen bewachsene Gegend; ein schiffbarer Kanal läuft längs der Straße hin, die vielfach von Gräben durchschnitten wird. Hier sahen wir die lombardische Pappel in ihrer Schönheit, auch dichtes Weidengebüsch von schöner saftgrüner Farbe. Weinfestons fehlten ganz. Der Tag war warm; allein die schattigen Bäume verbrei-

*) Das heißt hohe, schlanke, viereckige Thürme ohne Haube, mit bogenförmiger Fensterdurchbrechung, unter einem kleinen, niedrigen und in einen stumpfen Winkel zusammenlaufenden Dache.

teten Kühlung. Leider verschlossen sie jede Aussicht in die Ferne.

Ungefähr fünf Viertelmeilen hinter Pavia bogen wir rechts von der Straße ab, um die weltberühmte Karthause zu besuchen, welche hier ganz abgesondert im freien Felde gelegen ist. Sie wird für die prächtigste Karthause in ganz Europa gehalten. Schon äußerlich gewährt das Gebäude durch seine Größe, insbesondere aber durch seinen merkwürdigen, in Absätzen, ich möchte sagen, terrassenförmig sich erhebenden Thurm einen imposanten Anblick. Von außen und innen strahlt die Kirche von Marmor und prangt mit köstlichen Bildhauerarbeiten und Malereien. Ein goldglänzendes, bronzenes Gitter trennt, quer durch das Schiff der Kirche laufend, das Allerheiligste vom übrigen Raume des Gotteshauses. Schon vor langer Zeit hat Kaiser Joseph II. den Convent aufgehoben. Von allen Mitgliedern der Brüderschaft ist nur noch eins übrig. Fast achtzig Lebensjahre zählend, versieht dieser ehrwürdige Greis noch immer den Gottesdienst für die umliegende Gegend. Am merkwürdigsten war es mir, die ehemaligen Wohnungen der Klosterbrüder zu besichtigen. Die Karthäuser haben bekanntlich ihren Namen von dem in Frankreich gelegenen Orte Chartreux, wohin sich der heilige Bruno, der Stifter dieses strengen Ordens, am Ende des eilften Jahrhunderts in die Einsamkeit begab. Sie beobachten ein fast beständiges Stillschweigen, enthalten sich der Fleischspeisen, tragen weiße Kutten und eine schwarze Kappe, unter der Kutte ein härenes Hemd und wohnen einzeln in abgesonderten kleinen Häuschen. Um einen viereckigen Friedhof bei der Kirche sahen wir hier nun 14 solcher, an der Seite

mit einem Thürmchen versehener kleiner Häuschen, in der Art hinter einander aufgeführt, daß die Thürme nach die ner Richtung hingehen und zwischen allen Häusern ein Zwischenraum von gleicher Breite befindlich ist. Ein solches Häuschen enthält zwei Stockwerke und in jedem derselben eine Zelle nebst Schlafgemach. Die untere Wohnung wurde von dem Einsiedler im Winter, die obere im Sommer bezogen. Eine Thür führt von dem Friedhofe in das Haus und ist mit einer vergitterten Oeffnung versehen, durch welche der Bewohner Nahrungsmittel erhielt. Hinter jedem der Häuschen befindet sich ein kleines, mit einer hohen Mauer umgebenes Gärtchen, welches der Einsiedler bearbeitete. An der einen Seite zieht sich hinter den Häuschen, die man richtiger Einsiedeleien nennen kann, ein größerer Garten hin; hier kamen die Brüder, wie der uns herumführende Küster erzählte, an einem Tage der Woche auf kurze Zeit zusammen, um sich mit einander zu besprechen, worauf sie ihr abgesondertes, ascetisches Leben*) von Neuem begannen. In der Sakristei befinden sich die Gemälde des Stifters des Ordens und mehrerer Aebte des Klosters. Eines dieser Bilder erschütterte uns tief. Ein bleiches, schmerzvolles Antlitz hebt das thränenschwere Auge mit Resignation empor; das weiße Ordensgewand vermehrt die gespenstische Blässe des Leidenden. Wie war es möglich, wie konnten Menschen, die Gott schuf, ihres Daseins sich in nützlicher Thätigkeit zu freuen,

*) Ascetisch nennt man von dem griechischen Worte Askesis, Uebung, dasjenige Leben, welches nur auf Uebung der Gottseligkeit, der Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen und auf fromme Büßungen gerichtet ist.

auf den Abweg gerathen, sich in thatenloser Abgeschieden=heit selbstgeschaffenen Qualen zur Ehre der Gottheit hinzu=geben? — Hat Kaiser Joseph dies Bild gesehen, so be=greife ich, daß seine große Seele die Aufhebung des Con=vents augenblicklich verfügen mußte. —

Nachdem wir uns wohl anderthalb Stunden in der Karthause, in welcher sich auch noch andere Fremde befanden, aufgehalten hatten, setzten wir unsern Weg nach Meiland fort. Sehnsüchtig blickten wir die Straße hinab, um die Stadt aus der Enfernung wahrzunehmen. Endlich zeigte uns der Postillon am Ausgange der Straße den Thurm des Doms, der auf dem blauen Gebirge, welches fern hinter Meiland emporsteigt, mit weißgrauer Farbe getuscht erschien. Erst kurz vor Meiland wird die Gegend etwas lichter, und wir sahen nun ein Paar Gebäude und einen Theil der fernen, von grauen Regenwolken umlagerten Schweizergebirge; in der Nähe aber unangenehme Schilf= oder Reisfelder. Wirklich, diese lombardische Ebene ist unerträglich langweilig. —

Abends um 8 Uhr erreichten wir die Stadt. Am Thor, wo wir die erst in Pavia überstandene Paßtortur abermals aushalten mußten, wollte man uns auch visitiren. Allein durch einige wohl angebrachte Flüche und die Erklärung, daß dies erst vor ein Paar Stunden an der Grenze geschehen sei, schreckten wir die habgierigen Italiener. Der schöne Sonntag hatte eine ungeheure Menge von Men=schen beiderlei Geschlechts vor's Thor gelockt; diese kehrten jetzt nach der Stadt zurück, so daß wir von dem geselligen Leben und Treiben der Meiländer einen guten Begriff be=kamen. Man erkennt hier, wie in Venedig,

schon deutsche Sitte und den Einfluß einer deutschen Regierung, da man, wie ich schon erwähnt habe, im übrigen Italien, mit Ausnahme Neapel's, das weibliche Geschlecht fast nur bei Gelegenheit öffentlicher Kirchenfeste oder bei Verrichtung der Andacht in der Kirche zu sehen bekommt. Die Straßen, durch welche wir fuhren, zeigten leider das Enge, Krumme, Rußige und Finstere aller andern italienischen Städte, mit dem Unterschiede, daß die steinernen Häuser hier nicht so hoch sind. Dieses erklärt sich aus dem Umstande, daß Meiland, wie die Geschichte lehrt, mehrmals verwüstet, und im neuern Geschmacke wieder aufgebaut worden ist.

Wir sind in Reichmann's wohlbekannter deutscher Locanda abgestiegen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Es heißt Meiland, nicht Mailand; auch ist Meiland kein Mailand. Die Reisenden hören ihre Muttersprache wieder. Wanderung durch die Stadt. Der Dom. Das Grabmal des heiligen Borromeo. Unterhaltung an der Wirthstafel. Alle aus Italien zurückgekommene Reisenden sind enttäuscht. Anhaltendes Regenwetter. S. Maria della passione. Welch ein nüchternes Land ist dies Italien! — Langeweile.

Meiland, den 15. Juli.

Ich möchte wohl wissen, weßhalb man in Deutschland allgemein Mailand und nicht Meiland schreibt. Es sind abermals die Enthusiasten, die diese falsche Schreibart aufgebracht haben. Meiland, der Anfang Italiens, der göttlichen hesperischen Gefilde, die ich, da ich sie kenne, die höllischen nennen möchte, konnte es anders bezeichnet werden, als Land des ewigen Frühlings, Land des Mai's und mußte man sonach nicht Mailand schreiben? — Hier ist nun aber sicherlich noch weniger, als im übrigen Italien, vom ewigen Frühling etwas zu finden; denn in den Zimmern unsers Gasthofs sehen wir schon wieder Oefen und die Kamine sind verschwunden. Der Ort und das Gebiet heißt Milano, lateinisch Mediolanum, französisch Milan; der kühnste Etymolog soll mir hier den Frühling heraus klauben oder den Monat Mai; also schreibt nur

hübsch Miland oder Meiland, ihr lieben Leute; es wird am richtigsten sein.

Es thut uns wohl, in unserer deutschen Locanda die langentbehrte Muttersprache wieder zu hören. Auch ist es der deutschen Reinlichkeit in diesem Hause gelungen, die Flöhe wenigstens auf das, was billig ist, zu beschränken.

Heut Vormittag durchwanderten wir einen Theil der Stadt. Sie ist sehr groß, hat fast 2 deutsche Meilen im Umfang und zählt 140,000 Einwohner. Die Häuser sind sämmtlich mit italienischer Zierlichkeit erbaut, allein die grauschwarze Steinfarbe, welche ganz gleichmäßig überall verbreitet ist, bringt eine unerfreuliche Monotonie hervor, die man fast düster nennen kann. Doch klafft kein Gebäude mit offenen Fensterlöchern; nirgend widert das Ruinenhafte Venedig's an; — man sieht vielmehr überall Spuren von Reichthum und Gesittung, in allen Straßen reihen sich Kaufläden mit den Erzeugnissen einer lebhaften Industrie an einander, prangen Manufactur- und Fabrikwaaren aller Art hinter Glasfenstern, und dies, wie der Umstand, daß die Straßen mit den Wagengeleiseplatten in der Mitte sauber gehalten werden, giebt der Stadt nichts desto weniger etwas Anziehendes. Selbst Neapel hat nicht eine solche Menge von Kaufläden, und bietet nicht eine solche Auswahl von Waaren, als Meiland, dessen geographische Lage, in der Mitte zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, dem Handel ungemein günstig ist. Wer aber freilich wieder glauben sollte, daß Meiland in dieser Beziehung einzig und unübertroffen dastehe, weil es in dem vergötterten Italien liegt, der irrt, und wisse, daß Wien und Berlin (London, Paris und Lyon brauchen

hier gar nicht erwähnt zu werden) weit schönere und zahlreichere Kaufgewölbe aufzuweisen haben, als Meiland. Wer endlich diese Stadt eine prächtige nennt, der beweiset, daß er sie nicht gesehen hat.

Unter den Gebäuden Meiland's gebührt dem Dom die erste Stelle. Er ist im Jahre 1386 gegründet, und ganz aus weißem Marmor erbaut, welcher am Lago maggiore gebrochen wird. Ursprünglich von verschiedenen Meistern nach und nach im altdeutschen Styl aufgeführt, erhielt er von Pellegrino Tibaldi in der Mitte des 16. Jahrhunderts den Entwurf der Façade, welche jedoch erst in der neusten Zeit von Napoleon vollendet wurde. Der Anblick dieser kolossalen, an einem freien Platze gelegenen Façade macht einen unbeschreiblichen Eindruck. Noch ist der Marmor, der hier tausende von gothischen Verzierungen, Spitzthürmchen, Schnörkeln und Bildsäulen bildet, nicht vom Alter geschwärzt; das Auge wird vom weißen Glanze geblendet, und oben hinter der Façade erhebt sich in der Mitte der eigenthümliche, schlanke Marmorthurm. Selbst wir, die wir St. Peters erhabenen Dom bereits gesehen hatten, konnten diesem Bauwerk unsere Bewunderung nicht versagen. Noch mehr aber wurden wir ergriffen, als wir das Innere der Kirche erblickten. Zwei und funfzig ungeheure Pfeiler tragen die Decke. Hohe, mit köstlichen Farben und alten Bildern prangende Bogenfenster verbreiten in dem weiten Raume jenes magische Helldunkel, welches so tief das Gemüth ergreift. Der Hochaltar und die beiden Kanzeln sind mit trefflichen Bronzeverzierungen geschmückt. Man bewundert hier ferner das schöne Mausoleum Johann Jacobs von Medicis, von Buonarotti, mit Statuen und

Bronzeverzierungen von Leoni. Die symmetrische Anordnung des Chors, der beiden Orgeln und des Souterrains (scurolo) ist von Pellegrini. In einer unterirdischen Kapelle befindet sich das Grabmal des Schutzheiligen von Meiland, Karls Borromeo. Diese Kapelle ist sehr klein, aber reich an Kostbarkeiten. Rings an den Wänden stellen silberne Hautreliefs Ereignisse aus dem Leben des Heiligen dar. Ueber dem Altar befindet sich eine prachtvolle Vergitterung. Durch eine Maschinerie wird dieselbe fortgeschoben, und man erblickt einen quer stehenden, im Schein der Kerzen strahlenden Krystallsarg, und in demselben einen mumienartig zusammengetrockneten Leichnam, in erzbischöflichem Ornate. In dem Sarge strahlen über dem Todten die köstlichsten Edelsteine, die frommer Glaube, selbst gekrönter Personen, ihm geopfert. Oben in der Kirche kann man durch eine Vergitterung im Fußboden in die Kapelle und auf das Grabmal hinabschauen. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl erblickte ich diese menschlichen Ueberreste, die Schauer der Vernichtung in der strahlenden Umgebung menschlicher Eitelkeit! — Das Haupt sah schwarzbraun aus; Nase und Augen waren eingesunken, der fleischlose Mund grinzte schädelartig unter der Mitra*) hervor. Warum gönnt man dem Heiligen nicht, das traurige Geheimniß seiner irdischen Auflösung den Blicken der Neugier zu entziehen; warum wird es — für Geld enthüllt? ? — Selbst ein wohlthätiger Zweck kann diese Verletzung der heiligen Scheu, die man den Ueberresten ehrwürdiger Menschen schuldig ist, nicht entschuldi-

*) Bischofsmütze.

gen. Nach dem Tode gehört der Leib der Erde an, und so wie die Bildung des Menschen vor der Geburt in Dunkel gehüllt ist; so sollte auch die Auflösung desselben unter allen Umständen dem menschlichen Auge entzogen werden. —

In unserm Gasthofe wird, was wir im ganzen übrigen Italien nicht gefunden haben, an der Wirthstafel (table d'hôte, tavola rotonda) gespeiset. Wir trafen an derselben mit Reisenden aus verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammen. Einige kamen aus Italien zurück, andere wollten es erst kennen lernen. Der Unwille derer, die wie wir auf dem Rückwege begriffen waren, läßt sich nicht beschreiben. Sie waren mit uns darin einverstanden, daß nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände den Erwartungen entsprächen, die man sich davon zu machen pflege, daß Genua allein aber dieselben noch übertreffe, und daß im Uebrigen Alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge oder lächerliche Uebertreibung sei. Diese Ansicht führte zu Erörterungen, die damit endigten, daß einzelne der erst angekommenen Personen ihren Reiseplan änderten und sich entschlossen, lieber das südliche Frankreich zu besuchen.

Nachmittags besichtigten wir den Dom zum zweiten Male; dann aber zwang uns ein anhaltender Regen, das Zimmer zu hüten. Erst zur Zeit des Sonnenuntergangs zeigten sich wieder einige Lichtblicke; ich eilte nun allein auf die Straße, und gerieth umherschlendernd in die Kirche S. Maria della passione, wo ich dem Ave Maria bei=

wohnte und Gelegenheit hatte, Physiognomien zu studiren. Rings um mich lagen die jungen Meiländerinnen auf den Knien; allein mit keiner hätte ich einen Roman anknüpfen mögen. Welch ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land ist dies Italien! — Ich kehrte nach dem Gasthofe zurück, wo wir jetzt um die Wette uns angähnen; denn der Regen fällt seit einer Stunde wieder in Strömen hernieder, und von den 5 oder 6 Theatern, die hier sein sollen, ist heute keins geöffnet.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Abermaliger Besuch des Doms. Sonnenblicke. Der Domplatz. Spazierfahrt im Regenwetter. Die Goldarbeiterstraße. Die Scala. Der Corso und die öffentlichen Promenaden. Das Lazzaretto. Der Waffenplatz. Die Arena. Arco della pace. Die Thore Meiland's überhaupt. Die große Kaserne. S. Maria delle grazie und Leonardo da Vinci's Abendmahl. Langweilige Umgebung von Meiland. Die Reisenden sind von Kälte erstarrt. Letztes Wort über italienisches Klima. Das Haus des heiligen Borromeo. Leben des Heiligen. Das Theater della Canobiana. Donizetti vor einem Publicum von Menschen und Flöhen. Nirgend eine schöne Meiländerin. Erinnerungen an Wien.

Meiland, den 16. Juli.

Auch heute Vormittag besuchten wir, auf einer Wanderung durch die Stadt, den Dom. Die Wolken gewährten einige Sonnenblicke. Auf dem Domplatze ruhten wir unter dem Zeltdache einer Sorbettobottega aus und betrachteten dann mit Vergnügen die reiche Auswahl von vergoldeten Bronze- und Quincailleriewaaren, welche unter der Säulenhalle, die an der einen Seite des Platzes die Häuser mit einander verbindet, zum Kaufe ausgelegt sind.

Nachmittags fuhren wir, des wieder eingetretenen Regenwetters wegen in einer verschlossenen Kutsche, spazieren. Wir kamen durch die enge Goldarbeiterstraße, die wirklich sehenswerth ist, weil sie an beiden Seiten von

Goldarbeiterläden strahlt, und in einem kleinen Raum unschätzbare Kostbarkeiten vereinigt. Dann begaben wir uns nach dem großen Theater, oder der Scala, um, da in der jetzigen Jahreszeit gar nicht gespielt wird, wenigstens das Haus kennen zu lernen. Es ist im Jahre 1778 von Pietro Marini erbaut worden, fast so groß als S. Carlo in Neapel, innerlich würdig und ohne Ueberladung verziert und hat 240 geräumige Logen. Die Länge des Parterres beträgt 64, die Breite desselben 57 französische Fuß; das Proscenium ist 10 Fuß lang und 41 Fuß breit, die Scene 120 Fuß lang und 95 Fuß breit; das ganze Gebäude aber enthält 265 Fuß in der Länge, 100 Fuß in der Breite.

Hierauf besuchten wir den Corso und die öffentlichen Promenaden außerhalb der Stadt, namentlich die mit Pappeln besetzte Straße und die mit wilden Kastanienbäumen bepflanzten Wälle vor der Porta orientale. Seit unserer Abreise von Novi haben auch die wenigen fremdartigen Bäume aufgehört, welche wir bis dahin in Italien gefunden hatten, wie z. B. der Oelbaum und die Cypresse. Niemand, der um Meiland spazieren geht, wird glauben, daß er in Italien sei, es findet sich hier unser gewöhnliches Laubholz; nur freilich nicht die königliche Eiche der deutschen Fluren. Wir kamen vor dem berühmten Lazzaretto vorbei. Dies große Gebäude umschließt in Form eines Vierecks einen weiten Hof, innerhalb dessen rings herum ein einfacher Portikus läuft. Auf jeder Seite des Vierecks sind 74 Zimmer vertheilt; in der Mitte des Hofes steht eine von Bramante erbaute kleine Kirche; rings um das Gebäude zieht sich ein breiter Graben. Einst diente dasselbe zum Pestlazareth.

Wir erreichten den ungeheuern Waffenplatz, an dem das von Napoleon erbaute Amphitheater liegt. Dies ist in elliptischer Form von Rasen aufgeführt; doch befinden sich in der Mitte der Linie, welche die Arena einschließt, und rechts und links an den äußersten Enden steinerne Gebäude und Gallerien. Zehn Rasenstufen oder terrassenförmige Sitzreihen sind bestimmt, die Zuschauer aufzunehmen, und man versichert, daß hier 36,000 Menschen Platz finden würden. Die Arena ist etwa 400 Schritte lang und 200 breit, und dient zu Wettrennen und dergleichen öffentlichen Schauspielen; auch kann sie mit Wasser angefüllt und zu modernen Naumachien benutzt werden.

Auf einer andern Seite des Waffenplatzes erhebt sich ein schöner Triumphbogen nach der Zeichnung des Ritters Cagnola von weißem Marmor erbaut, jetzt Arco della pace (Friedensbogen) genannt. Napoleon ließ den Grund dazu legen und beabsichtigte, die Simplonstraße würdig damit zu beginnen. Nach seiner Entfernung blieb der Bau mehrere Jahre liegen, bis endlich der östreichische Kaiser dessen Beendigung anbefahl. Noch wird daran gearbeitet; dies Thor dürfte, da es mit Basreliefs, Statuen und andern Ornamenten reich geschmückt ist, bald eine der schönsten Zierden Meiland's werden. Ueberhaupt verdienen sämmtliche Thore dieser Stadt vorzügliche Beachtung; sie haben meistens antike Bogenform. Die Porta romana ist nach einer Zeichnung von Bassi, das Komerthor nach Moraja, das neue Thor, ein korinthischer Bogen, nach Zanoja erbaut. Die Porta Ticinese und die Porta orientale sind von besonderer Schönheit.

An der dem Arco della pace gegenüber gelegenen Seite des Waffenplatzes hat man ein altes, von Gräben umgebenes Kastell zu einer Kaserne umgeschaffen. In der Nähe des Platzes befindet sich die Kirche S. Maria delle grazie mit einer seltsam gestalteten, unter Bramante's Leitung erbauten Kuppel. In dem Refektorium des zu dieser Kirche gehörig gewesenen Dominikanerklosters erblickt man Leonardo da Vinci's unvergleichlich schönes Freskogemälde, das Abendmahl Christi. Es nimmt, wenn man eintritt, die zur Rechten befindliche kurze Wand des Saales ein, welcher ein längliches Viereck bildet. Leider fanden wir es in einem jämmerlichen Zustande der Zerstörung. Abgesehen davon, daß früher die Mönche an der Stelle, wo Jesus am Tische sitzt, ohne Weiteres eine Thür durch die Wand haben brechen lassen, um das Herbeitragen der Speisen aus der Küche zu erleichtern, und daß auf diese Weise die Füße der Christusfigur verloren gegangen sind, ist später von östreichischen Kriegsgefangenen, die hier von den Franzosen eingesperrt waren, mit Steinen nach dem Bilde geworfen und dasselbe dadurch außerordentlich beschädigt worden. Aus Rücksichten erzählt man indessen jetzt, die Franzosen hätten dies gethan. Außerdem haben auch Feuchtigkeit und Mauersalpeter dazu beigetragen, das Kunstwerk zu vernichten. Dennoch kann man es nicht ohne Bewunderung betrachten. Der Kopf Christi ist noch nie in ähnlicher Vollendung aufgefaßt und dargestellt; die zahlreichen Kopien des Bildes, selbst die bessern, sind in dieser Beziehung den Klecksereien eines Sudlers zu vergleichen. Das Bild ist bekannt. Christus, inmitten seiner Jünger, spricht so eben schmerzlich ergriffen

die Worte: „Einer unter Euch wird mich verrathen!" Der Ausdruck in den Gesichtszügen des milden, göttlich schönen Mannes bezeichnet die tiefste Wehmuth über den Undank, mit dem ein geliebter Jünger seine himmlische Güte belohnen will, gleichzeitig aber die demüthigste Ergebung in den Willen des Vaters, der ihm nun Leiden bereitet, und diese mit der, einem Herzen voll unendlicher Liebe schmerzlichsten Prüfung, mit Freundesverrath, beginnen läßt. Unsterblicher Leonardo, wie groß bist du noch in Trümmern! — Ringt denn kein Maler danach, dieses mit göttlicher Eingebung dargestellte Antlitz, ganz wie es ist, der Nachwelt aufzubewahren? —

Wir fuhren durch die große Kaserne nach Hause. Jenseits derselben befindet sich ebenfalls eine öffentliche Promenade; von hier aus ziehen sich eine Menge von Alleen, die mit Bäumen verschiedener Art bepflanzt sind, um den grünen Waffenplatz und das Amphitheater. Allein überall bleibt der Blick so beschränkt, daß die Lichtung dieses Platzes wirklich einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt. Auch die nähere Umgebung von Meiland ist daher langweilig.

Von Kälte erstarrt, kamen wir nach der Stadt zurück. Wird man es nun endlich glauben, daß in Italien dieselbe Veränderlichkeit der Witterung Statt findet, wie bei uns? — Sollte man mir auch einwenden, seit dem Eintritt jener furchtbaren asiatischen Krankheit*) seien die Witte=

*) Von der wir übrigens in Italien keine Spur wahrgenommen haben.

rungsverhältnisse von ganz Europa, ja der ganzen Erde, verändert, und auch der klimatische Zustand Italiens nicht der bisherige, sondern vorübergehend ein anderer; so würde doch der Beweis zu Tage liegen, daß die hesperischen Gefilde dieser Veränderlichkeit eben sowohl unterworfen sein können, als andre Länder. Was in diesem Jahre Statt gefunden hat, kann sich in jedem künftigen wiederholen; die Erfahrung ist nicht gegen die Möglichkeit. Was nützen uns alle Versicherungen, daß Andere es nicht wie wir gefunden haben; wir und Tausende von Reisenden, die sich gegenwärtig mit uns in Italien aufhalten, sind doch nun einmal auch in dieser Hinsicht enttäuscht; wir haben sämmtlich andere Erfahrungen gemacht, und Niemand wird uns, zumal wir fast in jeder Beziehung die Berichterstatter auf Lügen ertappen, verargen können, wenn wir an die himmlischen Reize des hesperischen Klima's nicht glauben. Alles, was wir zugeben können, ist, daß der italienische Winter nicht so rauh ist, als der unsrige, daß namentlich in Neapel Schnee eine Seltenheit ist, und daß es in Italien ein Paar Baumarten mehr giebt, die immer grün bleiben, oder die, wie man von italienischen Bäumen sagen muß, ihre grauen oder schwärzlichen Blätter auch im Winter beibehalten. Allein eben dieser angebliche Vorzug der hesperischen Gefilde ist ein Mangel mehr: der Wechsel der Jahreszeiten bei uns ist entzückend; der Frühling prangt in doppelter Schönheit, wenn man lange kein Grün gesehen. Ewiger Frühling ist nur eine poetische Idee der Phantasten; verwirklicht würde sie sich bald als ertödtende Einförmigkeit darstellen. Wer verdammt wäre, stets

Honig zu genießen, würde seiner bald überdrüssig sein, und sich herzlich nach gröberer Kost sehnen. —

Mit Ehrfurcht zeigte uns noch unser Cicerone, der, beiläufig gesagt, deutsch spricht, das alte Haus, in dem einst der heilige Borromeo gewohnt. Karl Graf Borromeo, im Jahre 1538 zu Arona am Lago maggiore geboren, studirte zu Pavia und wurde durch die Gunst seines Oheims Pius IV. schon im 22. Jahre Erzbischof von Meiland. Sein Leben ist fleckenlos und rein. Er war ein Wohlthäter der Menschheit, ein frommer Christ und ein treuer Verwalter des bischöflichen Amtes. Meiland dankt ihm viel. Bei der Hungersnoth in Italien 1570, insbesondere aber bei Gelegenheit der furchtbaren Pest, welche diese Stadt sechs Jahre später heimsuchte, zeigte er aufopfernde Thätigkeit, und Viele dankten ihm ihr Leben. Allein Neid und Mißgunst seiner Amtsgenossen, so wie die Eifersucht der spanischen Statthalter in Meiland, welche seine bischöfliche Gewalt mit argwöhnischem Auge betrachteten, und die angestrengten Arbeiten und Kasteiungen, denen er sich unterwarf, zerrütteten seinen schwachen Körper, und er starb, erst 46 Jahr alt, am 3. November 1584. Schon im Jahre 1610 wurde er heilig gesprochen.

Abends besuchten wir das Theater della Canobiana, das größte und schönste Theater Meiland's nach der Scala. Man gab vor einem zahlreich versammelten Publicum von Menschen und Flöhen eine Oper von Donizetti und ein komisches Ballet. Die Aufführung der Oper wurde von der in Neapel, das Ballet von dem in Florenz bei Weitem übertroffen; obwohl man im Ganzen, bei mäßigen Anforderungen, befriedigt sein konnte. Unter dem Frauen-

kranze, der rings die Logenreihen schmückte, suchten unsre Theaterperspektive vergeblich eine schöne Meiländerin. Hier übrigens zeigte sich das Publikum aufgeregt. Man unterhielt sich ziemlich laut und ungezwungen, klatschte auch sehr eifrig. Allein wie viel größer ist die Lebhaftigkeit des Wiener Theaterpublikums! — Wer den Theaterwahnsinn in seiner ganzen Glorie kennen lernen will, der muß nach Wien gehen, wo man sich beim Klatschen im eigentlichen Sinne des Worts jämmerlich abarbeitet, und wo wir Zeugen waren, daß ein Schauspieler sieben Mal hinter einander nach einer Scene*) hervorgerufen wurde! — Offenbar richten sich die Meiländer nach ihrer Hauptstadt. —

*) Nicht nach dem Aktschlusse.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Differenz mit der Polizeibehörde zu Meiland. Abreise und noch ein guter Rath an künftige Reisende in Italien. Rho. Die Kirche der Madonna de' Miracoli. Der lombardische Postillon. Anblick der Schweizergebirge. Die Cypresse zu Soma. Sesto Calende. Grenzunannehmlichkeiten. Ankunft in Arona.

Arona, den 17. Juli.

Heute war schönes Wetter. Der Vormittag verging in Meiland unter Vorbereitungen zur Abreise. Unglücklicher Weise führt unser Freund und Reisegefährte einen Namen, der eine Nation bezeichnet, wie das z. B. bei den Namen Baier, Sachse der Fall ist. Nun kann man aber doch sehr wohl Baier oder Sachse heißen, ohne darum in Baiern oder Sachsen geboren zu sein. Die meiländische Polizeibehörde schien dies aber nicht einzusehen, und ließ, als wir die Visirung der Päße bereits erfolgt glaubten, unsern Reisegefährten plötzlich nach der Polizeistube beordern, wo er sich, seines Namens wegen, einem argwöhnischen Verhör unterwerfen mußte. Man fragte ihn, wie er heiße, und machte ihn darauf aufmerksam, daß nur sein Vorname und die Bezeichnung seines Vaterlandes angegeben sei, daß dies Land aber nicht mit dem Geburtsort übereinstimme, als welcher in dem Passe Berlin genannt werde. Wiewohl er halb un=

willig, halb lachend das Räthsel löste, und man ihm seinen Paß zurückgab, schien man ihn dennoch mit mißtrauischen Blicken zu betrachten, und wir hatten daher alle Ursache, Meiland zu verlassen.

Wir genossen nun erst noch unsre Mittagsmahlzeit, zahlten dem deutschen Wirthe eine mäßige Summe, und reisten wieder ab. Ich bemerke ausdrücklich, daß wir die großen Städte Italiens immer erst nach eingenommener Mittagsmahlzeit verlassen. Ich rathe Jedem, der dies Land besucht, es eben so zu machen. Denn da man nur in den großen Städten menschliche Kost erhält und, wenn man eine solche Stadt verlassen hat, ein Paar Tage hungern muß; so thut man wohl, sich erst durch die Hauptmahlzeit zu sättigen, um möglichst lange gegen die neuen Angriffe des Hungers geschützt und gegen den Aerger physisch gestärkt zu sein. Außerdem gewinnt derjenige, der Mittags abreiset, an dem Orte der Abreise stets einen halben Tag, woran uns, da wir sehr schnell reisen, in den Hauptstädten besonders gelegen sein mußte. —

Wir befinden uns jetzt auf dem Wege zum Simplon. Die Simplonstraße ist eine Schöpfung Napoleon's. In weiterer Bedeutung wird darunter diejenige Straße verstanden, welche vom Arco della pace in Meiland über Sesto Calende, Arona und Domo d'Ossola aus Italien durch einen Theil von Wallis und Savoyen nach Frankreich führt; im engeren Sinne versteht man darunter nur denjenigen Theil dieser großen Route, der sich 14 Stunden weit von Domo d'Ossola über den Simplon bis nach dem Städtchen Brieg in Wallis hinabzieht. Der Simplon liegt in dem Alpenkamme, der vom Montblanc nach dem St. Gotthard läuft und die Schweiz von Italien trennt.

Wir können uns kein größeres Meisterwerk einer Gebirgsstraße denken, als die ist, welche am jähen Abhange der Seealpen von Spezia nach Genua führt, und sind daher sehr gespannt, in wie fern die Simplonstraße dieselbe übertreffen dürfte.

Wir verließen Meiland in Folge der Fürsorge unsers gutbezahlten Cicerone mit zwei Pferden Extrapost. Auch vor dem Simplonthore (Arco della pace) zeigt sich Meiland von Bäumen umgeben, so daß es uns nicht gelungen ist, ein Bild dieser Stadt aus der Entfernung in uns aufzunehmen. Auf dem Wege nach Rho, der ersten Poststation, bewunderten wir die prächtige Kirche der Madonna de' Miracoli, nach Tibaldi's Grundriß erbaut. In Rho war unser Postillon, ein ächt italienisches Spitzbubengesicht, nicht mit dem doppelten Trinkgelde zufrieden, und rächte sich, da wir unvorsichtig genug waren, ihm nicht mehr zu geben, dadurch, daß er eine dicke, schlumpige Weibsperson, die Frau Postmeisterin (einen Postmeister gab es hier nicht), bewog, uns 4 Pferde vorzulegen. Unser Verdruß läßt sich denken. Unsre Erklärung, daß wir sofort nach Meiland zurückkehren und Anzeige von dieser Willkür machen würden, so wie die Vorhaltung, daß man uns ja in der Hauptstadt selbst nur 2 Pferde vorgelegt habe, blieb nicht nur unbeachtet; sondern man entgegnete uns, daß wir in Meiland das Postreglement umgangen hätten, und daß wir verpflichtet gewesen wären, dort drei Pferde zu nehmen, daher wir hier in Rho jetzt deren vier nehmen müßten. Dabei lachte der Postillon uns schadenfroh in's Gesicht. Plötzlich trat er aber an uns heran, und bat nochmals um ein vergrößertes Trinkgeld, indem er sich bereit erklärte, die Postmeisterin zu

bewegen, uns mit drei Pferden fahren zu lassen. Daß wir ihn zurückwiesen, versteht sich von selbst. Nun knirschte der Kerl mit den Zähnen; wir aber sausten im Galopp davon.

Inzwischen war die Gegend licht geworden, und wir sahen die Schweizergebirge wieder vor uns; doch noch zu fern zogen sie sich, wie graublaue Wolken, aus denen hier und da, insbesondere zur Linken, einzelne Riesenhäupter hoch empor ragten, am Horizont hin. Bei einer Krümmung des Weges schien einer dieser fernen Riesenberge den Weg zu sperren: es war der St. Bernhard. Und immer herrlicher wurde das Schauspiel, als wir die zweite Station zurückgelegt hatten und bei abendlicher Beleuchtung das auf kurze Zeit unserm Anblick entzogen gewesene Gebirge, plötzlich näher gerückt, in seiner gigantesken Erhabenheit, vor uns den Himmel zu tragen schien! Die Sonne stand bereits hinter den ungeheuern Bergen, deren unbeschreiblich schöne, wilde Formen in dunklem Purpurblau am Saume der grünen Fluren lagerten und deren zackige Scheitel der goldstrahlende Abendhimmel in eine göttliche Glorie hüllte. Wiewohl wir den Monte Rosa, den Zwillingsbruder des Montblanc, den Monte Moro, den St. Bernhard und andere Riesenberge vor uns hatten, so bemerkten wir doch nirgend Schnee: über das ganze erstarrte Gewühl der Riesenleiber war gleichförmig jene dunkelblaue Purpurfärbung ausgegossen. Sehr natürlich, da die Sonne die uns zugekehrte Seite der Berge nicht mehr beleuchtete. Schöneres haben wir auf der ganzen Reise nicht gesehen. In dieser erhabenen Herrlichkeit kündigt sich die

Schweiz an! Sie wird uns hoffentlich nicht enttäuschen, sondern unsere Erwartungen erfüllen.

In dem kleinen Orte Soma stand rechts in einem Gärtchen am Wege noch eine einzelne, ehrwürdige, hohe Cypresse, die, wie die Leute wähnen, in den Zeiten des Julius Cäsar gepflanzt worden sein soll. Ist nun auch dies nicht der Fall, muß sie doch außerordentlich alt sein; denn der schon morsche Stamm ist so dick, daß ihn vielleicht 5 Menschen nicht umspannen können, und die Krone des Baumes bildet ein so breites Schattendach, als man es bei der Pyramidenform der Cypressen sonst nicht findet.

Auf der Höhe vor Sesto Calende, dem lombardisch-venetianischen Grenzorte gegen Piemont, leuchtete uns in zauberischer Beleuchtung der Dämmerung ein Theil des Lago maggiore, in dem sich der Purpur des Himmels abspiegelte, entgegen. In Sesto Calende hielt uns die Besichtigung unserer Pässe sehr lange auf; dann setzten wir auf einer Fähre über den Ticinofluß, der hier in bedeutender Breite aus dem Lago maggiore tritt, wodurch wir abermals Zeit verloren. Allein am jenseitigen Ufer des Ticino ist das piemontesische Grenzamt gelegen; hier erfolgte nicht nur das Abfordern und langsame Buchstabiren der deutschen Pässe noch einmal, sondern wir mußten nun auch befürchten, daß eine Durchsuchung der Sachen unsre Ankunft im Nachtquartier noch mehr verzögern würde. Alsbald erschien denn auch ein Douanier, der indessen sehr bescheiden und höflich war und meiner, von einem gewichtigen Händedruck begleiteten Versicherung, daß wir keine zollbaren Waaren bei uns hätten, Glauben beizumessen die Güte hatte. So gelang es uns denn nach einem, so spät

am Abend doppelt unangenehmen, Zeitverlust von anderthalb Stunden, unsere Reise fortzusetzen. Der Weg von Sesto Calende nach Arona muß sehr reizend sein, da er durch grüne Hügel dicht am Ufer des Lago maggiore dahin führt; zuweilen waren wir dem See so nahe, daß wir sahen, wie sich die sternenklare Nacht in der glatten Fluth spiegelte; die fernern Umgebungen verschwanden im Dunkel.

Wir sind um halb eilf Uhr hier in Arona angekommen und in der Post eingekehrt, wo man uns recht gut bewirthet hat.

Funfzigstes Kapitel.

Abreise von Arona. Flöhe. Der Lago maggiore. Die bronzene Statue des heiligen Borromeo. Stresa. Anblick von Isola bella. Baveno. Fariolo. Gravellona. Die Marmorbrüche von Ornavasko. Vogogna. Der Kretine. Die Witwe des Ermordeten. Das Anzaskathal. Der Monte Rosa. Domo d'Ossola. Die Brücke von Crevola. Die Simplonstraße. Das wilde Vedrothal. Die Gallerien. Isella. Ponte alto. Algaby. Ankunft in Simpelen.

Dorf Simpelen, den 18. Juli.

Es ist Abend. Wir befinden uns 4548 Fuß über dem Meere, rings von gewaltigen Bergen umgeben, im Gasthofe des Dörfchens Simpelen (Simplon, Sempione). Und wenn wir die elenden Steinhütten des Dorfes betrachten, und erwägen, wie fern wir sind vom Erdengewühl, begreifen wir fast nicht, wie uns so viel Bequemlichkeit geboten werden kann, als die gute, alte Wirthin hier, eine Französin, ihren Gästen bereitet. Der Salon, in dem ich schreibe, wiewohl niedrig und klein, ist mit französischen Tapeten geschmückt und unser Abendbrot war — warm, eine große Erquickung im Hochgebirge, wo bekanntlich eisige Luft weht.

Die heutige Tagereise bot uns eine Menge merkwürdiger Erscheinungen und Naturschönheiten, und war vom reizendsten Wetter begünstigt. Wir verließen Arona sehr

heiter und von einem erquicklichen Schlummer gestärkt, wozu die bequemen Lagerstätten, die wir seit Meiland wiedergefunden haben, das Ihrige beigetragen haben mögen. Flöhe gab es aber auch noch in Arona. Als wir den Aerger über die Pässe, über die Rechnung und über die Postpferde überstanden und beim Frühstück das gewöhnliche schlechte Gebäck hinabgewürgt hatten, lohnte uns der Anblick des Lago maggiore, der die Stadt bespült, mit der Wonne frohen Erstaunens. Wir begreifen jetzt, weshalb Italien von denen, die nur diesen See und höchstens Meiland gesehen, so sehr gepriesen wird. Im ganzen übrigen Italien findet sich, Mola di Gaëta, Genua und die Küstengegend von Genua bis Spezia ausgenommen, kein Punkt, der an Schönheit dem Lago maggiore zu vergleichen wäre; allein dies ist erklärlich. Der Lago maggiore und seine Umgegend liegt ganz nahe an Deutschland, welches unendlich viel schöner ist als Italien. —

In einer Ausdehnung von acht deutschen Meilen und fast überall eine Meile breit windet sich die krystallhelle, himmelblaue Fluth durch eine Kette von grünbelaubten Hügeln *) dahin, die auf der Höhe oder am Abhange mit den freundlichsten Villen geschmückt und an deren Fuß an beiden Seiten des Ufers die steinernen Häuser der Dörfer und Städtchen gelegen sind, die hier, ganz gegen italienische Sitte, freundliche rothe Dächer haben. Es war ein schö-

*) Seitdem wir den Stiefel von Italien verlassen haben, und uns eigentlich schon in der südlichen Fortsetzung unsers deutschen Vaterlandes befinden, prangen die Bäume wieder mit frischem Grün.

ner Morgen und die Luft so rein, daß das jenseitige Ufer in ungewöhnlicher Klarheit vor uns lag. Eine erfrischende Luft kräuselte die Wellen. An der linken Seite des Sees, an welcher wir dicht am Ufer hinfuhren, sind die Hügel niedriger, als an der gegenüber befindlichen, wo die Berge oft schroff und nackt aus dem Wasser emporzusteigen scheinen. Jenseits derselben ragten in der Richtung der italienischen Schweiz höhere und baumlose Rücken in grauschwarzer Färbung empor, die zu der Lieblichkeit des Bildes ernste Erhabenheit gesellten.

Nicht weit von der Stadt erblickten wir links auf der Höhe eines grünen Hügels die kolossale, bronzene Statue des heiligen Borromeo, modellirt von Cerrani. Wir fuhren unter derselben vorbei, nahmen sie dann aber noch geraume Zeit aus der Entfernung wahr. Sie ist durch ihren hohen Standpunkt eine Zierde der Gegend, welche sie beherrscht.

Vor Stresa tauchte das Zaubereiland Isola bella mit seiner grünen, pyramidalförmigen Terrasse und den kastellähnlichen Thürmen aus dem silbernen Spiegel des Sees vor uns auf. Wir begrüßten es mit lautem Freudengeschrei. Und bald zeigte sich auch Isola Madre mit einem großen Gebäude zwischen laubreichen Baumgruppen, und die Fischerinsel, ein schmaler Landstreifen mit steinernen Fischerhütten und einem kleinen Kirchthurm. Nur Isolina war nicht zu sehen. Hier und da durchschnitten kleine Barken mit ausgespanntem Segel die Fluth.

Von Baveno führt der Weg nach Fariolo. Hier verläßt man den See und wendet sich links durch eine anmuthige Gegend nach Gravellona. Man tritt nun in ein

fruchtbares, weites Thal, in dem die Tosa dahinrauscht. Bei Ornavasco erblickten wir rechts die Marmorbrüche, welche ebenfalls Material zu dem Meiländer Dom geliefert haben. Wir befanden uns bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer der Tosa. In Vogogna, wo die Pferde gewechselt wurden, trat eins jener unglücklichen, thierähnlichen Wesen, welche man Kretinen nennt, bettelnd an unsern Wagen. Auf einem dünnen, zwergartigen Leibe schwankte ein ungeheurer, von der Seite hängender, platter, fast haarloser Kopf; die röthlichen Augen stierten mit dem Ausdruck des Blödsinns; am Halse trat ein unförmlicher Kropf hervor; die dünnen, kurzen Arme bewegten sich langsam hin und her. Der Unglückliche war in elende Lumpen gehüllt. Unsre Almosen empfing er doch mit einem Ausdruck von Freude, worauf er weiter schlich. Gleich nach ihm erschien ein kleines Mädchen, welches uns ein in französischer Sprache abgefaßtes, auf eine Papptafel geklebtes Almosengesuch, ohne ein Wort zu sprechen, überreichte. Mit ergreifenden Ausdrücken wird denen, die Vogogna passiren, darin mitgetheilt, daß der Vater des Kindes, vor ganz kurzer Zeit hier in der Nähe, mit Reisenden, die er gefahren, von Räubern angegriffen worden sei, daß er in der Vertheidigung der fremden Personen seinen Tod gefunden, und Frau und Kinder in tiefster Armuth hinterlassen habe. Am Wege stand eine kleine Hütte, die der Mildthätigkeit von Reisenden ihr Dasein dankte und worin die Witwe jetzt mit ihren Kindern wohnt. Wir gaben, was wir entbehren konnten; müssen aber gestehen, daß wir, eben im Begriffe, die eigentliche Simplonstraße zu betreten, nicht mit besonderm Vergnügen von ihrer Unsicher-

heit hörten. Links öffnet sich das schmale Anzaskathal, welches von hohen Bergen begrenzt wird, über welche der Monte Rosa, ganz nahe in seiner Riesenmajestät, das mit einer Krone von neun zackigen Hörnern geschmückte, schneestrahlende Haupt in die blaue Luft hebt. Der Mont blanc ist bestiegen; die höchste Spitze des Monte Rosa, der Pic, 14,227 Fuß über dem Meere, noch nicht. —

Die Straße führt nun durch das reizende, von der Tosa bewässerte Val d'Oscella (Oscellathal), in dem das Städtchen Domo d'Ossola liegt. Wir sahen hier wieder edle Kastanienbäume und schöne grüne Matten von grünen Bergen umgeben, über welche links und vor uns zuweilen ein Schneehaupt ragte. Zu Domo d'Ossola fanden wir Mittags in der Post eine sehr gute Aufnahme.

Nachmittags passirten wir die auf einem einzigen Pfeiler von hundert Fuß Höhe ruhende Brücke von Crevola, welche über den Alpenfluß Diveria führt und den Thurm des im Thal liegenden Städtchens überragt. Von hier nun beginnt allmälig aufsteigend der merkwürdigste Theil der Simplonstraße, welcher durch das von der Diveria durchrauschte wilde Vedrothal in das Hochgebirge leitet. Gleich hinter Crevola ist der Weg 90 Schritte weit durch einen Felsen gehauen. Und weiter fährt man emporsteigend durch die engen Schluchten furchtbarer Granitfelsen, während die Diveria mit gelblich schäumendem Wasser im Abgrunde über Felsenblöcke dahinbraust. Es muß unglaubliche Mühe gemacht haben, durch dies wilde Chaos einen Weg zu bahnen. Die Straße ist fast überall 25 Fuß breit, an gefährlichen Stellen am Abhange mit Felsstücken untermauert, und durch Prellsteine gegen die Abgründe geschützt.

An beiden Seiten derselben zieht sich fast überall ein 2 bis 3 Fuß breiter Fußsteig hin. Vor Isella, dem am rechten Ufer der Diveria in dem schmalen Felsenthal gelegenen piemontesischen Grenzort, passirten wir die zweite Gallerie, welche 24 Schritte lang ist. Isella besteht nur aus 2 oder 3 Häusern. Wir erblickten hier einige Tannen und einen schmalen Wiesenstrich. Vor uns schien ein schroff zum Himmel emporragender, magisch in dunkelblauen Duft gehüllter Felsenkegel die schmale Oeffnung des Thals zu schließen. Die Leute waren hier so unwissend, daß sie diesen Kegel für den Simplon hielten, der nach der Charte hier nicht sichtbar sein kann. Hinter Isella übersteigt man den furchtbarsten und ödesten Theil dieser Felsenschluchten, in denen man stundenlang nur einen schmalen Streifen des Himmels über und vor sich erblickt. Ein Paar Häuser, die den Namen Gondo führen, bezeichnen die Grenze des Walliser Landes. Hier mußten wir den Zoll für die Simplonstraße entrichten. Zur Linken schäumte eine Kaskade von den Höhen einer Felsenschlucht herab.

Bald darauf gelangten wir zu der Galleria grande di Gondo (zur großen Gallerie von Gondo). Hier ist der Weg 270 Schritte weit durch den Felsen gehauen. Zwei in Zwischenräumen angebrachte, weite Oeffnungen erleuchten die vom ewigen Granit überwölbte Straße. Am Eingange dieser Gallerie stürzt sich von den hohen, senkrechten Felsen zur Rechten der wasserreiche Bach Frissinone wildschäumend in die aufgewühlte Diveria hinab. Ueberhaupt erblickt der Reisende auf dem langen Wege durch die Schluchten der Simplonstraße zahlreiche kleinere und größere Wasser-

fälle, welche von den Bächen gebildet werden, die sich hier und dort von den hohen Felsen ergießen.

Ich hatte geglaubt, daß die Felsengallerien der Simplonstraße durch quer den Weg verschränkende Felsenberge gehauen seien. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Straße führt vielmehr über unzählige Brücken, bald am rechten bald am linken Ufer der Diveria auf dem schmalen Rande hin, den entweder Natur oder Kunst am Fuße oder am Abhange der seitwärts emporstarrenden Felsenwände hervorgebracht hat. An einzelnen Stellen ragen indessen, auf der rechten Seite der Straße von Meiland gerechnet, diese ungeheuern Granitwände unten so weit über den in der Tiefe rollenden Bergstrom, daß es schwerer und kostspieliger gewesen sein würde, sie in der bisherigen Richtung des Weges fortzusprengen und einen Rand an dem dadurch gewonnenen Abhang zu ebenen, als den überhängenden Theil der Felsenwand zu durchlöchern. Und so mithin muß man sich die Gallerie der Simplonstraße vorstellen. Die längeren Gallerien sind nach dem Flusse zu stellenweise durchbrochen; sie erhalten folglich seitwärts ihr Licht.

Hinter der großen Gallerie passirten wir den Ponte alto, die höchste Brücke, welche über die Diveria führt. Bei dem Dörfchen Algaby erreichten wir die vierte Felsengallerie, welche wenigstens 100 Schritt lang ist. Die Gegend wurde nun freundlicher. Wir erblickten in der Abenddämmerung einen lieblichen Thalgrund mit Sennhütten und weidendem Vieh, rings von grünen Bergen, Tannen und darüber hinaus von Felsen umgeben. Hinter uns gähnte der meilenlange Felsenspalt, aus dem wir gekommen waren. Nun aber wand sich die Straße ungewöhnlich steil

bergan; unsre vier Pferde stöhnten unter ihrer Arbeit. Schon befanden wir uns am Abhange des hohen Rückens, der unter dem unersteiglichen Felsenhorn des Simplon über diesen Berg führt; doch war von dem Horn selbst noch nichts zu sehen. Erst um 9 Uhr Abends erreichten wir das Dörfchen Simpelen.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Der Simplon. Das alte und das neue Hospiz. Die Refuges. Entzückender Anblick des Walliser und Berner Hochlandes von der Barriere der Simplonstraße aus betrachtet. Die Jungfrau, der Mönch, der Eiger. Schneelandschaft im Juli. Das Felsenhorn des Simplon. Kaltwasser. Das Fletschhorn. Zu Isella werden die Reisenden für Neulinge gehalten. Der Stallknecht als Postmeister. Domo d'Ossola und Flöhe. Vergleich der Simplonstraße mit der Route von Spezia nach Genua.

Domo d'Ossola, den 19. Juli.

Heute früh fuhren wir bei schönem Wetter bis zur Barriere, welche unter dem Felsenhorn des Simplon gelegen ist. Wir hatten vom Dörfchen Simpelen nun noch fünf Viertelstunden bergan zu fahren. Bald sahen wir uns wieder rings von himmelanstrebenden Felsen umgeben; auf den breiten, am Wege hervorragenden Felsenstücken blühten Alpenrosen im grünen Moose; hier und da zeigte sich Tannenwaldung; über die zackigen Felsen hinaus ragten Alpenhäupter und hinter uns das riesige Fletschhorn weit in die Luft. Nach drei Viertelstunden erblickten wir in einem Thale zur Linken das frühere Spital des Simplon, ein altes, hohes, aus vielen Stockwerken bestehendes, jetzt aber verlassenes Gebäude, und bald darauf rechts am Wege das neue Hospitium, ein großes, freundliches Haus, welches

die ehrwürdigen Väter des St. Bernhard im Jahr 1825 vom Kanton Wallis gekauft haben, und in dem sie, wie dort, die Pflicht der Menschenliebe oft mit großer Gefahr und Selbstverläugnung ausüben. Denn die Simplonstraße ist nur in den Monaten Mai bis September fahrbar, zu jeder andern Zeit aber die Passage darüber wegen der Lavinen gefährlich. In kurzen Zwischenräumen sind daher steinerne, im Innern ganz leere Häuser mit der Bezeichnung „Refuge" (Zufluchtsort) am Wege aufgeführt, um dem Reisenden in Fällen der Noth ein Obdach zu gewähren. Sie bestehen nur aus einem Stockwerke, sind aber breit und geräumig und können Menschen und Thiere beherbergen.

Nicht weit von dem Hause, welches an der Barriere liegt, öffneten sich auf der linken Seite plötzlich die Berge, welche bis dahin jede Aussicht in die Ferne verhindert hatten, und wir genossen ein Schauspiel, dem ich an Erhabenheit nichts zu vergleichen weiß. Wir befanden uns hier auf dem höchsten Punkt der Simplonstraste, 6172 Fuß über der Meeresfläche, und von dieser ungeheuern Höhe erblickten wir jetzt durch die Lücke der Felsenberge, in welcher wir hielten, vor uns, etwa zwei Meilen weit entfernt, die höchsten Schneegebirge des Walliser und Berner Hochlandes, welche im Halbzirkel den Horizont schlossen: das Bietschhorn, Nesthorn, Aletschhorn, die Jungfrau, den Mönch, den Eiger u. a. Es ist nicht möglich, ein Gebirge schöner zu gruppiren, als es hier die Natur gethan. In der Mitte des Halbzirkels thront die 12,900 F. hohe Jungfrau, wie ein unermeßlicher, oben abgestumpfter und unten breiter Felsenzacken in unbeschreiblicher Majestät.

Selbst von unserm hohen Standpunkte aus gesehen, schien sie mit ihrem Scheitel den Himmel zu tragen. Der Monte Rosa hat, wiewohl er noch höher ist als die Jungfrau, dennoch keinen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, weil wir ihn nicht freistehend genug gesehen haben. Auf beiden Seiten der Jungfrau schließen sich ihr die übrigen Felsenkegel stufenweise an. Und alle diese Riesenleiber strahlten, die Augen blendend, bis auf die Sohle hinab, im Juwelenschmuck des Schnees, und ruheten auf der ungeheuern Fläche der tiefer liegenden Eisfelder, welche zu den Aletschgletschern gehören und das hohe Thal ganz zu füllen scheinen; wiewohl dies nur optische Täuschung war, da die hohen Felsenrücken zu unsern Füßen die grünen Tiefen des zwischen uns und jenen Eisfeldern gelegenen reizenden Rhonethals verdeckten. So hatten wir mithin, so weit das Auge durch die weite Oeffnung blickte, nur eine Schneelandschaft vor uns. Rechts von der Landstraße wölbt sich bei dem Hause ein üppig mit grünen Alpenkräutern prangender, hoher, runder Berg, aus dessen Gipfel die nackte, grauschwarze Felsenspitze des Simplon vielleicht noch 1000 Fuß hoch senkrecht emporsteigt. Wenn also der höchste Punkt der Simplonstraße 6172 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist, so mag sich die Höhe des Piks auf etwa 8000 Fuß belaufen. Er war indessen völlig frei von Schnee. Links schied eine Felsenkluft den Simplon von dem viel höheren Simplongletscher, auch Gletscher von Kaltwasser genannt.

Wir nahmen in dem Hause an der Barriere einen Führer, und bestiegen unter seiner Anleitung den grünen Berg bis an die senkrechte Wand des Felsenhorns. Hier mit dem Rücken an den ewigen Granit gelehnt, überschauten wir noch einmal die erhabene Schneelandschaft vor uns; allein wiewohl wir uns gewiß 800 Fuß über der Landstraße befanden, so konnten wir doch über die näher liegenden Berge nicht fortsehen; insbesondere beschränkte zur Linken det vorspringende Rücken des Staldhorns und rechts ein von dem Simplongletscher auslaufender Bergrücken den Blick. Auch jetzt hatten die uns gegenüberliegenden Tiefen von ihrer drohenden Majestät noch nichts eingebüßt.

Wir wanderten nach dem Gletscher, den die breite Kluft von uns schied. Diese Kluft erweiterte sich nach dem Rhonethale hin, und zeigte, wie die Simplonstraße in mannichfaltigen Krümmungen jenseits der Barriere in's Thal hinabführt. Die Luft war mild, ja warm, da wir uns im Schutze der uns von drei Seiten umgebenden hohen Felsenberge befanden. Mit Wonne kühlten wir unsere Hände im Schnee des Gletschers. Wir sahen wie die Wasser an den Orten, wo die Schneeeisdecke des Gletschers am Abhange desselben aufhört, unter dem Eise hervorströmten. Denn zahlreiche, eiskalte Quellen fließen von hier in's Rhonethal und bilden den Saltinastrom, der sich in die Rhone ergießt. Von diesen Quellen aber heißt der Gletscher Kaltwasser.

Auf der Rückfahrt nach dem Dorfe Simpelen hatten wir lange das schneestrahlende Fletschhorn so dicht vor uns, daß wir die gräßlichen Zerspaltungen und Zer-

klüftungen erkennen konnten, welche auf dieser Seite bis an die Schneelinie reichen und durch ihre schwarze Färbung schauerlich gegen den Glanz der weichen, glatten Schneedecke abstechen. Nachmittags um 4 Uhr verließen wir das Dorf. Zu Isella hielt man uns für Fremde, die erst aus der Schweiz nach Italien hineinkämen; man forderte die Pässe und legte uns, ungeachtet es nun stets bergab ging, vier Pferde vor. Ich verlangte den Postmeister zu sprechen. Der Knecht, welcher die Pferde anschirrte, erklärte trotzig, er sei der Postmeister. Ich machte ihm bemerklich, daß wir erst gestern Isella passirt und nur den Simplon besucht hätten, daß wir keinesweges Neulinge in Italien seien, und uns nicht willkürlich prellen ließen. Plötzlich erkannte er uns, und sofort nahm er nun zwei Pferde zurück. Wären wir also Neulinge gewesen, hätten wir dieselben ohne Widerrede behalten müssen. Später wären wir dann vier Pferde nicht nur nicht wieder los geworden, sondern man würde sie in Toskana und namentlich im Kirchenstaate allmälig verdoppelt haben.

Abends um 7 Uhr langten wir in Domo d'Ossola an. Ungeachtet wir uns hier erst gestern Quartier bestellt, auch gestern schon unsre Pässe vorgezeigt haben, sind uns diese doch gleich bei unserer Ankunft wieder abgefordert worden. Auf diese Weise kann man ja zwei Mal Geld dafür nehmen! — Die Bewirthung ist hier leidlich; allein kaum angekommen, peinigt uns schon wieder das hüpfende Ungeziefer. Vergangene Nacht sind wir zum ersten Male seit langer Zeit damit verschont geblieben und haben süß und erquicklich geschlummert;

aber wir befanden uns ja auch auf dem Simplon in der Schweiz, im Walliserlande, nicht in Hesperiens Flohgefilden.

Im Ganzen hat die Simplonstraße, nachdem wir die Straße von Sarzana nach Genua gesehen, nicht den Eindruck auf uns hervorgebracht, den wir davon erwarteten. Statt der lieblichen und großartigen Naturgemälde, die den Reisenden auf der Straße nach Genua entzücken, ermüdet ihn hier der mehrstündige Anblick enger und öder Felsschluchten, die keine Abwechselung gewähren. Man fühlt sich zwischen den hohen Felsenmauern beängstigt, und athmet erst dann wieder freier, wenn man das freundliche Thal von Domo d'Ossola erreicht hat.

Zwei und funfzigstes Kapitel.

Das Posthaus zu Baveno. Italienische Frechheit. Die englische Familie. Die Douaniers. Die Reisenden leeren beim Ausgang aus Italien den Becher des Verdrusses noch einmal bis auf die Hefen. Ihr Wagen wird eingeschifft. Die Barken des Lago maggiore. Fahrt nach Isola bella. Mittheilungen über dies reizende Eiland. Die Schönheit desselben trägt dazu bei, über Italien Täuschung zu verbreiten. Auch Isola bella macht übrigens keinen ungetrübten Eindruck. Die ekelhafte Flohspelunke. Die Reisenden besteigen das Dampfschiff. Fahrt über den Lago maggiore. Reisegesellschaft. Die Hetären und das Berner Ehepaar. Grenze der italienischen Schweiz. Locarno. Die Hetären sind sehr anständige Damen. Drei junge Schweizermädchen. Schweizerdialekt. Ankunft in Magadino. Das Gewitter über dem See. Die Reisenden jauchzen laut über die Beendigung der Reise in den hesperischen Gefilden.

Magadino, den 20. Juli.

Wir fuhren heut bis Baveno am Lago maggiore zurück, um von hier aus Isola bella zu besuchen und dann mit dem von Arona kommenden Dampfschiffe nach Magadino an der nördlichen Spitze des Sees, im Kanton Ticino, übersetzen zu können. Es war 10 Uhr Morgens, als wir im Posthause zu Baveno ankamen. Dies ist eine äußerlich freundliche Villa, welche dicht am See und am Fuße der mit Laubholz umkränzten Berge liegt. Die westliche Seite des Lago maggiore gehört zu Piemont, die östliche zum

lombardisch=venetianischen Königreich, die nördliche Spitze erstreckt sich in die italienische Schweiz hinein. Alle Ortschaften auf beiden Seiten des Sees sind sonach Grenzorte und überall hat man Douaniers stationirt, die dem Schleichhandel steuern sollen. Das Posthaus, welches sich im Innern ziemlich kothig zeigte, war mit Fremden überfüllt. Ein Mylord hatte mit seiner Mylady und mehrern schönen Töchtern und Gouvernanten die Belletage eingenommen; seine Kutschen füllten den Hofraum vor dem Hause; auch die kleinern Quartiere der Locanda waren besetzt; — mit ächt italienischer Frechheit wies man uns indessen ein Kämmerchen an, dessen Bewohner, ein Englishman, bald abreisen wollte, und der es eben auf ein Paar Augenblicke verlassen hatte. Als er erschien, war er natürlich entrüstet. In jämmerlichem Französisch gab er uns seine Verwunderung zu erkennen. Wir entschuldigten uns, und er war so gefällig, uns sein Zimmer abzutreten. Wir mietheten darauf eine Barke, um unseren Wagen nach Magadino schaffen zu lassen, und bestellten ein Gabelfrühstück, um so schnell als möglich nach Isola bella überzusetzen. Man hatte uns nämlich gesagt, daß das Dampfschiff Nachmittags um 3 Uhr in der Gegend von Baveno fünf Minuten anhalten und die dort und auf der Insel befindlichen Fremden aufnehmen werde.

Es dauerte lange, ehe man uns das Frühstück auftrug; während der Zeit beobachteten wir nicht ohne Interesse das Treiben dieser englischen Reisenden, welche die Reisewuth aus ferner Heimath nach Italien geführt. Mylord hatte, wie wir erfuhren, für gut befunden, auf längere Zeit seinen Wohnplatz in dieser Villa am See aufzu=

schlagen. Die Familie war im Salon versammelt, musicirte und — wie hätte man am Lago maggiore würdiger die Zeit vollbringen können? — trank Thee. Zuweilen wurden die jungen Damen sichtbar, deren eine, beiläufig gesagt, das schönste Mädchen war, das wir in Italien gesehen haben. Aber wohl zu bemerken, es war eine Engländerin — keine Italienerin. —

Als wir uns zu Tische setzten, sollten wir zu guter Letzt bei unserm Ausgang aus Italien noch einmal den Becher des Verdrusses bis auf die Hefen leeren. Wir sahen, vom Tische aus durch das Fenster blickend, daß unser Wagen so eben von den dazu angenommenen Leuten eingeschifft werden sollte; daß aber ein Paar wilde Kerle an denselben herantraten und Miene machten, ihn zu durchsuchen. Auch sagte uns bald darauf der Cameriere, daß die Douaniers mit uns zu sprechen wünschten. Wir zweifelten nicht, daß es blos auf ein Trinkgeld abgesehen sei, und es empörte uns dieser Mißbrauch der Amtsbefugnisse zu sehr, als daß wir uns hätten bereitwillig zeigen können, dem Rufe zu folgen. Bald hatten sich um den Wagen, nach wohlbekannter Art, eine Menge von gaffenden Müßiggängern versammelt, die neugierig unsre Fenster anstarrten. Endlich öffnete sich die Thür und einer der Douaniers trat ein. Wir erklärten ihm, daß wir mit ihm nichts zu sprechen hätten, und warnten ihn, unseren Wagen anzurühren. Zähnknirschend entfernte sich der leidenschaftliche Piemontese, mit der Versicherung, daß der Wagen ohne vorgängige Durchsuchung bestimmt nicht eingeschifft werden solle.

Bald nach ihm erschien der Cameriere noch einmal. Der Mann sah redlich aus; wir baten daher vertrauungsvoll, uns zu sagen, ob die Douaniers das Recht hätten, Reisende, die das Land verlassen wollten, zu visitiren. Er antwortete anscheinend mit Theilnahme, die Ausfuhr der Seide sei verboten; es bestehe daher der Befehl, sich bei Kaufleuten, die von hier nach Magadino oder der östreichischen Grenze übersetzten, die Gewißheit zu verschaffen, ob sie gegen dies Verbot rohe Seide bei sich hätten. „Wir haben uns aber," wandte ich verdrießlich ein, „durch unsre Pässe als preußische Beamte legitimirt; die Douaniers wissen sehr wohl, daß wir erst vorgestern hier durchgekommen, und blos bis an die Barriere auf den Simplon gefahren sind, wo es bekanntlich keine Seidenzucht giebt; auch hat auf der sardinischen Grenze gegen Wallis, bei Isella, Niemand uns zu durchsuchen gewagt. Es ist daher," fuhr ich fort, „lediglich auf eine Gelderpressung abgesehen, und darum eröffnen Sie den Douaniers, daß wir, wenn der Wagen nicht sofort freigelassen wird, eine ernste Beschwerde bei der Regierung anbringen werden."

Der Cameriere entfernte sich. Wir sahen ihn gleich darauf unten am Wagen. Hier erhob sich erst ein lebhafter Wortwechsel; endlich aber wurden die Douaniers kriechend höflich und ließen uns um die Erlaubniß bitten, den Wagen ie es ihre Pflicht sei, wenigstens flüchtig durchsehen zu dürfen. Um allen ferneren Weitläuftigkeiten zu entgehen (denn schon hatten wir eine halbe Stunde verloren, und die schnelle Einschiffung des Wagens war dringend nothwendig, wenn derselbe noch heut Abend Magadino

erreichen sollte), gestatteten wir dies, und wirklich benahmen sich die Leute nun mit größter Bescheidenheit; man sah ihnen den Wunsch an, durch Höflichkeit ein Trinkgeld zu erhaschen. Allein unser Aerger war zu groß gewesen, als daß wir uns bewogen finden konnten, ihnen auch nur einen Sou zu geben. Man fand durchaus nichts Steuerbares und keine Waare, deren Ausfuhr verboten gewesen wäre, und bald glitt unser Wagen langsam über den See. In Folge des gehabten Verdrusses konnten wir nur ein Paar Bissen genießen. Dennoch mußten wir lachen, als wir nach geraumer Zeit bemerkten, daß die Douaniers noch immer am Ufer standen und den schon zum fernen Punkt gewordenen Wagen, der ihre Hoffnung auf ein Trinkgeld so schmählich vereitelt hatte, in stiller Betrübniß mit sehnsuchtsvollen Blicken verfolgten.

Inzwischen hielt eine kleine Barke am Ufer, die uns nach Isola bella führen sollte. Die Barken des Lago maggiore sind nur aus Brettern zusammengefügt, kurz und schmal, der Kiel ist nicht gewölbt, sondern flach und besteht aus zwei oder drei dünnen, der Länge nach gegen die Rippen genagelten Brettern. Wenn daher die Wellen des Sees beim Rudern zuweilen den Vorder- und Hintertheil des Nachens emporheben, hört man deutlich, wie der Boden des Gefäßes aufschlägt und gegen das Wasser klatscht. Tonnenbände oder geschmeidige Haselstäbe, welche mit Leinwand bedeckt sind, überwölben, an beiden Seiten des Bords befestigt, die Barke und bilden ein schattiges Zelt.

Auch unser Schifflein bot uns ein solches Schattendach. Zwei Mann ruderten. Sie führten uns an der Fischerinsel vorüber, die, wie Isola bella, nur eine Vier-

telstunde vom Ufer entfernt ist. Aus der Entfernung nimmt sich die Fischerinsel mit ihrem steinernen Dörfchen sehr reizend aus; in der Nähe bemerkt man freilich nur Schmutz und Unflath, und die Täuschung schwindet. Wir wandten uns dann südlich an einem, mit ein Paar Bäumen besetzten Duodezinselchen vorbei nach Isola bella, welche uns die Nordseite mit der ältern Villa der Borromäer, einige Nebengebäude und eine Kirche zeigte. Bald hatten wir die Anfurth beim neuen Schlosse erreicht. Wir traten durch das Schloß, welches werthvolle Gemälde enthält, in den Garten. Dieser Garten mit seiner pyramidalförmig in zehn Absätzen sich erhebenden Terrasse, deren Spitze ein großes, geflügeltes Einhorn ziert, ist wirklich zauberhaft schön. Man hat indessen Isola bella so oft beschrieben, daß es hier füglich unterbleiben kann. Allein mit Freude bekenne ich: in Beziehung auf diese Insel hat Niemand die Unwahrheit gesagt. Wie im übrigen Italien die Natur weit hinter den schwülstigen Uebertreibungen der Enthusiasten, bleibt hier der Ausdruck des Enthusiasmus hinter der Natur zurück. Isola bella ist sehr schön! Man befindet sich im See, rings von dem Krystallspiegel umgeben, der von grünen Höhen und fernen Alpen eingefaßt ist. Während der in der Ferne umherschweifende Blick stets neue Reize der Natur entdeckt, entzückt das liebliche Eiland selbst durch eine fremdartige Pflanzenwelt, die hier zwar nicht die Natur von selbst hervorgebracht, welche aber unter ihrer Mitwirkung durch Kunst und Sorgsamkeit der Menschen geschaffen worden ist, und mit Mühe und Anstrengung erhalten wird. Isola bella ist das schönste Treibhaus in Italien. Noch einmal erblickt man hier einige Reihen von

Orangenbäumen im Freien; die hohe Terrasse ist mit Spalieren von Cedrat- und Limonenbäumen geziert; unter dem schützenden Obdach einer Felsengrotte werden sogar verschiedene Palmen gezogen; Cypressen, Lorbeerbäume *), Oleander, Granaten, amerikanische und indische Gewächse, Blumen und Sträucher aller Art erfreuen das Auge, und die große Blüthe des Magnolienbaumes verbreitet entzückenden Duft. Der Gärtner erzählte uns aber, daß im Winter alle diese Pflanzen, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren, mit Matten bedeckt würden. Dies ist den meisten Reisenden, welche Italien beim Lago maggiore zuerst betreten, völlig unbekannt; sie glauben gewöhnlich die Erzeugnisse der hesperischen Gefilde vor sich zu sehen. Wenn sie aber auch erfahren, daß diese Pflanzenpracht hier nur durch Kunst hervorgebracht und erhalten wird, so wähnen sie, daß ihnen die Natur im Süden Italiens jedenfalls gleiche Reize entfalten werde, und wenn sie, wie es meistens geschieht, nur bis Meiland oder höchstens bis Genua oder Florenz zu reisen im Stande sind, trösten sie sich damit, daß wenigstens Neapel wie Isola bella prange. Es ist recht übel und hat zuverlässig sehr viel dazu beigetragen, eine falsche Vorstellung von Italien zu verbreiten, daß gleich anfangs im hohen Norden Italiens gerade Isola bella den Reisenden begrüßt.

Doch auch dies Eiland läßt den schönen Eindruck, den es hervorbringt, nicht ungetrübt. Nachdem wir eine

---

*) Darunter der hohe, ehrwürdige Baum, in welchen Napoleon das Wort bataglia eingeschnitten hat. Gegenwärtig befindet sich an der Stelle, wo das Wort stand, nur ein Loch, da die Verehrer des Einsiedlers von Helena die Rinde stückweise abgelöset und mitgenommen haben.

geraume Zeit umhergewandert, fühlten wir das Bedürfniß, unsern Durst zu löschen. Wir fragten nach einem Wirthshause. Nicht weit vom neuen Schlosse befinden sich an dem nach der Seite von Stresa gelegenen Ufer der Insel einige scheußlich unfläthige Steinhäuser und ein Paar kleine Villen; eine ekelhafte Spelunke, die von Flöhen wimmelte und in die wir gar nicht einzutreten wagten, wurde uns als Albergo angepriesen. Wir hatten eben vergessen, daß wir noch in Italien waren; allein jetzt konnten wir freilich nicht mehr daran zweifeln.

Gegen drei Uhr erblickten wir in der südlichen Richtung nach Arona von fern das Dampfschiff. Wir eilten ihm auf unserer Barke entgegen. In der Nähe der Insel machte es Halt, die Schiffsglocke ertönte und rief noch mehrere andere Barken mit Fremden, die aus verschiedenen Richtungen herbeigekommen waren, an Bord. Eine piemontesische Militairperson nahm sogleich unsere Pässe in Empfang. Da das Schiff von Sesto Calende aus bis nach Magadino die ganze Länge des Sees zurückzulegen hat und auf diesem Wege jedesmal, sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise, aus den am piemontesischen Ufer gelegenen Ortschaften Reisende aufnimmt; so muß es oft in seinem Laufe anhalten, und darf sich daher nur langsam fortbewegen. Wir machten in der Stunde nur eine Meile, konnten aber auf diese Weise die reizenden Gegenden, an denen wir vorüber schwebten, um so besser in Augenschein nehmen.

Außer uns befanden sich etwa noch zwanzig Passagiere an Bord. Der Patron des Schiffes, der piemontesische Sergeant und einige andere italienische Herren erschöpften sich in Aufmerksamkeit gegen zwei junge Italie-

nerinnen, die wir nach der Freiheit ihres Benehmens für ein Paar reisende Hetären aus Meiland hielten. Sie tranken Wein und spielten Karten mit den Männern, die bald ziemlich lustig wurden. Wir bildeten eine abgesonderte, und zwar die beobachtende Gruppe auf dem Deck. Uns gegenüber saß ein alter Professor aus Bern mit seiner Ehehälfte. Beide sprachen kein Wort; die Dame schnitt Gesichter; ihr schien die Wasserfahrt nicht zu bekommen, denn sie kämpfte augenscheinlich mit Uebelkeit. Auf der Gallerie am Bug befanden sich, durch die Dampfmaschine vom ersten Platze auf dem Deck und von der in der Mitte des Fahrzeuges befindlichen Kajüte geschieden, die Passagiere des zweiten Ranges, ein Paar arme Handelsleute und ein junger Franziskaner, der eifrig in seinem Brevier las. Diese Reisegesellschaft wurde während des fernern Laufs des Schiffs abwechselnd vermehrt und vermindert, indem man einzelne Personen unterwegs absetzte und andere aufnahm.

Die Fahrt auf dem Lago maggiore ist die lieblichste Erinnerung unserer ganzen Reise. Bei Palanza erblickten wir links das Eiland Isolino. Der Tag war mild und schön, der blaue Himmel spiegelte sich in den sanft gekräuselten Wellen, die, an den Seiten des Schiffs von eisernen Radschaufeln aufgewühlt, in schneeweißen Schaum sich hüllten. Rechts und links bewegten sich die reizenden Ufer mit ihren grünen Bergen, Städtchen, Dörfern und Villen langsam an uns vorüber; jeder Augenblick gewährte eine neue und lieblichere Ueberraschung. So zeigte sich uns nach und nach Intra, S. Maurizio, Degagna und zur Rechten Laveno, Ca-

stello, Luvino. Bei Canero stießen wir auf ein Paar alte, mitten im See liegende Kastelle, welche die romantische Schönheit der Gegend noch vermehrten. Dann wandten wir uns links in die Einbiegung, die der See vor Canobia macht, so daß plötzlich die ganze bisherige Gegend hinter uns verschwunden war und sich vor uns ein neuer See zu öffnen schien.

Bald durchschnitten wir nun die Grenze der italienischen Schweiz, welche über eine niedrige Gebirgskette an beiden Seiten des Ufers fort und quer durch den See läuft. Inzwischen waren hinter uns Gewitterwolken emporgestiegen; es erhob sich ein lebhafter Wind und schon fielen einzelne Regentropfen auf das Verdeck. Als wir die hinter Ascona vorspringende Landzunge umschifft hatten, erblickten wir vor uns, in einem vom See bespülten Thal, die nicht unbedeutende Stadt Locarno. Das Ufer ist hier und überhaupt an der Nordseite des Sees ganz flach; doch steigen in geringer Entfernung hinter der Stadt Gebirge empor. Bei Locarno legte eine Barke bei uns an und nahm die beiden Hetären auf. — Hetären? Mit nichten: wir erfuhren, daß es zwei ganz sittsame, unbescholtene und anständige junge Mädchen wären. Aber so sind die gepriesenen Italienerinnen. Wohl Euch, Ihr deutschen Jungfrauen, daß Ihr Euch züchtiger benehmt, als die von den enthusiastischen Freunden Italiens so sehr bewunderten italienischen Frauenzimmer! Statt der beiden Italienerinnen brachte uns die Barke drei junge Schweizermädchen, die, unter Obhut ihrer Mutter auf einer Reise durch ihr Vaterland begriffen, Locarno heut besucht hatten. Sie sprachen

ein Deutsch, bei dem uns Hören und Sehen verging; zum ersten Male vernahmen wir den Dialekt der Schweizer, unglücklicher Weise im Munde von Damen! Es klang wie kauderwelsch.

Der Himmel hatte sich völlig umwölkt, als wir Abends 8 Uhr im Zwielicht den an der nordöstlichen Spitze des Sees gelegenen Gasthof Magadino im Kanton Ticino erreichten. Das große Haus war so mit Fremden überfüllt, daß wir nur mit Mühe ein Unterkommen fanden. Unsere Fenster gewährten uns eine reizende Aussicht über den See nach Locarno. Ferne Blitze leuchteten zur Linken. Wir waren etwa eine Stunde in Magadino, als das Gewitter losbrach. Der Regen stürzte plötzlich in Strömen herab, die Wellen des vom Sturm gepeitschten Sees hoben sich empor, als lechzten sie, die Wasser, welche dem Schooß der Wolken entrauschten, in sich aufzunehmen. Blitze durchzuckten nach allen Richtungen den rabenschwarzen Himmel; der Donner hallte wieder vom tausendfachen Echo der nahen und fernen Hochgebirge, und hörte nicht auf zu rollen. Wir lagen voll Entzücken am Fenster. In den Augenblicken, wo die Blitze leuchteten, überschauten wir die wallende Fluth, die durch dichte, graue, senkrecht herabströmende Wasserstreifen mit den schwarzen Wolken zusammenhing, und in diesen Nebelgebilden zeigte sich, wie ein Gespenst, die dunkle Gestalt des vor Anker liegenden Dampfschiffes mit dem hohen Schlott. Wir konnten nicht glauben, daß wir den durch seine Lieblichkeit berühmten Lago maggiore vor uns sähen; — mit freudigem Er-

staunen überzeugten wir uns, daß er auch ein erhabenes Schauspiel gewähren könne. —

Noch rollen entfernt die Donner des mehrstündigen Gewitters, das mich mehrmals bei Aufzeichnung unsrer heutigen Begebenheiten unterbrochen und an's Fenster gerufen hat. Der Regen ist sanfter geworden, der See ruhiger. Allein noch mögen wir nicht schlafen; ein Gedanke beschäftigt uns lebhaft: wir haben heut Italien verlassen; wir sind in der Schweiz und beginnen morgen durch dieselbe die Rückreise in's Vaterland. Und indem wir nun bemüht sind, die Nutzanwendung unserer Erfahrungen zu machen, und mit Gerechtigkeit, aber auch mit Billigkeit ein Urtheil über das Land zu fällen, in welchem wir geraume Zeit zugebracht; indem wir uns die Frage, ob wir das Eldorado unserer Phantasie gefunden, aufrichtig zu beantworten bemüht sind, fühlen wir uns unwillkürlich von Unmuth, nicht sowohl gegen das Land, in dem wir uns getäuscht, als gegen die Thoren durchdrungen, die uns und Andere geäfft. Das einzelne Schöne und Merkwürdige kann uns für die schmerzliche Enttäuschung, die uns im Ganzen geworden ist, und für den Ekel und Widerwillen, mit dem wir unablässig zu kämpfen hatten, keineswegs genügend entschädigen. Und deshalb jauchzen wir mit dem rollenden Donner aus voller Brust, daß wir aus dem schmutzbespritzten Stiefel Europa's wieder in das Herz der Jungfrau zurückkehren können; wir freuen uns von ganzer Seele, daß Italien hinter uns liegt, früher das Land unserer Wünsche und Hoffnungen. Leb wohl denn, Italien, auf Nimmerwiedersehen! —

Letztes Kapitel.

Rückreise in's Vaterland durch die Schweiz, Baden, Hessen und Thüringen. — Bellinzona. Das Livinenthal. Der St. Gotthard. Das Urserenthal. Altorf, der Vierwaldstätter See, Schwyz, der Rigi, Luzern, Zürich, der Rheinfall und Schaffhausen. Der Schwarzwald. Kehl. Straßburg. Karlsruhe. Heidelberg. Die Bergstraße. Darmstadt. Frankfurt a. M. Hanau. Fulda. Eisenach und die Wartburg. Gotha. Erfurt. Weimar. Naumburg. Leipzig. Wittenberg. Potsdam. Berlin. Schlußbetrachtung.

Am Morgen des 21. Juli verließen wir Magadino, wo wir einen Fuhrmann bis nach Bellinzona (Bellenz), der Hauptstadt des Kantons Ticino (Tessin), hatten annehmen müssen, und schlugen die Straße nach dem St. Gotthard ein. Der Weg nach Bellenz führt durch ein anmuthiges Thal. Die Stadt liegt zwischen Hügeln am Flusse Ticino, und ist von drei uralten Kastellen umgeben. Noch einmal wurden wir durch die Bauart dieser Kastelle, durch die ausgezackten alten Mauern, welche am Eingang in die Stadt rechts und links von den Hügeln herablaufen, lebhaft an Italien erinnert. Auch die Häuser der Stadt sind noch massiv und im italienischen Geschmacke gebaut. Wir befanden uns aber auch noch am südlichen Abhang der hohen Schweizeralpen, welche eigentlich die natürliche

Grenze der Schweiz und Italiens bilden. Erst jenseits des St. Gotthard beginnt die Schweizerbauart.

In Bellinzona erhielten wir wieder Postpferde. Der Weg zog sich stets am Ticino hin. Bei Poleggio traten wir in das an Naturschönheiten so überreiche, enge Leventinen= oder Livinenthal, in dem dieser Gebirgsstrom über Felsen dahinrauscht und die schönsten Wasserfälle bildet. Kastanien= und Nußbäume, Pappeln und Wein schmücken die Gegend. Wir erreichten Giornico und Faido, und erst in der Dunkelheit das Dorf Airolo am Fuße des Gotthard, wo wir übernachteten. Hier hörten wir zum letzten Male italienisch sprechen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, als die hübsche Wirthstochter und ihre Mägde, sämmtlich blonde, blauäugige, rothbäckige Schweizermädchen, von denen wir ein kräftiges Plattdeutsch erwartet haben würden, uns zierlich mit den weichen italienischen Lauten begrüßten. Um diesen Eindruck ganz zu empfinden, müßt Ihr, werthe Leser, Euch vorstellen, daß ein pommersches Bauermädchen mit Holzpantoffeln an Euch heranklotzend, französisch oder italienisch mit Euch zu sprechen anfinge! —

In Airolo hörten die Extraposten auf. Wir accordirten mit dem Wirth, der uns seine Pferde bis Hospenthal (nicht Hospital, wie alle Charten fälschlich angeben) jenseits des St. Gotthard vorlegte. Eine vortreffliche Straße führt jetzt über diesen furchtbaren Felsenriesen. Gleich hinter Airolo steigt sie im Zickzack empor, so daß man sich von dem im Thal liegenden Dörfchen bald entfernt, bald sich ihm wieder nähert. Je höher man kommt, je schöner ist der Blick über Airolo hinaus in das ferne Livinen=

thal. Der Morgen war freundlich und warm. Endlich verschwand Airolo; wir befanden uns zwischen hohen Felsenwänden und fühlten hier eine ganz veränderte Temperatur. Noch höher emporsteigend erreichten wir eine furchtbare Felseneinöde, mit der sich selbst die nackten Felsen der Simplonstraße nicht vergleichen lassen. Die Natur schien hier völlig abgestorben, und durch die weiten Oeffnungen zwischen den uns umgebenden ewigen Granitfelsen brausete der Sturmwind mit eisiger Kälte. Der Himmel hatte sich in graue Wolken gehüllt. Plötzlich fing es an zu schneien. Welch ein Schauspiel am 22. Juli! Von Kälte durchschauert und unvermögend, uns gegen den Sturmwind zu schützen, erreichten wir das 6390 pariser Fuß über dem mittelländischen Meere gelegene, ehemalige Kapuzinerhospiz, welches gegenwärtig nur eine schmutzige, elende Kneipe ist. Merkwürdig sind auf einer solchen Höhe zwei kleine Seen in der Nähe des Gebäudes. Allein auch hier noch ist der Reisende rings von acht ungeheuern Felsenzacken umgeben, von denen sich die höchste Spitze des Gotthard, der Fibia, 9964 Fuß hoch in die Luft erhebt. Noch hatten wir in dem furchtbaren Wetter fast 2000 Fuß höher zu steigen, da die höchste Stelle des Passes fast 8264 Fuß über dem Meere gelegen ist. Es schneiete so heftig, daß sich die kahlen Felsen hinter den fallenden Flocken wie Nebelgebilde darstellten. Endlich hatten wir die Höhe erreicht. Wir fuhren nun den nördlichen Abhang hinab in das wilde Urserenthal hinein, wo das Schneegestöber allmälig aufhörte.

Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Vegetation auf der nördlichen und südlichen Seite des Gebirges. Eine Stunde lang erblickt das Auge gar kein Gewächs, bis endlich die Tanne dürftig zum Vorschein kommt. Der gefallene Schnee vermehrte das Oede der Gegend. Zur Mittagszeit kamen wir nach Hospenthal, im Kanton Uri, wo wir mit inniger Freude nach langer Zeit wieder nur die Töne der Muttersprache hörten. Auch ist die Bauart der Häuser hier schon ganz deutsch. Mit biederer Herzlichkeit setzte man uns im Gasthofe ein Paar einfache, aber schmackhafte Speisen und genießbares Brot vor; — wir waren im Vaterlande! — Solchen Unterschied begründen Hochgebirge. —

Da unsre Verhältnisse nur noch eine kurze Abwesenheit von der Heimath gestatteten, so entschlossen wir uns, von Hospenthal aus quer durch die Schweiz nach Hause zurückzukehren und nur den Mittelpunkt, oder den sogenannten klassischen Boden derselben zu besuchen. Auch in Hospenthal waren keine Postpferde zu bekommen und wir mietheten daher die drei kräftigen Pferde und den Knecht unsers Wirthes für die ganze Dauer der Schweizerreise. Außerdem empfahl uns der Wirth einen Führer, der von Zürich einen Reisenden bis hierher geleitet hatte. Und hiermit sei auch Dir, ehrlicher Jakob Mühlhaupt, ein Denkmal gesetzt in diesem Büchlein. Ein hagerer, muskelkräftiger alter Mann, mit grauem Haar, rothem, schmalem Gesicht und hervortretenden, hellblauen, unbeschreiblich gutmüthigen Augen, in eine graue Jacke und graue Beinkleider gekleidet, stand, das Mützchen demüthig in der Hand haltend, vor uns, und bot uns in seinem

etwas unverständlichen Schweizerdeutsch seine Dienste an. Wir entsprachen seinem Wunsche, und sind von ihm mit wahrer Redlichkeit und mit der aufmerksamsten Anhänglichkeit 6 Tage lang bedient und bis nach Zürich geleitet worden. Möge es ihm immer wohl ergehen! — Welch ein Unterschied zwischen diesem Schweizer = Cicerone und den Italienern! —

Der Weg von Hospenthal nach Altorf führt ununterbrochen an dem Waldstrom Reuß, der sich bei Altorf in den Vierwaldstätter See ergießt, im Thale dahin. Die Natur hat auf dieser kurzen Strecke, welche in einem halben Tage zurückgelegt werden kann, zahlreiche Wunder geschaffen und entzückt durch die Abwechselung furchtbarer und lieblicher Schönheit. Anfangs ist die Gegend wild und öde; man fährt durch Schluchten und gelangt hinter Andermatt zur Teufelsbrücke, die zwei Felsen mit einander verbindet, und unter welcher die von der Höhe eines Berges herabstürzende Reuß eine prächtige Kaskade bildet, ferner zum Urner Loch, einem durch den Felsen gesprengten, 80 Schritt langen Gang, zu den gefährlichen Schöllenen, hinter Göschenen zum Pfaffensprung und dann immer weiter bergab nach Amsteg. Dies ist ein freundliches Dörfchen mit rothen Dächern und sauber angestrichenen Häusern, aus Fachwerk zusammengesetzt, in lieblicher Gegend. Auf dem Wege von Hospenthal bis Amsteg erblickten wir hier und da über die nahe gelegenen nackten Felsen oder über grüne bewachsene Berge hinausragend schneeweiße Alpenhäupter, insbesondere die Furka, den Galen- und Bristenstock. Gleich rechts am Wege, hinter Amsteg, bezeichnet die alte Ruine Zwing=Uri den Anfang des klassischen Schweizergebietes.

Wir traten nun in ein entzückendes Thal, welches sich bis zum Vierwaldstätter See erstreckt und von der Reuß bewässert ist. Der Abend war schön und mild; die untergehende Sonne strahlte wieder von dem blendenden Schnee des Bristenstocks hinter uns, während auf den grünen Matten rings umher und auf den Bergen die Glocken der weidenden Kühe harmonisch läuteten. Ueberall sahen wir reinliche, fleißige Landleute, freundliche Hütten, Gärten und dichtbelaubte Bäume, deren saftiges Grün die Sonne vergoldete. Rechts lag Bürglen, Wilhelm Tell's Geburtsort. Und bald erblickten wir vor uns, den grünen Teppich begrenzend, einen silbernen Streifen: es war ein Theil des Vierwaldstätter Sees! —

Wir blieben in Altorf zur Nacht, zahlten eine sehr mäßige Rechnung und setzten am nächsten Morgen auf einem Krahn von Flülen uns über den See, dessen smaragdgrüne Fluth von grünen hohen Bergen und Alpen eingeschlossen ist. Hinter uns ragte noch immer das Schneehorn des Bristenstocks empor. Tell's Platte, die Stelle am rechten Ufer des Sees, wo Tell im Ungewitter aus dem Boote sprang und den Tyrannen mit kräftigem Fußstoß den empörten Wellen Preis gab, und wo jetzt eine kleine Kapelle steht, so wie das Grütli auf dem grünen Abhang eines Berges am linken Ufer, wo einst der Schweizerbund beschworen wurde, erweckten in uns begeisternde Erinnerungen.

Hat man die Felsenspitze umschifft, welche hinter dem Grütli in den See hineinragt, so öffnet sich zur Linken die Aussicht auf das mächtige, dunkelgrüne, 7100 Fuß hohe Pilatusgebirge. Nach mehr als zweistündiger Fahrt

landeten wir zu Brunnen, im Kanton Schwyz, wo wir von dem Hügel, der hinter dem am See gelegenen Wirthshause befindlich ist, das kleine, liebliche Thal, mit dem Flecken Schwyz und den beiden merkwürdig gestalteten Felsenhörnern, welche der große und kleine Mythen, auch Schwyzerhaken genannt werden, und auf der andern Seite den See mit dem dahinter thronenden Pilatus, rings um uns aber Kultur und Gewerbsthätigkeit mit Entzücken überschauten. Wir verfolgten dann den reizenden Weg, der über Schwyz nach Arth führt, und schwelgten freudetrunken im Anblick des kleinen Sees von Lauerz mit dem Schwanaueilande. Hinter uns schlossen die beiden nackten Felsenhaken von Schwyz den Gesichtskreis; vor uns erhob sich zur Linken der einem ruhenden Löwen vergleichbare, 5700 Fuß hohe Rigi; zur Rechten der Roßberg, bekannt durch den furchtbaren Erdfall, welcher im Jahr 1806 einen Theil des Lauerzer Sees und zwei Dörfer, darunter das Dorf Goldau, verschüttete. Und bald befanden wir uns mitten unter den Trümmern, die jenes schreckliche Ereigniß für Jahrhunderte hinterlassen. Wir sahen die ungeheuern aus Nagelflühe zusammengesetzten Erdklumpen und Felsenstücke, welche von der Spitze des vielleicht 2000 Fuß hohen Roßbergs, den Abhang desselben und die Ebene an dessen Fuß eine Stunde weit bis zur Landstraße und selbst über dieselbe hinaus, durchwühlt und überrollt hatten. Die Nagelflühfelsen bestehen bekanntlich aus größeren und kleineren runden Kieseln von verschiedenen Farben, die durch verhärteten Thon mit einander verbunden sind; sie können daher nicht die Festigkeit anderer Felsarten haben, zerbröckeln in sich und verursachen leicht Erdfälle.

Gegen Abend erreichten wir den Flecken Arth, am Zuger See, der, da es windig war, mit ungestümen, hohen Wellen das Ufer peitschte. Der Rigi steigt hier an der linken Seite unmittelbar aus dem Wasser empor; in der Entfernung aber flachen sich die Ufer ab. Wir fuhren auf dem See spazieren, und besuchten das Monument der Schlacht von Moorgarten. Am folgenden Tage, den 24. Juli, bestiegen wir den Rigi. Das Wetter war leider ungünstig. Als wir eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, fing es an zu regnen und bald sahen wir uns in undurchsichtige Nebel gehüllt. Gänzlich durchnäßt und von den Stürmen der Hochgebirge durchschauert, kamen wir Mittags 1 Uhr auf Rigikulm, der höchsten Spitze, an, wo wir ein recht gutes Wirthshaus und selbst ein Fortepiano fanden. Unterhaltung und Musik mußte uns für den übrigen Theil des Tages die Zeit vertreiben; denn es hörte nicht auf zu regnen und der Nebel war so dicht, daß wir außerhalb des Hauses, im buchstäblichen Sinne, nicht 3 Schritte weit sehen konnten. Wir blieben, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, über Nacht auf dem Rigi. Leider wurde uns aber die Freude des Sonnenaufgangs nicht zu Theil; denn als wir uns am folgenden Morgen frühzeitig von unserm Lager erhoben, war der Himmel noch mit Wolken bedeckt und wir sahen nur, wie der Sturmwind mit den ungeheuern weißgrauen Nebelballen spielte, die er über Berge und Thäler dahinrollte. Nur sekundenlang erblickten wir tief unter uns die von der Sonne erleuchteten grünen Thäler. So mißmuthig uns die vereitelte Hoffnung machte, mußten wir doch über eine Kavalkade reisender Engländer lachen, die so eben auf

Saumrossen Rigikulm erreichten, und die sich wahrscheinlich lange vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht hatten, um den Sonnenaufgang nicht zu verfehlen. Eine stolze Mylady zuckelte voran. Ernst und würdevoll ritt sie bis an den östlichen Rand der Bergspitze, starrte hier mit ihrer Begleitung eine Weile auf das auf allen Seiten undurchdringliche Nebelmeer, kehrte dann, ohne ein Wort zu sagen, mit ihrer Familie um, und ritt eben so würdevoll, als sie gekommen, den Berg wieder hinab. Ein anderer Engländer, der schon Tages zuvor auf Rigikulm angekommen war, saß mitten im Nebel auf einer Bank, schaute bedenklich in die grauweiße Luft hinein, zog dann ein Taschenbuch hervor und zeichnete — den Sonnenaufgang! — Wir blieben bis Mittag, hörten den Kuhreigen blasen, unterhielten uns in angenehmer Gesellschaft, und hatten endlich die Freude, daß sich das Wetter aufklärte.

Den Hochgenuß, den die ungetrübte Aussicht vom Rigi gewährt, schildert keine Feder. Selbst die Aussicht vom Vesuv tritt dagegen in Schatten. Rings um den seligen Beschauer und unter demselben breitet sich Europa's schönstes Land, die Schweiz, aus, mit ihren blühenden Thälern, grünen Matten, Fruchtgärten, Getreidefeldern, freundlichen Städten und Dörfern, mit ihren gewaltigen Seen, ihren Laub- und Nadelholzwäldern auf dem Rücken der ungeheuern Gebirge, mit ihren Felsenhörnern, ihren Alpen! Sieht man vom Vesuv das Meer, so erblickt man vom Rigi herab tief unter sich zwölf der schönsten Seen von köstlich blaugrüner Farbe in malerischer Umgebung; die am Himmel ziehenden Wol-

ken schweben, gigantischen Schatten gleich, über der Oberfläche dahin, welche getuscht und völlig unbewegt zu sein scheint, da man sich zu hoch befindet, um das Spiel der Wellen noch wahrnehmen zu können. Das Gefühl, mit dem man an der nordöstlichen Seite, wo der Berg fast senkrecht aus dem Zuger See emporsteigt, in diesen See hinabblickt, ist unbeschreiblich. Man fühlt Sehnsucht in die stille Fluth hinabzuspringen, die schweigsam, dennoch so süß anlockt! Wendet man aber das Auge nach Südost; sieht man hoch am Horizonte die Riesen der Schweiz, das Berner Hochland in herrlicher Gruppirung mit den schneestrahlenden Häuptern, schwingt sich die Seele unwillkürlich wieder empor zum Himmel. Armes Italien, wo vermöchtest du ein Bild zu gewähren, dem ähnlich, welches ich so eben, nur in flüchtigen Umrissen anzudeuten, vergeblich mich bemüht habe? —

Der übrige Theil des Tages war sehr schön. Wir stiegen hinab nach Immensee, besuchten Tell's Kapelle, die hohle Gasse (ein niedriger Hohlweg, in dem Tell den Geßler erschoß) und Küßnacht, und fuhren von hier, wo wir unsern Wagen wiederfanden, längs dem Ufer des Vierwaldstätter Sees, an der Ruine Habsburg vorbei, nach der am See gelegenen freundlichen Stadt Luzern. Die Gegend von Küßnacht bis nach Luzern ist wunderschön. Zur Linken erblickt man den See, jenseits desselben das Pilatusgebirge, zur Rechten grüne Anhöhen: überall Kultur, Glück und Frieden. Keine Gegend Italiens hat einen so zauberhaften Eindruck auf mich gemacht, als diese, deren Schönheit überdies durch die Lieblichkeit des Sommerabends noch erhöht wurde.

Der Weg von Luzern nach Zürich führt anfangs längs der Reuß, die bei Luzern wieder aus dem See tritt, durch einen Theil des Kantons Luzern, und dann auf der Grenze der Kantone Aargau und Zug bis nach dem Dorfe Knonau, an der Grenze des Kantons Zürich, durch das sogenannte flache Land der Schweiz. Wiewohl auch dies noch aus breiten Hügelrücken besteht, so glaubt man doch, bei dem Mangel höherer Berge und Alpen, sich nicht mehr in der Schweiz zu befinden. Grüne Wiesen wechseln mit weit sich ausdehnenden fruchtbaren Getreidefeldern und mit üppigen Waldungen. Ueberall erblickten wir freundliche Dorfschaften und einzelne Bauernhäuser; von allen Seiten begrüßten uns fleißige, frohe und wohlgekleidete Menschen in der eigenthümlichen Tracht ihres Kantons. In Knonau war großes Scheibenschießen; wir bewunderten die Sicherheit, mit welcher die Landleute ihr Ziel zu treffen wußten. Noch ist in der ganzen Schweiz die Armbrust im Gebrauch; wir sahen sechsjährige Knaben, die, nachdem sie uns ihren Spruch hergesagt und eine Kleinigkeit zum Ankauf von Bolzen erbeten hatten, uns Beweise großer Geschicklichkeit im Treffen mit der Armbrust gaben. Hinter Knonau erhebt sich zur Rechten der Bergrücken des Albis, welcher den Züricher See versteckt. Je mehr wir uns der Stadt Zürich näherten, je schöner und kultivirter wurde die Gegend. In der milden Beleuchtung der Abendsonne erreichten wir die Stadt, wo wir im Gasthofe zum Schwert einkehrten.

Die Aussicht aus unsern Fenstern hier war vielleicht die köstlichste unserer ganzen Reise. Zürich liegt nämlich an der nordöstlichen Spitze eines mehrere Meilen langen

Sees, und zwar an der schiffbaren Limmat, die hier aus demselben hervortritt. Dicht am See führt eine hölzerne Brücke über den breiten Fluß; auf derselben steht der Gasthof, aus dem man nicht nur einen Theil der Stadt, insbesondere zur Linken die beiden Thürme des Münsters und rechts den spitzen Thurm einer andern Kirche, sondern auch vor sich die Ausströmung der Limmat und in der Mitte derselben, in der Entfernung eines Büchsenschusses etwa, einen malerisch gelegenen hohen alten Thurm erblickt, der als Gefängniß dient. Hinter demselben breitet sich der hellgrüne, liebliche See aus, der rechts und links von sanft sich erhebenden, grünen Anhöhen, an deren Fuß freundliche Dörfer, Fabrikgebäude und Landhäuser gelegen sind, eingeschlossen ist. Eine vorspringende Höhenzunge entzieht die weitere Ausdehnung des Sees in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen dem Auge. Allein da, wo der See aufzuhören scheint, schließen sich an die niedrigen Höhenzüge, welche den klaren Krystallspiegel in einen grünen Rahmen fassen, höhere Gebirge an, welche, malerisch gruppirt, in fünf verschieden schattirten Abstufungen bis zu den Schneegipfeln der Alpen von Glarus, Schwyz und Unterwalden emporsteigen. Segelschiffe und Gondeln belebten dies zauberisch schöne Bild, und als die Sonne unterging, glühten die höchsten Gipfel der Alpen, so daß sie wie dunkelrothe Transparents gegen den tiefblauen Aether abstachen. Und wir riefen Alle, von süßer Wonne durchschauert, wie aus einem Munde: Nein, solch eine Gegend hat Italien nicht; weit, weit bleibt Neapel, selbst Genua's Umgebung, hinter den Wundern dieser Gegend zurück! –– Und als sich nun der Vollmond

emporhob, leuchtete es wie matter Silberglanz an den fernen Alpen; höher und höher stieg der Mond, die Hochgebirge im Hintergrunde zerflossen in gigantische Schatten, und die Wellen umspielten wie flüssiges Gold den schwarzen Gefängnißthurm. Entzückendes Bild, nie wird die Erinnerung an dich aus meiner Seele schwinden!

Wir blieben am folgenden Tage in Zürich und beschifften den reizenden See, wobei wir neue Wundererscheinungen der Hochgebirge wahrzunehmen Gelegenheit hatten. In der lieblichen, am See gelegenen Villa des edlen Schweizers Escher=Zollikoffer's fanden wir eine gastliche Aufnahme.

Tages darauf reiseten wir von Zürich nach Schaffhausen und betrachteten freudig den erhabenen Rheinfall bei Laufen. In Schaffhausen erhielten wir endlich wieder Extrapostpferde, und wir schieden dann mit Schmerz von dem Lande, das unsere Erwartungen so sehr übertroffen hatte.

Auf unserm kurzen Durchfluge durch die Schweiz haben wir in jedem Kanton die demselben eigenthümliche Kleidung, insbesondere sehr hübsche Weibertrachten, wahrgenommen. Was wir dagegen von Kostümen in Italien gesehen, wo wir doch so lange Zeit verweilt haben, und wo tausend Abbildungen gar nicht vorhandener Landestrachten verkauft werden, ist dem Leser bekannt.

Alle Unannehmlichkeiten, welche uns in Italien so unaufhörlich verfolgten, waren in dem Augenblicke verschwunden, wo wir den Boden der Schweiz betreten hatten. Wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß man uns in der Schweiz überall mit

biederer Herzlichkeit entgegen gekommen ist. Auf unserer ganzen Reise durch dies himmlisch schöne Land sind wir nirgend betrogen worden. Es mag sein, daß es im Vergleich mit Deutschland dort etwas theuer ist; allein wir, die wir aus Italien, dem Lande der Prellerei, kamen, fanden alle unsre Rechnungen in der Schweiz so billig, daß wir im gelobten Lande zu sein glaubten. Selbst auf dem Rigi, wo man doch alle Lebensmittel erst mühsam hinaufschaffen muß, waren wir, ungeachtet wir sogar ein Nachtquartier zu bezahlen hatten, dennoch mit der Forderung des Wirthes sehr zufrieden. Auch in den schlechteren Wirthshäusern der Schweiz findet man reinliche und genießbare Speisen; in den größeren Gasthöfen der Städte aber sind sie ganz vortrefflich. Das Brot und die Semmel ist köstlich: die Schweizerbäcker sind berühmt. Ueberall erblickten wir die größte Reinlichkeit; die letzten Flöhe peinigten uns in Magadino; sogar auf dem Rigi nahmen saubere und weiche Lagerstätten unsre müden Glieder auf. Der Schweizer, der selbst bieder ist, hält auch jeden Fremdling so lange für redlich, bis das Gegentheil erwiesen ist. Weder beim Eintritt in die Schweiz, noch beim Austritt aus diesem Lande fragte uns Jemand nach unsern Pässen, nur in den Hauptstädten Luzern und Zürich erbat man deren Vorzeigung, ohne dafür Geld zu verlangen; während die mißtrauischen und habsüchtigen Italiener, wie der geneigte Leser weiß, uns in der Regel mehrere Mal an einem Tage dieselben mit beleidigender Grobheit abforderten und uns unnöthigen Aufenthalt und stets wiederkehrende Geldkosten verursachten. Und neben dieser Biederkeit der Schweizer, neben dem Mangel an Unannehmlichkeiten für

die Fremden, vermöge des allgemeinen Strebens in der Schweiz, dem Reisenden seinen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, kommt die unvergleichliche Schönheit der Gegenden in Betracht. Die Schweiz ist unendlich reizender, als man sie je beschrieben, Italien dagegen (ich nehme Genua und Isola bella aus) nirgend so, als es Thorheit oder Bosheit darzustellen beliebt. Wer da glaubt, daß die Schweiz nur in ernster, erhabener Schönheit prange, der irrt; es ist vielleicht nirgend ein solcher Wechsel des Lieblichen und des erhaben Schönen, als gerade in diesem Lande vorhanden. Die paradiesischen Thäler der Schweiz haben wir in Italien nirgend gefunden. Hätten wir dies Alles vorhergewußt, so würden wir die schöne Schweiz und einen Theil Frankreichs; unter keiner Bedingung aber Italien besucht haben. Möge dies eine gute Lehre für andere sein! —

Von Schaffhausen reiseten wir über Donaueschingen und Hornburg durch den reizenden Schwarzwald, und über Offenbach und Kehl nach Straßburg, dessen Münster, ungeachtet wir St. Peter gesehen, dennoch tiefen Eindruck auf uns hervorbrachte, und uns lebhaft an den Stephansthurm zu Wien erinnerte. Dann besuchten wir das freundliche Karlsruhe, das in entzückender Gegend gelegene Heidelberg, einen Punct in Deutschland, dem ebenfalls keine italienische Gegend an die Seite gesetzt werden kann, und fuhren hierauf längs der Bergstraße über Darmstadt nach Frankfurt am Main, wo wir einen Rasttag machten. Von dort endlich kehrten wir über Hanau und Fulda, durch den lieblichen, mit Laubholz prangenden Thüringer Wald, den wir von der Wartburg mit Freude überschauten,

über Gotha, Erfurt, Weimar und Leipzig, durch die gesegnetsten Fluren Deutschlands, nach Berlin zurück, wo wir endlich am 14. August glücklich wieder eintrafen.

Der schönste Erfolg unserer Reise ist die Ueberzeugung, daß unser deutsches Vaterland hoch über Italien steht, und das erhebende Gefühl, in einem Lande geboren zu sein, welches in Beziehung auf Kultur, intellectuelle Bildung und wahre Civilisation mit allen andern, die wir gesehen, unbesorgt in die Schranken treten darf. Ein Deutscher, der, von fernen Reisen zurückkommend, dies nicht freudig erkennt und nur das Fremde anbetet, ist seines herrlichen Vaterlandes unwerth und verdient, als ein enthusiastischer Thor, bemitleidet, wenn nicht — verachtet zu werden.

Anhang.

Das Schicksal derer, die sich berufen fühlen, einen Wahn zu bekämpfen, ist in der Regel nicht beneidenswerth. Um so glücklicher muß ich mich schätzen, daß mir für mein Bestreben, einen großen Irrthum zu widerlegen, in der Nähe und Ferne freudige Anerkennung geworden ist. Nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch mündlich und in Briefen, hat man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mancher Biedermann hat mir dankend seine Hand gereicht.

Die Gegenwart ringt nach Aufklärung; die Vergangenheit schirmte sich gegen den Lichtschein. Ich habe ausdrücklich in der Einleitung zu meinem Werke angeführt, daß, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, von englischen Schriftstellern die Wahrheit über Italien ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden sei. Gedachte denn Niemand der Reise des großen Humoristen Smollet; Niemand des Mooreschen Werkes über Italien?

Auch in Deutschland hatte sich indessen damals die Stimme der Wahrheit schon vernehmen lassen. Es ist mir erst jetzt gelungen, von Archenholz's Werk über England und Italien (Leipzig 1785) zur Einsicht zu erhalten. Mit Erstaunen habe ich daraus ersehen, daß dieser Gelehrte, der 16 Jahre seines Lebens darauf verwandte, Europa zu durchreisen und kennen zu lernen, und der sich durch seine Beobachtungsgabe und Weltkenntniß so sehr berühmt gemacht hat, in vielen Punkten fast wörtlich mit mir übereinstimmt. Ich kann es mir nicht versagen, aus der mir vorliegenden ersten Auflage seines Werkes, einige seiner Betrachtungen mitzutheilen.

Ueber den Kulturzustand, den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Italiener sagt derselbe z. B. unter andern:

„Es herrscht in Italien durchaus grobe Unwissenheit, wovon ich unzählige Beispiele erlebt habe. Die Ursache davon ist größtentheils, daß die Italiener die Erlernung andrer europäischer Sprachen ganz vernachlässigen. Selbst die französische wird in keinem einzigen Lande von Europa, Spanien ausgenommen, so wenig, wie in Italien, erlernt. Unter dreißig Gelehrten findet man kaum einen, der diese Sprache versteht;

an andere Sprache ist gar nicht zu denken. Denn ein Italiener, der ohne gereist zu sein, blos aus Liebe zu den Wissenschaften die englische oder deutsche Sprache erlerat, ist ein Phänomen, daß man schwerlich in ganz Italien antreffen wird," u. s. w.

„Häufige Kirchenmusiken unterhalten indessen den Hang zur Tonkunst, den man auch des Nachts auf den Straßen gewahr wird, wo man ganze Schaaren von gemeinen Leuten spazieren gehen sieht, die ein singendes Chor formiren," u. s. w.

„Nirgend ist Gastfreiheit weniger üblich als in Italien. Die geringe Geselligkeit der Nation, ihr großer Hang zur Sparsamkeit, oder vielmehr zum Geiz bei einem jeden Aufwande, der nicht allgemein in die Augen fällt, macht, daß sie diese Tugend, so wie viele andere, nicht ausüben. Sind sie Ehren halber verpflichtet, einem Fremden Höflichkeiten zu erweisen, oder haben sie in Betracht seiner politische Absichten, so glauben sie durch die Einladung auf eine Tasse Chokolade ihm den überzeugendsten Beweis ihrer Achtung zu geben. Von Thee- und Kaffeegesellschaften, der großen und angenehmen Ressource in so vielen andern Ländern, wissen sie ganz und gar nichts; denn selbst die am Besten eingerichteten Familien lassen ihren Kaffee tassenweise aus den Kaffeehäusern holen, und zwar als ein Bedürfniß, das man den Augenblick stillt; wobei also keine Konversation Statt finden kann. Ja, sollte man es wohl glauben, daß in ganz Italien auch nicht ein einziger Garten ist, wo Menschen zusammen kommen, sich zu unterhalten, und auf eine unschuldige Weise zu belustigen! Keine Societäten, keine Klubs, keine Gesellschaftsbälle und Pickeniks, kurz nichts von allen den geselligen Vergnügungen ist in diesem Lande bekannt, die in Deutschland, England und so vielen andern Ländern eine unversiegende Quelle unzähliger Annehmlichkeiten sind. Den Menschen bedaure ich, den Künste und Klima, so viel Reiz sie auch mit Recht haben, für solche Mängel schadlos halten können!" — u. s. w.

„Die Gartenkunst liegt in diesem Lande noch in der Wiege, auch haben die Italiener überhaupt keinen Geschmack daran, so sehr auch das warme Klima zu Gartenbelustigungen einladet. Man nehme die Statuen und Springbrunnen aus, so findet man von Turin bis Neapel auch nicht einen einzigen Garten, den man als ein Werk der Kunst anführen könnte. u. s. w."

„Ein in ganz Italien eingeführter Gebrauch ist das Cicisbeat. Wie sehr aber dieser unsinnige Gebrauch in einem wollüstigen Lande den Sitten nachtheilig sein müsse, wird

jeder Menschenkenner einräumen, so viel auch zu dessen Beschönigung selbst von klugen Reisenden gesagt worden ist, die in diesem Fall das Echo der Italiener gewesen sind. Es ist nichts so lächerlich auf Erden, dem man nicht einen Anstrich geben könnte. Genug, die Dame wählt sich ihren Cicisbeo, der auch oft im Ehekontrakt bestimmt wird, und dieser wird ihr unzertrennlicher Gesellschafter bei allen Gelegenheiten," u. s. w.

„Eine Landessitte ferner, welche die Päderastie in Italien befördern hilft, ist der abgeschmackte Gebrauch, von Mannspersonen alle Weiberdienste verrichten zu lassen. Dieser Gebrauch kommt von dem alten barbarischen Vorurtheil her, nach welchem die Keuschheit als die größte aller Tugenden, und die Unkeuschheit als das abscheulichste Laster angesehen wurde. Um nun dies zu vermeiden, entfernt man die Weiber von allen häuslichen Bedienungen, und überläßt alle Dienste den Männern, die sogar den Frauen und unverheiratheten Schönen die Betten machen. Auch in allen Gasthöfen in ganz Italien ist dieser Gebrauch beibehalten, wo man kein weibliches Geschöpf sieht. Die Weiber werden dadurch platterdings zur Unthätigkeit verdammt, die sie sich denn auch gern gefallen lassen," u. s. w.

„So häufig die Mordthaten hier sind, so ist doch der Diebstahl selten. In einer des Nachts unerleuchteten Stadt, bei so vielen Schlupfwinkeln, und einer höchst elenden Polizei, würden die Diebe freies Spiel haben. Allein ungeachtet der großen Dürftigkeit unterbleibt es," u. s. w.

Ueber Venedig sagt Archenholz unter andern:

„Die sonderbare Lage von Venedig zwingt Jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Markusplatze zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieser also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spazierganges bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Platz [1]) den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß."

---

1) Vor fünfzig Jahren mag er noch nicht so räucherig ausgesehen haben, als jetzt. Nur das Glänzende, das Farbenreiche prangt, nie das Geschwärzte und Schmutzige.

„Neben der Schönheit [2]) sind die venetianischen Frauenzimmer sehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in enge am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welche sie einen großen schwarzseidenen Schleier werfen, den sie auf dem Rücken zusammenschlagen, so daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frei bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle diese Reize aber sind hier halb verloren, da die Italiener mit dem Frauenzimmer nicht frei umgehen dürfen. Die Männer müssen sich blos an Männer halten, daher das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit; Eigenschaften, die der ganzen Nation gemein sind, und aus eben diesen Ursachen auch bei den Spaniern und Portugiesen Statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlecht bei diesen Völkern noch größerm Zwang unterworfen ist.“ [3]).

Ueber Florenz:

„Das Vorurtheil, eine außerordentlich schöne Stadt zu sehen, womit ein Reisender gewöhnlich nach Florenz kommt, betrügt diejenigen, die ihre Erwartungen zu hoch gespannt, und andre schöne Städte gesehen haben. Unmöglich kann ein unbefangener Mann, der Europa durch Reisen kennt, mit übermäßiger Bewunderung von der Schönheit dieser Stadt reden, die alles Lob verdient, aber doch ihres Gleichen hat. Eine Anzahl schöner Statuen, die in der Stadt zerstreut stehen, und zum Theil sehr unschicklich placirt sind, folglich oft wenig in's Auge fallen, machen doch nicht allein die Schönheit einer Stadt aus. Das so gerühmte Steinpflaster, das aus großen Steinen besteht, ist gut; hat aber bei Weitem nicht die Bequemlichkeit der Fußwege in den Straßen zu London, ja es ist nicht besser, als wie man es in Venedig, Genua, und andern Städten in Italien sieht. Hier sind keine große und breite Straßen, keine prächtige Plätze, kurz nichts Auffallendes im Aeußern, als einige Palläste und öffentliche Gebäude, die Domkirche, das Battisterio, worin alle Kinder der Stadt getauft werden, verschiedene andere Kirchen, und eine schöne Brücke über den Arno; hierzu kommen die vorbesagten Bildsäulen; alles Uebrige hat nichts Auszeichnendes.“

---

2) Ich und meine Reisegefährten haben weibliche Schönheit in Venedig nicht zu sehen bekommen.

3) Wohl zu beachten.

„Der Anblick von Florenz ist ebenfalls nicht schön, von welcher Seite man sich nähert, so wenig, als von den Terrassen des großherzoglichen Gartens, Boboli, wo man die Stadt übersehen kann. Der Prospect aber von hier in die umliegenden Gegenden, und besonders in's Arnothal ist sehr reizend, wo man eine Menge kleiner Hügel und Weingärten sieht; allein Florenz selbst hat an dieser schönen Aussicht nur geringen Antheil. Dies also ist das Wunder einer schönen Stadt, von welcher einer ihrer Großherzoge zu sagen pflegte, daß man sie den Fremden nur des Sonntags zeigen sollte! Vielleicht mochte diese Prahlerei im 16ten Jahrhundert wohl einigen Grund haben, da außer Italien allenthalben die Künste noch in der Wiege lagen, und selbst die vornehmsten Städte in Europa mit hölzernen Häusern angefüllt waren. Allein die Zeiten haben sich sehr verändert."

„Die hohe Meinung eines Italieners von der Provinz, worin er gerade lebt, geht bis zum Lächerlichen. Ein Jeder hält sein eingeschränktes Vaterland für den herrlichsten Erdraum aller Welttheile. Die dazu gehörigen Gründe werden durch die Tradition fortgepflanzt, und beständig im Munde geführt. Dieses ist der Fall von den Römern an, bis zum Luccheser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch so manchen Vorzug sich auszeichnenden Florentiner, wo möglich, alle andre Italiener in ihrer Prahlerei zu übertreffen suchen. Diese finden allenthalben nichts als Barbarei und rohe Lebensart; sie allein besitzen Alles, haben Alles erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Die großen Männer aller andern Nationen sind, nach ihrer Meinung, tief unter den ihrigen, und dergl. Abgeschmacktheiten mehr."

Ueber Rom:

„Seit der Regierung August's bis zum Alexander Severus, das ist, vom Vitruvius bis zum Baumeister Nico, Vater des großen Arztes Galenus, in einem Zeitraum von 200 Jahren, wurden unaufhörlich prächtige Gebäude in Rom aufgeführt. Indessen hatten die Häuser und Palläste in dieser Stadt zu den Zeiten August's nur ein einziges Stockwerk. Manche hatten jedoch Erker, wo die Sklaven und Freigelassenen wohnten. Die Wohnzimmer des Hausherrn hingegen waren nur wenig Fuß hoch von der Erde erhöht, zu welchen man auf einigen Stufen von der Straße hinan stieg. Diese einfache Bauart ist wahrscheinlich die Ursache, daß auch nicht die geringste Spur eines altrömischen Wohngebäudes mehr zu sehen ist, so überaus weitläuftig viele auch waren; denn sie enthielten Bäder, große Säle, gymnastische Uebungsplätze und viele Gallerien

wo man, gegen Sonne und Witterung geschützt, spazieren ging."

„Ein geringes Haus, dessen Eigenthümer einen gewissen Rang hat, heißt jetzt hier (in Rom) gleich palazzo (Pallast). Man nimmt aus Prahlerei die Namen berühmter Helden an, daher alle ansehnlichen Familien hier mit Cäsaren und Scipionen reichlich versehen sind."

„In der Menge der Bedienten suchen die hiesigen Großen ihren Pomp zu zeigen; allein dieser Aufwand ist blos scheinbar, da das Lohn dieser Leute nur sehr gering ist, und sie größtentheils von der erbettelten mancia (Trinkgeld) leben müssen. Dieser schändliche Gebrauch wird hier bis zur größten Ausschweifung getrieben. Hat man bei einem vornehmen Mann gespeist, oder auch nur eine bloße Audienz erhalten, so begeben sich die Bedienten den folgenden Tag nach der Wohnung des Fremden, und verlangen ihre Mancia, die nach dem Verhältniß, in dem man mit ihrem Herrn steht, eingerichtet sein muß. Wer keine fernere Audienz verlangt, oder mit der gehabten zufrieden ist, und daher kein Trinkgeld geben will, hat die größten Grobheiten zu erwarten; denn sie verlangen es als Schuldigkeit. Dieser barbarische Gebrauch ist hier so allgemein, daß selbst die Bedienten des Papstes sich einstellen, damit keine Audienz unbezahlt bleibe. Viele behaupten, daß manche Kardinäle selbst einen Antheil an der Mancia ihrer Leute haben, die in Jahresfrist eine sehr beträchtliche Summe ausmacht."

„Die Straße il Corso, die zu der piazza del popolo führt, ist die vornehmste und längste in Rom. Sie ist schnurgrade, und durchschneidet fast ganz den bewohnten Theil der Stadt. Keine Straße ist so breit als diese, und dennoch muß sie jeder Fremde enge nennen. Es ist merkwürdig, daß die Straßen auch in dem alten Rom durchaus enge waren, warau wahrscheinlich die Unbequemlichkeit der Sonnenhitze in einem so warmen Klima Schuld war. Die Straßen waren daher nicht das Vorzügliche dieser Hauptstadt der Welt, wohl aber die öffentlichen Plätze."

„Die Villa Borghese ist den ganzen Tag offen, und Jedermann kann frei darin herumgehen. Die Schönheit des Orts, die Lage so nahe bei der Stadt, Alles ladet dazu ein, und dennoch wird diese Freiheit gar nicht benutzt; selbst die fürstlichen Eigenthümer kommen selten dahin; sie begnügen sich, so wie der ganze römische Adel, vor dem Thor del popolo alle Abende spazieren zu fahren. Dies gehört zum hiesigen Ton, und ist vielleicht das abgeschmackteste Vergnügen auf Erden; denn der Weg geht beständig bis zum Ponte Molle, allw

man wieder umkehrt, zwischen zwei hohen Mauern, die alle Aussicht hemmen; wobei die Kutschenfenster sorgfältig aufgezogen werden, um nicht für Staub zu ersticken."

In vielfacher anderer Beziehung stimmt Archenholz noch mit mir überein. Am Schlusse seines Werkes aber sagt er:

„So weit meine Bemerkungen über Italien, die ich bei einem so sehr ergiebigen Stoff leicht durch einige Bände hätte vermehren können [4]); allein ich habe gefürchtet, das Echo Anderer zu werden, wofür sich ein reisender Schriftsteller nicht genug hüten kann. Er mache seine eignen Beobachtungen, so gut es ihm Zeit, Muße und Fähigkeit erlauben, und übergebe sie sodann dem Publiko. Manche Leser werden vielleicht meine Urtheile zu streng finden, und vermuthen, daß üble Laune oder widrige Zufälle Einfluß darauf gehabt hätten. Dies ist aber nicht der Fall gewesen. Die Länge meines Aufenthalts in diesem Lande, und zwar zu verschiedenen Zeiten, beweist gegen die Wirkungen der bösen Laune, die nicht leicht von langer Dauer sind. Weit entfernt, mich über unangenehme Schicksale zu beklagen, habe ich hier vielmehr sehr angenehme Tage verlebt, und höchst verehrungswürdige Italiener kennen gelernt. Die Achtung, die ich ihnen schuldig bin, ihre Höflichkeiten und freundschaftlichen Dienste, haben mich jedoch nicht bis zu dem Grade bestechen können, meine wohlgeprüfte Gesinnungen zu verleugnen, oder zu verbergen, wenn es darauf ankommt, der Wahrheit zu huldigen." —

So weit von Archenholz.

Um endlich einen noch bessern Gewährsmann anzuführen; so erinnere ich an einen gebornen Italiener, einen der größten Männer, die je gelebt haben, an den Papst Ganganelli (Clemens XIV.). Dieser weise Regent, der durch Aufklärung und tiefe Gelehrsamkeit in der Geschichte so ausgezeichnet dasteht, sah nämlich mit Unwillen, wie im vorigen Jahrhundert die Verehrung für die hesperischen Gefilde in Ueberspannung ausartete, und erließ ein Schreiben, in welchem er kräftig und wahr, und überzeugt von der sehr untergeordneten Stelle, welche seinem Vaterlande in der Reihe europäischer Länder in vieler Beziehung gebühre, diesem lächerlichen Wahn einen Damm entgegen zu setzen suchte. Aber freilich, Ganganelli starb — an Aqua Tophana.

---

4) Zwei Jahre später (1787) erschien eine um zwei Bände vermehrte zweite Auflage der von Archenholzschen Schrift, worin der Leser sicherlich eine noch bessere Ausbeute finden wird.

Alle jene Stimmen der Vergangenheit verhallten ungehört. Noch war es nicht an der Zeit, zu reden. Nicht nur Italien, sondern auch Griechenland wurden, je mehr der Enthusiasmus waltete, von der Phantasie mit nie vorhandenen Reizen geschmückt. Was haben seither die Enthusiasten auch über Griechenland gefabelt! — Jetzt erfahren wir von Chateaubriand, daß dies angebliche Wonneland an Reizlosigkeit und an Kümmernissen Italien ganz an die Seite zu setzen sei! Die Vernunft lehrt, daß das Zerstören eines lieb gewordenen Wahns alle Hohlköpfe in Harnisch jagen muß, daß sich besonders Diejenigen, welche beide Länder mit blindem Enthusiasmus bereiset und lange Zeit mit ihrem Glück geprahlt haben, durch die schonungslose Enthüllung der Wahrheit höchst unangenehm berührt fühlen müssen. Wenn Italien oder Griechenland nicht des Aufhebens werth ist, welches man davon macht, dann haben jene Enthusiasten ja nichts mehr vor andern Menschen voraus! Da bleibt ihnen freilich nichts übrig, als den argen Prediger zu steinigen, der ihrem Eldorado und eben dadurch auch ihnen den Nimbus abgestreift hat.

Was habe ich von solchen Leuten hören müssen! — Einige behaupten, ich hätte, im verderblichen Geiste der Zeit, der das Heiligste profanire und das Strahlende zu schwärzen suche, Italien herabgewürdigt, blos um neu und originell zu erscheinen; mein Buch sei ein bloßer Theatercoup und mein Zweck nur der gewesen, das Publikum anzulocken und Geld zu verdienen. O pfui über Euch niederträchtige Seelen, die Ihr, weil Ihr selbst einer so unaussprechlichen Gemeinheit fähig seid, Andern gleich schändliche Absichten unterzulegen Euch erfrecht! — Im Gegentheil, ich war überzeugt, daß ich, da schon zu viel über Italien geschrieben worden ist, gar keinen Verleger zu meinem Werke finden würde, und ich hatte mich daher entschlossen, nöthigenfalls das Werk auf meine eigenen Kosten drucken zu lassen.

Andere wenden ein, daß ich viel zu kurze Zeit in Italien gewesen sei, um mir ein Urtheil darüber erlauben zu dürfen. Dieser Einwand aber ist der gehaltloseste, welcher sich denken läßt. Denn wenn schon in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit eine Enttäuschung die andere ablöst, und die Unannehmlichkeiten unerträglich werden; so muß der längere Aufenthalt ein solches Land noch mehr in Schatten hüllen. Die Gewohnheit mag dann freilich ihre Rechte üben; aber zwischen ertragen lernen und angenehm finden ist ein Unterschied. Ob eine Landschaft schön ist, oder nicht, sieht man übrigens auf den ersten Anblick; dazu bedarf es keines jahrelangen An=

schauens. Nur die Sitten und Gebräuche eines Landes erfordern eine längere Bekanntschaft; allein ich will dieselben ganz unerwähnt lassen, dennoch bleibt, was ich im Uebrigen gerügt.

Noch Andere verdrehen seufzend die Augen und rufen: der Mann ist krank, ein hypochondrischer Menschenhasser! Wer aber unbefangen mein Buch gelesen hat, wird gewiß über meine Darstellungsweise oftmals herzlich gelacht haben und mir ein gesundes und kräftiges Anschauungsvermögen und fröhlichen Sinn nicht ableugnen.

Wieder Andere haben den Grund zu dem Anathem, welches ich über Italien ausspreche, in dem Umstande gesucht, daß wir mit Extrapost und nicht mit einem Vetturin gefahren und deshalb genöthigt gewesen sind, ungewöhnlich große Ausgaben zu machen. Ich kann ihnen aber die Versicherung ertheilen, daß wir, wenn wir genöthigt gewesen wären, mit Vetturinen zu fahren, unfehlbar schon im nördlichen Italien wieder umgekehrt sein würden. Auch setzt diese Klasse meiner Gegner voraus, daß ich vorzugsweise der Ausgaben wegen so eingenommen gegen Italien sei. Keinesweges, ich rüge zunächst, daß das Land, welches von Unsinnigen der Garten Europa's genannt wird, aus öden, gras- und baumlosen Gegenden besteht, und daß die angebeteten Ruinen und Antiken meist trügerische Erzeugnisse der Gegenwart oder späterer Zeit und daher fast sämmtlich werthlos sind; allen übrigen Tadel gebe ich nur nebenbei in den Kauf.

Noch Andere meinen, ich hätte, bevor ich mir ein Urtheil über Italien erlaubt, Bekanntschaften in den höhern Cirkeln suchen müssen. Allein was hat der Eintritt in höhere Cirkel mit dem Urtheil über das Land zu schaffen? Würden die Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten dann nicht Statt gefunden haben! —

Wieder Andere behaupten, um meine Stimme zu entkräften, daß ich nicht Italien, wie es sei, sondern nur dessen Kehrseite geschildert und zu dem Behufe die Flecken des Bildes recht absichtlich neben einander gestellt hätte. Ich betheure aber hierdurch vor Gott und auf meine Ehre, daß ich ganz einfach die täglichen Ereignisse unserer Reise geschildert und daß ich bei manchen Gegenständen meines gerechten Tadels eher zu schwache, als zu starke Farben aufgetragen habe. Auch wird mir, ich wiederhole es, jeder unbefangene Leser einräumen, daß ich das Schöne und Gute, wo ich es fand, mit inniger Empfänglichkeit anerkannt und mit Lust und Liebe geschildert habe.

Selbst der Nationalhaß der Deutschen unter sich hat mich begeifert. Ich weiß bestimmt, daß in einer deutschen, aber nicht preußischen Stadt, die ich nicht nennen will, bei Gelegenheit einer großen Mittagstafel, an welcher Künstler und Gelehrte versammelt waren, mein Werk besprochen und dabei von Jemand, den ich namhaft machen könnte, geäußert worden ist: Was kann der erbärmliche Preuße, der Berliner von Italien wissen! — In diesem löblichen Geiste sind auch mehrere Beurtheilungen über mein Werk gedruckt worden.

Auch Italiener haben mir bereits den Fehdehandschuh hingeworfen. Sowohl hier in Berlin, als in Italien selbst ist ein Kämpe für sein Vaterland laut geworden. Kaum war nämlich mein Buch erschienen, als ich einen Brief von dem hier wohnenden, aus Siena in Toskana gebürtigen Professor Fabrucci erhielt. Sehr erzürnt drohte mir derselbe darin mit einer Widerlegung. Später zeigte er mir an, daß er wirklich eine Broschüre gegen mich geschrieben habe, aber keinen Verleger dazu finden könne. Im Auftrage meines Verlegers ersuchte ich ihn darauf, mir die Broschüre zu übersenden, und sicherte ihm den wörtlichen Abdruck derselben in diesem Anhange zu. Nun zog er sich mit Schmähworten zurück und verwies mich auf ein in Jagemann's Magazin für italienische Literatur und Kunst (Weimar 1780) abgedrucktes Schreiben, worin vor langen Jahren irgend ein florentinischer Quidam Smollet's Bemerkungen über Italien zu widerlegen bemüht gewesen ist, indem er mir zu verstehen gab, daß dieses Schreiben ganz auf mich passe. Da Herr Fabrucci sonach seine eigenen Bemerkungen der Welt vorzuenthalten beabsichtigt, so will ich ihm wenigstens die Freude machen, den Anhang mit diesem Schreiben zu beginnen. Der geneigte Leser wird dadurch beiläufig auch Smollet's Ansicht über Italien kennen lernen. — Mein Gegner in Italien selbst hat sich in der venetianischen Zeitung vernehmen lassen, und damit die aus italienischer Feder geflossenen Würdigungen beisammenbleiben, möge seine Recension sich der alten florentinischen anschließen. —

Demnächst aber folgen in dem Anhange alle deutsche Stimmen, die sich über mein Werk bis jetzt vernehmen lassen, sowohl die tadelnden, als die lobenden. Diejenigen Kritiker, welche mich zu vernichten bemüht gewesen sind, mögen sich bei meinem Verleger dafür bedanken, daß er ihre Schmähungen hier nochmals abdrucken und ihren Panegyrikus auf Italien sonach möglichst vervielfältigen läßt. Sie mögen daraus ersehen, wie gleichgiltig uns

ihr Zorn ist, und sich überzeugen, daß sie mir und der guten Sache einen trefflichen Dienst geleistet haben. Hätten sie in einem würdevollen, ruhigen Tone gesprochen, insbesondere aber Unrichtigkeiten mir nachgewiesen, so würden sie das Publikum unfehlbar gegen mich eingenommen haben; allein auch sie sind nicht im Stande gewesen, die Richtigkeit der von mir angeführten Thatsachen zu bestreiten, was sie gewiß gethan haben würden, wenn ich mir irgend eine Blöße gegeben hätte. Das Publikum wird nun mein Buch und ihr Urtheil hintereinander lesen; auf diese Weise findet die einfache Stimme der Wahrheit um so wirksameren Eingang.

Schließlich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß ich vor dem Erscheinen der mich herabwürdigenden Recension einen anonymen Brief aus Leipzig empfing, in dem man mir mittheilte, daß eine deutsche Buchhandlung, in deren Verlag eine Menge von Werken über Italien erschienen sei, eine Klique böswilliger Scribenten förmlich in Sold genommen habe, um mit deren Hilfe mein Bestreben und den Erfolg meines Buches zu vernichten. Dieser ehrenwerthen Handlung sage ich hierdurch im Namen der Aufklärung meinen verbindlichsten Dank.

Berlin, im November 1834.

Gustav Nicolai.

Schreiben eines Italieners über Smollet's Reise durch Frankreich und Italien (Travels trough France and Italy, by T. Smollet, London 1766). Aus den Novelle letterarie di Firenze, 1776, übersetzt von Jagemann.

Florenz, d. 22. Dezbr. 1775.

Unter den Fremden hat sich eine rasende Seuche eingeschlichen, Italien, wo sie sich oft nicht länger, als sechs Monat, oder höchstens ein Jahr[1]) aufhalten, in einem so entscheidenden Ton in gedruckten Reisebeschreibungen zu schildern, als wenn sie einen großen Theil ihres Lebens daselbst zugebracht hätten. Daß aber ihre Urtheile nichts anders sind, als Schilderungen ihrer eigenen guten oder bösen Laune, worin sie die ungewohnten Gegenstände betrachteten und Vorurtheile ihrer

---

1) Der vortreffliche Quidam verlangt also, daß man länger als ein Jahr in Italien leben solle, bevor man sich erkühne, ein Urtheil darüber zu fällen.

Erziehung [2]), dies beweiset die Reisebeschreibung des englischen Doktors Smollet.

Vor allen Dingen müssen Sie, lieber Freund, wissen, daß der gute Mann an Verstopfung des Eingeweides litt, und der Auszehrung nahe war, welches er sich durch sein sitzendes Leben zugezogen hatte [3]). Dies erzählt er selbst in seiner Reisebeschreibung. Wahrhaftig eine Nachricht, die ganz Europa interessiren muß! Denn wie viel ist nicht daran gelegen, daß Jedermann wisse, wie sich der Herr Doktor Smollet befindet! Es ist also die Rede von einer Reisebeschreibung eines schwindsüchtigen Engländers [4]). Er merkt mit vieler Vernunft an, seine erschreckliche Reise in Italien, wo er nichts als fürchterliche Wege fand [5]), wo er oft zu Fuße gehen mußte, wo er bald schwitzte, bald fror [6]), habe ihm nicht nur das Leben nicht benommen, wie er für gewiß glaubte, sondern sei sogar seiner Gesundheit zuträglich gewesen. Aus Erkenntlichkeit für diese Wohlthat, sollte man nun glauben, habe er Italien mit einiger Nachsicht behandelt; aber nichts weniger. Der Herr Smollet ist einer der kitzlichsten Doktoren, die man sich nur einbilden kann. Italien war für ihn ein Gegenstand, rasend zu werden [7]). Wie vielen Unglücksfällen, welchen Ungerechtigkeiten, welchen Gefahren und Verdrüßlichkeiten war er da nicht ausgesetzt! Denken sie einmal, lieber Freund, wäre er in einer gewissen Gegend nicht mit seiner lieben Frau Gemahlin aus der Kutsche gestiegen, so würden

---

2) Nein, es sind die vernünftigen und gerechten Anforderungen an Civilisation, die aus einer bessern Erziehung entspringen, als Italien zu gewähren vermag.

3) Aber Tausende, die Italiens Schwächen erkannt haben, wie Smollet, sind gesund und lebenskräftig. Ich meinerseits und meine Reisegefährten leiden nicht an Verstopfung.

4) Nein, es ist die Rede von der Ansicht des großen Humoristen Smollet über Italien. Noch glänzt sein Name im Strahlenkranze der Unsterblichkeit, während die Asche seines obscuren Gegners längst spurlos von den Winden verweht worden ist und dessen Andenken nur noch dadurch besteht, daß er einst gewagt hat, gegen Smollet aufzutreten.

5) Die Wege (mit Ausnahme der alt römischen) sind seitdem verbessert worden, und wie ich angeführt habe, vortrefflich.

6) Also auch Smollet hat in Italien g e f r o r e n.

7) Und ist es für jeden vernünftigen Menschen, der nicht vom Tollwurm des Enthusiasmus gebissen worden.

sie sich einander die Rippen im Leibe zerstoßen haben [8]). Der Herr Doktor muß wahrlich so zart sein, wie eine überreife Birne. Ein Engländer mit seiner Familie in einer Kutsche zerstoßen! Großer Gott, wie würde es den Italienern ergangen sein? Welche schöne Dinge würde man nicht in den fremden Zeitungen von Italien gelesen haben! — Der Herr Smollet kam über fürchterliche Abgründe. Die Pferde blieben oft an steilen Bergen athemlos stehen [9]). Doch fanden sich immer Bauern, die große Steine unter die Hinterräder legten; sonst wäre der arme Herr Doktor in höllische Abgründe hinabgestürzt. Sehen Sie, Freund, welch großes Unglück da hätte entstehen können! Mitten in Italien in einen Abgrund stürzen [10])! Das Haar steht mir zu Berg, wenn ich nur daran denke; und noch vielmehr, wenn ich dabei denke, daß dies Unglück den Herrn Doktor Smollet betroffen hätte. Aber, lieber Mann, wenn man auf Reisen ist, muß man zu Allem bereit sein. Die Welt sehen, und sich zu keinem andern Ungemach verstehen wollen, als welches man empfindet, wenn man auf dem Lande bei London herumfährt, ist Thorheit [11]). Der Herr Doktor ist mit nichts zufrieden. Er geht, den Wasserfall bei Terni zu sehen, und wird so bös wie ein Teufel, weil er hier kein Haus findet, wo ein Fremder ausruhen könne, und weil man auf dem Rande eines Abgrundes stehen muß, wo Einem der Kopf schwindelt. Ist das nicht eine unverzeihliche Nachlässigkeit? — Ein jeder Italiener war für ihn ein Verräther, der auf Betrug ausging [12]), ein Straßenräuber, der ihm das Leben, oder seinen Geldbeutel nehmen wollte. Daher war er beständig in Furcht und Argwohn, die ihn zu unartigen Handlungen verleiteten, als da sind Schläge, die er den Fuhrleuten gab, unaufhörliche Zänkereien, die er um einige Groschen mit den Wirthen hatte [13]), und Klagen, die er deshalb bei den Obrigkeiten der Städte führte [14]).

---

8) Welche tiefsinnige Ironie!

9) Das ist jetzt anders.

10) Wie matt und ächt italienisch ist diese Persifflage! —

11) Mit solchen jämmerlichen Redensarten suchen die Leute in der Regel die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, welche Reisenden verursacht werden. Ein civilisirter Staat giebt aber weder zur Klage noch zur Entschuldigung Anlaß.

12) Und ist es noch jetzt für Jedermann!

13) Soll wohl heißen „um etliche Piaster."

14) Armer Smollet, es ging Dir, wie uns!

Sie sehen wohl, daß dieses zwar der edeln Denkart eines Engländers widerspricht; einem Milzsichtigen aber sehr gemäß ist. Sie sehen, wie Italien von den Fremden nach der Verschiedenheit der Laune und der Vorurtheile, die sie mit sich bringen, beurtheilt wird. Ein Milzsüchtiger behandelt es auf seine Art; ein Teutscher wie ein Teutscher; ein Franzos wie ein Franzos; und weil Jeder sein Vaterland zum Maßstab seiner Beurtheilung nimmt, so wird Italien von Jedem getadelt [15]) .... Was für Verdrüßlichkeiten sind ihm nicht auf seiner Rückkehr von Rom über Florenz, Pisa, Lerici u. s. w. begegnet! ... Der Zank, den er in der Nachbarschaft der Stadt Florenz mit seinem Fuhrmann hatte, war gräßlich. Und warum? Weil er glaubte, der Fuhrmann sage ihm die Wahrheit nicht. Er wurde hierüber so entrüstet, daß er abstieg, und vier italienische Meilen zu Fuß ging [16]). Er verwundert sich selbst darüber, wie er bei solchem Ungemach bei Leben blieb. Dazu kam noch, daß er den Wegweiser, den er gegen Abend mit sich nahm, für einen Straßenräuber hielt [17]). Da dieser etwas weiter vor ihm herging, rufte er ihn mit lauter Stimme, die andern Räuber, die etwa verborgen sein konnten, zu verscheuchen. Sein Uebergang über den Arno war erschrecklich. Doch gelangte er des Nachts frisch und gesund mit seiner Gemahlin in die Herberge des Vannini. Ein lächerlicher Auftritt eines Milzsüchtigen, der keinem andern vernünftigen Mann leicht widerfahren wird! Ganz gewiß bildete sich der Herr Doktor damals ein, sich in der Nachbarschaft der Stadt London zu befinden, wo kein Tag vergehet, daß nicht Jemand auf der Straße ausgeplündert wird [18]).

Die Wirthe Italiens sind einer der vornehmsten Gegenstände seiner Klagen. Wir Italiener selbst zählen sie nicht unter die ehrlichsten Leute [19]). Wo ist aber ein Land, wo man nicht ihres Gleichen fände? Man muß wenig gereist haben, um dieses nicht zu wissen. Man frage Diejenigen, welche England besucht haben, ob sie da wohlfeil davon gekommen sind. Man frage Andere, die Holland und Teutschland durch-

---

15) Das treffliche Land muß also schon vor 50 Jahren nach Gebühr von allen Seiten mitgenommen worden sein.

16) Wie unwürdig, einen Reisenden noch wegen der Torturen, die er erlitten, lächerlich zu machen!

17) Wie oft haben wir selbst Beamte dafür gehalten!

18) Dieser Hieb ist nicht übel angebracht.

19) Das ist aber sehr übel. In Deutschland zählt man die Gastwirthe allerdings unter die ehrlichen Leute.

reiset haben, ob da die Wirthe die Ehrlichkeit selbst sind[20])? In allen wohlgeordneten Staaten sind die Gesetze der Ehrlichkeit die nämlichen, und in allen Staaten giebt es Leute, die sie übertreten. Ich finde jedoch hierin zwischen Italien und andern Nationen den Unterschied, daß man dort nicht viel von den Wirthen hält, bei diesen aber ihnen den Zutritt zu den ansehnlichsten Ehrenstellen vergönnt, nachdem sie viele Jahre das Handwerk, die Reisenden zu schinden, und sich durch ihre Räubereien zu bereichern, getrieben haben[21]). Leute, die gewohnt sind, ihre Rechnung nach der Kleidung, nach dem äußern Ansehn und nach der Anzahl der Bedienten zu machen, müssen ein bestechbares Herz haben, und früher oder später das ihnen anvertraute Amt entehren.

Ein jedes Land hat seine Gebräuche. Der Herr Doktor nimmt es den florentinischen Edelleuten übel, daß sie durch ein Fensterchen ihrer Häuser Wein und Oel flaschenweise verkaufen; er vergißt aber, daß die englischen Edelleute zu London mit Bier handeln[22]). Er hält den florentinischen Adel für stolz, der einen Fremden seines Umgangs nicht würdige; welches nur in dem Fall wahr ist, wenn der Fremde durch keine Empfehlungsbriefe bekannt ist[23]). Sonst ist gewiß in der Welt kein Land, wo die Fremden, von was Stand und Rang sie auch sein mögen, besonders die Engländer, so willkommen sind, und so wohl aufgenommen werden, als in Italien[24]), wofern sie entweder Leute von ausgezeichnetem Verdienst, oder mit Empfehlungsbriefen versehen sind[25]). Ich kenne Nationen, wo dem Fremden weder Verdienst, noch fremder Adel den Zutritt eröffnen.

Nun komme ich auf einen Punkt, der jenseits der Alpen überall ein großes Geschrei macht. Meine lieben Landsleute, Ihr wißt nicht, daß Ihr jenseits der Alpen für die eifersüchtigsten Menschen der Welt ausgeschrien werdet. Die guten Leute sind von einem alten Vorurtheile eingenommen, und sobald sie von einem Italiener sprechen hören, setzen sie ohne

20) In der Regel sind sie ehrlich.

21) Hier spricht die krasse Unwissenheit eines Italieners, der da glaubt, daß an der Grenze seines Vaterlandes, oder doch hinter Deutschland, Mesopotamien liege.

22) Ja aber en gros, nicht pfennigweise.

23) ! ! !

24) Ja wohl, weil sie gerupft werden können.

25) Nein, so fern sie einen vollen Geldsäckel mitbringen. Der arme Reisende wird mit Verachtung behandelt.

Unterschied hinzu: O der Eifersüchtige, o der Giftmischer, der Verräther, der Rachgierige! So schildern Euch die Fremden in ihren Ländern[26]). Von einzelnen Handlungen, die sich bei allen Nationen ereignen, schließen sie auf die ganze Nation.... Wo ist ein Volk, unter welchem sich keine Eifersüchtigen, keine Verräther, keine Giftmischer und Rachgierigen finden? Ich wollte, man machte in Italien eine zuverlässige Liste der Eifersüchtigen und Verräther; ich würde hernach eine andre aus alten und neuen Zeiten von den eifersüchtigen und verrätherischen Handlungen anderer Nationen machen, und wer weiß, ob nicht diese zahlreicher sein würden[27])? Lieber Freund, wir Italiener thun oft unser Mögliches, den Fremden ihren Aufenthalt angenehm zu machen[28]), und diese spotten unsrer, wenn sie in ihr Vaterland zurückkommen[29]). Glauben Sie mir, ich weiß es aus der Erfahrung. Damit ich aber auf die Eifersucht der Italiener zurückkehre, so lassen Sie uns hören, was der Herr Doktor davon spricht. Er legt sie zum Grunde der in Italien gewöhnlichen Cicisbeatur. Sie wissen, sagt er, daß sie von Natur eifersüchtig sind, und von andern Nationen dafür angesehen werden. Diesen Tadel von sich abzuwenden, haben sie die Cicisbeatur eingeführt. Weil er aber diesem ungegründeten Gedanken (der sich selbst widerspricht[30])) nicht viel zutraut, so setzt er hinzu, die Cicisbeatur könne auch von ihnen eingeführt worden sein, die Fortpflanzung ihrer Geschlechter zu versichern. Das schöne Geschlecht werde daselbst meistens gezwungen, sich mit diesem oder jenem zu verheirathen, und um Kinder von ihnen zu haben, werde es von den Männern zugelassen, daß

---

26) Es ist abscheulich! Nein, die Italiener sind sanfte, liebenswürdige Menschen, ohne Rachgier! Sie sind so wenig eifersüchtig, daß sie ihre Weiber (Norditalien ausgenommen) fast stets hinter Mauern bergen, so daß sie ein Fremder fast gar nicht zu sehen bekömmt; Mordthaten und Räubereien kommen in Italien gar nicht vor und die Aqua tophana fiel vom Himmel.

27) Welche Beredsamkeit! Welche schmucklose, überzeugende Rede! Zweifelst Du noch, günstiger Leser?

28) Ja wohl, selbst ein Trunk Wasser muß bezahlt werden.

29) Spotten? Nein, das ist nicht das rechte Wort.

30) Widerspricht sich keineswegs, ist im Gegentheil eine der geistvollsten Bemerkungen Smollet's.

ihre Weiber Cicisbei halten [31]). . . . Solch' abgeschmacktes Zeug, solche Träume spricht und denkt man in andern Ländern über Italien. Er setzt hinzu, er wolle lieber Lebenslang zur Galeere verdammt sein, als einen Cicisbeo in Italien abgeben [32]). Die Ursache ist, weil das italienische Frauenzimmer von rachgierigem, schwarzem Gemüthscharakter ist. Hier schildert der rasende [33]) Doktor das schöne Geschlecht unserer Nation, wie die Furien der Hölle, mit den schwärzesten Farben ab. Kann man sich einen gröbern, ungeschliffnern und des Umgangs mit dem schönen Geschlecht unwürdigern Mann denken, als dieser Herr Smollet ist [34])?

Die Kuppel der florentinischen Domkirche, sagt er, habe keinen andern Vorzug, als daß sie nach dem Modell jener der Sankt Peterskirche zu Rom gebauet ist. Wie kann ein Werk vom 15ten Jahrhundert nach dem Modell eines andern vom 16ten Jahrhundert gebaut sein [35])? Eben so ungeschickt urtheilt er von den Gebäuden zu Rom und der dasigen Gegend. Die Zimmer der Palläste zu Rom sind zu klein und finster. Ihre vornehmsten Treppen sind mit Unflath besudelt, der im Sommer einen unerträglichen Gestank von sich giebt [36]). Die ganze Architektur, auch in den Landschlössern der Nachbarschaft, gefällt ihm nicht [37]). Doch gesteht er selbst, daß er kein Kenner der Baukunst ist. Daher ist auch leicht zu begreifen, warum er die Ueberbleibsel der Römer für Kleinigkeiten hält [38]), die mit dem, was man zu London Prächtiges in Gebäuden siehet, gar nicht verglichen werden können [39]). Die alten römischen Heerstraßen verflucht er, weil sie ihn im Wagen zerschüttel=

---

31) Der Briefsteller hätte besser gethan, diesen Punkt, der auf die Moralität des Volks ein noch schlechteres Licht wirft, gar nicht zu berühren.

32) Ich auch, obwohl aus andern Gründen, als nun folgen. Die Weiber, die ich sah, waren zu häßlich.

33) Jetzt wird der Italiener wüthend.

34) Ja, es ist entsetzlich, was muß dieser Herr Smollet für ein prosaischer Mensch gewesen sein!

35) Hierin hat Smollet allerdings geirrt.

36) Daß die Säuerei jetzt nach 50 Jahren noch eben so groß ist, hat der Leser aus meinem Bericht ersehen.

37) Sehr natürlich, weil man sie vor Schmutz und Unflath nicht erkennen kann.

38) Nun, lieber Leser, Du siehst also, daß schon der große Smollet meiner Meinung gewesen ist.

39) Das ist unbestritten richtig.

ten [40]). Der gute Mann will durchaus auf seinen Reisen auf Flaumfedern fahren [41]). Auch die Kirchen gefallen ihm nicht. Sie sind zu traurig [42]). Ueberall Bilder der Märtyrer, ... überall Sankt Lorenz, wie ein Braten auf dem Feuer. Und was sagt er nicht Lächerliches von unserm Gottesdienst! Muß man denn einem Engländer sagen, daß man auf dieser Welt duldend sein müsse? Lieber Herr Doktor, verehrt Gott, wie es Euch gefällt, und laßt uns unsere Gebräuche im Gottesdienst.

Sonderbar ist's, daß er den Italienern zugesteht, sie kennen das Schöne der Kunst; aber die Schönheit der Natur sei ihnen unbekannt [43]): als sei es möglich, daß ein Maler ein schönes Frauenzimmer abbilde, ohne zu wissen, was ein lebendes, schönes Frauenzimmer sei. Nach ihm sind die Italiener die geldgierigsten unter allen Nationen [44]). Wo kann man einen größern Geldgeiz vermuthen, als bei einer Nation, die sich gänzlich dem Handel gewidmet hat? Die Italiener, welche England durchreiset haben, beklagen sich nicht auf eine so niederträchtige Art über die weltbekannten Erpressungen der englischen Wirthe, als es Herr Smollet einiger Groschen wegen [45]) über jene der italienischen thut. Sie schließen von den geizigen Wirthen der Landstraßen nicht auf die ganze Nation [46]). Aber die Sprache des Herrn Smollet ist die Sprache der meisten Reisenden, welche die ganze italienische Nation nach den Sitten der Wirthe, der Fuhrleute, der Lohnbedienten, und eines oder des andern schlechten Menschen, die von den Italienern selbst unter das schlechte Gesindel gerechnet werden [47]), beurtheilen. . . . Ich habe ganze Bücher von Reisebeschrei-

40) Der Leser hat die Beschaffenheit dieser Straßen kennen gelernt.

41) Das verlangte Smollet wohl nicht, sondern nur fahrbare Landstraßen, Ausbesserung der alten römischen Wege.

42) Einzelne allerdings.

43) Das ist eine der trefflichsten Bemerkungen Smollet's.

44) Recte dixisti! Ich habe es empfunden.

45) I[illegible] weiß, was ein Italiener einige Groschen nennt. In Italien kennt man nur Piaster.

46) Nicht blos die Wirthe, alle Personen, mit denen wir in Italien zu thun hatten, waren habsüchtig.

47) In jedem andern civilisirten Staate werden aber solche Personen nicht unter das schlechte Gesindel gerechnet.

bungen solcher Reisenden gesehen, denen sogar die Sprache der Italiener unbekannt war [48]).

Sie sehen, lieber Freund, die Schwachheit der Menschen! Es scheint fast, als haben die Klügsten ihren Verstand verloren, so bald sie von Italien sprechen [49]). Ich glaube, die Ursach zu errathen. Ein Jeder will neue und seltsame Dinge erzählen. Sie sprechen von Italien als einem entfernten Indien, wovon Jedermann gern was Neues hören will. Keiner erinnert sich, daß dieses Land an Frankreich und Deutschland gränzt, daß es lang vor diesen Ländern angebaut und verfeinert war [50]); daß es ehedem einen großen Handel getrieben hat, und noch treibt, und folglich mit den gesagten Nationen Vieles gemein haben muß. Viele der Reisebeschreiber halten sich bei den Hauben und Kleidungen der Stadt- und Bauermädchen und bei andern Kleinigkeiten auf, und vergessen, auf die politische Verfassung [51]) der Städte, welche andern zum Modell dienen könnte, aufmerksam zu sein.

Ich erinnere mich, in des Herrn de la Lande Reisebeschreibung, welche unter die besten gerechnet wird, gelesen zu haben, man beschuldige die Italiener jener unordentlichen Fleischeslust, die an sich so abscheulich ist, und unter den griechischen Weisen so gemein war [52]). Im 16ten Jahrhundert habe dieses Laster zu Florenz so überhand genommen, daß einer der Fürsten, um die Menschen auf den rechten Weg der Natur zurückzuweisen, durch ein Gesetz befahl, daß die Weiber mit entblößter Brust gingen. Wie kann ein vernünftiger Mann so etwas Abgeschmacktes niederschreiben? Konnte de la Lande nicht leicht auscalculiren, daß ihm dies Jemand aufgebunden hat? Weder die Sitten der Europäer, noch jene des 16ten Jahrhunderts lassen solche Gesetze zu. Was soll man von einem Gelehrten denken, der so etwas glauben kann? Der Reiz gegen das schöne Geschlecht ist in allen Orten der Welt so stark, daß man zu jeden Zeiten und unter allen gesitteten Nationen für

---

48) Die Kenntniß der Sprache ist keineswegs erforderlich, um die Niedrigkeit einer Nation zu erkenner.

49) Ja wohl, wenn die Reisenden Italien nicht lo[illegible]en, so haben sie den Verstand verloren. Welche Arroganz! —

50) Das ist kein Vorzug.

51) Um Himmels Willen, reden wir nicht von der politischen Verfassung Italiens. Davon habe ich ganz absichtlich geschwiegen.

52) Welche Kenntnisse hat dieser würdige Italiener vom Alterthum! —

nöthig gehalten hat, ihm durch Gesetze Zügel anzulegen [53]); und zu Florenz soll ein Gesetz, diesen Reiz zu schärfen, gemacht worden sein?

Mein Brief übersteigt alle Grenzen [54]). Ich endige ihn, und bin ꝛc.

Die italienische Kritik über mein Werk [1]) befindet sich in der venetianischen Zeitung, vom 11. Oct. 1834, und lautet, wörtlich übersetzt [2]), wie folgt:

Italien, wie es wirklich ist, von Gustav Nicolai.

„Dem Selbsüchtigen ist jeder Anblick gelb.“

Pope.

Seit so langer Zeit bin ich gewohnt gewesen, Italien in den glänzenden Beschreibungen unserer Dichter zu bewundern [3]), von Jugend auf hatte ich daraus das Salve magna parens frugum saturnia tellus, magna virum etc. [4]) mir zugeeignet. Dies Italien nun erschien meinen Augen so schön auf den Hügeln des Gebietes von Padua, in den Höhenzügen der Brianza und an den Ufern der lombardischen Seen (denn mehr habe ich davon nicht gesehen) [5]), daß ich

---

53) Das müßte in Italien geschehen sein, in civilisirten Staaten gewiß nicht.

54) Ja wohl, und darum ist es Zeit, daß der Briefsteller endige.

1) Sie ist mir in dem unfrankirten Briefe eines Anonymus direkt aus Italien übersandt worden.

2) Diese wörtliche Uebersetzung läßt die große Unbehilflichkeit des Recensenten im Ausdruck und Periodenbau, so wie die Armuth seiner Gedanken recht deutlich erkennen. Er hat seinem Vaterlande einen schlechten Dienst geleistet. Ich würde auch das italienische Original der Recension haben abdrucken lassen, wenn ich dies vor meinem Verleger hätte verantworten können. Schon für den Abdruck der Uebersetzung nehme ich seine Verzeihung in Anspruch. Er wird indessen mit mir einverstanden sein, daß diese Recension einen Beleg für den traurigen Zustand der geistigen Kultur Italiens gewährt.

3) Dem Italiener ist es also so ergangen, wie uns Deutschen.

4) Kritikus ist ein gelehrter Italiener; man sieht, er citirt Pope und die Klassiker.

5) Perchè più là non ho veduto. Wenn aber der Kritiker nicht mehr von Italien kennt, so steht ihm gar kein Urtheil zu. Dies

dem Himmel wie für eine besondere Gunst dankte, daß er mich das Licht erblicken ließ in diesem glückseligen Garten Europa's [6]), von welchem ich bisher glaubte und (mit meinem Capper [7])) ausrief:

„Lieblich, o Italien, ist Deine Sonne, anmuthig sind Deine Gefilde! Mit Quellen, Hainen und Laubgebüschen segnete Dich eine gütige Natur!"

„Mit Gärten, Villen, Seen, gleich wie mit Edelsteinen, schmückte sie Dich wie eine junge Braut, und gab Dir den berühmten Gürtel der Alpen und zwei Meere zur Vertheidigung."

„Jede Blume schenkte Dir Dein Erdreich, und der Sänger göttliches Feuer ist ein Strahl des lebendigen Lichtes, welches Deine Sonne vom Himmel über Dich ausgießt." [8])

„So lange Dich der heitere Tag anlächelt, wirst Du die Königin der Gesänge bleiben; nie fürchte Vernichtung dieses Lorbeer, den Gott selbst in Deinen Boden pflanzte!"—

Eine kleine Reise jenseits der Alpen in östlicher Richtung hatte mich in allen diesen Ansichten noch mehr bestärkt [9]), als plötzlich, um meine Bewunderung zu erschüttern, um mich zu verwirren und in meiner eigenen Ueberzeugung wankend zu machen [10]), jener wackere Mann, der oben auf dem Titel genannt wird, zur ungelegenen Zeit mit einem Werke auftrat, von dem wir einige Probestücke in dem „Sämmler" gefunden haben, welcher der polit. Zeitung von Augsburg, betitelt: Augsburger Abendzeitung Nr. 40. Oct. dieses J., beigelegt ist [11]). Denn besagter wackerer Mann, genannt Herr Gustav Nicolai, erzeigte uns, von den anmuthigen Gefilden des Schwarzwaldes oder des Riesengebirges her [12]) (die wahre Gegend, in der er die Welt mit seiner

---

ist so, als wollte Jemand, der von Hamburg bis nach Bremen gereiset, ein Urtheil über ganz Deutschland fällen.

6) Da haben wir den glückseligen Garten Europa's.

7) Ein obscurer Name leistet schlechte Gewährschaft.

8) Das Gedicht paßt Wort für Wort auf Deutschland mehr, als auf Italien.

9) Eine kleine Reise über die Grenze hinaus hat den Italiener überzeugt, daß Italien schöner ist als Deutschland!

10) Schön gesagt.

11) Es ist mir nicht möglich gewesen, den Sammler aufzutreiben. Muthmaßlich enthält er keine Recension, sondern nur Mittheilungen aus meinem Buche.

12) Schwarzwald und Riesengebirge; ich wundere mich wirklich, daß der Italiener weiß, daß diese Gebirge in Deutschland

Geburt beschenkte, kenne ich nicht[13])) die Ehre einer Reise nach Italien. Dieser Herr Gustav Nicolai ist nun aber kein gewöhnlicher Reisender, und reiset keinesweges blos wie ein Koffer (nè viaggia mica comme le ruote Vielleicht hat er diese lange Ausflucht nicht einmal auf seinen eigenen Füßen gemacht[14]) (denn das ist auch üblich), und besonders ist er ein gewissenhafter Reisender, welcher seine Reisen macht, um ganz Europa aufzuklären, daher er es seiner Ehre angemessen fand (dies sind seine eigenen Worte), gedachtes Werk drucken zu lassen, um endlich die Welt mit der Wahrheit bekannt zu machen, da, in Bezug auf Italien, ganz Europa seit so vielen Jahrzehnten (für diese Aeußerung muß man dem Autor Dank sagen, indem ihm hier eben so viele Jahrhunderte aus der Feder fließen konnten[15])) in die Nebel der Einbildung gehüllt ist. Was man auch über Italien liest, es ist größtentheils Lüge oder phantastische Vorspiegelung. Jetzt erst wird man sehen, wie dies schöne Land, welches man Italien nennt, wirklich beschaffen ist. Der Hr. Gustav Nicolai wird es selbst sagen; er wird die Sonne sein, welche diese Nebel zerstreut; er wird es in dem Sammler von Augsburg drucken lassen, damit ganz Europa es vernehme[16])! Die erste Handlung der Gerechtigkeit, welche dieser berühmte Kenner gegen uns übt, betrifft unsere sittlichen Eigenschaften. Hierüber, sagt er, sind alle Autoren einverstanden. Will man wissen, welcher Art diese Uebereinstimmung der Autoren des Hrn. Gustav Nicolai ist, so lese man das Folgende, wo er in Form eines Zweifels die Frage aufstellt, ob die Annehmlichkeit unseres Bodens die Beschaffenheit unserer Sitten aufzuwiegen vermöge? und sehr artig entscheidet, daß das nicht der Fall sein könne[17]); woraus man

---

liegen. Es ist freilich ein Venetianer, der hier schreibt; den Bewohnern Süditaliens sind wir Deutsche Scythen.

13) Hieraus geht hervor, daß der Recensent mein Buch nicht gelesen hat; er beurtheilt mich also nach dem Auszuge, der in dem Sammler enthalten ist. Ein neuer Gedanke! Welch' ein Sinn für Gerechtigkeit! Welche besonnene Prüfung!

14) Nein, meine Reise ist eine Fiktion; ich war nie in Italien und habe mein Buch aus andern Büchern zusammengeschrieben! —

15) Es ist doch eine schöne Gabe, die des Witzes!

16) Auch den Leser, nicht blos meinen Verleger, bitte ich um Vergebung, daß ich ihm dies geistige italienische Gericht auftische.

17) Das habe ich zwar nirgend gesagt, wohl aber ist diese Entscheidung aus meiner Seele.

ersieht, welche gute Meinung der Hr. G. Nicolai und seine Autoren von uns haben. Personen und Sachen, Sachen und Personen, Alles werfen sie auf einen Haufen, und diesen Haufen würden sie, Gott beschütze uns! wenn es von ihnen abhinge, in's Feuer werfen. — Unendlich viel schöner ist Deutschland und die Schweiz, als Italien! —

Hierauf zeigt er das große Unrecht gebildeter Deutschen, welche nach diesen hesperischen Gärten seufzen, und hier Alles viel süßer finden. Man spricht, sagt er, mit einer Begeisterung von dem Klima und dem Himmel, von den leuchtenden Sternen dort, von der üppigen Vegetation, von den Orangen- und Palmenwäldern, von den tropischen Blumen, von den bezaubernden Gegenden Hesperiens, von Neapel, welches man ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel nennt, von den prachtvollen Gebäuden und herrlichen Kunstschätzen. Lügen! Phantastische Vorspiegelungen! Krankhafte Träume und romantische Possen! Man sieht von dem Allen nichts! In Wahrheit, die Gegenden Italiens sind an Schönheit mit denen unseres Vaterlandes gar nicht zu vergleichen[18]). So mag denn Herr Balbi seine Statistik an den Käsekrämer verkaufen, wenn er will. Er gab nämlich zu verstehen, daß Italien zu den bevölkertsten Ländern des Erdkreises gehöre, und 264—464 Einwohner auf die Quadrat-Miglie zähle, während er in Preußen z. B. auf denselben Raum nur etwa 184 Einwohner setzte. Der Weise aus dem Riesengebirge (il sapiente dei Riesengebirge[19])), welcher Italien, wie es wirklich ist, schreibt, wird ihm im Gegentheil zeigen, daß das so gerühmte Italien nackt, öde und wüstenartig ist[20]). Mein Gott, daß es verlassen sei,

---

18) Die ganze Recension beschränkt sich auf Wiederholungen des von mir Gesagten.

19) Ehrfurcht also fortan, theurer Leser! Könntest Du mich doch jetzt betrachten, Du würdest sehen, daß ich ernst und stolz auf den Erdentand herabblicke, und daß ich meine Stirne würdevoll in Falten gelegt habe. Hesperiens Vertreter wird mich eitel machen.

20) Die Berliner Vossische Zeitung, vom 22. Octbr. 1834, hatte in einem Schreiben aus Venedig dieser Recension erwähnt, und aus derselben die obigen Stellen angeführt, in denen auf Balbi's Statistik hingewiesen und meine Erklärung, daß Italien nackt, öde und wüstenartig sei, bespöttelt wird. Es erfolgte alsbald eine öffentliche Entgegnung. „Es bedarf," heißt es darin,

das begreift sich; aber daß es auch nackt und öde, das hätte ich mir niemals eingebildet[21])! Ihm und seinen Reisegefährten erschienen Himmel und Sterne nicht anders, als in Deutschland[22]); vielleicht werden sie hier auch den nämlichen Schnee und den nämlichen Nebel gefunden haben[23]). Was sie aber nicht fanden, weder zu Rom noch zu Florenz, sind die Orangen, auch sieht man, daß sie hier auf dem Platze von S. Marco kein Karneval gefunden haben. Orangenbäume bemerkt man kaum 10 Miglien über Neapel hinaus; denn die vom Garigliano, von Messina, oder Riviera di Salo sind nicht zu rechnen; von denen ißt Keiner,

„keiner großen Gelehrsamkeit, um zu wissen, daß Italien eine sehr zahlreiche Bevölkerung hat, und der Verfasser spricht dies auch in seinem Werke aus. Sein Urtheil über das Land läßt sich damit sehr wohl in Einklang bringen. Denn er sagt nur, daß das mittlere und südliche Italien, weil es meistens unkultivirt sei, und keine Wiesen und Wälder, sondern im Ganzen nur wenig Bäume habe, weil es ferner fast überall eine todte Färbung zeige, und die meisten Ortschaften daselbst elenden Trümmerhausen glichen, mit geringer Ausnahme den Anblick einer nackten, öden Wüste gewähre." — Der Leser meines Buchs wird sich erinnern, daß ich zu wiederholten Malen von der außerordentlichen Volksmenge in den Ortschaften, von dem „Bienengewimmel" der Menschen gesprochen habe. Allein so geht's, wenn der Schriftsteller blos aus einem Auszuge beurtheilt wird. Daß übrigens meine Behauptung, Italien habe keine Wälder und Wiesen, nicht im buchstäblichen Sinne genommen werden dürfe, brauche ich dem besonnenen Leser wohl nicht erst zu sagen. Ich habe ja selbst auf meiner Reise Spuren davon wahrgenommen, und dies getreulich angezeigt. Allein im Verhältniß zu der ganzen Ausdehnung des Landes sind der Wälder, und insbesondere der Wiesen in Italien so wenige, daß man Italien mit Recht ein des grünen Teppichs entbehrendes, wald- und baumloses Land nennen kann. Dies für die Wortklauber.

21) Dies ist Unsinn. Im Gegentheil, es ist sehr bevölkert, daher nicht verlassen; wohl aber stellt es sich dem Reisenden auf der Landstraße, wenn er meilenweit die Gegend überschaut, nackt und wüstenartig dar.

22) So werden die Italiener von enthusiastischen Thoren verwöhnt. Sie haben nun einmal gehört, ihre Sterne seien schöner, als bei uns, und wer kann ihnen verargen, daß sie es glauben?

23) Wenigstens das nämliche Regenwetter.

als wir[24]). Blumen wachsen in den Gärten Italiens nur selten und sehr sparsam: vergebens würde man hier nach dem schönen grünen Teppich suchen, welcher in Deutschland die Gefilde schmückt; denn was die blühenden Wiesen[25]), diese Weinhügel voll Wohlgeruch, diese mit Fruchtbäumen besetzten Ebenen anlangt, die wir in diesem von dem Himmel und der Natur gesegneten Lande, welches dem Hr. G. Nicolai so gehässig ist, überall wahrnehmen[26]), so sind sie bei ihm entweder nicht zu rechnen, oder er setzt sie auch unter die Einbildungen und phantastischen Vorspiegelungen. Anstatt jenes anmuthigen Grüns des Edens von Deutschland, trifft man hier nur unfruchtbares und vulkanisches Erdreich, elende Felder, bedeckt mit schilfartigem Mais oder türkischem Korn, oder mit dürren Oliven, welche, diesem geistreichen Kopfe zufolge, wie graue Weiden aussehen[27]). Lauter solche garstige und armselige Dinge findet man in Italien, und wir begehen doch noch das Unrecht, uns daran zu erfreuen und der Vorsehung dafür zu danken, wie für eine besondere Güte und Segen. Ich wundere mich, daß er, wie über den Mais und die Oliven, nicht auch über die Unnützlichkeit der Maulbeerbäume (die man doch auf den karpathischen oder herzynischen Gebirgen gewiß nicht findet[28])), oder über die Unreinlichkeit der Seidenwürmer, mit welchen sie hier so viel Festlichkeiten und besondere Gebräuche treiben, gesprochen hat. Mit einem Worte, er schließt also: es ist nicht möglich,

---

24) Daß es Orangenbäume im südlichen Italien giebt, wird nicht bestritten; die Rede ist von den Orangenwäldern.

25) Recensent prahlt hier mit seinen lombardischen Wiesen. Er kennt sein Vaterland gar nicht, und doch will er darüber urtheilen. Er mache einmal eine Reise nach dem Süden.

26) Der Recensent läßt sich freilich nicht träumen, daß alle diese Schönheiten, die er, versteht sich, dem venetianisch-lombardischen Königreiche beilegt, sich auch in Deutschland finden.

27) Recensent, der, wie er selbst eingesteht, nur die Lombardei kennt, hat sonach noch nie einen Olivenbaum gesehen. Die Olive wächst südlicher. Wie mag er nun beurtheilen, ob der Olivenbaum einer Weide gleiche, oder nicht?

28) Ueber die Unnützlichkeit der Maulbeerbäume kann wohl ein Vernünftiger nicht sprechen; daß aber die fast stets ihrer Blätter beraubten, knorrigen Aeste dieser Bäume eben nicht dazu beitragen, einer italienischen Gegend Reize zu verleihen, das habe ich allerdings angeführt, und scheint meinem Gegner unbekannt zu sein.

sich etwas Traurigeres vorzustellen, als eine ächt italienische Landschaft. Kaum gesteht er zu, daß allein Neapel in einer leidlich angenehmen Gegend gelegen sei, aber nur wahnwitzige Narren, fügt er hinzu, können diese Stadt schöner finden, als tausend andere in ihrem Vaterlande. Man stelle sich vor: in Neapel blühen nur Ulmen und Weinstöcke, elende Erzeugnisse dieses unseres dürftigen, vulkanischen Bodens, mit denen Hr. G. N. zu Hause sicherlich nichts anzufangen wissen würde [29]). Er trinke sein Bier und lasse uns unsern Chianti und Montepulciano [30]).

Von dem Lande geht er jetzt auf die Häuser und Gebäude der Menschen über. Diese nun sind kaum zu erkennen vor der Unreinlichkeit, dem Unflath und der Schwärze der Jahre. Und in der That, was ist wohl auch schwärzer, als die Procuratieen von San Marco, als die Münze, der Pallast Pesaro, Cà Vendramie u. s. w.? Man kann sich vorstellen, was für unanständige Sachen ein so reinlicher und feingebildeter Reisender erst über uns verbreitet haben wird, wenn ihn anders das Schicksal bis zu uns geführt hat [31]). Gewiß, Unanständigkeiten dieser Art sieht man von ihnen da unten nicht [32])!

Zwar giebt es auch in Italien Behörden zur Ausbesserung der Gebäude; aber diese denken nicht daran, einmal wenigstens im Jahre, wie man pflegt, diese schmutzigen, schwarzen Gebäude weißen zu lassen [33]), damit Hr. G. Nicolai und seine Reisegefährten dieselben hätten erkennen können! —

---

29) Der große Kritikus scheint zu glauben, daß man in Deutschland keine Ulmen und Weinstöcke habe.

30) Dennoch wird in Italien das Bier als eine Delikatesse genossen, und theurer als Wein verkauft. Vor Kurzem stand in der Breslauer Zeitung eine Mittheilung aus dem nördlichen Italien, wonach dort gegenwärtig die Bierbrauereien außerordentliche Geschäfte machen, und selbst schon in Mittelitalien fängt man an, den Genuß des Bieres dem des Weines vorzuziehen. Der Leser erinnere sich der vendita di birra zu Florenz. Der venetianische Kritikus hätte diesen Seitenhieb um so mehr sparen können, als der Landwein des lombardisch-venetianischen Königreichs unglaublich schlecht, und der Montepulciano, mit dem er prahlt, dort gar nicht zu haben ist.

31) Es ist wirklich Schade, daß die Augsburger Zeitung, wie es wenigstens scheint, meine Reisebilder aus Venedig nicht mitgetheilt hat.

32) Nein, allerdings nicht.

33) Das ist sehr übel.

Was ferner die Alterthümer und die alten Ruinen anbetrifft, so kann er mit gutem Gewissen darthun, daß es wahre Einbildungen sind, Betrügereien, berechnet auf die reisenden Thoren, welche daran glauben [34]). Und welche Alterthümer? Welche Ruinen? Herculanum, Pompeji, das Colosseum, das Pantheon, die Arena von Verona sind betrügerische Werke der Gegenwart, Theaterbilder, akademische Fictionen höchstens, womit wir, so zu sagen, eine Schaubude eröffnen (per, come noi diciamo, fare casotto), und Leute anlocken. O, in dieser Beziehung haben er und seine Gefährten sich vollkommen enttäuscht! Mit dem Allen verbinde man noch, mit Erlaubniß des Lesers, die Läuse und ähnliche Insecten (Ungeziefer), die hier in Italien die armen Reisenden, welche uns mit ihrem Besuche beehren, zur Verzweiflung bringen: diese Läuse [35]) trifft man, um Alles zu sagen, selbst auf den Speisetellern und Speisen an, welche vermöge ihrer Unfläthterei (Ausdrücke des Autors) hier (es ist immer von Italien die Rede) den schmutzigen Nahrungsmitteln der Hottentotten gleichen [36]).

Nach dem Allen fällt uns nicht ein, etwas Anderes zu sagen, als: Narren und Dummköpfe (pazzi e scimuniti) giebt's überall in der Welt, und wer wird so viel Unsinn und Dummheit auf den Probierstein legen wollen? Verachte er nach Belieben diesen Himmel, dieses Klima, diese Luft, die Fluren und Felder, Menschen und Denkmäler; das begreift sich leicht, und wir wollen ihm auch andrerseits die Glückseligkeit seiner heimischen Heiden (della patria sua landa) nicht beneiden. Uebrigens haben wir uns die Bemühung, so viel Thorheit aufzuzeichnen, allein zu dem Zweck gemacht, daß der Name des Hr. G. Nicolai unsern Lesern wohl empfohlen sei; sie können daran Vergleichung anstellen mit einer andern deutschen Weisheit, welche Alles, selbst bis zu dem Namen Cicero's, für Einbildung und Lüge erklärte, und die Reden desselben, ich weiß nicht welcher Gattung von Rhetoren zuschrieb [37]).

---

34) So etwas hört freilich ein Italiener nicht gern.

35) Im Original steht pidocchi, Läuse; ich habe aber von Flöhen gesprochen.

36) Die Parenthesen des Kritikus sind besonders geistreich und bedeutungsvoll.

37) Der ganze Schlußabsatz ist klassisch. Wüßte der Recensent, welchen Spaß er mir damit gemacht, wie königlich seine Schimpfworte mich amüsirt hätte er ihn sicherlich fortgelassen. In

I. Recensionen, welche Parthei gegen mich nehmen.

Der Gesellschafter

enthält in den Blättern vom 13. u. 15. August 1834 (Nr. 130 u. 131) nachstehende Beurtheilung.

„Der Aerger über Italien [1]."

„Thema. Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai.

„Man pflegt sonst gewöhnlich die Skala steigernd so zu ordnen: Deutschland, die Schweiz, Italien. Es ist nicht zu leugnen, daß seit der bacchantische Heinse, der großartig in dichterischer Schwärmerei sich gefallende Richter und der idyllisch und klassisch entzückte Goethe zu Gunsten Italiens ihre Federn gebraucht haben und andre Schriftsteller mehr oder weniger ihnen nachtaumelnd gefolgt sind — daß sich seitdem ein gewisses poetisches Interesse für das Land verbreitet hat. Doch halten wir dies Interesse nicht für so allgemein seinem Gegenstande nach, daß Jedermann leicht als Enthusiast auch Alles, was Italienisch heißt, mit gleichem Feuer umfaßt hätte; Jeder wendet sich einem Theile jener Herrlichkeiten zu und giebt das Uebrige dafür gern in Kauf. Auch Ref. gehört zu diesen Liebhabern Italiens, aber nicht um des klassischen Moders willen, sondern weil dort die Peterskirche sich erhebt; sie allein wäre vermögend, ihn alle Schwierigkeiten vergessen zu lassen, die Hr. Nicolai in seinen zwei Bänden angehäuft hat [2]. Hr. Nicolai predigt nun, umgekehrt steigernd: Italien, Deutschland, die Schweiz. Warum nicht? möchte man mit Philipp

---

den letzten Zeilen bekommt auch noch ein mir unbekannter Landsmann seinen Hieb. Nun, er wird ihn ertragen können; es ist ein Hieb, den Arlequin mit stumpfer Holzklinge ausgetheilt hat. Man ersieht übrigens aus dieser Recension, daß man in Venedig auf uns arme Deutsche nicht besonders gut zu sprechen sein muß.

1) Schon diese Ueberschrift beweiset, wes Geistes Kind der Recensent ist. Er hat auch sehr bald einen öffentlichen Gegner gefunden. (Vergl. die Antikritik im Figaro: „der sich ärgernde Recensent.")

2) Dennoch gesteht Referent, daß er in Italien nicht gewesen sei und die Peterskirche mithin nicht gesehen habe.

sagen — auch einmal die Probe vom Gegentheil; das Ueberraschende macht Glück [3]). Doch spricht der Verf. nicht, daß es ihm ernstlich um die Wahrheit zu thun sei? Wir wollen diese alte Frage über Wahrheit weder dem Pilatus noch den Philosophen beantworten; aber dem Verf. wollen wir ernst [4]) unsre Meinung darüber eröffnen. Behauptet Herr Nicolai, Italien geschildert zu haben, wie es ist, so werde ich den bescheidenen Zweifel äußern, ob er sich nicht vielleicht irre und Italien blos geschildert habe, wie es ihm erschienen sei [5])? Niemand kann für seine Augen, die mit ihm geboren sind, und Niemand wird etwas einwenden, wenn ich behaupte, es habe Jemand die Wahrheit gesagt von einer Sache, wenn er uns in zusammenhängender Rede treu das wiedergegeben, was ihm seine Sinnlichkeit davon gemeldet hat. Indem ich hier die Folgerung ziehe, daß aus einem individuellen Urtheil [6]) nicht auf die wahre Beschaffenheit der Sache an sich zu schließen sei [7]) und daß selbst mehrere Individuen sich sehr wohl in denselben oder doch in einem ähnlichen Irrthum begegnen können; muß ich zugleich noch bemerken, daß ich nicht zu denen gehöre, welche den Religionsstiftern jedesmal die Alternative setzen, Betrüger oder Betrogene zu sein, daß ich vielmehr nach Obigem eine ganz unschuldige Mittelstraße kenne. Indem ich also Hrn. Nicolai unter dieses Maaß stelle, thue ich ein Gleiches mit mir selbst, indem ich auch meine Meinung über ihn für nichts als unvorgreifliche Bedenklichkeiten ausgebe, um so mehr, da

---

3) Ich habe mich gegen den Vorwurf, neu und überraschend sein zu wollen, in der Einleitung zu diesem Anhange ernstlich verwahrt.

4) Wer unbefangen die nun folgenden Eröffnungen des Referenten liest, wird dieselben nur spaßhaft finden.

5) Bis jetzt hat noch jeder Reisebeschreiber die von ihm durchreiseten Länder so beschrieben, wie er sie sinnlich wahrgenommen. Eine Wahrnehmung kann nur durch die Sinne geschehen.

6) Nicht Urtheile, Thatsachen habe ich berichtet. Der Recensent wirft hier übrigens Gefühle und Urtheile so unter einander, als seien beide Bezeichnungen gleich bedeutend. Daher streift auch seine Folgerung an's Unsinnige.

7) Wenn er sich einmal an heißer Brühe den Mund verbrennen sollte, würde man ihm, nach seiner Logik, sowohl einwenden können, daß die Brühe nicht heiß gewesen, als daß er keinen Schmerz empfinde.

ich nie in Italien war [8]). Was nun aber diese Meinung selbst betrifft, so ist allerdings die Tendenz des Buches offenbar, den Gegensatz zu den enthusiastischen Liebhabern der „hesperischen Gefilde" recht scharf hervorzuheben. Daß dies Hrn. Nicolai leicht geworden, erhellet daraus, daß er jeden Aerger, nachdem er ihn zu sich genommen, auch sogleich der Feder übergab und die ganze Reisebeschreibung in Italiens schlechten Wirthshäusern niederschrieb [9]). Es sei fern von mir, hieraus und wegen des Umstandes, daß fast jedes Kapitel mit dem bösen Refrain über das Jammerland Italien geschlossen wird, reine Absichtlichkeit des Verfassers in seinem Verfahren anzunehmen [10]), obwohl er den dahinschlagenden Zweck seines Berichts eingesteht. Gegen den Vorwurf der Verfälschung schützt den Verf. die Ehrlichkeit und Treue seiner Erzählung [11]) und besonders der Umstand, daß jeder Tadel, den er über das Land ergehen läßt, mehrere Male und oft bis zur Unerträglichkeit wiederholt wird [12]). Als Beispiel möge die Erwähnung der durch die Flöhe erduldeten Qualen dienen. Von diesen Thieren wird wenigstens in jedem dritten Kapitel in allen Beziehungen gesprochen [13]), und der Leser verzeihe mir, wenn ich dem armen Reisenden nachsage, daß ihn die Flöhe im Wirthshause, im Theater, im Freien, überall auf das Entsetzlichste quälten, daß er sie im Weine, in der Butter und allerwärts fand, daß sie ihn bis in die Schweiz gepeinigt haben."

„Ein zweites Beispiel liefern die unverschämten Bettler mit ihrem gellenden Geschrei, ein drittes die Habgier des Italieners nach Trinkgeldern und die Prellerei der Wirthe; in andrer Hinsicht das elende Ansehen der italienischen Fluren und der Häuser, die räucherigen Antiken, die Verfälschung dersel-

---

8) Es ist ganz unbegreiflich, wie Jemand, der offen bekennt, nicht in Italien gewesen zu sein, über meinen Bericht so vornehm absprechen kann.

9) Recensent befindet sich im großen Irrthum. Die Reise ist ein halbes Jahr später, nach Notizen, an meinem Schreibepulte ausgearbeitet worden. Ich war also vollkommen ruhig geworden.

10) Hierüber habe ich mich zur Genüge erklärt.

11) Ich danke.

12) Noch unerträglicher ist die unablässige Wiederkehr der gerügten Unannehmlichkeiten in Italien.

13) Ich hätte, um wahr zu sein, in jeder Zeile davon sprechen sollen.

ben; ferner der Mangel an beständiger Witterung, an heitrer Luft und an schönen weiblichen Gesichtern, der schlechte Gesang der Gondolieri u. s. f. Alle diese Ausstellungen werden sämmtlich öfters und auf ziemlich ironische oder sarkastische Weise in Erinnerung gebracht. Dennoch zweifeln wir, daß Hr. Nicolai viele Enthusiasten heilen wird [14]); obgleich er die Ehre hat, ein Enthusiast des Gegentheils heißen zu können [15]). Wer einmal wirklich für den Schweif des Pfaus begeistert ist, sieht nicht nach den häßlichen Füßen, und so begreife ich eben so leicht, wie ein Heinse lange Zeit in Italien verschwelgen konnte, ohne von seiner doch sinnlichen Schwärmerei zu lassen, wie ich auf der andern Seite gestehen muß, in meiner Begeisterung durchaus nicht gestört oder abgekühlt worden zu sein [16]). Wie das kommt, kann jeder Leser leicht finden, und es wird Hrn. Nicolai ergehen, wie dem Brutus in der Rede des Antonius an Cäsar's Leiche. Hr. Nicolai lobt eben so unmäßig, als er tadelt, ja er überbietet in seiner Begeisterung oft alle frühern Berichterstatter [17]). Gleich bei Triest spielt sein Entzücken in

---

14) Daran zweifle ich selbst; indessen wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Ich habe übrigens auch nicht für die Enthusiasten, sondern für die Vernünftigen geschrieben, und fühle mich reichlich belohnt durch das Bewußtsein, seit meiner Zurückkehr aus Italien schon manchen rechtlichen Mann von dem Besuch der hesperischen Herrlichkeiten abgehalten und ihm eine mit unmäßigen Geldausgaben verbundene, schmerzliche Enttäuschung erspart zu haben.

15) Auf diese gehaltlose Behauptung ist dem Referenten bereits in der Antikritik geantwortet worden.

16) Enthusiasmus ist freilich eine unheilbare Art des Wahnsinnes.

17) Ueber diesen Punkt muß ich nähere Aufklärung geben. Als ich mein Buch schrieb, that mir der Tadel, den ich über das Land meiner Jugendhoffnungen ergehen lassen mußte, zuweilen selbst weh. Noch immer war etwas von dem Gefühl der Pietät in mir zurückgeblieben, mit dem ich sonst an Italien gedacht, und so nahm ich mir vor, das Gute und Schöne mit um so größerer Wärme anzuerkennen, um dadurch einiger Maaßen den gerechten Tadel auszugleichen. Meiner Gutmüthigkeit wird hier übel gelohnt! — Doch mir geschieht Recht, und um dem mir gemachten Vorwurfe in Zukunft auszuweichen, habe ich in der zweiten Auflage meines Werkes alle anscheinenden Ausbrüche der Begeisterung, die sich in der ersten Auflage finden, in die Schranken freundlicher Ruhe zurückgeführt.

allen Farben. Die Fahrt nach Mestre in der vorher so schmählich herabgesetzten Gondel findet er entzückend schön. Mehrmals wird der italienischen Nächte und der darin gaukelnden Glühwürmchen als eines reizenden Schauspiels gedacht, obgleich dem Reisenden stets der Himmel nicht so hell ist, als er ihn verlangt. Ferner schildert er mit Bezauberung für den Leser die Metropolitankirche in Florenz, das Gewaltig-Kolossale ihres Baues, die innere und äußere Pracht, den strahlenden Glanz und die heilige Weihe des Festes; so daß man schon hier wie jener Spanier nach Italien gehen möchte, um den — Livius zu sehen. Denn was einen Menschen für eine Minute berauscht, kann sehr wohl für einen andern der Himmel eines ganzen Lebens sein [18]). Doch in Florenz ist noch mehr zu rühmen: der Boboli-Garten hinter dem Pallast Pitti („unbestritten schön"), das herrlichste Ballet mit der berauschenden Musik. Hr. Nicolai betrachtet mit Bewunderung und Entzücken die berühmte Piazza del Popolo und ruft bei dem Anblick des Peter-Doms: „das ist ein Tempel des Herrn!" Die Kirche St. Peters wird einer acht Seiten langen Beschreibung werth gehalten. In Neapel findet er den freundlichen Gottesacker der Protestanten, in Mola di Gaëta giebt er uns die romantische Beschreibung eines unvergleichlichen Abends [19]). Er gelangt auf der Rückreise wieder in Rom an, als die Peterskirche erleuchtet wird und beginnt einen Panegyrikus mit den Worten: „Wie glühend auch die Einbildungskraft eines Menschen sein mag, dennoch wird es ihm nicht möglich sein, sich von dem erhabnen Schauspiel der Erleuchtung der Peterskirche ein richtiges Bild zu machen [20])." Es versteht sich von selbst, daß der Leser bei solchen Stellen Alles, was er an Grämlichkeiten bis dahin erfahren, ohne Verzug vergißt, vielleicht an Ludwig Schefer's schönes Gemälde denkt, taumelnd das alte Gemälde Italiens in seiner Seele mit allen Lichtern und Farben seiner Phantasie illuminirt und unter den 4400 großen Lampen und 784 ungeheuern Feuerbecken, welche auf „Armidens Zauberpallaste" brennen, selbst mit überschwenglicher Trunkenheit in den dunkelblauen staunenden Nachthimmel hinauffährt. Doch nein! Herr Nicolai speist wieder sehr gut in Tivoli und hört von gemeinen Leuten guten Gesang [21]),

18) Das ist eine der schön klingenden Phrasen des Enthusiasmus.

19) Wie gerecht bin ich also überall gewesen.

20) Ist in der zweiten Auflage klüglich abgeändert.

21) Es waren ein Paar Takte, die menschlich klangen.

welche beide Ereignisse ihm bisher nur in Karrikatur zu Ohren und Gaumen kamen. Er gesteht, in Rom sich sehr wohl befunden zu haben und sieht dann auf der Reise bei dem Untergange der Sonne mit Entzücken das schönste Naturschauspiel [22]). Ein Gleiches wird ihm in Livorno rücksichtlich des stürmenden Meeres zu Theil [23]). Später ist noch von großartigen Anschauungen in Carrara die Rede; dann findet unser Reisende Genua „sehr schön", ja weiterhin sagt er: „Wahrlich! Genua ist schöner, als die kühnste Phantasie sich zu ersinnen vermag." Sodann ist von der lieblichsten Fahrt auf dem Lago maggiore die Rede und „mit Freuden" bekennt Herr Nicolai über Isola bella: „der Ausdruck des Enthusiasmus bleibt hier hinter der Natur zurück — ja, Isola bella ist unaussprechlich schön [24])!"

„Ref. kann sich dies in sich fast widersprechende Wesen des Berichterstatters nicht anders erklären [25]) als psychologisch und zwar so, wie es die Reisebeschreibung selbst an die Hand giebt. Der Verf. kam mit zu hoch gespannten Erwartungen nach Italien und die erfolgte Täuschung mußte um so bittrer ausfallen. Für diese zu sehr gesteigerten Hoffnungen zeugen das Studium aller Schriften über Italien, und die Aeußerungen bei dem Eintritt in die ersehnten Gefilde, mit Bezug auf die spätern Aeußerungen. In Triest weiß er keine Worte zu finden, das unendlich Schöne zu schildern, was er gesehen; er spricht von Hesperiens göttlichen Gefilden und weint vor Freuden über die Zauber einer südlichen Landschaft [26]). Nächstdem hat es den ganzen Anschein, als ob der Verf. zu den

---

22) Referent läßt aber hier klüglich unerwähnt, was der günstige Leser meines Buchs sehr wohl noch weiß, daß jenes Naturschauspiel, die Abenddämmerung, kein Wunder Italiens gewesen ist; sondern daß ich ausdrücklich anführe, es später in Berlin ebenso schön gesehen zu haben.

23) Richtig; man kann aber in allen Seestädten dasselbe zu sehen bekommen, und braucht deshalb nicht nach Italien zu reisen.

24) Ja, ja, das sind Alles gut gemeinte Redensarten der erwähnten Art! Genua, der Lago maggiore und Isola bella sind wirklich schön; allein ich hätte das kühler sagen müssen, wie ich es in der zweiten Auflage wirklich gethan habe.

25) Die Erklärung, welche ich jetzt darüber gegeben, mag Referent freilich nicht erwartet haben.

26) Das ist wirklich der Fall gewesen. Der Anblick ist zu überraschend, zu großartig schön. Er findet sich aber im ganzen übrigen Italien nicht wieder.

Menschen gehört, welche unverschuldet eben so oft in die Dornen greifen, als sie den Duft einer Rose genießen und dabei noch die Idiosynkrasie haben, wenn der Dorn fehlt, sich denselben erst zu suchen, um sich zu stechen [27]). So leicht wie Jeder begreift, daß ein solches Verhängniß dem Menschen keine Schuld, wohl aber manche Verdrießlichkeit aufhänge, eben so leicht wird man einsehen, wie bös diese Mißstimmung des Schicksals [28]) auf Begeisterung zu wirken vermag. Nun giebt es freilich manche Reisende, welche auf dem Springstabe des Humors über dergleichen hinwegsetzen; das thut aber Herr Nicolai nie, vielleicht weil es seinem Charakter zuwider ist, was man ihm abermals nicht zur Last legen kann [29]). Er nimmt an Allem ein Aergerniß und, was das Schlimmste ist und Jedem, der nur einige Kapitel von ihm gelesen, einleuchtet — er trägt seinen Aerger zur Schau [30]) und verbittert sich dadurch das Meiste, was er sonst wenigstens mit Gleichmuth angesehen und vielleicht gar nicht erwähnt haben würde. Auch über der Zeit, welche er zur Reise wählte [31]), und über Allem, was er sehen wollte und nicht sah, scheint ein solcher Unstern gewaltet zu haben. Er selbst macht die Bemerkung, welchen Einfluß das Essen auf den Reisenden habe und klagt, daß er immer schlecht gegessen habe; was daraus folgt, braucht keine Deduktion [32]). Auch hätte Ref. es Italien nicht hoch angerechnet, daß es mit dem Wildpret dort so schlecht steht;

---

27) Wie müht sich doch der Recensent ab, sein himmlisches Italien, welches er nie gesehn, gegen mich in Schutz zu nehmen. Er sucht die Ursachen, die mich als Irrenden erscheinen lassen können, aus allen Winkeln hervor.

28) Nun spielt auch noch das Fatum eine Rolle.

29) Auf diese Aeußerung findet Referent seine Antwort in der Antikritik. Selbst der große Humorist Smollet wurde in Italien Kopfhänger. Wer keinen Humor der, hat erliegt in Italien.

30) Ich will ihn zur Schau tragen, damit Jeder sehe, was er in Italien zu erwarten.

31) Die Zeit, das Frühjahr, war die schönste, und wohl überlegt gewählt. Wir wollten nicht, wie Andre, zum Winter nach Italien. Wer kann sagen, er kenne ein Land, wenn er es im Winter gesehn? —

32) Ja, ja, Italien taugt blos deshalb nichts, weil wir dort oft schlecht gegessen! —

dergleichen ist doch fast zu subjectiv [33]). Doch wir wollen einige Beispiele zu unsrer Behauptung geben: II, 68 *) freut sich der Reisende über den protestantischen Kirchhof in Neapel und gleich fällt sein Blick auf Bordelle in der Nähe — bei der Freude über die erleuchtete Peterskirche kömmt ihm der plötzliche Gedanke an die tödtliche Luft des Juli — I, 99 freut er sich der schönen Gegend und ärgert sich über die Festons auf den Aeckern — I, 130 ist er hoch erfreut über das kunstreiche Ballet, als ihn wanzengroße Flöhe stören — I, 178 bei seiner Freude über Rom stört ihn ein Mauthbeamter u. s. f. [34]) Er selbst verdirbt sich den Genuß z. B. wenn er eine herrliche Gegend sieht, durch den Gedanken: „brauche ich, um dergleichen zu sehen, nach Jalien zu kommen?" — oder er fertigt die Schönheit Genua's damit ab, daß es nicht eigentlich zu Italien zu rechnen sei — oder er ärgert sich [35]) über die himmlische Isola bella, weil sie dem Reisenden so früh begegne und die falschen Gerüchte über des Landes Schönheit veranlasse u. s. w."

„Deßungeachtet hat wohl mancher Tadel, den Hr. Nicolai austheilt, den besten Grund und verdient, unserm Ermessen nach, daß er schärfer in das Auge gefaßt werde [36]). Wir rechnen dahin die Belehrungen über das gemeine Volk in Italien und seine Lebensweise, die Betrügerei mit den Antiken und Anderes, wo freilich Allerlei mit unterläuft, was früher auch schon gesagt worden [37]). Die Belehrung über die Alterthümer in Herkulanum und Pompeji war dem Ref. neu, und Mancher mag noch eine andere belehrende Lese in dem Werke finden. Auch die herrlichen Darstellungen aus der Schweiz

---

33) Welche unwürdige Entstellung dessen, was ich in dieser Hinsicht gesagt habe! —

*) Hier sowohl, wie überall, wo in den Recensionen Seitenzahlen angeführt sind, ist natürlich immer die erste Auflage des Werkes verstanden.

34) So aber ist Italien! Es giebt dort keine ungetrübte Freude.

35) Jetzt muß ich wahrlich auch mit dem Antikritiker ausrufen: Recensent ärgert sich! Man sieht's ihm an, er trägt den Aerger zur Schau.

36) Jetzt fängt Recensent an zu loben!

37) Richtig, weil in dem Buche nichts fehlen soll, was dazu beitragen kann, ein richtiges Bild von Italien zu gewähren.

haben den Referent erfreut [38]). Was aber die Wirkung des Ganzen betrifft, so glaubt Ref. — ungeachtet der Trefflichkeit des Buchs [39]) — nicht, daß sich diejenigen bekehren werden, denen das Sehnen nach Italien einmal an das Herz gewachsen ist. Begeisterung ist schwer auszurotten, wenn es die Zeit nicht thut. Doch kann den Verfasser das wenig kümmern; er mag zufrieden sein, wenn man (ohne die Ironie des Antonius) die Worte auf ihn anwendet:

„Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.“ Gtzl.

Der Gesellschafter gab nun zwar in den literarischen Blättern noch eine zweite und zwar durchaus anerkennende Beurtheilung meines Werkes, welche weiter unten in diesem Anhange mit abgedruckt ist; ließ aber unmittelbar darauf und zwar in demselben Blatte die Beurtheilung eines andern Werks über Italien folgen, worin Hr. Gtzl. abermals das Wort gegen mich nimmt. Man lese:

„Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien. Malta. (Berlin, Nicolai, 1834).“

„Wir haben kürzlich über Gustav Nicolai's „Italien, wie es ist“ gesprochen. Der uns unbekannte Verfasser obiger Wanderungen beginnt zwar seinen Bericht, wo Jener aufhört, allein es finden sich bei ihm doch Hindeutungen auf eine Reise durch Ober= und Unteritalien, daß man sich unwillkürlich zu einem Vergleich der beiden Referenten veranlaßt sieht. Besonders fällt es auf, daß G. Nicolai immer gleich schöne deutsche Aussichten und Gegenden kennt [1]), während unser Verfasser seiner Annunciata — an welche das Werk gerichtet ist — offen gesteht [2]) (Seite 51), er habe von Neapel, und selbst von

---

38) Natürlich, weil ich hier dem Recensenten sein Ideal nicht zerstöre, und hübsch fromm dasjenige sage, was Andere behaupten.

39) Was soll ich sagen, muß auch ich mit dem Antikritiker hier ausrufen; nachdem mein Werk heruntergerissen worden ist, wird es zum Schlusse ein trefflich es genannt? —

1) Und ich hoffe, daß mir dies Ehre macht.

2) Offen gesteht! Als ob ich zur Verunglimpfung Italiens das Schöne in Abrede gestellt oder verschwiegen hätte. Ich, der ich Neapel und Terracina kenne, würde mich hier nicht des Ausdrucks „offen gesteht“, sondern der Worte „auf die Nase heftet“

Terracina aus in einem beständigen Schönheitstaumel gelebt. Besonders legt er Neapel eine „überschwenglichePracht“ [3]) bei. Muß man nun gleich zugestehen, daß man es hier fast mit zwei Extremen zu thun habe, so wird man doch nun wissen, wie G. Nicolai's Ton herabzustimmen ist [4]), um mit der Wahrheit zu konsoniren [5]), und einsehen, daß man in Natur und Kunst jede Laune hineintragen kann und die Dinge immer sieht, wie unsre augenblickliche oder allgemeine Seelenstimmung sie zeigt [6]). Daß die schönen Orangenwälder erst in Sicilien auftreten [7]) und dieser Baum in Italien selten im Freien und meist in Kübeln steht [8]), versichert auch unser Verfasser. Sein Bericht gehört überhaupt zu denen, welche man gern liest [9]),“ u. s. w.

Man sieht hieraus, wie unangenehm dem Hrn. Gtzl. die anerkennende Beurtheilung meines Buches gewesen ist. Noch unangenehmer war ihm indessen ohne Zweifel die Zurechtweisung, welche ihm bald darauf

---

bedient haben. Indessen hat der Verfasser der Wanderungen durch Sicilien und die Levante vielleicht wirklich in solchem Schönheitstaumel gelebt, und dann würde der Ausdruck „mittheilt“ am angemessensten sein. Der Leser wolle übrigens hier vergleichen, was ich über Neapel und Terracina gesagt habe.

3) Da haben wir die Ueberschwenglichkeit!

4) Warum folgert denn Hr. Gtzl., wenn er den Verfasser der Wanderungen ebenfalls den Extremen beigesellt, nicht, daß im Gegentheil der Ton dieses Berichterstatters herabzustimmen sei?

5) Die ungerechte Härte des Recensenten überschreitet alle Grenzen. Er, der geständlich Italien nie gesehen, erkühnt sich, mich hier öffentlich der Unwahrheit zu beschuldigen, blos, weil die Phantasten ihm mehr nach seinem Sinne sprechen! — Freilich führt er keine Thatsachen an und den Gegenbeweis ist er mir schuldig geblieben.

6) Ganz gewiß. Als Phantast ist Hr. Gtzl. daher nicht im Stande gewesen, die Realität meiner Berichte über Italien zu erkennen.

7) Auch in Sicilien giebt es, wie ich in Neapel erfahren habe, nur Orangenpflanzungen.

8) Hört, hört!

9) Ja, weil er ebenfalls im schwülstigen, nebelschwebelnden Bombast des Enthusiasmus geschrieben worden.

der Berliner Figaro

(in Nr. 197, am 26. August 1834)

in derber Sprache ertheilte. Unter der Ueberschrift:

Der sich ärgernde Recensent,

erschien darin eine Antikritik, welche ich, des Zusammenhanges wegen, hier folgen lasse.

„In Nr. 130. und 131. des Gesellschafters ist unter der Aegide des Herrn Professors Gubitz über Gustav Nicolai's Italien, wie es wirklich ist, ein von einem Herrn Gentzel [1]), hierselbst, abgefaßter Bericht erschienen, in welchem nicht etwa das Werk recensirt, sondern der ehrenwerthe Verfasser recht con amore heruntergerissen wird. Wenn aber irgend eine literarische Erscheinung der neueren Zeit unbedingte Anerkennung erheischt, so ist es dies Werk, da der Verfasser, dessen Redlichkeit und Wahrheitsliebe über allen Zweifel erhaben ist, kühn dem blinden Enthusiasmus in den Weg tritt, den glänzenden Schleier zerreißt, mit dem die Phantasie den Moder der Vergangenheit umhüllt und endlich zuerst Wahrheit über das Land giebt, welches seit undenklicher Zeit die Geldsäcke aller Enthusiasten des übrigen Europa's plündert. Wir unsrerseits, die wir Italien kennen, fühlen uns gedrungen, dem Verfasser unsern aufrichtigen Dank zu sagen und zweifeln nicht, daß jeder ruhige, besonnene Beobachter, der in Italien gewesen ist, Herrn Nicolai's Gemälde in allen Nüancen richtig gefunden hat. Der Bericht des Herrn Gentzel ist ein merkwürdiger Beleg für den entwürdigten Zustand des jetzigen Recensentenwesens. [2]) Herr Gentzel gesteht zuvörderst sehr naiv, daß er nie in Italien gewesen sei und unterfängt sich sodann ein Buch zu recensiren, welches über dies Land berichtet, und zwar nicht etwa über das Buch als solches und über die Schreibart des Verfassers, sondern über die thatsächlichen Behauptungen des Letzteren. Herr Gentzel behauptet, daß der Verfasser sich in Italien stets geärgert und deshalb mit befangenem Auge die Gegenstände betrachtet; kein Leser wird in dieser Beziehung ihm beipflichten, da im

---

1) Möchte man bei diesem Namen nicht ausrufen: nomen et omen?

2) Was mag der Verfasser dieser Antikritik erst gesagt haben, als er die später unter Brockhausscher Aegide gegen mich erschienenen Schmähungen gelesen hatte?

Gegentheil köstlicher Humor das ganze Werk durchströmt und das wirklich Schöne mit tiefem Gefühl erkannt und mit glühender Beredsamkeit geschildert wird. Wohl aber geht aus dem Bericht des vortrefflichen Recensenten hervor, daß er, bei Lesung des Werkes, sich unablässig geärgert hat, weil sein Ideal dadurch plötzlich zerstört worden ist, und man bemerkt die qualvollen Anstrengungen, wenigstens die Fetzen des zerrissenen Schleiers zu retten. Welche Verirrung der Kritik, der Zerstörung eines verderblichen Wahns entgegen zu wirken, welch' ein trauriges Ereigniß in einem den Wissenschaften und der Erkenntniß gewidmeten Blatte, das Streben nach Wahrheit lächerlich zu machen! — Zwar hat der Redakteur eine anerkennende Recension des Werkes dem Bericht des Herrn Gentzel folgen lassen, diesem aber unmittelbar darauf in einem andern Referat über eine mit der gewöhnlichen Ueberschwenglichkeit geschriebene Reise nach Sicilien und der Levante das letzte Wort gelassen, und hier der Gentzel es sogar gewagt, einen so allgemein geehrten Mann, wie Hr. Nicolai es ist, der Unwahrheit zu beschuldigen!"

„Man sieht dem Bericht es an, daß er darauf berechnet wurde, Herrn Nicolai lächerlich zu machen. Herr Gentzel, der sich in dem Enthusiasmus über Italien als ein Ultra gerirt, verschmäht aus diesem Grunde nicht, die Aeußerungen des Verfassers zu entstellen. Daß, wie Herr Gentzel behauptet, Nicolai Enthusiast des Gegentheils sei, ist unwahr, und scheint dem Recensenten der Begriff des Wortes Enthusiasmus fremd zu sein. Die meisterhafte Vorrede des Werkes hat er offenbar gar nicht gelesen, oder er hat absichtlich keine Notiz davon genommen, weil darin seine Einwendungen schon sämmtlich widerlegt waren. Er sagt, der Verfasser habe Italien blos geschildert, wie es demselben erschienen sei. Es ist aber von Thatsachen die Rede, und jede Zeile des Werkes zeigt besonnene Objektivität. So sind beispielsweise die Schilderungen Pompeji's, der Vesuvreise, der Solfatara, der Peterskirche, die Beschreibung von Genua und Isola bella, die Abentheuer an der Wirthstafel zu Capua, die schurkische Betrügerei zu Aquapendente u. s. w. Muster der Darstellung. Herr Gentzel hat desgleichen anzuführen unterlassen, daß der Verfasser die Reise mit drei andern ganz mit ihm übereinstimmenden Personen machte, und daß andere Reisende, mit welchen sie an der Wirthstafel zu Meiland zusammentrafen, sich gleichfalls über ihre Enttäuschung in Italien bitter beklagt haben. Herr Gentzel hat ferner, wenn er die häufige Erwähnung der Flöhe oder anderer Unannehmlichkeit

tadelt, absichtlich nicht mitgetheilt, daß der Verfasser in der Vorrede die Ursache, weshalb er dies thun mußte, ausdrücklich angegeben. Wenn er ein widersprechendes Wesen des Verfassers darin findet, daß derselbe bei so vielem Tadel über Italien, Einzelheiten sehr gelobt und mit Freude geschildert, so wird im Gegentheil jeder unbefangene Beurtheiler in diesem Umstande nur die strenge Gerechtigkeit des Verfassers erkennen. Wir unsererseits sind außerdem der Meinung, daß man dem Herrn Nicolai, weil er das wirklich Schöne in Italien mit so treuen Farben geschildert, um so unbedenklicher auch in seinem Tadel Glauben schenken müsse, und wenn er in der Lebendigkeit der Darstellung in den Aeußerungen des Gefühls alle seine Vorgänger, wie Herr Gentzel selbst zugiebt, noch übertrifft; so ist dies nur ein Vorzug mehr, der seinem Werke eingeräumt werden muß. Herr Gentzel hat übrigens alles Lob des Verfassers über Italien sorgfältig zusammengestellt, um die Leser seiner Recension glaubend zu machen, daß Hesperien doch unendlich schön sein müsse und der Tadel Nicolai's also eigentlich wohl nichts auf sich haben könne. Allein der vortreffliche Recensent hat hier wieder klüglich verschwiegen, daß der Verfasser ausdrücklich anführt, wie alles Schöne, welches man in Italien finde, den Reisenden für die bittere Enttäuschung, die ihm im Uebrigen wird, keinesweges zu entschädigen vermöge, ein Urtheil, dem wir unbedingt beipflichten müssen."

„Der Herr Recensent ärgert sich auch noch gar sehr, wenn G. Nicolai, was alle Enthusiasten bis jetzt verschwiegen, neben dem Schönen in Italien stets den Unflath der Wirklichkeit erkennt. Es ist mehr wie tadelnswerth, wenn Herr Gentzel beispielsweise anführt, bei dem protestantischen Kirchhof in Neapel sei das Auge des Verfassers gleich auf die Bordelle in der Nähe gefallen. Denn der treffliche Recensent verschweigt hier, daß G. Nicolai nur sein Mißfallen darüber ausspricht, daß man in dem katholischen Lande den Friedhof der Protestanten in die Nähe einer verrufenen Straße verlegt hat. Herr Gentzel, der Enthusiast für Italien, mag freilich hierin nichts Arges finden. Daß man mit dem Springstabe des Humors über dergleichen fortschlüpfen müsse, ist eine von den vielen unhaltbaren Behauptungen des Recensenten; da im Gegentheil das Auge des Humors siegreich das All durchdringen muß. Daß aber G. Nicolai ächter Humorist, hat er bereits in seinem bekannten Romane: „die Geweihten!" zur Genüge dargethan; wogegen wir freilich den Namen Gentzel jetzt zum ersten Male und in dem eben nicht humoristischen

Bestreben kennen lernen, einen achtbaren Mann, der Aufklärung geben will, als zweideutig und unglaubhaft darzustellen. Es ist unrichtig, wenn Herr Gentzel behauptet, daß Nicolai an Allem in Italien ein Aegerniß genommen habe; die zahlreichen, wonnigen Schilderungen, mit denen uns der Verfasser beschenkte, wo sein harmloses Gemüth sich nur einigermaaßen ergriffen fühlen konnte, beweisen schon das Gegentheil, auch ist das Unangenehme meist so dargestellt, daß man mit dem humoristischen Dulder herzlich lachen muß. Es ist also im Gegentheil der treffliche Recensent allein, der sich unablässig ärgert."

„Wenn selbiger in diesem Aerger versichert, daß das Buch wenig Enthusiasten kuriren werde, und daß dies dem Verfasser namentlich auch bei ihm nicht gelungen sei; so ist dies nur auf solche Personen anzuwenden, die einem Wahn sich hingeben und eigensinnig darin beharren wollen; wir aber können ihm schon aus dem beschränkten Kreise unserer hiesigen Bekanntschaft die Versicherung geben, daß das kaum erschienene Buch schon Mehrere geheilt hat, und da, wie wir öffentlich angezeigt finden, eine französische und englische Uebersetzung des Werks bevorsteht *), so läßt sich, so sehr sich Herr Gentzel ärgert, erwarten, daß die lobenswerthe Absicht des Verfassers, durch seine schmerzlichen Erfahrungen seinen Mitmenschen zu nutzen und die fast wahnsinnige Vorliebe für Italien auf das, was die gesunde Vernunft gestattet, zu beschränken, in vollem Maaße erreicht werden wird."

„Nachdem Herr Gentzel den Verfasser mehrere Seiten hindurch lächerlich gemacht hat, läßt er sich herab, am Schlusse auch einiges zum Lobe des Buchs zu sagen und hier nennt er plötzlich das so sehr herabgewürdigte Werk ein treffliches! Was soll man von einer solchen Recension denken? Muß man Herrn Gentzel nicht zurufen: o si tacuisses, philosophus mansisses? — Wir rathen dem wack'ren Recensenten recht ernstlich, künftig nie wieder über ein Werk zu berichten, welches von einem Gegenstande handelt, den er nicht kennt und nicht gesehen hat." **)

---

*) Die englische Uebersetzung ist, wie ich höre, bereits erschienen.

**) Ich fühle mich verpflichtet, dem geehrten Verfasser dieser Antikritik für die gütige Anerkennung meines Strebens, noch mehr aber für die Bestätigung der von mir angeführten Thatsachen, hierdurch öffentlich meinen herzlichsten Dank zu sagen, wiewohl ich, im Interesse der Sache, die Nennung seines Namens gewünscht hätte.

Das war dem Gesellschafter zu stark. Derselbe trat nun in einer dritten tadelnden Recension meines Buchs als mein entschiedner Gegner auf. Unter der Ueberschrift:

Das Italien des Herrn Gustav Nicolai,

läßt sich in den Blättern v. 17., 18., 20. und 22. October 1834 ein Herr E. v. W. auf nachstehende Weise vernehmen.

Thema: Italien, wie es wirklich ist, u. s. w.

„Unter diesem Titel ist von Herrn Gustav Nicolai ein Werk erschienen, über welches wir im Nachstehenden nicht haben unterlassen können, unsere Meinung auszusprechen, um so weniger, da wir uns selbst öfters und dauernd in Italien aufgehalten haben."

„Der Verfasser rühmt sich zuvörderst, von allen Schriftstellern, die bisher über Italien geschrieben haben, der einzige erleuchtete, der einzige aufrichtige zu sein. Alle übrigen sind in seinen Augen entweder Finsterlinge oder Lügner! Finsterlinge, weil ihr Enthusiasmus für das einzelne Schöne ihnen nicht gestattete, richtig über das Ganze zu urtheilen; Lügner, weil sie gegen ihre bessere Ueberzeugung nur im Interesse ihrer Eigenliebe oder Gewinnsucht schrieben. Sie mußten, wie er meint, vorgeben, Vieles und Schönes gesehen zu haben, wenn anders ihre Eitelkeit und ihr Geldbeutel den beabsichtigten Triumph feiern sollten."

„Wir stellten uns die Einwürfe vor, 'die jene Schriftsteller dagegen machen könnten. Wir hörten sie sagen: so gut du behaupten kannst, daß unser Enthusiasmus für das einzelne Schöne unser Urtheil berückte, so gut können wir behaupten, daß dein Unmuth über das einzelne Häßliche das deinige mißleitete. Ferner, wenn du uns beschuldigest, Italien nur deshalb verherrlicht zu haben, um für unsere Reisebeschreibungen Käufer zu finden, so können wir wohl dieselbe Beschuldigung in umgekehrter Art gegen dich erheben und sagen: Du hieltest es für lockender, deine Reisebeschreibung mit tadelnden und paradoxen Bemerkungen anzufüllen, da das alte Lob Italiens bereits erschöpfend vorgetragen war, und jetzt nur noch Wiederholungen fürchten ließ."

„Konnten wir den neuen Autor auch nicht gegen den ersten Vorwurf vertheidigen, so nehmen wir ihn doch gegen den letztern in Schutz, da alle Aeußerungen seines Werks durchaus den Charakter der Aufrichtigkeit an sich tragen. Wir sind daher auch geneigt, wo wir ihm Falsches, Irrthümliches und Paradoxes nachweisen werden, dies nur, als

von seiner innigen subjektiven Ueberzeugung ausgehend, anzusehen. Nichts desto weniger aber müssen wir Alles, was er im Allgemeinen über Italien sagt, dennoch für das gewöhnliche Lamento solcher Reisenden erklären, denen das Ausland seine geistige Geburtshülfe noch nicht geleistet hat. Die Wehen hat fast Jeder mehr oder weniger empfunden *); Hr. G. Nicolai allein aber hat die Beschreibung derselben in zwei Bänden dem Publikum vorgelegt. [1])"

„Der gemüthliche Gewohnheitsmensch (und wer ist dies im Allgemeinen mehr als der Deutsche?) empfindet jede Abweichung von dem Herkömmlichen äußerst schmerzhaft, und ist nur zu oft geneigt, jedes Andere auch zugleich das Schlechtere zu nennen. [2]) Dazu kommt, daß er sich im Auslande von denen, die mit ihm gleich stehen, dominirt, und von der ihn umgebenden Gewinnsucht nicht selten überlistet sieht. Er weiß in keiner Sache Bescheid, und findet besonders in den größern Orten, die seine Neugierde ihn heimsuchen läßt, nichts als Leute, die nur für Geld gefällig sind. Er möchte gern auf dem kürzesten Wege die Merkwürdigkeiten des Landes kennen lernen; sein gewinnsüchtiger Cicerone aber hält ihn mit Nichtigkeiten hin, um sich ihm desto länger nothwendig zu machen. Er hat sich vorgenommen, für die kurze Dauer seiner Reise sich nur einem idealen Leben, einem contemplativen, genußreichen hinzugeben; allein je kürzer die Reise ist, und je mehr dabei gesehen werden soll, je mehr treten ihm der störenden Bedingungen des gemeinen Lebens auf eine äußerst empfindliche Weise entgegen. Er macht eine Menge unangenehmer Erfahrungen, die er daheim nicht machen konnte, weil er bei sich zu Hause nie ein beobachtender Reisender war, und so mißt er dem Auslande bei, was eigentlich nur die Schuld seiner Situation war. Er fängt daher an, in jedem Landesbewohner seinen erklärten Feind zu erblicken, und nimmt eine gewisse gespannte Haltung gegen jeden derselben an. [3]) Dies erregt nur Lachen bei jenen; bei ihm aber steigert es den Unmuth auf's Höchste. Eine Art von Heimweh läßt in seiner Phantasie die schönsten und reichsten Gegenden seines Vaterlandes emporsteigen; mit diesen, nicht mit den jämmer-

---

*) Hört, hört! —

1) Nicht blos die Beschreibung der Wehen, sondern auch der Freuden. Ich habe Italien geschildert, wie es wirklich ist.

2) Nur ein Schwachkopf wird dies thun; der denkende, vernünftige Mensch nicht.

3) Dies ist unsrerseits nicht der Fall gewesen.

lichen Landstrichen desselben vergleicht er nun alles Sterile, Schmutzige und Ekelhafte, das sich ihm im Auslande darbietet. [4]) In solcher Stimmung und bei solchen vergleichenden Zusammenstellungen kann sein Urtheil allerdings für dies letztere nicht günstig ausfallen!"

„Wir können eine solche Stimmung an sich nicht verdammen, weil sie in der natürlichen Anlage des Menschen liegt. Wir können dies um so weniger, da wir bekennen müssen, uns bei unserm ersten Eintritte in Italien in einer ähnlichen Stimmung befunden zu haben; allein wir hüteten uns, in dieser Stimmung zu schreiben und waren froh darüber [5]); denn wir kamen später von manchem Irrthume zurück und lernten sogar Vieles, was uns Anfangs abgeschmackt und thöricht erschien, später als nationelle Eigenthümlichkeit schätzen. Es ist uns zwar wie dem Verfasser gegangen; auch wir begegneten häufig Leuten auf unserer Reise, welche mit unsern voreiligen Urtheilen übereinstimmten; allein wir ließen uns dadurch nicht ermuthigen, diese Urtheile für richtig zu halten, und Männer wie Göthe, Rumohr, Kephalides u. s. w. öffentlich Lügen zu strafen. [6]) Wir sagten uns selbst, die Reisenden, welche mit uns übereinstimmten, standen mit uns auf demselben Standpunkte; die Brille, durch welche sie die Gegenstände beobachteten, war mit denselben Farben als die unsre getrübt, und deshalb nur war auch ihr Urtheil wohl dasselbe. Wir bemühten uns darauf einen andern Standpunkt zu gewinnen. [7]) Wir mietheten uns eine Privat-Wohnung, traten aus aller Gemeinschaft mit Gastwirthen und Lohnbedienten, vergaßen endlich alle tours fatigues (sic!), die wir ge-

---

4) Im Gegentheil, wir haben in Italien meistens nur an die schlechteren Gegenden unsers Vaterlandes denken können. Man kann dort Tage lang fahren, ohne andere Gegenden zu sehn, als unsre Mark in ihren unfruchtbarsten Theilen dem Auge darbietet. Unzählige Mal haben wir, wenn man uns in Italien Gegenden zeigte, die dort für schön gelten, unwillkürlich ausgerufen: Templow, Teltow, Müncheberg!

5) Gerade so habe ich es auch gemacht; denn mein Werk ist, wie gesagt, lange nach meiner Zurückkunft geschrieben worden, wo also von dem Einfluß der augenblicklichen Laune nicht mehr die Rede sein konnte.

6) Als ob Herr v. Göthe, Rumohr und Kephalides nicht irren könnten!

7) Das heißt: ich bemühete mich, gegen meine Ueberzeugung anzukämpfen und selbige dem Irrthum Anderer unterzuordnen.

macht hatten, und so gelang es uns bald, zu einem Urtheile zu kommen, das dem sehr ähnlich ist, welches jene Schriftsteller bereits ausgesprochen hatten, und welches ebenso Jeder zu gewinnen pflegt, der sich längere Zeit in diesem Lande aufhielt; sei er nun ein Genußreisender, ein Kaufmann oder ein Künstler."

„Ein Genie, wie Göthe z. B. bedarf allerdings so langweiliger Vorkehrungen nicht, um zu einem richtigen Urtheile zu kommen; einem solchen ist es gegeben, gleich auf den ersten Blick, durch alle Lokalnebel hindurch, den Kern, den wesentlichen Inhalt des ihn umgebenden Lebens, in seiner Wahrheit zu erkennen; allein wir andern Erdensöhne thun immer gut, uns erst auf obige Weise zu arrangiren. [8]) Göthe fällt über des Hrn. v. Archenholz Darstellungen von Italien, die eben so ungünstig lauten, als die des Hrn. Nicolai, folgendes kurze Urtheil: „Man sieht, der Mann hat Italien gesehen; aber nur mit seinen Augen." [9]) Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zur Widerlegung einiger einzelnen Behauptungen über."

„Der Verfasser sagt: „Nur diejenigen, welche ihr bisheriges Leben in kleinen Orten zugebracht haben, können sich durch Städte wie Florenz, Rom und Neapel imponirt fühlen; wer aber aus Paris, Wien, Berlin nach Italien kommt, sieht sogleich, wie sehr das Land gegen die Heimath zurück steht."

„Der Verfasser hat hier Meiland und Venedig, zwei Städte ersten Ranges, ausgelassen. Nach dieser Ergänzung antworten wir: Meiland ist allerdings kleiner als Berlin, und wenn auch selbst die numerische Volkszahl Meiland's geringer ist, so übersteigt doch dessen proportionelle bei weitem die Berlin's. Was den großartigen städtischen Verkehr anbetrifft, so gesteht jeder Wiener ein, der Meiland kennt, daß letztere Stadt den Vorzug verdiene; daraus kann der Leser selbst urtheilen, wie sich in dieser Art das Verhältniß zwischen Berlin und Meiland stellt."

„Vergleicht man Neapel und Wien miteinander, so darf

---

8) Nun wohl mir, ich habe das nicht nöthig gehabt. Im Gebiete der Wissenschaft und der Erkenntniß muß es keine Autoritäten geben. Man muß selbst prüfen.

9) Und Herr v. Göthe hat mit seinen Augen gesehn. Dann aber hat er gedichtet; v. Archenholz aber, der ganz Europa kannte und viel länger als Göthe in Italien weilte, hat berichtet. Das ist der Unterschied. Hier thut Herr E. v. W., als ob außer Göthe kein Mensch mehr beobachten könne.

man nur das erste beste geographische Lexicon in die Hand nehmen, um zu lernen, daß Wien in keiner Hinsicht mit Neapel in die Schranken treten kann. Paris allerdings findet seines Gleichen nicht in Italien; allein dem billig Urtheilenden wirds es erlaubt erscheinen, die übrigen Hauptstädte des kleinern zerstückelten Italiens, als Palermo, Rom, Florenz, Genua, Turin, Venedig zusammen zu fassen, und sie jener Hauptstadt eines über noch einmal so großen Landes vereint gegenüber zu stellen."

„Um Italiens ganzes Uebergewicht an Reichthum in großen volkreichen Städten noch übersichtlicher zu machen, bitten wir nur folgende Zahlen-Verhältnisse — aus ein und derselben Zeit zusammengestellt — zu berücksichtigen:

Italien mit den Oestreichischen Provinzen und den Inseln.		Österreich mit Ausschluß der Italienischen Provinzen, Preußen und Frankreich.	
Flächeninhalt: 6,616 Q. M.		Flächeninhalt: 37,123 Q. M.	
Städte über 30,000 Einw.		Städte über 30,000 Einw.	
1. Triest . . .	40,000	1. Wien . . .	237,743
2. Venedig . . .	150,000	2. Prag . . .	74,683
3. Verona . . .	41,508	3. Lemberg . . .	41,844
4. Brescia . . .	34,168	4. Ofen und Pesth	48,000
5. Meiland . .	124,798	5. Grätz . . .	34,000
6. Parma . . .	30,000	6. Berlin . . .	200,000
7. Turin . . .	64,199	7. Königsberg . .	55,000
8. Genua . . .	75,861	8. Danzig . . .	44,000
9. Livorno . . .	50,582	9. Breslau . .	62,789
10. Florenz . .	75,207	10. Magdeburg .	32,807
11. Bologna . .	64,078	11. Cöln . . .	42,706
12. Rom . . .	128,348	12. Paris . . .	580,000
13. Neapel . .	330,468	13. Amiens . .	40,000
14. Palermo . .	140,000	14. Lyon . . .	115,128
15. Messina . .	80,000	15. Marseille . .	96,413
16. Catania . .	100,000	16. Nimes . . .	39,544
		17. Montpellier .	32,700
		18. Toulouse . .	50,171
		19. Bordeaux . .	90,992
		20. Orleans . .	41,937
		21. Nantes . . .	77,162
		22. Angers . . .	33,000
		23. Rouen . . .	87,000
		24. Caen . . .	30,923
		25. Lille . . .	54,756
		26. Metz . . .	41,033
		27. Straßburg .	49,056
Summa	1,529,217	Summa	2,333,987

Bei dieser Tabelle muß noch bemerkt werden, daß die Städte zweiten Ranges in Oestreich, Preußen und Frankreich gewöhnlich weit unter 20,000 Einwohner zählen, während Städte wie Pavia, Cremona, Mantua, Bergamo, Vicenza, Cagliari, Modena, Ferrara, Lucca, die gewöhnlich nur wenige Meilen auseinander liegen, sämmtlich weit über 20,000 Einwohner enthalten." [10])

„Ueber diesen für Italien so glänzend ausfallenden Vergleich kann man auch nicht erstaunen, sobald man sich nur erinnert, daß das Land die eigentliche Wiege des städtischen Princips ist."

„Wir eilen wieder zum Werke des Autors zurück. Es heißt daselbst auf einer andern Seite: „Wirklich enthält der Theil Italiens, welcher vom Lago Maggiore bis Genua, und von hier bis nach Florenz sich erstreckt, reizende Gegenden, und wiewohl auch hier schon alle Unannehmlichkeiten des Landes den Reisenden zu quälen anfangen, so sind sie doch nicht gesteigert u. s. w. Allein wer da glaubt Italien zu kennen, wenn er bis Florenz gekommen, der irrt sich gar sehr. Im Gegentheil, Italien beginnt erst mit Florenz; südlicher nimmt die Jämmerlichkeit des Landes und die Enttäuschung des Reisenden zu."

„Hier ist es recht augenscheinlich, wie das Urtheil des

---

10) Wozu diese statistische Tabelle? Wozu dies Rechenexempel? Was soll mit all' dem Raisonnement bewiesen werden? Wer leugnet, daß Italiens Städte sehr bevölkert sind; habe ich es nicht überall zugestanden und von dem Bienengewimmel der Menschen, selbst in den kleinern Städten, gesprochen? Durch Volksmenge allein aber imponirt keine Stadt. Meiland mit Berlin zu vergleichen, kann wohl Niemanden im Ernste einfallen, es wäre dies, als wollte man München und Wien einander gegenüberstellen. Daß Neapel nicht so lebhaften Verkehr hat, als Wien, ist eine weltbekannte Sache. Hr. E. v. W. giebt die Einwohnerzahl der deutschen und französischen Hauptstädte überall unrichtig an. Wien zählt gegenwärtig über 300000, Berlin fast 250000 Einwohner. Rechnet man von der oben angeführten Bevölkerung Neapel's 30000 Menschen auf die mit dieser Stadt zusammenhängenden Ortschaften, so bleibt für Neapel selbst die Volksmenge Wien's. Nun ist aber Wien eine viel blühendere Handelsstadt als Neapel, der Verkehr muß also in der Hauptstadt unsers deutschen Vaterlandes nothwendig größer sein. Es ist betrübend, daß man dergleichen Resultate einem Deutschen beweisen muß.

Verfassers von seiner Laune abhängig war; die Gegenden werden immer schlechter, je mehr seine gute Laune abnimmt.[11]) In Triest — das er über die Maaßen lobt,[12]) ist sie noch vollkommen gut, in Mittel-Italien wird sie wankend und im Süden ist sie gänzlich verschwunden. Was doch die kleinen Ungemächlichkeiten der Reise für Wirkungen hervorbringen können![13]) Indeß Jeder, dem es gelungen ist, sein Urtheil von solchen Einwirkungen frei zu erhalten, muß, selbst bei einem nur schnellen Durchfluge durch Italien, bemerkt haben, daß von Rom ab die Schönheiten des Landes mit jeder Miglie, die man weiter nach Süden reist, zunehmen.[14]) Die Gegenden von Albano und Velletri schon, finden im Norden nicht leicht ihres Gleichen an Schönheit.[15]) Bei Terracina beginnt das eigentliche italienische Klima. Eine Menge Orangenbäume sahen wir hier, nicht nur unverdeckt, sondern im Obstgarten eines gewöhnlichen Landmanns in üppiger Fruchtfülle gedeihen. Unbeachtet von dem Eigenthümer, lagen die gereiften und abgefallenen Apfelsinen unter den schattenden Zweigen.[16]) Wo man sonst nur Unkraut zu sehen gewohnt ist, da sproßten liebliche Myrthen empor.[17]) Wer endlich die Gegend von Neapel, vom Camaldolenser-Kloster, vom Castello St. Elmo, vom Vomero u. s. w. überschaut hat, und dem Neapolitaner nicht beistimmt, wenn er in seinem heimischen

---

11) Herr C. v. W. ist geschlagen, wenn er erwägt, daß ich das Buch nach meiner Zurückkunft geschrieben habe. Meine gute Laune war in Italien unverwüstlich.

12) Den Eindruck, den der Blick vom Karst vor Triest auf mich hervorbrachte, habe ich, wie schon erwähnt, später nie in Italien wieder empfunden.

13) Ich habe zu viel Reisen in meinem Leben gemacht und reise zu gern, als daß irgend ein Reiseungemach störend auf mich wirken sollte. Es ist menschlich, sich einem augenblicklichen Verdruß hinzugeben; allein dauernd darf er auf Reisen nicht sein.

14) Quod nego.

15) Die Gegenden von Albano und Velletri werden hundertfältig im deutschen Vaterlande wieder getroffen. Insbesondre hat das Harzgebirge ganz denselben Charakter. Es ist indessen unendlich viel schöner. In Italien wirkt das Albaner und Sabiner Gebirge nur deshalb so bezaubernd, weil es in einer weiten Wüste liegt.

16) Nun, und wer bestreitet dies?

17) Quod nego. Am Abhange der Felsen wachsen dort einige niedrige Myrthensträuche.

Entzücken ausruft: „vedi Napoli e poi mori“ (siehe Neapel und dann stirb), wer den Epomeo auf Ischia bestiegen hat, und in diesem köstlichen Eilande nicht den Sitz der Armida erkannt hat, der will wohl nur parador sein [18]), oder es ist, wenigstens für den Augenblick, alle Empfänglichkeit für das Schöne von ihm gewichen.“

„Sehr schlechte und gänzlich unfruchtbare Gegenden findet man zwischen Bologna und Florenz und zwischen hier und Rom, auf der Straße nach Siena, diese sind aber, so viel wir uns entsinnen, auch von allen Reisebeschreibern, die sie passirten, als solche anerkannt worden. Ferner ist es ganz etwas Bekanntes und Natürliches, daß bei der großen und anhaltenden Hitze das frische Grün des Frühlings im Sommer bereits verbrannt ist, und ein mattes Ansehn erhielt. [19]) Die Fluren werden indeß dadurch nicht gänzlich ihres Schmucks beraubt; sie behalten vielmehr ein dem Charakter der Landschaft angemessenes Colorit; denn es giebt eine Menge Laubwerk in Italien, das der Hitze widersteht. Eine nordische Prätension ist es jedoch, auch im tiefen Sommer noch frisch grünende Wiesen in Italien sehen zu wollen. [20]) Der Verfasser hat sich daher allerdings in mancher Hinsicht, und wie es scheint nicht immer ganz ohne seine Schuld, vor seiner Abreise über Italien getäuscht gehabt. Es ist also sehr nützlich für ihn, sich bei seiner Reise enttäuscht (er braucht diesen Ausdruck sehr oft) zu haben; allein es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Unmuth, welchen die Enttäuschung in einzelnen Dingen zuwege brachte, ihn nicht so weit geführt hätte,

---

18) Nicht parador; nur vernünftig. Neapel ist schön; ich habe das so gut empfunden und anerkannt, als Hr. E. v. W.; aber es ist nicht so schön, als es sich meine freilich etwas lebhafte Phantasie gedacht hat, lange nicht so schön, als es uns vor einigen Jahren im Diorama der Gebrüder Gropius, idealisirt durch den Zauber der Farben, vor's Auge geführt wurde. Wie soll ich daher ausrufen können: Sieh Neapel, und stirb?

19) Bewahre! Es war nicht heiß in Italien. Ich habe mich genau erkundigt. Das Laub sieht dort immer so aus.

20) An einen „Zaubergarten“ mache ich allerdings die Prätension, daß er stets in frischem Grün prange. Ich habe aber schon angeführt, daß in Italien von Wiesen eigentlich gar nicht die Rede sein könne, da man meist nur das dürre, braune, vulkanische Erdreich sieht.

sich wieder in andern gänzlich zu täuschen.[21]) Dies wird später wieder neue Enttäuschungen nöthig machen!"

„Weiter beklagt sich der Verfasser über die Zudringlichkeit der Bettler.[23]) Darauf entgegnen wir, daß in vielen andern Ländern, als in Frankreich, Belgien, England u. s. w. die Quantität der Bettler nicht geringer ist.[23]) Dies hat seinen Grund hauptsächlich in der Uebervölkerung dieser Länder; die größere oder geringere Zudringlichkeit aber hängt von dem Temperamente des Volkes ab. Den Italiener genirt es gar nicht, sich mit einer kecken Schaar Bettler umgeben zu sehn; er glaubt, daß es mit zu seinem dolce far niente gehöre, zuweilen einige kleine Kupfermünzen unter sie vertheilen zu können, und freut sich, wenn es ihm gelingt, um diesen Preis einige frohe Gesichter zu sehn."[24])

„Die italienischen Speisen nennt der Verfasser scheußlich.[25]) Wir wissen zwar nicht, an welche Delikatessen er in seiner Haushaltung gewöhnt ist;[26]) allein wir, die wir daheim im Wirthshause leben müssen, und nur Wirthshaus mit Wirthshaus vergleichen können, wir finden, daß die italienische Küche reiner[27]) und zuträglicher ist, als die deutsche, bei welcher man über alles Saucenwesen nicht mehr weiß, was man genießt. Wir wiederholen es: die italienische Küche ist dem Klima angemessen. Der Magen befindet sich im Süden selten in dem guten Zustande, als im Norden.[28]) Man findet die Tafel daher meist nur mit leicht gebratenen Fleisch-

---

21) Ich habe mich in keiner Beziehung getäuscht. Die Täuschung ist lediglich auf Seite des Herrn E. v. W., und es ist daher sehr nützlich für ihn, daß er jetzt Gelegenheit findet, sich zu belehren.

22) Ich beklage mich nicht; ich referire Thatsachen.

23) Das wissen wir; sind aber deshalb die italienischen Bettler angenehm?

24) Wir haben nie gesehn, daß ein Italiener ein Almosen ausgetheilt hätte.

25) Ich habe dem Leser verschiedene Male italienische Speisen aufgetischt. Hat er Appetit bekommen? —

26) Nur an einfach bürgerliche Nahrung, Herr E. v. W. Aber sie ist besser, als die trefflichste italienische Schlemmerei.

27) Wer hat je von einer reinlichen Küche in Italien gehört, wo nur Unfläthereі herrscht! —

28) Das ist abermals unrichtig. Unsre Magen haben sich nie wohler befunden, als in Italien. Daran ist das Oel Schuld, welches leichter zu verdauen ist, als Butter.

speisen (fritture) besetzt. Die Stelle der magenverderbenden Butter vertritt das Oel. Vegetabilien werden gewöhnlich nur roh, in der Form von Salaten, auf den Tisch gebracht. [29]) Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß der Italiener überhaupt äußerst wenig ißt; er hat beim Essen mehr seine Gesundheit als den Genuß vor Augen. Die Schlemmerei des Ausländers ist ihm ein Greuel."

„So wie es sich mit den Speisen verhält, so mit den Lagerstätten, die der Verfasser ebenfalls bitter tadelt. Auch sie sind dem Klima angemessen und weit gesunder und bequemer, als sie noch vor Kurzem, wenn wir die Rheinlande ausnehmen, in ganz Deuschland waren. Man findet keine gezimmerten Bettstellen, welche hier furchtbare Nester für's Ungeziefer werden würden. [30]) Zwei eiserne Böcke mit Brettern belegt leisten hier bessere Dienste. Darauf liegen keine so furchtbar hitzenden Federsäcke wie bei uns, sondern gewöhnlich 3 bis 4 Matratzen, wovon die untere mit den breiten getrockneten Blättern des türkischen Waizens gefüllt ist. Diese hat oben einen Schlitz, durch welchen die darin enthaltenen Blätter täglich auf das Sorgfältigste aufgerührt wurden. Eine solche Lagerstätte ist gewöhnlich so breit als lang; da man sich nun alle Augenblicke auf eine andere Stelle wälzen kann, so erfreut man sich stets eines kühlen und erquickenden Schlafes. Die Breite dieser Lagerstätten hat den Verfasser veranlaßt zu glauben, daß man in Italien nur zweischläfrige Betten habe!! [31])"

„Bei den Lagerstätten scheint es angemessen, zugleich der Flöhe zu erwähnen, die der Verfasser ordentlich lieb gewon-

29) Quod nego. Wir haben die Vegetabilien stets nur gekocht erhalten.

30) Das habe ich ja Alles auch erzählt.

31) Trotz dieser vornehmen Ausrufungszeichen hat Hr. E. v. W. doch Unrecht. Wir waren, wie der Leser weiß, unserer 4 Personen. Ueberall in ganz Italien gab man uns ohne alle Ausnahme immer nur zwei Betten, so daß wir vier Betten jedes Mal erst ausdrücklich bestellen mußten. Man wunderte sich über dies Ansinnen gar sehr, und schaffte meistens nur mit großem Verdruß die fehlenden Betten herbei. Sehr häufig mußten wir uns indessen mit zwei Bettstellen in zweien Zimmern behelfen, weil die Zimmer meist nur so groß waren, daß keine zweite Bettstelle darin stehen konnte. Allerdings erhält nun der allein Reisende auch eine solche zweischläfrige Bettstelle. Die Privatbetten, welche wir gesehn haben, waren schmal, wie in Deutschland.

nen zu haben scheint, weil sie ihm so oft Gelegenheit gaben, Italien zu verunglimpfen.[32]) Wir wollen nicht bestreiten, daß er zuweilen einige Insekten dieser Art gefunden haben mag[33]); allein gewiß sind seine Jagden, die er so oft schildert, meist erfolglos ausgefallen[34]); denn seine nächtlichen Feinde waren, wie jeder der Italien kennt uns zugestehen wird, mehr die Mücken, als die Flöhe.[35]) Es giebt in Italien eine gewisse Gattung kleiner, kaum dem Auge bemerkbarer Mücken, Papataci genannt, die den Schlafenden auf das Furchtbarste peinigen können.[36]) Wer aber die italienischen Lebensmaximen kennen gelernt hat, schützt sich sehr leicht gegen sie, indem er des Abends die Fenster bei guter Zeit, besonders vor dem Anzünden der Lampen, verschließt.[37]) Ferner spricht der Verfasser Italien sein schönes Klima ab. Wir wollen deshalb nicht streiten; schlechtes Wetter muß der Verfasser wohl gehabt haben. Er sagt: ich habe gefroren; also was ist zu machen? Was uns betrifft, so haben wir es uns nicht zugetraut, so zu sagen, nach dem Geruch[38]) das Klima eines Landes zu beurtheilen; haben aber immer geglaubt, daß es wohl gut sein müsse in einem Lande, wo man in demselben Jahre fünf bis sechs verschiedene Fruchtgattungen auf demselben Boden erntet.“[39])

„Weiter gehört das viele Vorzeigen der Pässe zum Gegenstand der Klage des Verfassers. Er ist jedoch zu einer Zeit gereist, wo demagogische Umtriebe in ganz Europa besondere Maaßregeln nöthig machten.[40]) Als wir in Italien reisten,

---

32) Wer die Wahrheit sagt, der verunglimpft nicht.

33) Einige Insekten dieser Art, wie glimpflich, wie beschönigend! Italien wimmelt von Milliarden von Flöhen.

34) Ach nein!

35) Als ob ich nicht Mücken von Flöhen unterscheiden könnte. Nur in Neapel peinigte uns auch die von Hrn. E. v. W. angeführte Mückenart; an allen übrigen Orten waren es vollwichtige Flöhe.

36) Hört, hört!

37) Ganz richtig, darum haben wir dies auch gethan.

38) Bis hierher ist es Hrn. E. v. W. gelungen, seine Haltung zu beobachten. Allmälig beginnt er warm zu werden. Desto ruhiger will ich von jetzt an sein.

39) Fünf bis sechs in demselben Jahre? — Nur drei, nach sorgfältig von mir eingezogener Erkundigung.

40) Ich habe ausdrücklich in meinem Buche angeführt, daß die politischen Verhältnisse nicht Schuld an der Paßscheererei in Italien seien; sondern daß man den Reisenden stets dort so quäle.

haben wir unsern Paß nur, wo wir übernachteten, und an den Gränzen vorgezeigt. Wenn es aber zum Troste des Verfassers gereicht, so können wir ihm sagen, daß man in demselben Jahre, als er Italien besuchte, in ganz Deutschland eines Passes bedurfte, um nur vier Meilen weit zu reisen." [41])

„Die letzte der allgemeinen Klagen, die wir berühren wollen, ist gegen die Willkür der italienischen Posthalter gerichtet, mit der sie dem Reisenden die Zahl der Pferde, die er nehmen soll, vorschreiben. Abgesehen davon, daß es in jedem italienischen Staate ein besonderes Postreglement giebt, das darüber gesetzliche Bestimmungen enthält, so fragen wir nur den Leser, ob der Verfasser (die ganze Gesellschaft bestand aus vier Personen) sich wohl über diese Willkür groß zu beklagen hatte, da sie ihm, wie er selbst sagt, gestattete mit drei, ja oft mit zwei Pferden zu reisen. Erst in Pianora, einer Station hinter Bologna, nimmt sich ein Posthalter heraus, ihm vier Pferde aufzubürden. So sehr sich nun der Verfasser auch gegen diesen Posthalter ereifert, wir müssen diesem zugestehn, daß er zufolge des päpstlichen Postreglements, das uns in diesem Augenblick vorliegt, vollkommen zu seiner Anordnung berechtigt war; ja wir können daraus beweisen, daß er ihn zur Annahme von fünf Pferden zwingen konnte. Um jedoch zuvor den Irrthum des Verfassers in dieser Sache aufzudecken [42]), müssen wir mit seinen eignen Worten beginnen. Er sagt: „In Pianora befahl der Posthalter, vier Pferde vor unsern Wagen zu legen. Ich ermannte mich, rief ihn heran und erklärte, daß wir nicht vier Pferde nehmen würden. „Sie müssen!" antwortete der g i f t i g e Italiener. Sofort

---

Ich habe nie eine Behauptung ausgesprochen, die ich nicht verbürgen könnte. Vetturinreisende, die täglich 8 bis 10 Meilen schneckenartig fortkriechen, und daher nur wenig Ortschaften berühren, mögen freilich nicht so oft den Paß vorzuzeigen haben, als Reisende, die, wie wir, täglich 20 Meilen zurücklegten.

41) Das ist eine Unrichtigkeit. Hr. E. v. W. vergißt, daß ich, um von Berlin nach Neapel zu gelangen, ganz Deutschland durchreisen mußte. D i e s g e s c h a h d o c h a u c h i m v o r i g e n J a h r e; auf dem Hinwege durchkreuzten wir die östliche, auf dem Rückwege die westliche Seite des Vaterlandes; dennoch haben wir, wie ich durch meinen noch in meinem Pult liegenden Paß beweisen kann, nur an den Hauptgränzen und in drei oder vier Hauptstädten unsre Pässe visiren lassen müssen.

42) Im Gegentheil, Hr. E. v. W. befindet sich, wie ich sogleich beweisen werde, auch hier im Irrthum.

verlangte ich nun das Postreglement zu sehn. Er brachte dasselbe ohne alle Einwendung. Es stand darin, daß eine mit einem Koffer bepackte Chaise von Pianora nach Logano ein drittes Pferd (terzo cavallo) zu nehmen verpflichtet sei. Ich machte bemerklich, daß wir das dritte Pferd schon hätten; er entgegnete aber, daß il terzo hier il quarto bedeute, weil wir schon mit drei Pferden angekommen wären!"

„Jetzt reißt dem Verfasser die Geduld, er springt aus dem Wagen und trägt einem Polizeibeamten seine Klage vor. Als dieser ihm Unrecht giebt, haranguirt er den umstehenden Pöbel, und erzählt diesem endlich das himmelschreiende Unrecht, das ihm widerfahren sei; ihm, der mit so großer Vorliebe nach Italien gekommen, und nun so von seinen Himmeln heruntergestürzt werde. Das Resultat endlich ist, daß der Pöbel lacht und zischt, und daß er mit vier Pferden und zwei Postillonen (ebenfalls ein Gegenstand der Klage des Verfassers) weiter reisen muß."

„Wir enthalten uns jedes Urtheils über diesen Vorfall, und führen nur die fraglichen Stellen aus dem päpstlichen Postreglement wörtlich hier an. Der Leser kann daraus selbst entnehmen, wer Recht hat.

§. 1. Ogni pariglia esige un postiglione: il terzo, il quinto e altro cavallo dispari, dovra essere sotto la mano del medesimo, senz' altro postiglione.

§. 2. Le poste che godono, per cagione della località, il privilegio di un cavallo di più alle sedie e carrettelle, e una coppia alle carrozze, sono le seguenti: per la strada da Bologna al confine della Toscana; da Pianora à Lojano e non viceversa."

„Zu Deutsch:

§. 1. Jedes Paar Pferde mehr, erfordert auch einen Postillon mehr; das dritte aber, das fünfte und die übrigen ungraden, sollen von dem Postillone des letzten Paares mitgelenkt werden.

§. 2. Die Posten, welche, wegen der Lokalität, das Privilegium genießen, den Sitzen und den Kärrchen ein, und den vierräderigen Wagen zwei Pferde mehr geben zu dürfen, sind folgende: auf der Straße von Bologna nach der toskanischen Grenze; die von Pianora nach Logano, jedoch nicht zurück. [43])"

---

43) Dies Pröbchen von Uebersetzung beweiset, daß Hr. E. v. W. so wenig italienisch versteht, daß er nicht einmal die Bezeichnung gewöhnlicher Gegenstände aus dem gemeinen Leben kennt. Mit

„Die Sache ist also so klar wie etwas von der Welt; wenn unsere Reisenden, in Folge des gewöhnlichen Tariffs auf ebner Straße, bisher drei Pferde haben mußten, so mußten sie hier in Folge obiger Lokal-Ausnahme fünf nehmen. Wo bleibt nun der giftige Italiener? [44])"

„Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, noch weiter in's Einzelne zu gehn. Dem ganzen Werke müssen wir, was die Form betrifft, unsere Bewunderung zollen, insofern der Verfasser ein herrliches Talent der Darstellung darin entwickelt. Hingegen dem Inhalte nach müssen wir es tadeln, da Alles zu sehr den Charakter der Leidenschaftlichkeit an sich

---

sedia, welches dem französischen Worte chaise entspricht (denn beide Wörter bedeuten zunächst einen Stuhl oder Sitz), und mit carrettella (was freilich in erster Bedeutung kleiner Karren heißt) bezeichnet man nämlich in Italien Chaisen und andere leichte, vierrädrige und offne Wagen, im Gegensatz zu carrozza, welches Wort eine Kutsche, also einen schweren, verschlossenen Wagen bedeutet. Hr. E. v. W. übersetzt sedie, carrettelle und carrozze dagegen ganz treuherzig „Sitze, Kärrchen und vierräderige Wagen!" Er muß wohl gar nicht in Italien gewesen sein. — Den Sitzen soll ein Pferd mehr vorgelegt werden! Was dachte sich wohl Herr E. v. W. dabei? —

Leichte vierrädrige Wagen sollen aber in Italien von zweien, Kutschen von vier Postpferden gezogen werden. Der §. 2 verordnet sonach:

Leichte vierrädrige Wagen erhalten auf der Straße von Pianora nach Logano ein Hilfspferd, im Ganzen mithin 3 Pferde; Kutschen aber zwei Hilfspferde, im Ganzen mithin 6 Pferde.

Es geht hieraus unwidersprechlich hervor, daß wir, da wir eine offene Chaise hatten und schon mit einem Hilfspferde angekommen waren, auch mit drei Pferden weiter reisen mußten; §. 1 aber beweiset außerdem, daß uns auch der 2. Postillon widerrechtlich aufgedrungen worden war.

Im Uebrigen hätte Hr. E. v. W. die Mittheilung des päpstlichen Postreglements sich sparen können, da ich mich genau erinnere, daß man uns zu Pianora keineswegs die hier angeführten Gesetzstellen, sondern ein höchst wahrscheinlich neueres Reglement vorzeigte, worin ganz einfach die Vorlegung des dritten Pferdes (del terzo cavallo) angeordnet war. Der Posthalter meinte aber, il terzo bedeute hier il quarto: hierum drehte sich der ganze Streit. —

44) Ich frage, wo bleibt nun der Beweis dessen, was Hr. E. v. W. beweisen wollte?

trägt, was wir glauben mit obigen Angaben erwiesen zu haben. Der Verfasser kennt weder Maaß noch Ziel, so wenig in seinem Lobe, als in seinem Tadel.[45] Seine gute oder üble Laune[46]) macht ihn, je nachdem sie ist, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin, ungerecht. So überschüttet er z. B. Triest mit übertriebenem Lobe und verunglimpft Neapel mit unverdientem Tadel. Zuweilen ist ein geringer Umstand hinreichend, ihn dergestalt aufzubringen, daß er einen Ort, wo er eben angekommen ist, sogleich wieder verläßt. So in Bologna. Hier kommt er am Abend an; da ihn aber Nachts die Flöhe beißen, so macht er seinen Reisegefährten den Vorschlag, sofort aufzustehn und weiter zu reisen.[47]) Gesagt, gethan. Wir erfahren daher durch ihn von diesem Orte — der so schöne Schätze der Baukunst, Malerei und Plastik besitzt, der von der Kapelle della Madonna di S. Luca aus eine so prachtvolle Aussicht darbietet, daß er sich dadurch mit Italien wieder versöhnt haben würde[48]) — weiter nichts, als daß man hier, rücksichtslos gegen die zu früh aufstehenden Fremden, die heimlichen und sehr übel riechenden

---

45) Ich habe schon angeführt, weshalb ich mich bei meinen Lobeserhebungen etwas warm gezeigt. Der zweiten Auflage wird Hr. E. v. W. diesen Vorwurf nicht machen.

46) Ich schrieb an meinem Studiertische in gewohnter Behaglichkeit des Familienlebens in der Heimath. Wo bleibt nun die üble Laune? Auch Archenholz sah voraus, daß man ihm üble Laune zur Last legen würde.

47) Das ist Entstellung der Wahrheit, um mich lächerlich zu machen. Ich habe ausdrücklich angeführt, daß wir, weil wir zum Frohnleichnamsfest in Florenz zu sein wünschten, in Bologna nicht länger hätten verweilen können.

48) Ich kenne die Gegend von Bologna sehr genau. Wir ließen am Morgen der Abreise den Wagen auf der Landstraße mehrmals halten, um uns umzusehn. Allein eben bei Bologna wurde es in mir klar, daß eine ächt italienische Gegend nach den Regeln der Landschaftsmalerei nie schön sein könne. Hier ist nicht die Rede von nordischen Prätensionen, wie Hr. E. v. W. sich ausdrückt; sondern von den Anforderungen an wahre Naturschönheit überhaupt. Die Farbe des thierischen Lebens ist roth, die des vegetabilischen Lebens grün, die der leblosen Gegenstände grauschwarz. Die wenigen grünen Punkte des eigentlichen Italiens sind, wie ich schon gesagt, nur Oasen in einer Wüste.

Gemächer des Morgens austragen läßt und — daß es hier keine Berliner Semmeln giebt!!!"[49]) E. v. W.

Ferner erschien in Gersdorf's Repertorium (B. II. Heft 5. S. 424.) folgende Recension.

„Indem Referent im Begriffe steht, über das vorliegende Buch zu berichten, liegt es ihm ob, vorzugsweise die Art und Weise hervorzuheben, wie der Verf. seinen schon auf dem Titel durch eine merkwürdige, zur Neugier aufregende Art angekündigten Zweck zu erreichen bemüht gewesen sei[1]). Abgesehen davon, daß allerdings Enthusiasten die Reize und Schätze Italiens übertrieben haben mögen; zugegeben ferner, daß nicht jede Reise, aber eben so gut eine Reise in jedes andere Land, als nach Italien, unter solchen, in jeder Hinsicht günstigen und glücklichen Umständen gemacht wird, als man es, zumal bei einiger Begeisterung, im Voraus erwartet, gewünscht und gehofft haben mag; eingestanden sodann, daß, was Italien anlangt, wo viel Licht ist, auch viel Schatten sei[2]), und daß gar Manches von demjenigen, was der Verfasser gegen die vermeintlichen Vorzüge einer Reise in Italien sagt, vollkommen gegründet ist, z. B. Paß-Unwesen, Bettelei und Prellerei, Unreinlichkeit u. a.[3]); so bleibt es dessenungeachtet eine unleugbare Wahrheit, daß man, wenn man wahr schildern und ein unbefangenes Urtheil aufstellen will, nicht die Schattenseiten hervorsuchen und nicht absichtlich in's Schwarze malen dürfe[4]),

---

49) Vergleiche hiermit, lieber Leser, was ich über Bologna gesagt habe. Ich enthalte mich jeder Bemerkung über diese Persifflage. Nur frage ich schließlich den Hrn. E. v. W., was er nun mit seiner Kritik gewonnen, ob er mir geschadet, oder seinem Eldorado genützt hat? —

1) Nur wenn ich mir Erdichtungen erlaubt hätte, könnte von einer Bemühung im Sinne des Referenten die Rede sein.

2) Das war ein Fehlschuß! — Wo viel Licht ist, giebt es wenig Schatten.

3) Zugegeben also, ist der langen Rede kurzer Sinn, daß der Verf. in allen Punkten Recht hat.

4) Nun, lieber Leser, Du hast ja mein Buch gelesen. Ich appellire gegen diese absichtliche Unwahrheit des Referenten an Deine Gerechtigkeit. Bezeuge mir, daß ich die Lichtseite Italiens eben

oder daß es sonst heißen müsse: „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt.“ Das erstere ist hier offenbar der Fall, wie dies ja der Verf. bereits auf dem Titel seines Buches als Absicht offen ausspricht[5]), und Ref. muß, ohne für Italien, so weit er es selbst kennt, nur im Mindesten blind eingenommen zu sein, gleichwohl von sich bekennen, daß ihn die Lektüre des ersten Theiles dieses Buches nicht nur verstimmt[6]), sondern theilweise wahrhaft angeekelt hat[7]). Inwiefern daran mehr der Verf. mit seiner Absicht, oder die Wahrheit seiner Schilderungen Antheil habe, das zu untersuchen, überläßt Ref.[8]) denen selbst, die die Geduld haben, wenigstens ebenfalls den ersten Theil zu lesen[9]). Ohne hier weiter in das Einzelne eingehen zu können und zu wollen, bemerkt er nur gegen den Verf. und seine Absicht, daß, wenn er am Ende des zweiten Theils (S. 344.[10])) sagt: „daß Deutschland in Beziehung auf Kultur, intellectuelle Bildung und wahre Civilisation mit allen andern

---

so wahr und treu dargestellt, wie die Schattenseite, ja, daß ich das, was wirklich schön und gut ist in diesem Lande, sogar mit glänzenden Farben gemalt habe. Dies erkennt ja selbst Hr. Gentzel an, der mir im Gegentheil den Vorwurf macht, daß ich, wo ich lobe, fast noch mehr gelobt, als die für Italien eingenommenen Enthusiasten.

5) Ich habe die Absicht, durch die Erzählung meiner Leiden Andere zu warnen; nicht aber die Schattenseite Italiens zu schildern.

6) Wie kleinlich! Weil der Mann die Wahrheit hören muß, wird er verstimmt.

7) Referent hat im Gegentheil durch seine Beurtheilung allgemein Ekel erregt. Hier hat er sich aber was Weniges verschnappt. Ich weiß wohl, weshalb er sich geekelt.

8) Das hätte denn doch Referent billiger Weise selbst thun sollen. Es war die geschilderte Sache, welche ihn anekelte, es war sein göttliches Italien in widerlicher Nacktheit.

9) Es ist der erste und der zweite Theil des Buchs so oft gelesen worden, daß bereits drei Monate nach dem Erscheinen desselben eine zweite Auflage nöthig geworden, ja eine englische Uebersetzung davon erschienen ist. Referent hat sich also vergeblich abgemüht, dem Buche zu schaden.

10) Schon wieder verschnappt! Wer wird ein so kurzes Gedächtniß haben! Referent sagte ja so eben, er habe nur den ersten Theil des Buchs gelesen. Dies liegt wenigstens implicite in dem „ebenfalls“ des vorigen Satzes.

Ländern, die der Verf. gesehen, unbesorgt in die Schranken treten dürfte," diesen Vorzug wenigstens noch Niemand für Italien geltend gemacht habe [11]), und daß dessen Vorzüge auch nur in der schöneren Natur [12]), den Kunstschätzen [13]) und den klassischen Erinnerungen [14]) des Landes liegen; ferner daß der Verfasser wohl gethan hätte, vor seiner Reise Wilh. Müller's Bemerkungen über italienische Reisen im Brockhausschen Conversationslexikon (7. Aufl. B. 5. S. 649 ff.) zu lesen und zu beherzigen [15]); endlich daß er an Moltke's „Reise durch Oberitalien" (Hamburg, 1833.) lernen könne, wie man Italien wahrhaft genieße und richtig auffasse [16]), ohne es jedoch durch die Brille eines blendenden Enthusiasmus anzusehen, aber freilich auch ohne es

---

11) Also das gesteht Recensent doch ein?

12) Es ist wirklich spaßhaft, daß der Recensent, nachdem ich in meinem Werke bewiesen habe, daß die Natur Italiens sich mit der deutschen nicht messen könne, dennoch beharrlich dem alten Irrthum huldigt, und die Behauptung von der schönen Natur Italiens eigensinnig wieder auftischt, als hätte ich gar nicht gesprochen. Wem sollte hier nicht Vater Gellert's treffliche Fabel „vom blauen Hecht" einfallen? —

13) Ist von mir nicht bestritten worden, obwohl auch viel schlechtes Zeug mit unterläuft, was freilich von den Enthusiasten nichts desto weniger angebetet wird.

14) Der Ausdruck „Erinnerungen" ist vorsichtig gewählt. Warum sagte Referent nicht „klassische Ueberbleibsel"? Vielleicht hat er so viel aus meinem Buche gelernt, daß es mit den Ueberbleibseln nicht weit her ist, und daß der Betrug dabei sein Spiel treibt.

15) Das ist denn doch wahrlich zu spaßhaft! Weil der treffliche Recensent höchst wahrscheinlich alle seine Weisheit über Italien und italienische Reisen aus dem Brockhausschen Conversationslexikon schöpfte, hätte ich das auch thun müssen! Warum erwähnt er hier aber auch eines Brockhausschen Verlagsartikels in einem Brockhausschen Journal?

16) Also um Italien schön zu finden, muß man Moltke's Reise gelesen haben! Referent thut hier nicht, als ob er mit einem gereiften Manne, sondern als ob er mit einem unbärtigen Jüngling spräche. Er möge sich bei der Versicherung beruhigen, daß ich, bevor ich nach Italien ging, noch mehr über dies Land gelesen und studirt hatte, als Moltke's Reise und sein Conversationslexikon, welches letztere ihm freilich der Inbegriff aller Gelehrsamkeit sein mag.

mit trübgewordenen Gläsern absichtlichen Unmuths zu betrachten [17])."

Jetzt aber, Ihr theuren Leser, sammelt Euer Gemüth! — Vernehmet mit Weihe den Erguß edler Begeisterung! — Kommt her, insbesondre Ihr Recensenten, lernt, wie man mit Würde, Unpartheilichkeit und Sachkenntniß im Gebiete der Wissenschaft und Kunst ein Urtheil fällen müsse. Der Verfasser der nachstehenden Schmähschrift ist Herr Wilhelm von Lüdemann, mein Jugendfreund, den ich nie gekränkt, und der mir hier unter dem Deckmantel der Anonymität eine Probe seiner treuen Gesinnungen giebt.

Blätter für literarische Unterhaltung (vom 1. September 1834. Nr. 244.).

"Italien wie es wirklich ist u. s. w."

"Endlich, endlich sind uns die Augen über Italien geöffnet, und wir kennen es nun, wie es wirklich ist. Thöricht haben wir diesem Lande unserer Sehnsucht von jeher Reize zugeschrieben, die durchaus nicht vorhanden sind. Andächtig dahin pilgernd haben Dichter dieses Eldorado [1]) besungen, Künstler und Gelehrte es verherrlicht, aber Alle, Alle sind Betrüger oder Betrogene [2]) und haben — gelogen [3]). Italien ist am Fuße Europa's nichts weiter als der alte, abgetragene, hundertmal geflickte Stiefel, den selbst der Bettler in den Kehricht wirft. Glücklich unsere Zeit, der diese große Entdeckung vorbehalten war, und Ehre dem Manne, der sie gemacht hat [4])."

"Unsere Leser werden begierig sein, zu erfahren, wer der interessante Mann sei, der vor den hesperischen Gefilden [5]), auf

---

17) Schön gesagt, und zwar am besten, weil der nichtssagenden Beurtheilung damit ein Ende gemacht wird.

1) Na, da haben wir ja das Eldorado!

2) Nein, Alle sind mehr oder minder Thoren, die aus Enthusiasmus für das klassische Alterthum falsch sehen.

3) Nicht Alle; Viele glaubten zu sehr, was sie schilderten.

4) Schon vor 50 Jahren war diese Entdeckung von Männern gemacht, deren Urtheil etwas höher steht, als das des Herrn W. v. Lüdemann.

5) Da haben wir auch die hesperischen Gefilde!

denen er nur Unflath, Verwesung und die Fülle alles Ekelhaften findet, seine Warnungsstimme ertönen läßt und mit herostratischer Hand[6]) einen Tempel anzündet, in welchem seit Jahrhunderten die Gebildeten aller Völker ein schöner Cultus vereinigt hat[7]). Leider wissen wir hierüber nichts zu sagen, auch sind uns keine testimonia auctorum über diesen Schriftsteller bekannt[8]). Böse Recensenten, gegen welche Hr. Nicolai schon im Voraus sehr entrüstet ist, könnten sein Buch einem über Nacht vor einem schönen Garten aufgewachsenen Pilze und seine Stimme dem Quaken der Frösche oder andern unangenehmen Dingen vergleichen wollen, was wir zu thun weit entfernt sind[9]). Alles, was wir von Hrn. N. wissen, verdanken wir dem gefälligen Zeugnisse, welches er sich selbst ausstellt. Nach diesem Zeugniß steht er in der Blüthe des männlichen Alters und ist „ausgestattet mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl." Schade nur, daß fast jede Seite seines Buches diesem Belobungsatteste widerspricht[10]). Jene gerühmte Empfänglichkeit, jene glühende Einbildungskraft zeigt sich in diesem Reiseberícht bis zur Nullität gesunken, dagegen aber allerdings ein sehr lebhaftes Gefühl für — Flohstiche[11]). Mit diesen verfolgt der Verf. fast auf jeder Seite

---

6) Herostratischer Hand! Welch' ein kühnes Bild, welch' ein gigantischer Ausdruck! Ungefähr, als ob man sagen wollte: Referent schreibt mit Schillerscher, mit Götheschen, oder mit Brockhausscher Hand.

7) Richtig, um sich prellen und von den Italienern auslachen zu lassen, die das Geld ziehen, und die Abgötterei in ihrem Schmutztempel deshalb sehr gern sehen.

8) Die testimonia auctorum über Hrn. Wilhelm v. Lüdemann stellen denselben als Schriftsteller, wie männiglich bekannt, tief unter die Mittelmäßigkeit. In welche Kategorie er als Recensent gehört, mag der Leser jetzt selbst beurtheilen.

9) Ein Jeder, der die in diesem Pasquill enthaltenen Schmähungen liest, wird den Verfasser desselben unwillkürlich mit einem Subjekt aus der Hefe des Volks vergleichen; was ich indessen zu thun weit entfernt bin, da ich im Gegentheil weiß, daß es Hr. Wilhelm v. Lüdemann ist, welcher sich hier vernehmen läßt.

10) Darüber urtheile, wer mein Werk gelesen.

11) Nun, das nenne ich einmal einen Witz! — Allerdings fühle ich Pein, wenn mich Schaaren von Flöhen zerstechen, und ich muß hier aus meinem Buche wiederholen: Beneidenswerthe Eselshäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die Fata

den schonunglos behandelten Leser[12]), der endlich schadenfroh in den Flöhen die Werkzeuge der Nemesis verehren lernt. Sie haben Italien redlich an Hrn. N. gerächt und mögen dafür nun ihren Theil von dem Sprudel seiner Verwünschungen hinnehmen."

„Man setzt natürlich voraus, daß Jemand, der über ein Land schreibt und dasselbe, wie es wirklich ist, zu schildern unternimmt, sich längere Zeit in demselben aufgehalten habe, um es mehr als einseitig kennen zu lernen[13]). Gewiß hat Hr. N. hierin das Mögliche geleistet. Am 1. Mai 1833 fährt er zum potsdamer Thore Berlin's hinaus, geht über Wien nach Italien bis Neapel, kehrt durch die Schweiz zurück und trifft aller Flöhe u. s. w. ungeachtet wohlbehalten am 14. August 1833 in der preußischen Residenz wieder ein[14]). Welch ein Zeitaufwand und welche Geldverschwendung für einen so ehrbaren Mann, der in jedem Falle besser gethan hätte, auf seinem Posten bei den Fleischtöpfen Aegyptens und seinem vaterländischen Weißbier[15]) zu bleiben, als das widrige „Ge-

---

Morgana ihrer Einbildungskraft die schmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! —

12) Italien würde den Leser noch schonungsloser behandeln. Referent, der hier so schamhaft thut, indem er von Flöhen liest, wird sich doch in Italien sehr ungenirt und schamlos öffentlich gekratzt haben. So lange er in dem himmlischen Lande war, liebte er wie jener Göthen- (nicht Gothen-) könig seinen Floh; hier aber affektirt er Ekel, nur davon sprechen zu hören!

13) Beklagenswerthe Schwachköpfe, die Jahre lang in einem Lande zubringen müssen, um im Stande zu sein, dessen Eigenthümlichkeiten zu erkennen! Beklagenswerthes Land, dessen Schönheiten erst dann erkennbar sind, wenn man Jahre darin zugebracht hat! —

14) Ich habe mich ein Paar Monate in Italien aufgehalten, und zwar, wohl zu bemerken, nicht an einer Stelle; sondern ich habe das Land in verschiedenen Richtungen durchkreuzt. Gerade auf diese Weise erhält man einen Ueberblick, einen Gesammteindruck, was auch in einer andern Recension anerkannt worden ist.

15) Hr. Wilhelm v. Lüdemann ist selbst ein Märker von Geburt. Er seinerseits hätte besser gethan, wenn er bei den stinkenden Fleischtöpfen Italiens, bei dem sauren Krätzer der hesperischen Gefilde, in dem Schlamm und Unflath seines Eldorado's geblieben, und nie mehr von dort zurückgekehrt wäre.

söff" (er liebt diesen Ausdruck) der italienischen Weine zu kosten! Dann würde er sich die herzbrechende Klage erspart haben: „Ja, Italien, du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört!" Er glaubt nun zwar mit seiner Warnungsstimme wie der getreue Eckart vor dem Venusberge zu stehen und sich durch die von den hüpfenden Quälgeistern erlittene Tortur eine Art Märtyrerkrone und ein unsterbliches Verdienst um die enttäuschte Menschheit errungen haben, doch fürchten wir sehr, daß dieselbe mit dem Danke etwas im Rückstande bleiben wird[16]).

Allerdings hat sich Italien gegen Hrn. N. schwerer Sünden schuldig gemacht und büßt nun dafür mit Recht. Warum hat das fatale Land auch nicht den mäßigen und billigen Erwartungen entsprochen, mit welchen Hr. N. es betrat! Er scheint ja nichts weiter erwartet haben, als ein Land, in welchem sogleich nach Ueberschreitung der Alpen die Citronen- und Pomeranzenwälder mit Palmenhainen wechseln, wo den tiefblauen Himmel kein Wölkchen trübt und der ewige Frühling nicht durch Stürme und Regen gestört wird; wo die Städte, schon von Weitem durch goldene Kuppeln sich ankündigend, nur aus Pallästen bestehen, und die Dörfer durch rothe Dächer und hübsch weiß angestrichne Häuser in's Auge fallen; wo die Menschen, in phantastische Nationalanzüge gekleidet, durchgängig schön sind; wo der Unfug der Flöhe und Bettler polizeilich verboten ist, und das gemeine Volk, obwohl roh, doch die Civilisation und Bildung des liebenswürdigen Reisenden zu schätzen weiß und ihm seine Reisebeschwerden durch Achtungsbeweise aller Art vergilt[17]). Aber wie so ganz anders hat es Hr. N. gefunden! Lange lassen die Oran-

---

16) Noch mehr bin ich überzeugt, daß Italien mit dem Lohne für das unsterbliche Verdienst, welches sich Referent durch seine Vertheidigung desselben zu erringen gesucht hat, im Rückstande bleiben wird. Das Honorar, welches ihm die löbliche Brockhaussche Buchhandlung für seine Recension gezahlt hat, wird wohl sein einziger Gewinn bleiben. Ob es ihn für den Verlust der öffentlichen Achtung entschädigt, weiß ich nicht.

17) Ganz richtig: Alles das hatte ich mit meinen Reisegefährten erwartet, und erwartet ein Jeder, der nach Italien reiset, weil die Enthusiasten, die nebelschwebelnden Romantiker, die überspannten Künstler und Gott weiß, welche Klassen noch von Unsinnigen, Italien auf diese Weise schildern. Denn nur der Schmutz, die Flöhe, die Bettler und Betrüger werden von ihnen nicht in Abrede gestellt.

genbäume, die nie zu Wäldern werden, auf sich warten, von Palmen ist fast keine Spur, und das ewige Einerlei der Weinreben, die sich auf den Feldern von Ulme zu Ulme ranken, höchst ennuyant. Die goldenen Kuppeln, die der Verf. zuerst in Venedig, dann wieder in Neapel schon aus der Ferne zu erblicken hofft, zeigen sich nirgend, die Palläste, oder was man in Italien so nennt, sind meistens verfallen oder doch räucherig und unfläthig, Dörfer und Städte, ganz ohne rothe Dächer, sind nur schmutzige Herbergen der Bettelhaftigkeit und Müßiggängerei, wo (entsetzlich!) die Handwerker auf der Straße arbeiten, und weil der Sommer 1833, wie allenthalben, auch in Italien unfreundlich war (kein Reisebeschreiber hat noch in Italien die Beständigkeit des Tropenklimas gefunden)[18]), so müssen dort nach unsers Verf. Logik Luft und Himmel nicht anders als trübe, Sturm und Regen einheimisch, und die Wärme, wenn sie sich einmal spüren läßt, lange nicht so bedeutend sein wie in Wien[19]). Und glaube doch nur Niemand, daß die von jeher dort angestaunten Ruinen und andere Denkmäler der Vorzeit wirklich der Zeit, aus welcher man sie datirt, entstammen! Hr. N., der sie mit verdienter Geringschätzung kaum eines Blickes würdigt[20]), giebt mehrmals deutlich zu verstehen, daß sie nur „angeblich alt" und sämmtlich in viel späterer Zeit fabricirt sind[21]). Ganz unausstehlich sind ferner die großen Oelbaumpflanzungen, das nackte, braune Erdreich, die reizlosen, nur durch ihre „Fremdartigkeit" auffallenden Gegenden, unter welchen namentlich das Arnothal und selbst Neapel mit seinen Umgebungen keine Gnade finden, „da über Neapel (risum teneatis) in der neuesten Zeit, besonders durch — Auber's „Stumme von Portici," eine süße Täuschung verbreitet worden ist[22])!"

---

18) Die Beständigkeit des Klimas in Italien wird bekanntlich von allen Reisenden behauptet. Sie ist aber nicht vorhanden. Es kommt, wie ich nachweisen kann, in Neapel zuweilen fünfmonatliches Regenwetter vor.

19) Alles das ist nirgend von mir behauptet worden.

20) Diese Behauptung ist eine absichtliche Unwahrheit.

21) Ein Schwachkopf ist freilich nicht im Stande, einen Gedanken zu verarbeiten, der mit dem, was ihm sein Schulmeister eingebläut hat, nicht übereinstimmt. Geistvolle Männer, denen daran gelegen ist, die Wahrheit zu erforschen, werden mir danken und prüfen, ohne abzusprechen.

22) Die Folgerung ist hier wirklich so lächerlich und unsinnig, daß ich das risum teneatis dem wackern Jugendfreunde, der kein

Es ist eine harte Zumuthung für einen Gebildeten, der aus Berlin kommt[23]), daß ihm die thürartigen, mit Balkonen versehenen Fenster gefallen sollen, die breiten Betten und vollends die abscheuliche Küche, die Alles in Oel siedet, ihren Ueberfluß schmählich verdirbt, zum Frühstück kaum ein „Kläckchen“ Butter und sauren Kloß statt Brotes liefert, und nur durch die Schlechtigkeit des Weines noch überboten wird[24]); ist ja doch auch Lacryma Christi nur ein schlechtes Gesöff[25]). Unter den Frauen (hört es, ihr Maler und Alle, denen dort das Gegentheil erschien!) findet sich auch nicht Ein schönes Gesicht[26]), und man muß es Hrn. N. glauben, der ja, wie wir schon wissen, die innigste Empfänglichkeit für das Schöne besitzt. Zur Verzweiflung bringen unsern märkischen (Courier-) Reisenden die Paßquälereien, die Douanen, die prellenden Gastwirthe, die schnöden Camerieri, die unverschämten Bettler, die betrügerischen Postmeister und Postillone und mehr als Alles die Flöhe, die es zu ahnen schienen, daß der Verf. ein Buch gegen sie schreiben würde[27]). Häufig jedoch hat es den Rec. bedünken wollen, als ob alle das Gesindel, welches auf den Poststationen den Wagen des Hrn. N. gaffend, bettelnd und sonst beschwerlich fallend umgab, dies zum Hohne that, wenn es nicht zuweilen diesen Hohn selbst sehr unzweideutig äußerte, da der kluge Italiener es dem Fo-

---

Mittel scheut, mich herabzuwürdigen, zurückgeben muß. Neapel findet bei mir keine Gnade, weil Auber's Stumme von Portici darüber eine süße Täuschung verbreitet hat!

23) Abermals ein kleinlicher Seitenhieb auf den „Berliner“ von einem gebornen Märker! Hr. W. v. L. scheint sich seines Vaterlandes zu schämen.

24) Merkst Du wohl, lieber Leser, wie mir der treffliche Pasquillant unter dem Anschein, als sei Alles, was ich behauptet, unrichtig, allmälig Thatsache auf Thatsache zugesteht? Nirgend wagt er auszusprechen, daß ich Unwahrheit gesagt hätte.

25) Ja wohl, der vom Klausner auf dem Vesuv. Den unverfälschten, der in Neapel getrunken wird, habe ich verdienter Weise gelobt. Welche Wortverdrehungen!

26) Darüber ist auch, wie ich mich seit meiner Zurückkunft überzeugt habe, unter den Malern nur Eine Stimme. Die Ideale werden meist den Bildergallerien entlehnt, Modelle sind schwer aufzufinden.

27) Ich zweifle, ob einer meiner Leser Gefallen an allen diesen Qualen finden würde.

restiere sehr leicht anmerkt, weß Geistes Kind er ist[28]). Nach diesen schlimmen Collisionen mit der Hefe des Volkes erwartet der Leser, den Verf. einige Entschädigung bei den Gebildeten suchen zu sehen. Aber nirgend im ganzen Buche wird erwähnt, daß er irgendwo mit gebildeten Geschäftsmännern, Gelehrten, Geistlichen, Künstlern u. s. w. die geringste Berührung gehabt habe[29]); die einzigen Repräsentanten italienischer Bildung sind ihm — die Lohnbedienten[30]), von denen der römische sehr witzig stets Mossiou und der neapolitanische C'estàdire genannt wird[31]). Aber selbst Mossiou, wie Hr. N. sehr naiv erzählt, ließ ihn Hohn und Verachtung merken, wenn er sich gleichgültig gegen Alterthümer und andere Merkwürdigkeiten zeigte, und Beide mögen wohl die Ehre ihres Vaterlandes an ihm mit mehr als doppelter Kreide gerächt haben[32]). „Nein," ruft der Verf. öfters aus, „einem edeln Gemüthe kann Italien nicht gefallen!" und ergänzt durch diese Exclamationen das oben über sich selbst ausgestellte Zeugniß. Wir müssen ihn nämlich jetzt gar noch für einen edeln Menschen halten, wobei wir freilich nicht entscheiden können, ob er ein Edler aus der edeln Sippschaft Iffland's oder Kotzebue's ist[33]).

In Meiland wird dem armen Italien zu guter Letzt der Stab auf eine Weise gebrochen, daß gewiß die Lust dahin zu reisen künftig nicht leicht wieder aufkommen wird. An der Wirthstafel des bekannten Reichmann'schen Gasthofes trifft nämlich Hr. N. mit mehreren ebenfalls zurückkehrenden, gleichgesinnten, zum Theil „sehr geistvollen" (!!) Reisenden[34])

28) Dieser Satz bewährt den Charakter des Recensenten. Er versetzt sich hier in die Seele eines Italieners.

29) Ich habe das Volk schildern wollen. Daß es auch gebildete und gute Menschen in Italien giebt, daran wird wohl Niemand zweifeln.

30) Das ist abermals eine absichtliche Unwahrheit. Nirgend habe ich dies behauptet.

31) Wie kleinlich, einen harmlosen Reisescherz so abgeschmackt hervorzuheben! Es ist mir nicht eingefallen, auf die Benennung der beiden Ciceroni irgend ein Gewicht zu legen.

32) Der ehrenwerthe Recensent scheint also diese Betrügerei zu billigen.

33) Und wofür glaubt denn Referent, daß ihn der rechtlich denkende Leser halten werde?

34) Natürlich müssen diese Reisende unwissende Vandalen gewesen sein, weil sie anderer Meinung sind, als der geistvolle Referent.

zusammen, deren „Unwille sich nicht beschreiben läßt." Der Ausspruch dieser edeln Junta (denn gewiß bestand sie aus dem Verf. ebenbürtigen Edeln) lautet nun dahin, „daß nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände (wo mag Hr. N. diese rari nantes angetroffen haben?) [35]) den Erwartungen entsprächen, die man sich davon zu machen pflege; daß Genua allein aber dieselben noch übertreffe; und daß im Uebrigen Alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge oder lächerliche Uebertreibung sei." Da haben wir's! daß dieses Dictum ein Interdictum für Italien werden wird [36]), bewährte sich auf der Stelle, wo Mehrere von der Tischgesellschaft, die Italien erst bereisen wollten, sofort ihren Reiseplan änderten und sich entschlossen, nach Südfrankreich zu gehen. Buon viaggio!"

„Es wäre vergebliche Mühe, Hrn. N. begreiflich machen zu wollen, daß Italien, wie es ist, noch gar Manches besitzt, was der Reisende während des Galopps auf den Heerstraßen nicht bemerkt, aber auch bei jahrelangem Aufenthalte nicht bemerken wird, wenn ihn nicht eine gewisse Organisation des Geistes, Kenntnisse und gebildeter Geschmack über die engen Grenzen der Alltäglichkeit und Gemeinheit erheben [37]). Vor allen Dingen muß er den Philister zu Hause lassen, unvermeidliche Uebelstände und Unbequemlichkeiten übersehen und ertragen und dem fremden Volke, welches er besucht, sich durch Unbefangenheit, auch durch Sprachkenntniß accommodiren können. Hr. N. freilich ist anderer Meinung. „Ganz mit Unrecht," sagt er, „verlangt man vom Reisenden, er solle die Nationalität des fremden Volkes, den Geist des fremden Landes erst erforschen und in diesem Geiste das fremde Land beurtheilen [38])." Hiernach ist das erste Requisit für den Reisenden die Schneiderelle der lieben Mama, womit er auf Alles, was sich nicht daran messen läßt, tüchtig losschlagen kann [39]). Solch eine Elle wird dann der Zauberstab,

35) Der gütige Leser wird sich ihrer erinnern.

36) Jetzt beginnt die Witzader des Recensenten zu sprudeln.

37) Das heißt: die Organisation des Geistes, die Kenntnisse und der Geschmack, welche Hrn. Wilhelm v. Lüdemann eigen sind, und dennoch haben alle diese Vorzüge, selbst seine Geburt, ihn nicht über die Grenzen der Gemeinheit erhoben! —

38) Die Richtigkeit dieses Satzes leuchtet wohl jedem Kinde ein.

39) Bewahre! Der freie, kühne, selbstständige Kosmopolit

welcher auch die Hesperidenfrüchte in — Pferdeäpfel verwandelt[40])."

„Aber wie ist es nur zugegangen, daß man Italien von jeher so gefeiert hat? Der Verf. giebt hierauf eine sehr befriedigende Antwort, die zugleich als Zeugniß für seine ästhetische und literarische Bildung[41]) dienen kann. Wir wollen ihn selbst reden lassen und bis auf einige Ausrufungszeichen alle Anmerkungen, wenn gleich mit Mühe, zurückhalten. Man höre ihn! Ex ungue leonem!"

„Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, besonders von Engländern, die Wahrheit schon ziemlich unverschleiert zu erkennen gegeben worden, als Göthe in Deutschland über Italien seine Stimme erhob und weniger die Wahrheit als die Schönheit der darstellenden Farben vor Augen hatte. Es konnte auch ihm, der überall nur an sich selbst dachte (!)[42]), nicht darauf ankommen, ob er im Interesse seiner Landsleute schrieb. Bald tummelten, durch Göthe angeregt, auch andere Dichter ihre Phantasie in den hesperischen Gefilden, wiewohl sie dieselben gewöhnlich nie selbst gesehen hatten. In der Nebelschwebelperiode (!)[43]), durch Tieck (!)[44]), Novalis und Wackenroder begründet, entstand eine überspannte Verehrung für die Kunstsammlungen Italiens, Kunst-

---

muß urtheilen. Aber eine solche Anforderung kann freilich an Leute, wie Hr. W. v. Lüdemann, nicht gemacht werden. Wie hätte er wohl sich erkühnen mögen, auf eignen Füßen zu stehen? —

40) Blind vor Wuth und aller Besinnung beraubt, wirft nun der Pasquillant mit Koth nach dem Gegenstande seines Aergers. Er besudelt dadurch nur sich selbst; mich hat er nicht getroffen.

41) Referent hat seine ästhetische Bildung so eben durch Pferdeäpfel dokumentirt.

42) Was bedeutet das Ausrufungszeichen?

43) Der gänzliche Mangel an Kenntnissen, ja die krasse Unwissenheit, welche der Pasquillant in der deutschen Literärgeschichte bekundet, zeigt sich vorzugsweise bei diesem zweiten Ausrufungszeichen. Es mag wohl sein, daß er von einer Nebelschwebelperiode noch nichts vernommen hat, wiewohl er ihr mit ganzer Seele angehört.

44) Schon wieder ein Ausrufungszeichen! — Merkst Du denn nicht, lieber Leser, daß er mir hier die Anbeter Tieck's, oder diesen gar selbst auf den Hals jagen will? Nicht übel ausgedacht.

schwärmerei und schwärmende Kunstphilosophie; mit derselben aber die krankhafte Sehnsucht nach dem Süden, welche seit Jean Paul's „Titan" in Manie ausartete. Von dieser Manie sind jetzt alle Künstler angesteckt. Haben diese nun das Land ihrer Sehnsucht erreicht, so sehen sie entweder aus Enthusiasmus falsch, oder sie vermeiden, im Dankgefühl für das einzelne Schöne, welches ihnen dort geboten wird, die Schattenseiten Italiens aufzudecken. Antiquitätenkrämer aber fühlen sich an jedem Orte überselig, wo sie in alten Schutthaufen umherkriechen können. Wo fänden sie deren mehr als in Italien? Mit dem Livius oder Florus (!) [45]) in der Hand starren sie dort süß weinend (!) die Steinklumpen an, die ihnen italienische Schlauheit für Ueberbleibsel der alten Zeit ausgiebt; beim Anblick Rom's gerathen sie in Verzückung. So also, denken sie, war die Stadt beschaffen, aus der die Römer weithin herrschten über den Erdball! Von dem alten Rom ist aber kaum noch eine Spur vorhanden; was man davon zeigt, ist meistens in viel späterer Zeit längst vielfach verändert, ja zum Theil nur Ueberbleibsel aus den Zeiten der Finsterniß und des Mönchthums. Wie leicht wird der Enthusiast getäuscht! Wie gern verbreitet er Täuschung!"

„Durch alle Qualen seiner „merkwürdigen Reise" hat Hr. N. nichts weiter gewonnen als die Ueberzeugung, daß Italien ein bloßer Schmutzpfuhl und an Schönheit mit Deutschland gar nicht zu vergleichen sei [46]). Nur wo sich einige Aehnlichkeit mit Deutschland zeigt, findet er es erträglich, und die borromäischen Inseln nur deshalb schön, weil sie so nahe bei Deutschland liegen. Diese Art von Patriotismus steht mit dem Kunstsinn des Verf. auf gleicher Höhe. Unser theueres Vaterland weist jedes auf solche Weise gewonnene Lob zurück [47]) und jeden unberufenen Ritter, der aus La Mancha zu seiner Vertheidigung oder Verherrlichung herbeieilt [48]). Rohe Angriffe spießbürgerlicher Anmaßung und Ignoranz auf ein edles, verschwister-

45) Armer Florus, weil Hr. Wilhelm v. Lüdemann vermuthlich Deinen Namen zum ersten Male hört, hat er auch Dir ein Ausrufungszeichen angehängt!

46) Schmach über den Deutschen, der dies nicht mit Dankgefühl gegen die Gottheit erkennt!

47) Nun wird mein biederer Jugendfreund sentimental.

48) Ich fürchte, Hr. Wilhelm v. Lüdemann allein hat sich als Don Quixote geirrt!

tes Land muß sich Deutschland zu seiner Ehre verbitten [49]). Sollen wir vielleicht das geschwisterliche Verhältniß beider Länder Herrn Nicolai näher nachweisen [50]) und, um von einer poetischen Anschauung auszugehen, uns vor Overbeck's reizendes Gemälde: Italia e Germania, stellen? O nein [51])! Wir wollen uns durch solchen Ernst den Spaß nicht verkümmern und ertappen uns zur rechten Zeit auf diesem Abwege. Darum danken wir zum Schluß Hrn. N. für die hohe Belustigung, die es uns gewährte, ihn an der Hand der leibhaften „Musen und Grazien aus der Mark," die wir längst im Hospital zu Werneuchen verstorben glaubten [52]), durch Italien wandern oder vielmehr fliegen zu sehen."

Der Freimüthige, oder das Berliner Konversationsblatt, gab in den Blättern vom 28., 29. und 30. August (Nr. 170., 171. und 172.) die nachstehende sehr ausführliche Recension:

Italien von der Kehrseite [1]).

„Die neueste Ansicht der hesperischen Gefilde."

„Herr Gustav Nicolai hat eine Reise nach Italien gemacht, um entzückt zu werden, zu genießen, und ist wiedergekehrt getäuscht, unzufrieden; und das ganze Mißvergnügen über seinen Nichtgenuß und seine Enttäuschung hat er in einer

---

49) Rohe Angriffe spießbürgerlicher Anmaßung und Ignoranz, wie sie sich der Recensent in dieser Schandschrift erlaubt, können mir nicht schaden, sondern nur nützen. Weit entfernt, sie mir zu verbitten, unterlasse ich daher nicht, ihm dafür öffentlich zu danken.

50) Theurer Jugendfreund, Deine Schmähungen habe ich dankbar hingenommen; mit Deiner Gelehrsamkeit aber verschone mich! —

51) Ich athme wieder.

52) Wie unwürdig ist diese Hindeutung auf einen redlichen Mann, der hier noch im Grabe beschimpft wird, weil er sein und Hrn. Wilhelm v. Lüdemann's gemeinschaftliches Geburtsland liebte! — —

1) Ich kann keinesweges zugeben, Italien nur von der Kehrseite geschildert zu haben.

Reisebeschreibung niedergelegt, deren vollständiger Titel: „Italien wie es wirklich ist; Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen", lautet."

„Der Zweck dieser Reisebeschreibung ist offen und geständig, Andere, die Lust hätten nach Italien zu reisen, davon abzuschrecken. Ja er hält es für heilige Pflicht, den Schleier, welchen die Enthusiasten über das Zauberland gebreitet, wegzureißen, es in seiner Nacktheit aller Welt zu zeigen und abzuwarten, ob man ihn als Verläumder ausschreien und zum Märtyrer machen, oder es ihm Dank wissen wird, daß er endlich das Siegel einer Verschwörung brach, die uns Alle bisher mit Lügen umwob. Denn er spricht es ganz deutlich aus, daß die, wie er, getäuschten und rückkehrenden Deutschen sich das Wort geben, entzückt zu thun, damit Andere geprellt werden, wie sie."

„Ich fühle mich weder zu dem Einen, noch zu dem Andern berufen [2]); weder will ich einen Stein auf ihn werfen, denn er verläumdet nicht, es ist zum allergrößten Theile wahr [3]), was er klagt; noch will ich ihm drum Kränze winden, wenn es ihm gelänge, den Heiligenschein der alten Italia vom Scheitel zu reißen, den sie durch Jahrhunderte trug. Ich kann überhaupt kein Bewunderer sein von der Heldenkraft, die sich darin übt, Heiligenscheine zu zerstören, falls sie nicht zugleich etwas Neues dafür erschafft. [4]) Raubnester mag man für mich zerstören, wenn man auch keine Hospize dafür baut, aber alte Kapellen, wenn auch längst erwiesen, daß ihre wunderthätigen Bilder keine Wunder mehr thun, ist wenigstens kein Werk, was mich zur Bewunderung auffordert, wenn es auch sonst polizeilich recht gut und löblich sein mag. [5]) Das ist meine specielle Ansicht, die ich vorauszu-

---

2) Ich dagegen würde mich für ehrlos gehalten haben, wenn ich, zum Nachtheil Anderer, verschwiegen hätte, was ich erfahren.

3) Nein, es ist Alles wahr, was ich über Italien sage. Ehrlos auch der, welcher im Stande ist, seinen Tadel auf Erdichtungen zu basiren! —

4) Hierauf findet Referent eine kräftige Antwort in der Beurtheilung meines Werks im literarischen Hochwächter. Es handelt sich auch bei Italien keineswegs davon, einen Heiligenschein zu zerstören; sondern davon, einem gleißnerischen Pfaffen die Kapuze, einer Buhldirne den Schleier vom Kopfe zu reißen.

5) Diese ganze Einleitung ist engherzig. Vergleicht man sie mit dem weiteren Inhalt der Recension, welche so sehr anerken-

schicken für nöthig hielt; vielleicht eine irrige, aber es ist einmal meine Ansicht, und wer das Folgende lieset, mag daraus selbst den Schluß sich ziehen, wo ich in den einzelnen Fällen gegen Herrn Nicolai Recht oder Unrecht habe."

„Mit der lebendigsten Theilnahme habe ich seinen Reisebericht verfolgt, so weit ich ihn verfolgen konnte; habe mitgefühlt jeden Rippenstoß und Flohbiß, jede miserable in Oel gekochte Mahlzeit, jede Prellerei der Gastwirthe, Posthalter, die Unverschämtheit der Kellner und Bettler, ihre frechen, verdrießlichen Gesichter. [6]) Ich wiederhole, das ist eben so wahr, als es keine Palmenwälder und Orangenhaine in Italien giebt; und was ich damals in Wirklichkeit litt, litt ich noch einmal im Lesen, so lebendig ist es geschildert, so gar nicht übertrieben dargestellt. [7])"

„Aber ich hatte dazumal einen Trost, den ich beim Lesen nicht gehabt. Ich hatte mir nämlich alles das Leidwesen, was unsern Reisenden außer sich brachte, im Voraus gedacht. [8]) Ich litt, wie er, aber ich war darauf gefaßt; ich nahm es als ein nothwendiges Uebel, ich verbiß den Aerger, wo er sich der Seele bemächtigen wollte, und sparte meine Theilnahme für das Gute. [9]) Immer gelang es nicht, oft wurde der Aerger so groß, daß er mir Stunden verdarb [10]), die ich genießend hätte zubringen können; aber im Ganzen

---

nend ist, und aus der hervorgeht, daß der Recensent fast in allen Punkten mit mir übereinstimmt; so muß man beklagen, daß er muthlos in der Einleitung sich erst vor dem Zorn der Allongenperrücken (mit dem literarischen Hochwächter zu sprechen) zu verwahren gesucht hat. Unwillig blickt Ulrich von Hutten, der kräftige, freisinnige, deutsche Mann, dessen Brustbild sich auf jedem Blatte des Freimüthigen befindet, auf ein so ängstliches und befangenes Urtheil herab.

6) Hört!

7) Hört, hört!

8) Auch ich hatte mir alle diese Unannehmlichkeiten vorausgedacht, da ich so viel Bücher über Italien gelesen, als irgend der Hr. Recensent darüber gelesen haben mag. Allein die Wirklichkeit übertraf alle Erwartungen.

9) Gerade ebenso habe ich es auch gemacht. Es ist sehr wunderlich, daß der Hr. Recensent hier wie der Präceptor mit dem Kinde spricht.

10) Mit einem Worte also, dem Referenten ist es wie mir ergangen. Wozu also die vielen Umschweife, dies einzugestehn?

hatte ich doch Früchte von der Reise [11]), ich ließ das Böse nicht das Gute überwinden [12]) und brachte, ohne im Geringsten die gerügten Uebel wegleugnen oder verkleinern zu wollen, als Resultat meines Ausflugs nicht den Widerwillen, sondern die Lust mit, Italien noch einmal zu sehen." [13])

„Nun will ich damit keinesweges den jüngern Herrn Nicolai rügen, daß seine Ausbeute ähnlich der ausfiel seines Berlinischen Namensvetters, berühmten Andenkens, der über gewisse Vorurtheile in gewissen Ländern dem Publikum den Staar stach. Im Gegentheil, mit der Vorstellung, die er mitnahm, und wie er reisete, mußte ein leicht reizbares Temperament [14]) zu solchen Schlüssen kommen; und indem ich es lebendig sehe und begreife, wie er in steigendem Aerger nichts als Enttäuschungen finden konnte, hat er mein lebhaftes Mitgefühl schon um deshalb, weil ihm in dieser Stimmung so Vieles entging. [15])"

„Das Versehen unsers Reisenden [16]) liegt also meines Dafürhaltens in der Vorstellung, die er mitbrachte, und in der Art, wie er reisete."

„Wenn es bei irgend einer Reise erstes Gesetz ist, sein Vaterland zurückzulassen, so ist das bei der nach Italien der Fall. Wer nicht reist um Neues kennen zu lernen, sondern es wiederfinden will, wie er es zu Hause verließ, oder besser, und wer auf Reisen zuerst an sich, seine Bequemlichkeit, seinen Comfort denkt, der bleibe zu Hause. [17]) Durch die ganze Tour des Herrn Nicolai blickt der Verdruß durch, daß er Berlin nirgend wieder findet, nicht unsere Reinlichkeit, nicht

---

11) Auch ich; davon, dächte ich, hat sich der Leser überzeugt.

12) Ich ebenfalls nicht; wozu alle diese nichts sagenden Phrasen?

13) Nun Ihr Allongenperrücken, nun seid Ihr doch zufrieden gestellt? —

14) Gott sei Dank, ich gehöre nicht zu den kalten Fröschen.

15) Wenn mir der Herr Recensent öffentlich Etwas nachweisen kann, was ich vergessen hätte, oder was mir entgangen wäre, so will ich ihm Recht geben. Im Gegentheil habe ich viel mehr bemerkt, als irgend ein Reisender vor mir.

16) Der Recensent tadelt Italien, wie der Leser sogleich vernehmen wird, fast eben so sehr, wie ich. Dennoch wirft er mir ein Versehn vor.

17) Der Präceptor spricht wieder. Ich habe in meinem Leben vielleicht größere und weitere Reisen gemacht, als der Herr Recensent, und weiß daher gar wohl, wie man reisen muß.

unsere häusliche Behaglichkeit, nicht unsere treffliche Verwaltung und Polizei, nicht unsere Küche, noch unsere Lebensart, noch unsere Gesichter. [18]) Ueberall ist es anders, in den seltensten Fällen besser, und mit jedem Schritte steigt der Aerger, bis er Wuth [19]) wird, die bekanntlich blind macht und ihn nicht zu dem Resultate bringt, das Gute für sich und das Schlimme für sich zu lassen, sondern zu dem, daß über das angeschwollene Schlimme das Gute ganz in den Hintergrund tritt."

„Er wüthet gegen die Enthusiasten für Italien; aber warum hat er sich von ihnen verführen lassen! — Ich kenne keine Enthusiasten, in deren Werken es nicht zu lesen wäre, daß neben allen Vorzügen Italiens dies Land auch die Nachtseite hat, die er fand. [20]) Sagen sie es nicht mit klaren Worten, so kann man es zwischen den Zeilen lesen [21]); aber ihnen kam es nicht darauf an, ein Compendium der Unannehmlichkeiten zu liefern, um derentwillen man nicht reist, aber die man nebenher erträgt, sondern die Schönheiten und Erinnerungen in's Licht zu stellen, um derentwillen es sich verlohnt, jene Widerwärtigkeiten zu überwinden." [22])

„Ich war noch nicht in Italien gewesen, aber aus den gewöhnlichen Hülfsmitteln, die einem Jeden in Berlin zu Gebote stehen, wußte ich doch, als ich vergangenes Jahr einen Theil durchreisete, daß dem Fremden dort nicht auf Rosen gebettet wird, und daß er den Täuschungen von einem goldenen Hesperien entsagen muß. [23]) — Ich wußte und machte

18) Das ist abermals sehr wunderlich! Nicht Berlin habe ich wiederfinden wollen; wohl aber ein civilisirtes Land, da Italien bekanntlich nicht zu den Barbarenländern gerechnet wird.

19) Wo hast Du, mein Leser, irgend einen Ausbruch der Wuth in meinem Buche gefunden?

20) Nur der Schmutz, das Ungeziefer, die Bettelei und Betrügerei sind, wie ich schon angeführt habe, anerkannt. Wenn der Herr Referent nicht mehr aus meinem Buche herausgelesen hat, so hat er mich nicht verstanden.

21) Darin eben besteht die Unredlichkeit der Berichterstatter, daß sie es nicht mit klaren Worten sagen.

22) Schön gesagt. Allein ich behaupte eben, und habe bewiesen, daß es sich nicht verlohnt, Widerwärtigkeiten zu erdulden, um als Lohn das bittere Gefühl der Enttäuschung davon zu tragen! —

23) Nein, das wußte er nicht; ich bewahre einen Brief des Referenten, worin er kurz vor meiner Reise nach Italien seine

mich gefaßt darauf, ein waldloses, ausgedörrtes Land zu finden, ohne grünen Anstrich, vielmehr so gelb und sonnenverbrannt und staubig, wie es der Berliner Landschaftsmaler Blechen halb karrikirt, halb portraitirt. 24) — Ich wußte, daß es ein zerfallenes, entnervtes Volk ist, voll Wuth, aber ohne sittliche Kraft, ohne Moral, in Lascivität zergehend. — Ich wußte, daß ich überall geprellt würde, aber daß ich mich zum Theil dagegen schützen könne, wenn ich vorher handle, wie es jeder Reisende thut, weil ihn der Wirth sonst für eine dupe ansieht, mit der er spielen kann. 25) — Ich wußte, daß der Italiener die Hand ausstreckt und nie zufrieden ist, was man ihm auch giebt; daß man daher am besten thut, nicht nach seiner Miene zu sehen, sondern ihm grade nur so viel zu geben, als man selbst für recht und billig hält. — Ich wußte, daß mancher Beamte dort bestechlich ist und bestochen sein will; wußte aber auch, daß er mit wenig zufrieden ist, wenn man ihm nicht viel giebt. — Ich wußte von den unglaublichen Paßscheerereien, der Unzufriedenheit, den grimmigen Gesichtern, der Brutalität der beamteten und nicht beamteten Personen, mit denen man zu thun hat, aber auch, daß man durch Ruhe, Festigkeit und mäßiges Nachgeben am besten durchkommt. — Ich wußte vom ungeheuren Schmutz der Straßen und Wohnungen, war vollkommen auf die Flöhe und ziemlich auf die italienische Küche vorbereitet und erwartete endlich von den lombardischen Gegenden keine Reize.“ 26)

---

glühende Sehnsucht nach dem göttlichen Hesperien ausspricht und mich beneidet, daß ich es kennen lernen würde.

24) Nein, das wußte er ebenfalls nicht; denn das sagt Niemand. Der geniale Blechen mag sich hier übrigens für das Kompliment, welches er erhält, bedanken.

25) Keineswegs; die italienischen Wirthe sehen Jedermann, der mit ihnen handelt, für einen armseligen Lump an. Nur ein Vetturinreisender darf handeln, vornehme Reisende werden sogleich zurückgewiesen, wenn sie vorher dingen wollen.

26) Mit einem Worte, der Herr Präceptor hat Alles vorher gewußt. Was er aber hier anführt, habe ich, wie schon gesagt, ebenfalls gewußt, weiß ein Jeder, der über Italien gelesen hat. Wer bestreitet ihm denn dies? Glaubt er, daß ich alle diese Punkte dem Publikum als Neuigkeiten auftischen wolle, so irrt er. Neben dem, was Niemand vor mir gesagt hat, mußte ich nur des bereits Bekannten ebenfalls erwähnen. Wenn ihm endlich meine Ansicht über Italien nicht neu war, warum bezeich-

„So vorbereitet, fand ich Vieles erträglicher, als ich es gedacht. Im Ganzen kam mir die Lombardei zwar noch über meine Vorstellung reizlos vor, denn ich hatte an Felder gedacht, die mit Mais, Reis und um die Ulmen gerankten Wein uniform bedeckt wären, aber doch an wellenförmige Linien des Terrains, also an Aussichten und Uebersichten; aber es war kein Hügelland, sondern eine ungeheure Ebene ohne alle Abwechselung und Aussichten. Desto mehr erfreuten mich die einzelnen schönen und grünen Punkte, die freilich in Oberitalien sparsam genug sind. Aber dies kahle Land, dem überall der Staub der Verwitterung früheren Lebens anhaftet, mit den gesegneten grünen Ländern des südlichen Deutschlands vergleichen zu wollen, ist wohl noch keinem Enthusiasten, der vergleichen konnte, in den Sinn gekommen. 27) Ich habe mich schon vor Kurzem darüber ausgesprochen. — Wo ich sie mir Alle schlecht gedacht 28), konnte mich der Ausdruck der Niedrigkeit im Einzelnen nicht mehr persönlich kränken, und ich war desto erfreuter, wenn ich bessere Individuen fand. — Ich handelte und zahlte und schenkte und war zufrieden, wenn ich mit weniger fortkam, als ich gedacht. Wo Alles schmutzig ist, und jedes Bett und jeder Boden voll Flöhe, freute ich mich, wenn ich ein reinliches Wirthshaus, weniger Flöhe und eine Mahlzeit mit einigen Gerichten fand, die mir schmeckten. 29) Ja, aus der Schweiz kommend, fand ich, daß ich in dem Lande der Prellerei bei weitem weniger übervortheilt wurde, als von den biedern Schweizer Gastwirthen, die nur nach der Taxe forderten, und wo es also nur die Taxe, und nicht die Menschen waren, welche schnellte, wo man sich also nicht einmal beklagen konnte."

---

net er denn in der Ueberschrift dieser Recension mein Werk als neueste Ansicht der hesperischen Gefilde? —

27) Sie vergleichen nicht nur, sondern sie stellen Italien, als Landschaft, über Deutschland und über alle andern Länder Europa's. Wie kommt es, daß der Hr. Recensent, der Alles vorher gewußt hat, dies nicht auch zwischen den Zeilen, wie er sich ausdrückt, gelesen hat? —

28) Behüte Gott, daß ich mir alle Italiener schlecht denken sollte! Nein, im Gegentheil, es giebt auch in Italien gewiß mehr gute, als böse Menschen; wir selbst haben einzelne vortreffliche Menschen dort kennen gelernt.

29) Merkst Du, lieber Leser, daß der Recensent eigentlich noch viel mehr gegen Italien eingenommen ist, als ich?

„Ich wiederhole es, wer nicht seine auch bescheidenen Anforderungen an häuslichen Comfort zu Hause lassen kann, wer gallichten Temperaments gleich in Feuer und Flamme geräth bei der Begegnung mit entwürdigten Menschen, und den Aerger, täglich geprellt zu werden, nicht mit Gleichmuth zu verwinden mag, der folge dem Rathe unseres Reisebeschreibers und unterlasse eine Reise, die insofern allerdings nur für Enthusiasten ist, als man ausdauernde Phantasie und Erhebung mitbringen muß, um sich über der Staub- und Flohatmosphäre frischen Muthes zu erhalten [30]). Der Reisende muß von einem schönen Bilde, von einer reizenden Aussicht, einer großartigen Erinnerung so entzückt werden können, daß er in dem Augenblicke damit die Strapazen und Verdrießlichkeiten eines Tages verwischt und belohnt hält, sonst unterliegt er [31]); er muß mit Humor die Schlechtigkeit der Menschen verwinden, wenigstens damit gefirnißt durch ihren moralischen Schmutz sich durchmachen, damit er bei der Berührung nicht angesteckt wird [32]). Er muß lachen können über die Naivheit des Völkchens in seiner Demoralisation und, statt den Sittenrichter zu spielen, sich kindlich freuen können, wenn durch die schlechte Angewöhnung ein bischen gute Natur vorblickt. Dazu, ich bekenne es, hatte ich es auf meinem kurzen Ausfluge nach Italien noch nicht gebracht. Auch ich war entsetzlich empfindlich über die Scheerereien und Plackereien und besonders darüber, daß man gar kein Fleckchen findet zum Ausruhen nach allen Beschwerlichkeiten (das Bette ist es bekanntlich wegen der Flöhe nicht, und grüne Rasen und schattige Bäume giebt es auch nicht); aber ich fühlte die elastische Kraft [33]), beim Anblick eines Titian, eines Correggio, eines Veroneser Amphitheaters, des Markusplatzes in Venedig alles Ungemach abzuschütteln, berauscht zu sein und frisch und kräftig mich in das neue Meer desselben zu stürzen. Es ist wahr, Herr Nicolai ist nach den Rechnungen, die er giebt, unerhört geprellt worden. Aber er kam, als Enthusiast, mit eigenem Wagen und Extrapost in's Land. Das ist nicht die Art in

---

30) Hört, hört!

31) Hört, hört! Kann ich mehr Unterstützung verlangen?

32) So schwarze Farben habe ich ja nicht einmal aufgetragen.

33) Diese elastische Kraft habe auch ich nie verloren. Wozu also diese vornehme Ueberhebung über mich? — Man hört immer den Präceptor, der mit dem Schulknaben spricht. Das nennt man nicht recensiren.

Italien zu reisen, oder man muß ein Nabob sein[34]). Nirgends finden wir, daß er vorher gehandelt[35]), er läßt sich überall die Rechnung geben, erstaunt über die Größe, handelt erst dann[36]), und läßt sich wohl gar zu Mehrzahlungen verleiten, um sich als Mann von Anstand zu beweisen. Das ist Alles in der Ordnung. Der berühmte Marchese Luchesini, Friedrich des Großen Minister, gerieth, obgleich selbst Italiener, in wahre Wuth, wenn er vom Reisen mit Extrapost in seinem Vaterlande sprach: „Es wäre um die S—th zu kriegen;" so würde man geprellt, weil die Postmeister auf das seltene Ereigniß wie Wallfischfänger auf einen glücklichen Fang rechneten. Die Dukaten gingen einem aus der Tasche, wie die Viergroschenstücke in Deutschland, und wer kein Herzog, kein Millionair sei, wäre ein Thor, wenn er mit Extrapost in Italien reiste. Ich habe dies von einem bewährten Zeugen, der die Aeußerung aus Luchesini's Munde hörte[37]). Wer nicht mit einem Vetturin ankommt, wer nicht handelt, der will übervortheilt sein, ist bei den italienischen Wirthen ein so fester Satz, als daß 2 mal 2 = 4 ist[38]). Selbst Fußreisende werden geschnellt, denn der Aubergist nimmt an, wer sich ihm ohne Medium des Vetturins überliefert, übergiebt sich seiner Gnade. Der Verfasser behauptet zwar später, die Gastwirthe ließen nicht mehr mit sich accordiren; ich muß dem geradezu aus eigner Erfahrung wider-

---

34) Wir wollten aber mit Extrapost reisen und wußten so gut als der Herr Recensent, daß dies außerordentlich theuer sei. Habe ich denn aber irgendwo in meinem Buche angeführt, Italien sei deshalb ein Jammerland, weil die Extrapost dort viel Geld koste? Ich erwähne freilich, wie wir auch in dieser Beziehung geschoren worden; allein nur, weil ich für Pflicht hielt, keine unserer Erfahrungen unberührt zu lassen.

35) Wir haben, wie es vernünftigen Haushaltern gebührt, an vielen Orten vorher accordirt, sind aber jedes Mal abgewiesen worden. In einem florentinischen Städtchen, wo nur ein Gasthof war, unterhandelte ich auf der Hinreise nach Neapel, noch im Wagen sitzend, mit dem Wirthe, worauf dieser mir mit dürren Worten erklärte, in Italien werde nicht gehandelt, und endlich, ohne weiter auf uns zu achten, in's Haus zurücktrat.

36) Das nachträgliche Handeln ist nur einmal, in Venedig, geschehen.

37) Diese Anekdote trifft nicht. Vergleiche Anm. 34.

38) Woher weiß denn das der Herr Recensent?

sprechen [39]); wenn sie es bei ihm nicht gewollt, muß das eine eigene Bewandniß gehabt haben. Wer mit einem Vetturin fährt, fährt freilich schlecht und langsam [40]); aber es ist nicht England, Frankreich, oder Deutschland, wo man von einem Punkt zum andern fliegt, sondern Italien, wo jeder Schritt von historischer Bedeutung und jeder Stein mit Erinnerungen zum Verweilen auffordert [41]). Daneben liegt es aber in des Vetturins Point d'Honneur, den Reisenden gut zu bewirthen, ihn in die besten Albergos zu führen und, so weit es in Italien möglich, für seine Bequemlichkeit zu sorgen [42]). An Verdruß wird es freilich auch hier nicht fehlen, aber er begleitet uns nicht auf jedem Schritte. Herr Nicolai scheint es sich noch dadurch schlimmer gemacht zu haben, daß er seine Empfindlichkeit merken ließ und den Leuten ihr Unrecht beweisen wollte. Unempfindlich, oder kurz und grob muß man der Unverschämtheit dort begegnen [43]). Was man einem italienischen ersten Hotelwirth bieten kann, ließe sich nicht der Kellner einer deutschen Winkelkneipe gefallen, und, was mehr ist, er fordert es so; sonst ist er geneigt dich auszulachen [44]). Ein König von Neapel und Sicilien, der lange todt ist, pflegte, wenn ihm die Lazzaroni auf dem neapolitanischen Markte mit unverschämten Bitten und Bemerkungen nachliefen, ihnen lange Nasen zu machen und die Zunge rauszustrecken [45]). Das verstanden sie und waren zufrieden. Es kannte Einer den Andern. Das ist freilich traurig für den

---

39) Ich habe ganz Italien gesehen, der Recensent nur das nördliche. Wie mag er sich doch erlauben, mir geradehin zu widersprechen? — Früher accordirte jeder Reisende in Italien mit den Wirthen, selbst der reiche Engländer und der Extrapostreisende. Das gefiel den Wirthen nicht, und wo daher jetzt ein Reisender erscheint, den sie für wohlhabend halten, lassen sie sich durchaus nicht auf das Vorausbedingen ein.

40) Hört, hört! — Sehen Sie, lieber Herr Recensent, deshalb wollten wir nicht mit einem Vetturin fahren.

41) Das ist groß! Diese Entschuldigung würde in Italien antik genannt werden.

42) Nun, lieber Leser, Du hast ja in meinem Buche gelesen, wie der Vetturin für seine Reisenden sorgt.

43) Das ist durchaus unrichtig. Wehe dem Reisenden, der sich grob gegen den italienischen Pöbel benehmen wollte!

44) Was sind das für unhaltbare Behauptungen!

45) Der Reisende, der dies in Italien gegen den versammelten Pöbel zu thun wagte, würde in Stücke zerrissen.

Moralisten. Wer aber das sein will, muß nicht reisen; selbst Missionäre dürfen nicht so auftreten, wenn sie wirken wollen."

„So weit im Allgemeinen. Im Einzelnen muß ich es Andern überlassen, die mehr von Italien kennen, die Reise zu verfolgen, welche äußerst schnell geht und viele Hauptpunkte überfliegt [46]). Ich begnüge mich, meine speciellen Ansichten über einige Punkte des nördlichen Italiens, welche denen Herrn Nicolai's ganz entgegengesetzt sind, hier anzudeuten, ohne daß sich hierin, wo der Geschmack die Jury [47]) bildet, etwas entscheiden und beweisen ließe."

„Es ist ganz richtig, wenn es am Anfang der Reise Seite 47 heißt: „Wenn ich wahr sein will, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß in den Ortschaften, wo wir anhielten, der Anblick ekelhafter, schmutziger Menschen und die unbeschreibliche Zudringlichkeit der Bettler jedesmal schmerzlich störend in die stille Ruhe unseres Gemüths eingriff. Wir müssen ferner bekennen, daß wir uns sauber angestrichene, zierliche Häuser in den italienischen Städten gedacht, statt derselben aber alte, räuchrige, schmutzige Steinklumpen gefunden haben. Auch dürfen wir endlich nicht übergehen, daß der Gebrauch, die Felder mit Bäumen und Wein zu bepflanzen und die Rebe von einem Baume zum andern in Festons zu ziehen, so reizend ein solches Laubgewinde an und für sich ist, dennoch den Uebelstand herbeiführt, daß man, wie in Wäldern, nicht in die Ferne blicken, namentlich aber von der Lage und dem Anblick der Ortschaften keinen Begriff bekommen kann, weil man diese in der Regel erst dann zu sehen bekommt, wenn man sich am Thore befindet," aber das ist doch keine Entdeckung [48])."

„Ueber die Bettelei in Maestre habe auch ich schon in diesen Blättern gesprochen; sie ist unverschämt, aber lustig daneben, und man kann sie sich durch Ruhe und kleine Ga-

---

46) Das ist unrichtig. Nur Padua und Bologna, wenn man will, auch Pavia, haben unsre volle Anerkennung nicht erhalten können, weil wir nur einige Stunden darin verweilen konnten.

47) Nicht vom Geschmacke ist die Rede, sondern von der objectiven Anschauung des wirklich Vorhandenen.

48) Mit dem ganzen Absatz von den Worten „Es ist ganz richtig" bis „das ist doch keine Entdeckung" will Recensent blos sagen: Es ist wahr, ich muß dem Berichterstatter Recht geben; allein damit Ihr nicht böse seid, verehrte Allongenperrücken, so habe ich ihm einen Hieb ertheilt. Was hat Recensent sich wohl gedacht, als er aussprach: Aber das ist doch keine Entdeckung? — —

den abwehren. Freilich begegnete sie dem Reisenden auf der Entree in das Wunderland."

„Hinsichts Venedig bekenne ich nun polarisch andrer Ansicht mit Herrn Nicolai zu sein. Ich habe ziemlich viel gesehen, auch sehr schön gelegene Seestädte[49]). Aber an Wunderpracht mit Venedig wüßte ich keine Stadt zu vergleichen[50]). Selten erreicht die Wirklichkeit eine kühne Vorstellung der Phantasie; bei Venedig hatte die Einbildungskraft tüchtig vorgearbeitet, und die Wirklichkeit überbot doch noch alle Vorstellung[51]). Mit den Wundern des Markusplatzes an einem heitern Abende wüßte ich nichts zu vergleichen. Die kühnste Phantasie eines Opperndekorateurs weiß so etwas nicht zu erschaffen. Ich habe mich darüber schon an andern Orte ausgesprochen[52]). Herr Nicolai meint, er gleiche einem alten, räucherigen, großen Schloßhofe[53]); er findet kaum einzelnes Interessante in Venedig, und die ganze Stadt tritt ihm nicht als ein Wunder entgegen[54]), sondern wie Ruinen, die aus einem stinkenden Sumpfe aufstehen. Jeder kann Recht haben. — Mir gefielen die Gondeln ausnehmend, ihm gar

---

49) Ich auch: ich habe vielleicht mehr Seestädte gesehen, als der Recensent. Dennoch bleibe ich bei meinem Urtheil über Venedig.

50) Wunderpracht! — Lieber Leser, wie denkst Du Dir eine wunderprächtige Stadt? Nicht wahr, Du denkst Dir zahllose, goldene Kuppeln, breite, herrliche Straßen, hohe Marmorpalläste, strahlend von schneeweißem oder farbigem Marmor und Gold, glänzende Spiegelscheiben, köstliche Vorhänge dahinter, Balkone geschmückt mit Blumen u. reizenden Frauen, Karossen u. Menschengewimmel ꝛc. Vgl. nun einmal hiermit mein Portrait von Venedig.

51) Nun freilich, was den Erwartungen des Einen nicht entspricht, weil seine Phantasie vielleicht Alles überflügelt, kann sehr wohl die kühnsten Erwartungen eines Andern übertreffen. Es giebt viele Menschen, die eine lammfromme Phantasie haben.

52) Jetzt vergleiche doch der gütige Leser, was der Herr Recensent an einem andern Orte darüber gesagt hat, mit dem, was sich in meinem Buche über einen solchen Abend findet. Vielleicht überzeugt man sich, daß ich noch empfänglicher für den romantischen Eindruck, dessen Recensent erwähnt, gewesen bin, als Letzterer selbst.

53) Dies ist unfehlbar richtig. Ein kleiner Platz, der von drei Flügeln eines alten, rußigen (wenn gleich schön gebauten) Pallastes eingeschlossen und gebildet wird, gleicht einem Schloßhofe.

54) Das ist etwas Anderes. Die ganze Stadt ist durch die Art ihres Entstehens, durch den Umstand, daß sie theilweise im

nicht. Er fand nur im Arsenal Unterhaltung[55]), und ich habe mich nur im Arsenal gelangweilt, sonst jeden Augenblick in Venedig so geistig erquickt, daß ich mit Schmerzen mich trennte. — Auch die Kunstwerke der venetianischen Schule scheinen ihn kalt gegen die anderer Schulen (z. B. in Florenz) gelassen zu haben; ich hätte Monate vor manchen Bildern von Palma und Titian weilen mögen[56]). Ueber alles dies läßt sich nicht streiten."

„Dagegen muß ich ihm nun wieder vollkommen Recht geben in dem, was er von dem viel gerühmten Gesange der venetianischen Gondoliere sagt. Indeß bemerkt ja schon Göthe, daß zu seiner Zeit nur noch einer aufzutreiben gewesen, der Verse aus Tasso zu singen verstand[57]). Das Abenteuer, das uns Herr Nicolai beschreibt, ist zu interessant, als daß ich es hier nicht abschreiben sollte." (Hier folgt nun die im Werke beschriebene nächtliche Gondelfahrt. Dann fährt Recensent fort:)

„Auch ich kann sagen, daß ich nie so heisere Stimmen gehört, als die musikalischen auf den Lagunen Venedig's, und der eine Gondolier, der aus Gefälligkeit für uns sang, erinnerte an die Brusttöne des Eckenstehers Nante[58]). Wahre Erquickung, wenn die deutschen Studenten sangen; die Venetianer selbst schienen der Meinung."

„Ueber die italienischen Extraposten heißt es, es ist nicht zu läugnen, daß man in Italien auf den Hauptrouten in so fern vortreffliche Postanstalten trifft," u. s. w.

„Völlig verschiedener Ansicht bin ich wieder über die ita=

Wasser erbaut worden, ein Wunder, oder richtiger eine große Merkwürdigkeit; allein Wunderpracht ist dort nirgend zu sehen; so außerordentlich schön auch die Aussicht auf die Giudekka ist. Was in Venedig schön, habe ich redlich anerkannt.

55) Das ist, wie mir der Leser bezeugen muß, eine Unwahrheit. Welch' tadelnswürdiges Streben eines Recensenten, durch Angabe von Unrichtigkeiten seiner Ansicht Glauben zu verschaffen! —

56) Man kennt diese Sprache der Ueberspannung nur zu wohl. In der Regel ist nur nicht viel dahinter. Auch uns haben die Bilder der venetianischen Schule freudig erregt; allein das Monat lange Weilen vor denselben wollen wir den Enthusiasten überlassen.

57) Seitdem aber ist unzählige Mal gedruckt und schriftlich und mündlich behauptet worden, daß die Gondoliere Venedig's noch immer den Tasso sängen.

58) Fürchtet Recensent hier nicht wegen seiner Kühnheit den Unwillen der Allongenperrücken.

lienischen Betten. Ich behaupte, mit Ausnahme der Flöhe, giebt es nirgend so bequeme für die Hitze eingerichtete[59]). Ich sage, die Betten in den ersten Hotels von Berlin können sich nicht messen mit denen einer kleinen italienischen Stadt. Unser Vetturin sorgte dafür, daß für jede Person eines dieser eben so breiten als langen Lagergebäude jede Nacht bereitet wurde, und erst auf der Rückkehr im Tyrolischen, wo die dicken Oberbetten zu unserm Grauen anfingen, zwang man uns zu Zwei in eines. So ist Herrn Nicolai die walzenartige Kopfwulst eine Qual, die ich mir, seit ich französische und italienische Betten kennen gelernt, in meinem deutschen einrichten lassen, als einzige mögliche Verbesserung bei unsern in ihrem Grundschnitt verdorbenen Betten! Ich halte diesen Scheidepunkt unserer Ansichten für die Krisis. Denn wenn unser Reisende selbst die italienischen Betten nicht lobt, so ist mir begreiflich, daß er nichts gut findet. Es war für uns — versteht sich nach der Jagd — der einzige Comfort in Italien, und ich bemerke nur, da es mir zu neu ist, einen Lobredner der deutschen Betten zu finden, daß, was die Franzosen noch abhält, nach Deutschland zu reisen, unsere monströsen Schwitz- und Erstickungsmaschinen, unsere schmalen, kurzen, stachlichten, runzlichten Bauerbetten sind[60]), die außer ihrer Unbehaglichkeit vermöge ihrer Elemente nie vollständige Reinlichkeit athmen können."

„Ueber das italienische Ballet heißt es — und ich achte hier das Urtheil eines Sachverständigen, obgleich ich nach meinem Geschmack nicht das Außerordentliche finden konnte:" — (Hier folgen die Mittheilungen des Werkes über das Ballet in Florenz.)

„Statt dessen protestire ich gegen folgende Stelle — es ist von Florenz die Rede: „So weit wir durch die Stadt kamen, bemerkten wir, was wir bis jetzt in allen italienischen Ort-

---

59) Das ist vollkommen wahr und von mir nirgend bestritten worden. Allein wenn die italienischen Betten auch durch ihre Breite und durch den Umstand, daß sie mit dem Abgange der Baumwolle und nicht mit Federn gefüllt sind, in Beziehung auf Hitze zweckmäßige Einrichtung haben, so ist doch die oft keinesweges walzenartige Kopfwulst, welche die Stelle des Kopfkissens vertritt, verbunden mit dem Ungeziefer, welches in den Betten nistet, Veranlassung zu größerer Qual, als Hitze hervorbringen mag.

60) Von den deutschen Betten habe ich gar nicht gesprochen; jedenfalls sind sie besser als die italienischen. Daß Recensent unserer harten Bauerbetten erwähnt, ist mindestens wunderlich; hat er denn die Betten der italienischen Bauern gesehen?

schaften gesehen hatten, daß die Handwerker auf den Straßen arbeiten. Welche abscheuliche Gewohnheit, und wie trägt sie dazu bei, Gestank und Unflath zu erzeugen und zu vermehren! — Wie kann so etwas von der Polizei gelitten werden? — Je schmutziger das Gewerbe ist, um so sicherer darf man in Italien darauf rechnen, daß es im Freien getrieben wird. Wer irgend Sinn hat für Reinlichkeit und Ordnung, wird mir beipflichten müssen, daß es keinen erfreulichen Eindruck hervorbringen kann, wenn in engen Straßen der blutbesudelte Schlächter, der schmutzige Schuhflicker, der Schneider, Tischler, Schlosser und Klempner seine Werkstätte aufgeschlagen hat, und wenn man das Pflaster durch Lederstücke, alte Sohlen, Tuchflicken, Hobelspäne oder Fleischerabgang verunreinigt sieht. Vorzugsweise erblickt man Schuster, die das Privilegium zu haben scheinen, Pfriemen und Pechdraht auf der Straße zu handhaben. Man denke sich außerdem diese arbeitenden Handwerker als ein ekelhaftes Gesindel mit schwarzem, struppigem Haar, voller Ungeziefer, mit unreinlicher Kleidung und widriger Ausdünstung, und man wird nicht besondere Lust verspüren, eine italienische Stadt kennen zu lernen." Quod nego [61]). Die Italiener arbeiten im Freien, weil sie Italiener sind und die Italiener im Freien und nicht in den Häusern leben [62]). Die Polizei duldet es, weil sie nur da ist die Sitte zu erhalten, und die Sitte erlaubt es nicht allein, sondern will es. Was wollte der Verfasser anders antworten, wenn ein Italiener von uns rügte: „Da arbeiten ihre armen Handwerker in Kellern und jämmerlichen Löchern der Hinterhäuser und Dächer, in krank machender Feuchtigkeit und unter brennender Hitze, und ihren bleichen Gesichtern sieht man es an, daß sie nur Sonntags in die freie Luft kommen. Warum gebietet nicht die Polizei solchen armen Leuten, in ihren breiten Straßen vor den Hausthüren zu arbeiten!" Auch ist der Anblick so lustig, daß Herr Nicolai gerade in verdrüßlicher Laune ge-

61) Jetzt erhebt sich Recensent zur offenbaren Opposition.

62) Ei, ei, das ist ganz fehlgeschossen, ganz unrichtig, wie Hr. Recensent auch aus der großen Recension über mein Werk in Wolf's literarischen Blättern ersehen kann. Der Italiener lebt im Gegentheil bei Tage in seiner Wohnung, um der Sonne zu entgehen, die, zwar nicht heißer dort, als hier, ihm, dem Schwächling, doch unerträglich ist, und erst des Abends kommt er hervor. Der Grund, weßhalb die Handwerker dort im Freien arbeiten, ist ein anderer. Ihre elenden, beschränkten Wohnungen, nicht ausreichend zum Betrieb des Geschäfts, treiben sie auf die Straße.

wesen sein muß, oder sich in die Seele eines Berliner Polizei-Commissairs versetzt hatte[63])."

„Unser Reisender sah in Florenz ein schönes Mädchen, das erste in Italien. — Ich kann ihn nur bedauern[64]). Ich habe sehr viele gesehen. Ob regelmäßig schöne, das weiß ich freilich nicht[65]), aber solche mit ausgeprägten schönen Zügen, die einen charakteristischen Typus von der Schönheit der Nation, ja von der einzelnen Stadt gaben. Ich sah deren, mit staunender Verwunderung[66]) über die Zahl, in Mantua, Verona[67]), und in Venedig, wo er nur häßliche Gesichter sah. — Er hat einen ehrlichen Zollbeamten (im Toskanischen) getroffen, der kein Trinkgeld nahm; ich beneide ihn darum, ich habe keinen gefunden. Das italienische Brod hat ihm nicht geschmeckt, mir auch nicht; es ist Maisbrod, aber man lernt es essen. Aber was mich wundert, ich finde keine besondere Klage über den oberitalienischen Wein, und den muß man wirklich trinken lernen[68]). Nachdem ich es gelernt, ertrug ich ihn, aber wenn etwas zu Klagen Stoff bietet, ist er es. Erst in Unteritalien bricht bei Nicolai die Klage aus, wo nach dem Urtheil bewährter Zeugen doch vortreffliche Gewächse zu finden sind[69])."

„Zum Schluß nur noch eine neue Bemerkung über Neapel: „Wir sind in Neapel! Mit welchen andern Empfindungen hatte ich geglaubt, dies hier ausrufen zu können. Wir sind am Ziele unserer Reise, und unsre Enttäuschung ist vollendet. Hier, wo wir Palmen-, Orangen- und Myrthenwälder, Kaktus, Aloen und fast tropischen Blumenschmuck weithin über alle Gefilde verbreitet glaubten, sehen wir nichts als Rüstern, Kiefern, Weinreben und, sorgfältig gehegt als Zierbaum, die bei uns ganz gewöhnliche Akazie! — Nun wahrlich, Alles das hätten wir bei uns zu Hause sehen können. Auch bei Neapel fehlt der grüne Teppich unserer geseg-

---

63) Ein schmutziger Anblick ist nie lustig. Diese Persifflage der Berliner Polizei, welche er oben ihrer Trefflichkeit wegen gerühmt hat, ist — mindestens nicht wohlanständig.

64) Ich aber bedaure den Recensenten.

65) ! Von regelmäßiger Schönheit aber ist die Rede.

66) Ein Enthusiast verwundert sich bald.

67) In Mantua und Verona bin ich gar nicht gewesen. Recensent spricht von Ober-Italien, ich von dem ganzen Lande.

68) Sehr richtig; ich habe daher über diesen Punkt in der zweiten Auflage des Buchs einen Zusatz gemacht.

69) Die Muskatweine sind, wie ich auch angeführt habe, vortrefflich.

neten nördlichen Fluren, und der nackte, graurothe, oder grauweiße vulkanische Boden blickt überall durch die wenigen grünen Lumpen, mit denen er sich dürftig bekleidet hat; die Landstraßen sind mit schuhhohem Staub der von den Fuhrwerken zerriebenen Lava bedeckt, und die an beiden Seiten sich ausbreitenden Wein- und Rüsterpflanzungen grauweiß bepudert, so daß sie wie erstorben aussehen. Wir finden uns in unsern Hoffnungen um so mehr betrogen, als die Gegend von Mola uns glauben ließ, daß wir nun wirklich die hesperischen Gefilde erreicht hätten, und daß die Natur nun sich gleich bleiben, wo nicht noch mehr verschönern würde." Die Schilderung des neapolitanischen Straßenlebens ist äußerst lebendig."

„Die Urtheile über diese neueste Reise werden sehr verschieden sein. Ich meine, es ist nicht gut, durch ein Land, wie Italien, fliegen wollen[70]). Ich spreche mir aber dadurch selbst mein Urtheil, wie ich denn auch darin mit dem Autor stimme, daß mir wonnewohl war, als ich in Tyrol das erste deutsche Dorf erreichte[71]). Ich sah alle Leute für Freunde und für ehrlich an. Vielleicht ein eben so schlimmes Urtheil, als es Herr Nicolai durch zwei Bände ausspricht und motivirt. Lesen muß seine Reise ein Jeder, der Italien auch von der Kehrseite kennen lernen will, und wenn ich denen, die die Macht haben, Uebelständen abzuhelfen, auch den Willen zutraute, so empfehle ich es ihnen dringend, denn wo er schildert, ist er nur wahr."

„Der Werneuchener Schmidt feiert eine Sandgegend bei Potsdam, den Sipunt, in einem seiner charakteristischen Gedichte, das da schließt:

Jene Eichen dort voll Rindenrisse,
Jenes Flachsland mit dem Hägewisch;
Vorn im stillen See der Wassernüsse
Stachelhülsen zwischen Erlgebüsch;

---

70) Vergleiche, was ich hierüber widerlegend in der Einleitung zum Anhange und schon oben in den Anmerkungen zur v. Lüdemannschen Schmähschrift gesagt. Es giebt allerdings Reisende, die erst nach jahrelanger Anschauung entdeckten, was dem Beobachter augenblicklich klar ist.

71) Hier ist dem Recensenten plötzlich wonnewohl, als er das Vaterland erreicht, und dennoch sagt er in der Einleitung zu seinem Bericht, wo er den Mund so sehr vornehm aufwirft: Ich brachte als Resultat meines Ausflugs nach Italien nicht den Widerwillen, sondern die Lust mit, Italien noch einmal zu sehen!

Jene Fichten, wo, trotz härner Schleifen,
Unbesorgt die Sommerdrosseln pfeifen;
Die Wachholdersträuche rings zerstreut,
Wo der Sonne Glut die Beeren bläu't.

Drüben Fahrlands Thurm, aus dessen Luke
Hörbar kaum die Abendglocke singt;
Dort die Hirtenfrau, die Napf und Kruke
Ihrem Mann nach jener Hutung bringt;
Fern des Buchenwaldes Nebelschwärze,
O! und hier des Abendsternes Kerze,
Die so hell, so hell im Westen blinkt,
Da der Feuerball der Sonne sinkt!

Sprich, ob dich nicht Alles, trotz den Mängeln,
Die des Welschen Malers Kunst erblickt,
Ob nicht Alles rings bis zu den Stengeln
Dieser wilden Nelke dich entzückt? —
O wohlan! so soll's uns ferner ziemen,
Deine Reize, Vaterland! zu rühmen,
Wenn ein Undankbarer, dir nicht hold,
Nur dem Ausland Lobgesänge zollt."

„So wurde denn schon vor fünfzig Jahren Herrn Nicolai's Bestreben durch einen märkischen Sänger geweiht [72])."

W. A.

Die nachstehende Recension in der allgemeinen Literaturzeitung (November 1834) ist so oberflächlich und überdies so pueril abgefaßt, daß es der Chiffre K. W...e unter derselben nicht bedurft hätte, um den Boden zu erkennen, auf dem diese frühreife, aber darum auch wenig schmackhafte Frucht gewachsen ist.

„Bunt und mannichfaltig, wie vielleicht für kein anderes Land, sind die Interessen, die jährlich viele Tausende von Wanderern über die Alpen hinüber in die gepriesenen Gefilde von Meiland bis Neapel und Syrakus führen. Freut sich der Eine, den klassischen Boden zu betreten, den die Begeisterung seiner Kindheit so oft ihm zu malen versucht,

---

72) Ehre dem Andenken des wackern deutschen Mannes, der deshalb von engherzigen Seelen persifflirt wurde, weil er sein Vaterland liebte! —

sich auf den Feldern von Trebia und dem Trasimen die Schilderungen eines Livius und Polybius zu veranschaulichen, so geht ein Andrer zu nicht minderem Genuß in Musäen, Pallästen und Kirchen den Meisterwerken alter, mittlerer und neuester Kunst nach. Während Dieser in dem unerschöpflichen Vorrath zahlreicher Bibliotheken, nach Jahrhunderte langer Ausbeutung, niemals ohne neuen Erfolg nach Ueberresten eines gefeierten Alterthums oder der großartigen National-Literatur späterer Zeiten forscht, ergötzt Jener sich an dem naturfrischen Leben eines reichbegabten graciösen Volkes, und ein Dritter lauscht der unbelebten Natur am Felsen-Ufer und im Waldgebirg ihre musterhaft-edlen Züge ab. Ein fleißiges herumstreifendes Völkchen füllt, die verschiedensten Richtungen verfolgend, hier den Tornister mit Produkten der brennenden und verloschenen Vulkane, oder saubere Gefäße mit den Polypen und Mollusken jener südlichen Meere, dort die Mappe mit schöngruppirten Genre-Bildern oder mit Studien nach Raphael, nach der Antike oder nach der, in allen ihren Erscheinungen dort gesegneten Natur. Andre, nicht minder bereichert, tragen in täglich anwachsenden Heften die Ausbeute entzifferter Manuscripte, Beobachtungen über die räthselhaften Reste des Alterthums, oder über Ackerbau, Kunstfertigkeiten und einzelne wissenschaftliche Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit mit über die Alpen in die nordische Heimath. Alle, so mannichfach auch ihre Bestrebungen, einträchtig, ja einander fördernd und helfend; denn bei einem Jeden wurzelt die gegenwärtige Thätigkeit auf umfassenden Studien früherer Lebenszeit, die ihn lehren, was er will und soll; zugleich aber sind Alle sich des innerlichsten Zusammenhanges von Natur, Kunst und Wissenschaft, von Sonst und Jetzt bewußt, der ihre einzelnen Interessen vereinigt [1])."

„Wenn nun ein Maler Woche und Monate lang sich mit stillem Entzücken in ein Meisterwerk Raphael's, etwa die Grablegung, zu vertiefen, und es nachzubilden bemüht gewesen ist, so wird er gewiß ein erhebliches Mißbehagen nicht unterdrücken können, wenn ein Haufen unberufener Fremden, vom Galleriediener eifrig durch die Säle getrieben, sich stumpfsinnig um sein Urbild herumstellt, und der Eine an der Mütze des Joseph von Arimathia, der Andre an den Aer-

1) Die ganze Einleitung trifft mich nicht. Ich habe nirgend in Abrede gestellt, daß Italien für den wissenschaftlichen Forscher und Kunstkenner ein merkwürdiges Land sei.

meln der Maria Jacobi, der Dritte an den Sandalen des Trägers zu makeln beginnt. Aehnlich wird die Empfindung des Gelehrten sein, der eben einen köstlichen Fund aus einer alten Handschrift aufzeichnet, wenn unkundige Reisende bei gelegentlicher Beschauung der Bibliothek an ihn herantreten, und über die unleserlichen Krähenfüße jener Mönchsschrift ein müßiges Geschwätz verführen[2]). — Gleiches Mißbehagen fühlt aber jeder mit richtigem Sinn begabte Reisende, wenn eine gewisse Klasse von Landsleuten ihm auf italienischem Boden begegnet. Leute nämlich, die im Akten- und Geschäftsstaube verkommen, das betrübte Vergnügen der Ressourcen, Tabagien und Kasinos einmal überdrüssig haben[3]), lassen sich mitunter von dem Schlaraffenlande jenseits der Alpen erzählen, wo der Lazzarone täglich Cuccagna hat, wo die Apfelsinen wohlfeil sind, und wo Bajazzo auf offener Straße seine Späße macht. In so glücklichem Lande meinen sie denn wohl, Humor und Freude, denen sie vielleicht als Studenten einmal flüchtig begegnet waren, wieder zu treffen, und der erste Urlaub, die erste Ersparniß werden benutzt, um nach dem Süden zu fahren[4]). Aber die Aermsten, wenn der Wagen auch noch so gedrängt ist, schiebt sich zwischen die engen Plätze noch die alte vieljährige Gefährtin, die Langeweile mit ein, und wenn sie in der ersten italienischen Locanda in den Spiegel schauen, so gähnt ihnen dasselbe ennuyirte Gesicht entgegen, dessen Anblick ihren Collegen am grünen Tische so oft schon unbequem war[5]). Und je unablässiger sie der Freude mit Extrapostpferden von Stadt zu Stadt nachjagen, desto schmerz-

---

2) Auch diese Bemerkungen treffen mich nicht.

3) Der pucrile Recensent schießt noch immer in's Blaue. Wer mich kennt, wird mir bezeugen, daß ich eben so wenig ein Aktenwurm bin, als ich Ressourcen, Kasinos oder gar Tabagien besuche. Nie, so lange ich lebe, hat man mich in Ressourcen, Kasinos oder Tabagien gesehn. Meine Erholungsstunden sind der Kunst, Wissenschaft und Natur gewidmet. Aber freilich die Gelehrten von Profession nehmen es gewaltig übel, wenn ein Mann, der Staatsdiener ist, auch dem Tempel der Minerva zu nahen wagt. Wie kann denn solch' ein Lump auch etwas verstehn! —

4) In Beziehung auf mich, nichts als falsche Voraussetzungen.

5) Wenn Hr. K. W...e einen Begriff von der Beschäftigung eines preußischen Divisions-Auditeurs hätte, so würde er sich überzeugen, daß auch diese Aeußerungen seines Unmuths nicht auf mich passen.

licher empfinden sie, daß sie in der weiten Halbinsel nichts zu thun und nichts zu suchen haben, daß sie keinerlei Interesse, keinen fruchtbringenden Anknüpfungspunkt mitbringen, daß sie dem Lande und das Land ihnen fremd und gleichgültig bleiben; und wie ihre stumpfen Blicke von der Oberfläche der Gegenstände abgleiten, so treten die kleinen Unbequemlichkeiten der Reise und des fremden Landes immer wachsend und unleidlich ihnen entgegen[6]). Nun erst wird den Leuten klar, wie viel besser sich's auf dem heimathlichen Sopha gelegen, und wie köstlich Weißbier und Zeitungen zur Musik der blinden Harfenistin geschmeckt. Die jüngst verkannten und verschmähten Tabagien und Ressourcen, Gartenconcerte, Whist und Boston[7]) kommen wieder zu Ehren, und der Werth oder Unwerth alles Vorkommenden wird von nun an nur danach gemessen, ob es dem zu Hause Lieblichen mehr oder minder entspricht, die Redlichkeit der Verkäufer danach beurtheilt, ob ihre Preise mit denen in der Heimath übereinstimmen. Wehe dann dem Landsmann, der einem so Getäuschten in den Weg kommt: alle die kleinen Misèren der letzten Tage und Wochen werden ihm aufgetischt, freundliche Lustörter als Räuberhöhlen, munteres Volk als spitzbübisches Gesindel angeschwärzt, und für alle die eingebildeten oder wahren Leiden soll er Rath und Hülfe schaffen: das Ungeziefer in den Betten vertilgen, schnellfahrende, billige Lohnkutscher dingen, des Wirths Rechnung ermäßigen, Speise und Trank besorgen, die der heimischen Weise sich nähern, und all die kleinen Zwiste mit den Eingebornen vermitteln. Läßt man sich nun in übertriebener Gutmüthigkeit auf so unersprießliche Mühen ein, so verliert man nicht nur ohne allen Gewinn die beste Zeit und Laune,

---

6) Das ist nun das Schicksal eines Schriftstellers! Stumpfsinnige Leute, z. B. Hr. K. W...e, den frühe Geistesanstrengungen nothwendig abspannen mußten, verstehen ja nicht einmal, was sie lesen. Wenn der Hr. Recensent weiter nichts aus meinem Buche herausgelesen hat, als daß mir die Unannehmlichkeiten der Reise unleidlich entgegengetreten seien, so kann ihn nur beklagen.

7) Es macht mir ungemeinen Spaß, daß der puerile Recensent sich durchaus einbildet, mit einer Allongenperrücke zu thun zu haben. Mein Blut kreiset aber wahrlich feuriger noch durch die Adern, als das seine, und wenn er mich denn durchaus öffentlich zum Biertrinker und Whistspieler machen will, so nehme er hiermit meine ehrenwörtliche Versicherung, daß ich nie Bier trinke und noch nie eine Karte angerührt habe.

sondern hat auch sich der Blößen, die die Landsleute gegeben, zu schämen, und sieht sich durch deren Verkehrtheiten nur allzu leicht in dem guten Vernehmen mit den Einwohnern des Landes gestört. Da endlich auch die Italiener, trotz der schweren Contribution, die sie zu einiger Schadloshaltung solch unbequemen Gästen aufzubürden pflegen[8]), durch deren abstoßende Nähe verstimmt werden, da also Niemand von dergleichen in übler Stunde beschlossenen Reisen Frucht und Freude hat, so ist der Wunsch wohl öfter schon laut geworden, daß zu allgemeinem Nutz und Frommen eine einsichtige Grenzbehörde alle ununterrichtet, ziel- und zwecklos nur einem leeren Amusement Nachreisenden von Italia's geweihten Schwellen unerbittlich zurückweisen möge[9]). In Ermangelung einer so zweckmäßigen Einrichtung dürfte nun die, in dieser Hinsicht sehr dankenswerthe „Warnungsstimme" des Hrn. Divisions-Auditeurs Nicolai den gleichen Zweck einigermaßen befördern, und empfehlen wir daher allen Denen, die gar keinen höhern Antrieb, als leere Neugier und Vergnügungssucht zum Besuche Italiens haben, dies Buch auf das Angelegentlichste, und mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß sie es in der Wirklichkeit jenseits der Alpen leicht noch schlimmer finden könnten, als hier geschildert ist. Der Hr. Divisions-Auditeur[10]) fuhr, von den Seinigen begleitet, im eignen Wagen mit 3, 4, ja 6 Pferden Extrapost, er konnte Vorräthe und Bequemlichkeiten aller Art mit sich führen, und, mit Gelde reichlich versehen, war er „in der Blüthe des männlichen Alters," von der gütigen Natur „ausgestattet mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl[11])." Mit welchem Rechte ruft er also nicht aus (I. 272.): „wenn mir, dem so Bevorzugten, alle das Unleidliche wider-

8) Schämt sich Recensent nicht, nichtswürdige Betrügerei auf solche Weise in Schutz zu nehmen?

9) Ja, ja, der frühreife Geist ist früh schwach geworden! Was soll man sagen, wenn man solche Aeußerungen in der Hallischen Literaturzeitung liest? —

10) Von jetzt an nennt mich der gelehrte Hr. K. W...e nur Hr. Divisions-Auditeur. Armseliges Bestreben, mein Werk auch dadurch in der literarischen Republik zu verdächtigen! Guter Hr. Professor und Doktor K. W...e, es giebt unter den Beamten Tausende, die Dich und Deine Kenntnisse übersehen!

11) Gewiß mit größerer Empfänglichkeit und mit lebhafterer Einbildungskraft, als der gelehrte Hr. K. W...e.

fahren ist, wovon das Buch sattsame Kunde giebt, wie bejammernswerth muß erst das Loos aller Derjenigen sein, die in den bescheidnen Wagen des Vetturin gepackt, oder gar mit dem Wanderstabe in der Hand und dem leichten Säckel in der Tasche, das fabelhafte Hesperien durchziehen!" Und an einer andern Stelle (II. 266.): „Ich habe mich schon hundert Mal gefragt, wie es möglich ist, daß Aerzte ihre Kranken zuweilen nach Italien schicken. Es giebt hier des Aergers und der Beschwerlichkeiten so viel, daß selbst der Gesunde allmälig unterliegen muß." Möchten doch alle die unberufenen Reiselustigen sich an dem kläglichen Geschicke unseres Vfs. ein Beispiel nehmen, im Lande bleiben und sich redlich nähren,

(— Phlegyas — miserrimus omnes
Admonet et magna testatur voce per umbras)

auf daß es ihnen nicht ergehe wie manchen andern Leidensträgern, die Rec. zu beobachten Gelegenheit hatte. So mußte ein reisender Deutscher nach weniger als 48 Stunden Rom wieder verlassen, weil er in jeder Speise den ihm völlig unleidlichen Knoblauch zu verspüren glaubte; einen Andern traf er in Florenz abgefallen, verhungert und überwacht, aber fest entschlossen, das Zimmer nicht zu verlassen, weil jedes Zusammentreffen mit den betrügerischen Italienern ihn an neuer Gallenaffection erkranken mache; ein Dritter pflegte auf flüchtiger Reise die der Nachtruhe knapp zugemessenen Stunden vollständig auf Vertilgung des Ungeziefers zu verwenden, das seinem Schlafe hätte Gefahr drohen können, und wenn der letzte Floh getödtet war, stieß der Postillon lustig in's Horn [12])."

„Wenn nun ein Freund der schönen Halbinsel die Reiselustigen der bezeichneten Art in solcher Weise von ihrem Unternehmen abmahnen wollte, so dürfte seine Stimme nicht gehört, und sein Rath wohl gar als Mißgunst gedeutet werden. Eben dadurch hat das vorliegende Buch ein so großes Verdienst, daß die zu Warnenden in dem Hrn. Divisions-Auditeur einen Ebenbürtigen, einen eben so Unberufenen, eben so zwecklos sich Umhertreibenden, wie sie selbst es sind, anerkennen müssen [13])."

---

12) Höchst ergötzlich sind mir die Zugeständnisse, welche mir meine Gegner in ihrem blinden Eifer stets selbst machen. Sie glauben mich auf solche Weise zu persiffliren; der ruhige Leser denkt aber, wenn sie sich gehn lassen, das Seinige.

13) Nun ist ein Viertelbogen zu Ende, und noch hat Hr. K.

„Zwar will er mit der Literatur und Geschichte des Alterthums befreundet sein, und einmal, natürlich bei Gelegenheit des iter Brundusinum, wird sogar eines mitgeführten Horaz gedacht; aber selbst dies Verbreitetste und Herkömmlichste unter allen italienischen Interessen will bei unserm Verf. keine Wurzel schlagen; nur mit Widerstreben widmet er der oberflächlichsten Beschauung der Alterthümer hin und wieder eine Viertelstunde, und beschwert sich dabei über die für ihn noch viel zu gründliche Gelehrsamkeit des Cicerone (der zwar nach I. 221. den Hrn. Divisions-Auditeur „mit seinen Ruinen todt gemacht[14])," es aber doch schwerlich zu verantworten hat, wenn letzterer (z. B. I. 198.) aus einem Tempel auf dem Forum deren zweie, nämlich Concordia- und Fortuna-Tempel macht[15])); aber sie bieten ihm keinerlei anregende Reminiscenz, sie ekeln ihn an, erscheinen ihm rußig und verräuchert, und von der Art, daß ihre unterbliebene Forträumung fast nur der Nachlässigkeit der Polizei Schuld gegeben werden kann (II. 201.)[16]); und ist alsdann von der Beschauung fernerer Ruinen die Rede, so wird dieselbe mit den triftigsten Gründen abgelehnt. Als Beispiel möge Pästum dienen, der Ort, der die wohlerhaltensten, großartigsten Ruinen des griechischen Alterthums im ganzen Occident aufzuweisen hat:

„Ich brachte endlich noch eine Ausflucht nach Pästum zur Sprache, allein man wandte ein, dort sei nichts zu sehen, als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tem-

---

W...e eigentlich gar nichts gesagt. Die Beurtheilung selbst soll erst noch kommen; der Verleger muß indessen schon einen Viertelbogen honoriren. Nehmt ein Beispiel daran, Ihr Recensenten.

14) Wirklich sehenswerthe Ruinen, insbesondre die, über deren Aechtheit kein Zweifel obwaltet, habe ich mit Rührung betrachtet. Ich zweifle freilich nicht, daß Hr. K. W...e in Italien jeden Steinklumpen, den ihm italienische Frechheit für Ueberbleibsel des Alterthums ausgab, ehrfurchtsvoll befühlt und berochen, und daß er dort tout bonnement stets Alles geglaubt hat, was man ihm aufheftete.

15) Es steht gar kein Tempel auf dem Forum. Die Trümmer aber, deren ich erwähnt, will ich Hrn. K. W...e abgebildet zeigen, wenn er sie zu sehen wünscht.

16) Armselige Wortverdrehung in der Hallischen Literaturzeitung, dem Blatte der Gelehrsamkeit, der Aufklärung, blos um einem Wahn zu fröhnen, um den zu entwürdigen, der dem Unsinn kühn in den Weg tritt! —

pels der Ceres (und die Basilika? —), eines Theaters, Amphitheaters und eines Porticus (bagatelle!). Wir kennen diese Ruinen aus hiesigen Bildern sehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargestellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen (!!) schon gesehen haben; so muß ich zugeben, daß es Thorheit sein würde, an den Anblick dieser Steinklumpen (!) noch einen Kreuzer zu setzen." (II. 111.)

„Es hängt sehr genau zusammen, wenn der Hr. Divisions-Auditeur, bei so gänzlichem Mangel an Interesse für alles Antike[17]), dieses nicht einmal für antik gelten lassen will. Zwar weiß er nichts von der Sinnesverwandten Behauptung, daß alle angeblich klassischen Schriftsteller, und mit ihnen alle Monumente des Alterthums vom pfäffischen Truge einer auf das Urvolk der Deutschen eifersüchtigen Kirche im Mittelalter geschmiedet seien[18]); doch kommt auch er zu dem Resultate, daß, was wir als Ueberreste Roma's bestaunen, nur von speculativen Italienern zur Anlockung neugieriger Reisenden aufgebaut sei:

„Die Italiener wissen, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen sind. Sie lachen über diese Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld so viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß sie künstliche Ruinen schaffen, bringt's ihnen nur Geld[19])."

„Der Hr. Divisions-Auditeur ist nämlich auf seiner Reise nach Neapel vor dem sogenannten Monument der Horatier und Curiatier vorbeigefahren, und da sind eben, wie schon bei vielen römischen Monumenten sehr löblicher Weise geschehen ist, die einzeln bezeichneten Peperinquadern des Gebäudes auseinander genommen, und mit eisernen Spangen und sonstigen Bindemitteln zur Abwehr fernerer Zerstörung verfestigt, in den alten Fugen wieder aufeinander geschichtet worden. Der Verf. versteht aber diese Operation falsch, und denkt sich ein völlig neu fabrizirtes Monument, wobei nur zu bewundern ist, daß Zeichner der vorigen Jahrhunderte auf ihren zahlreichen Darstellungen die Gestalt

---

17) Weil ich nicht Abgötterei mit den Ruinen treiben will, habe ich auch kein Interesse für die Antike!

18) Wie könnte ein Beamter so etwas wissen?

19) Statt auf diese Bemerkung einzugehen, statt künftigen Reisenden zu empfehlen, zum Vortheil der Wissenschaft sorgfältigere Prüfung anzustellen, sucht mich der Recensent, der Mitarbeiter einer gelehrten Zeitung, im Gegentheil lächerlich zu machen.

schon errathen haben, welche die Albaneser des Jahres 1833 diesem Denkmale geben würden[20]).

„Hätte ich doch dies Grabmal der Curiatier nie gesehen!“ ruft unser Reisender aus,

„Jetzt ist auch mein Glaube an die Ruinen erschüttert, und was mir kürzlich dunkel ahnte, daß man die Aechtheit derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt keineswegs verbürgen könne, ist jetzt in mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden.“

Der Hr. Divisions-Auditeur möge sich nur in Acht nehmen, daß der Ruß nicht einmal ein Auseinandernehmen seines Ofens nöthig macht, sonst wird ihm noch zur unumstößlichen Gewißheit werden, daß in seiner Stube ein neuer Ofen gebaut sei[21]).“

„Unser Reisender blickt indessen so vornehm und verächtlich auf die Aussprüche der Alterthumsforscher herab, und seine eignen Ansichten sind zum Theil so neu und eigenthümlich, daß Manches, was auf den ersten Anblick vielleicht als Irrthum erscheinen könnte, am Ende wohl gar das Ergebniß tiefsinniger Forschungen in Archäologie und Geschichte sein mag. Hierher gehört die Bemerkung, daß in den ältesten Zeiten die Bevölkerung Illyriens aus Thraciern, Phöniciern, Celten und Siciliern bestanden (I. 27.), daß Marino Faliero zwischen den beiden Säulen der Piazzetta enthauptet worden (I. 57.), daß „Verde Antico ein uralter grüner Marmor ist“ (I. 63.), daß die älteste Thür des

20) Armer Recensent! Hättest Du Dir doch Deine Gelehrsamkeit gespart! Allerdings ist es löblich, daß man bei vielen alten Monumenten die Peperinquadern wieder befestigt hat. Boshafter, ungerechter Recensent, weshalb citirst Du denn nicht hier die betreffende Stelle meines Buchs? Ich habe ganz ausdrücklich angeführt, daß man das Monument nicht etwa blos reparirt (also nicht blos die einzelnen Quadern wieder befestigt), sondern daß man die kegelförmigen Aufsätze und einen Theil des Fundaments neu, d. h. aus neuen, sorgfältig behauenen Steinen, erbaut habe. Armer K. W...e, nicht wahr, nur ein Gelehrter, wie Du, hat Augen, um das Sichtbare zu erkennen? — Hätte man das Monument, d. h. die alten Bestandtheile desselben blos reparirt oder wieder befestigt, würde ich vernünftiger Weise davon gar nicht gesprochen haben. Aber freilich, ich habe die Operation falsch verstanden, damit es Deiner Weisheit vorbehalten bliebe, mich zu belehren.

21) Welch' ein treffender und witziger Vergleich!

Florentiner Baptisteriums von Ugolini (etwa dem Grafen della Gherardesca?) herrühre (I. 126.), daß sich über dem Eingange der Häuser in Pompeji häufig eine Steintafel mit dem Namen des Eigenthümers finde (II. 13.) u. s. w. — Nur macht die Zuversicht wieder einigermaßen bedenklich, mit welcher der Hr. Divisions-Auditeur die Ruine unterhalb der Strada nuova für den Pallast der Königin Johanna, „eines wollüstigen Ungeheuers," ausgiebt (II. 62.), und behauptet, daß „Künstler und Archäologen nicht daran zweifeln," die beiden Kolosse von Monte Cavallo seien Werke des Phidias und Praxiteles (II. 143.)[22])."

„Wenn wir uns nun zu den Kunstgegenständen, die der Verf. beschaut hat, wenden, so sind wir wohl berechtigt, von seiner „innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, glühenden Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl" manches Wort des einsichtigen Entzückens über die Meisterwerke alter und neuerer Zeit zu vernehmen. Unser Reisender läßt es indeß sehr an sich kommen, und es erhellt z. B. aus dem Buche nicht, daß er in Rom die Transfiguration, und die übrigen Kunstsachen der Sala Borgia, daß er die Farnesina, die Rospigliosische Aurora, oder daß er überall nur die öffentlichen Gemäldesammlungen in Bologna, Neapel und Meiland der Beschauung werth geachtet[23]). Ueber die Raphaelischen Stanzen äußert er sich (II. 167.) dahin, daß

„das Durcheinander und die Ueberhäufung der verschiedenartigen Darstellungen in denselben keinen erfreulichen Eindruck mache."

In der Regel nennt er die beschauten Kunstsachen blos dem Namen nach; nur in einzelnen Ausnahmsfällen besonderer Begeisterung, z. B. bei der mediceischen Venus, fügt er die Größe nach Fußen und Zollen hinzu. Dies Gebiet der Zahlen ist nun überhaupt das eigentliche Feld der Kunstkenntniß des Hrn. Divisions-Auditeurs und seiner Sinnesverwandten[24]). So erfährt man denn genau, wie viel Centner der

---

22) Mein Buch enthält noch zahlreiche andere Bemerkungen, welche ein würdiger und wahrer Gelehrter nicht stolz zurückgewiesen, sondern mit Liebe zur Sache zu prüfen gesucht haben würde.

23) Was ich nicht sah, erlaubte die Zeit nicht zu sehn. Wenn ich aber auch wirklich die von dem Recensenten erwähnten Schätze noch hätte in Augenschein nehmen können, würde dadurch meine Enttäuschung im Uebrigen beseitigt worden sein?

24) Dennoch habe ich in der Vorrede ausdrücklich angeführt,

silberne Sarg des heiligen Nepomuk wiegt, aus wie viel Gliedern die Sperrkette der Donau besteht, wie viel Gewehre im Wiener Zeughaus aufgestellt sind, wie viel Ellen die einzelnen unterwegs beschauten Kirchen, Theater u. s. w. in der Höhe, der Länge und der Quere messen, und wie viel Thaler dieser Bau und dieses Bild gekostet haben. Dabei fehlt es denn natürlich nicht an der, solchen Leuten [25]) eignen, Freude an leeren Curiositäten, bei denen man nichts zu fühlen und zu denken, sondern nur sich zu verwundern Anlaß hat. Daher finden z. B., neben dem Mißfallen an dem Schönen und Schönsten Italiens, die Repperbahn des Venetianer Arsenals, die anatomischen Wachspräparate in Florenz, der in Asche abgedrückte Busen einer Pompejanerin und ein sardinisches Linienschiff, bei dessen Beschreibung unser Reisender große nautische Gelehrsamkeit auskramt, vor seinen Augen Gnade. Nur an einer Stelle ergreifen den Verf. tiefere Gefühle; es ist in der Florentiner Kathedrale; doch wir lassen ihn selbst reden: „In der Kirche wirkte das Halbdunkel, welches der trübe Himmel und die bunten Glasscheiben hervorbrachten, mit magischer Gewalt auf unsre Sinne. Ich begriff, wie einzelne kräftige Männer und Anhänger des Protestantismus zur katholischen Kirche überzugehn vermochten.“

„Kunst und Alterthum sind indeß offenbar nicht die Gegenstände, auf deren Beschreibung der Hr. Divisions-Auditeur die vorzüglichste Sorgfalt verwendet hätte, und wenn er (I. 10.) bevorwortet, „Niemand werde hoffentlich in seinem Buche etwas Wesentliches vermissen,“ so versteht er unter dem Wesentlichen offenbar nur die Flöhe, den Schmutz, das schlechte Essen, die Zänkereien mit den Posthaltern, die theuren Rechnungen und Trinkgelder, die Paßquälereien, die Dürre der italienischen Landschaft, und die Ungunst des Himmels. Diese Gegenstände in der That sind mit erklecklicher, wenn nicht Gründlichkeit, doch Ausführlichkeit abgehandelt, sie allein können der Reise des Verf. das Beiwort einer merkwürdigen verleihn, und offenbar ist alles Uebrige nur Staffage, um anzudeuten, daß wirklich von Italien die Rede sei. Um

daß ich nicht Pedant genug sei, um im Augenblicke der Empfindung Zahlen in meine Schreibtafel einzutragen. Es ist nur da von mir geschehen, wo mir Angabe der Größe oder Verhältnisse unerläßlich schien, um ein anschauliches Bild von dem Gegenstande zu gewähren.

25) Wohl mir, daß ich nicht zur Klasse solcher Leute gehöre, denen Hr. K. W...e zugezählt werden muß.

indeß die Leiden des Hrn. Auditeurs in dieser Beziehung gehörig zu würdigen, muß zuvor erwähnt werden, was er sich bei seiner Abreise für ein Bild von Italien entworfen hatte[26]). Unter einem ewig wolkenlosen Himmel, der kein rauhes Lüftchen birgt, zwischen immer grünen Matten Wälder von Palmen, Cypressen, Orangen, nicht etwa wie bei uns Aepfel und Birnen, sondern wie Kiefern- und Eichenwälder (I. 292.). Dann, nahe an einander gedrängte Städte, die aus lauter Villen bestehen, genau wie die freundlichen Villen im Thiergarten bei Berlin, oder längs der Potsdamer Chaussee (I. 92.), mit zahlreich glänzenden (I. 54.), oder gar wie Neapel (I. 227.), mit einer Menge goldstrahlender Kuppeln. Auf den Straßen und in den Häusern lauter geputzte, idealisch schöne Leute, angethan in die buntesten, phantastischsten, sogenannten Nationalkostüme, so brillant man sie nur in unsern Maskenzügen, oder im Ballet der Stummen von Portici sieht (II. 43.), sämmtlich begabt mit den Kehlen einer Catalani und eines Lablache, um Petrarka's, Ariost's und Tasso's Verse damit auf offener Straße zu singen."

„Aber wie ganz anders fand er es in der Wirklichkeit! Er überzeugte sich, daß „Venedig eine große, wüste, schmutzige Ruine, ein Gewinde stinkender Kloaken sei" (I. 67.), die übrigen Städte waren rußig und verräuchert, von Schmutz und Flöhen starrend, ekelhaft durch den Anblick der auf offener Straße arbeitenden Handwerker, die Häuser meistens Räuberhöhlen ähnlich, mit schwarzen, klaffenden Fensteröffnungen, das Capitol konnte höchstens „eine hübsch gebaute, doch wohl zu merken, rußige und verwitterte Villa eines Privatmannes genannt werden (I. 95.), und jedes Berliner Haus müßte in Italien für einen Pallast gelten (II. 161.)," Zimmer und Betten waren unwohnlich und gewährten in der Nacht nicht eine Stunde Ruhe. Schaaren von Flöhen überfielen den Reisenden auf der Straße wie im Bette, in der Kirche wie im Theater, Flöhe schwammen im Weine, Flöhe waren in die Butter

---

26) Es giebt nicht nur in Deutschland, sondern in allen civilisirten Ländern der Erde Millionen, denen von Italien das Bild vorschwebt, welches Hr. K. W...e nun entwirft. Mein Werk wird sonach sicherlich nicht ohne Frucht bleiben. Hr. K. W...e irrt übrigens, wenn er glaubt, daß ich mir Italien gerade so gedacht, wie er es hier, mich persifflirend, dem Leser vor's Auge führt, da ich zu viel darüber gelesen hatte; allein, daß es Keiner der Enthusiasten so geschildert, wie es ist, davon habe ich genügend Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen.

geknetet (I. 121.). Völlig ungenießbar waren überall die Speisen und Getränke, mit alleiniger Ausnahme von drei oder vier Gasthäusern ersten Ranges in den großen Hauptstädten; ein saurer Klos, aus türkischem Weizen, statt des Brotes (I. 243.), nichts als frischgeschlachtete zähe Hühner oder Hammelrippen zum täglichen Diner, das die Person mit 1½ Thlr. bezahlen mußte, so daß die Reisenden offenbar nur durch ein Wunder dem Hungertode entgangen sind. Und nun ein gelbes, häßliches Volk, an dem keinerlei Nationalkostüm zu bemerken ist, mit unmelodischer, kreischender Stimme, das den Hrn. Divisionsauditeur bald mit widerlicher Zudringlichkeit anbettelt, bald mit boshaftem Gelächter ihn verhöhnt, und bald mit räuberischen Blicken an der Straße auf den Fang lauert, und in allen seinen Individuen, denen der Verf. begegnet, heißen sie nun Postmeister oder Lohnbediente, Gensd'armen oder Postillone und Gastwirthe, verschworen ist, ihn zu betrügen, zu rupfen und mit Vorspannpferden, Pässen, Antiquitäten u. s. w. zu quälen und zu ärgern. Ist es dann wohl ein Wunder, wenn er ausruft:

„Nein, nein, ein edles Gemüth kann Italien nicht schön finden! — Nur ein schmutziger Cyniker kann sich in Italien gefallen." (I. 256.)

„Nun bin ich hier; ach Alles ist so nüchtern und gewöhnlich, statt der Kostüme sehen wir Lumpen; statt der duftigen Farben Koth und Ungeziefer; statt jener idealen Gesänge hören wir nur heiseres, wüstes Geschrei und Gebrüll; statt reizender Mädchen sehen wir schlumpige Weibsbilder. — Ja, Italien, Du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört." (II. 113.)

„So ergötzlich es wäre, den Hrn. Divisions-Auditeur noch weiter bei den Mißgeschicken zu begleiten, die seine völlige Unfähigkeit, in fremde Zustände sich zu fügen[27]), überall vergrößert, und nachzuweisen, wie oft er in der gesetzlichen, und nicht einmal unangemessenen Ordnung Willkür und Betrügerei sieht, und die Betheiligten mit schreiender Unbilligkeit behandelt, so nöthigt uns der Raum dieser Blätter, dies Vergnügen der eignen Lectüre des Lesers zu überlassen.

---

27) Es ist possierlich, wenn man dergleichen Behauptungen von Personen hört, denen man persönlich gar nicht bekannt ist. Ein vielbewegtes Leben im Felde und auf Reisen, so wie in den verschiedenartigsten Verhältnissen hat mich wahrlich gelehrt, in fremde Zustände mich zu fügen; ja ich glaube, dies schon verstanden zu haben, als Hr. K. W... e noch die Knabenschuhe trug.

Nur noch ein Punkt darf nicht unberührt bleiben. Wenn nämlich Archenholz, Seume, Hallberg, und wie die vielen Unzufriedenen sonst noch heißen, nur die Einwohner Italiens unleidlich fanden, aber von der Schönheit des Landes selbst entzückt waren, versichert uns der Verf. dieses Buches, daß „es nur der Name sei, der der Sache Reiz verleihe" (II. 150.); daß „gewiß und wahrhaftig nur der Reiz des Fremdartigen die italienischen Gegenden verschönert" (I. 143.); daß die deutsche Landschaft unendlich schöner sei, als die italienische, und daß Triest und die Borromäischen Inseln nur der Nachbarschaft von Deutschland ihre unbestreitbare Schönheit verdanken."

„Welch ein trübseliges Land ist Italien!" ruft er aus. „Wir haben fast nur reizlose, öde Felder, Wüsten, Kloaken, Ruinen und schmutzige Höhlen gesehn, und jetzt sollen wir einen Landstrich durcheilen (die pontinischen Sümpfe), in welchem der Pesthauch der Vernichtung weht, und das Mordmesser des Räubers blinkt." (I. 237.)

„Zum Beweise seiner Behauptung, daß Italien nicht schön sei, beruft der Hr. Divisions-Auditeur (I. 140.) sich auf „abstracte Schönheitsregeln, die sich auf Alles, was schön sein soll, anwenden lassen müssen, oder es ist nicht schön oder nur bedingt schön." Diese abstracten Schönheitsregeln erheischen aber, den nächsten Seiten zufolge, bunte Farben und insbesondre rothe Dächer der Häuser[28]). So ist denn mit das Vorzüglichste, das er an Prag zu loben weiß, daß die Wände mit lebhaftem Gelb, und die Dächer mit rother Farbe übertüncht seien (I. 20.), und es erklärt sich leicht, warum Genua, „dessen Gebäude sämmtlich in frischen, vielleicht zu bunten Farben prangen," und wo die Tafel mit Leckereien nach seinem Geschmack besetzt war, allein unter allen italienischen Städten die Erwartungen unsers Reisenden übertroffen und der gezierte Conditor-Aufsatz der Isola bella wenigstens seinen Beifall gewonnen hat, während die rußigen und verräucherten Alterthümer seinen Schönheitssinn nur verletzen konnten."

---

28) Bunte Farben keinesweges. Ich habe dies auch nirgend gesagt; Recensent entblödet sich hier aber nicht, was Weniges die Wahrheit zu entstellen, um mich abermals lächerlich zu machen. Allein der Eindruck, den rothe Dächer in der Umgebung grüner Fluren hervorbringen, kann wohl nur dem stumpfen Blicke des Hrn. K. W...e entgehn.

„Einen Chinesen sah ich in Rom; die gesammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit schienen ihm lästig und schwer.“
Göthe.

„Aber auch das Klima Italiens unterliegt dem verdammenden Richterspruche des Hrn. Auditeurs. Im Juli kehren die Reisenden in Neapel erfroren und zähneklappend[29]) von ihren Spaziergängen zurück, das Wetter ist fortwährend regnerisch, der Himmel grau, die Luft undurchsichtig; kein Wunder also, daß die Vegetation nordisch und kümmerlich ist[30]). Findet sich einmal ein großer Orangengarten voll hochstämmiger Bäume, so sieht unser Reisender darin nichts Besonderes, da es doch nicht darauf ankomme, ob ein Gewächs im Freien oder im Kübel stehe; die Pinien sind von unsern Kiefern nicht zu unterscheiden[31]), und die immer grünen Bäume sind es, die vorzugsweise die italienische Landschaft verderben, da sie in der That nicht grün, sondern schwarz, oder, gleich der Olive, grau sind.“

„Der Leser verwundert sich vielleicht, warum alle diese großen Neuigkeiten nicht längst entdeckt und Gemeingut geworden sind! Seine Verwunderung wird noch steigen, wenn er vernimmt, daß der neue Columbus, dem wir sie verdanken, mit offenbar höchst ungenügender Kenntniß der Landessprache[32]) im Ganzen 55 Tage jenseits der Alpen (davon 9 Tage in Neapel, 8 Tage in Rom, 3 in Venedig und eben so lange in Florenz) verlebt, und etwa fünf Italiener, nämlich drei Lohnbediente, zum Theil zweifelhafter Abkunft, die sich sehr über ihn amüsirt zu haben scheinen, einen Barcarol und einen Vesuvführer, kennen gelernt hat[33]). Der Hr. Divisions-Auditeur bleibt uns aber auch hierüber den Aufschluß nicht schuldig. Aus dem abergläubischen, finstern Mittelalter hatte sich der Glaube vererbt, daß Italien ein schönes Land sei. Zwar fingen Archenholz und einige Engländer an, dies

29) Des Ausdrucks „zähneklappend“ habe ich mich nirgend bedient.

30) Nordisch und kümmerlich! Welch' eine Verbindung der Wörter! Die nordische Vegetation prangt in frischem, üppigem Grün; die südliche in verdorrtem Schwarzgrau. Die südliche Vegetation ist also allein kümmerlich zu nennen.

31) Gerade das Gegentheil habe ich gesagt.

32) Woher weiß denn das der Hr. Recensent? — Freilich, ein Aktenwurm kann nicht italienisch sprechen. Recensent ist aber auch hier im groben Irrthume.

33) Fühlt Recensent nicht, daß er sich lächerlich macht? —

Vorurtheil zu erschüttern; dennoch aber schrieb Göthe, noch ganz davon befangen, seinen Wilhelm Meister. Als er nachher selber hinkam, da merkte er wohl, was für ein trübseliges Land Italien sei, aber zu besserem Vertriebe des Wilhelm Meister brauchte er Begeisterung für Italien, und so stieß er in die Posaune, und mit ihm Tieck, Jean Paul und mehr solche Obscuranten, und das gläubige Publicum ließ sich, den schlimmsten eignen Erfahrungen zum Trotz, willig einreden, Italien sei ein schönes Land. Neuerlich kam nun gar noch die Stumme von Portici dazu, und vermehrte die Täuschung. Manche offene Köpfe erkannten freilich schon längst die Wahrheit, aber sie schwiegen, um die Schadenfreude zu haben, daß Andere auch ihr schweres Geld für Nichts und wieder Nichts ausgeben mußten. Dazwischen schrien die Enthusiasten als betrogene Betrüger, und es blieb beim Alten; endlich steht nun Hr. Nicolai mit dem Muthe eines Luther auf, und schreibt über jeden Tag seiner „merkwürdigen" Reise im Durchschnitt 11 Octavseiten, und registrirt darin gewissenhaft alles Ungeziefer der ganzen Fahrt, und eine neue Aera beginnt, wo Niemand mehr von der Gondel zwischen Strahlow und Treptow sich zum Golfe von Neapel sehnen wird[34]."

„In den Xenien stand schon vor 40 Jahren:
„Willst du Alles vertilgen, was Deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai[35]), zuerst schwöre dem Schönen den Tod."

K. W — e.

Die Berliner literarische Zeitung fertigt sub Nr. 3622. mein Werk mit wenigen Zeilen ab. Sie sagt:

„Italien muß doch ein Wunderland sein, denn während wir nun gerade 999 Reisebeschreibungen haben, die dasselbe als ein Paradies schildern, kommt jetzt die tausendste, welche von ihm als einem Orte alter Schutthaufen, schmutziger

---

34) Knabenhafter Unmuth!

35) Zum Schluß muß noch der ehrwürdige Friedrich Nicolai der seichten Erbärmlichkeit obiger Recension zur Folie dienen. Auch Friedrich Nicolai wurde für sein ernstes Streben nach Wahrheit einst vielfach angefeindet. Was haben ihm jene unwürdigen Xenien geschadet? Er und seine Gegner ruhen in Frieden; die Nachwelt aber erkennt, daß er für die Wissenschaft mehr geleistet, als diejenigen, welche ihn verhöhnten.

Kloaken und jeder Jämmerlichkeit redet[1]). — Es ist ohne Zweifel, daß der Verf. mit der Ansicht: in Italien Alles vortrefflich, neu zu finden[2]), die Reise begonnen, und nun natürlich manche Unvollkommenheit gefunden hat, manchmal in seiner Erwartung getäuscht worden ist. Das hat ihn denn verstimmt gemacht[3]), und was andere Reisebeschreibungen zwischen den Zeilen lesen lassen, hat er zum Hauptthema seines Werks genommen[4])."

Endlich befindet sich noch eine, auf die unwürdigste Weise und mit glühendem Preußenhaß mich anfeindende Recension in den October- und Novemberblättern des diesjährigen Kometen, welche von einem Doktor der Medizin, Namens d'Alnoncourt, herrührt. Diese Recension ist aber so überaus leer und gehaltlos, daß ich den Leser durch den Wiederabdruck derselben beleidigen würde. Um Alles zu sagen: sie ist noch trivialer, als die Kritik aus Venedig. Man glaubt, indem man sie liest, das prahlerische Geschrei eines Gaskogners zu vernehmen, welcher mit Selbstgefälligkeit verkündet, daß er die ganze Welt gesehen. Hr. d'Alnoncourt belehrt das Publikum, wie man reisen müsse: er war in Holland ein Holländer, in England ein Engländer, in Frankreich ein Franzos, in Spanien ein Spanier, in Italien ein Italiener, in Kamtschatka ein — Kamtschadale. Nur Schade, daß es es noch nicht dahin gebracht hat, in Deutschland ein Deutscher zu sein, da er sich hier im Gegentheil als Italiener gerirt. Er beginnt seine Kritik mit einer Mittheilung über seine Reisen, und nimmt dabei den Mund so voll, daß man unwillkürlich an Münchhausen erinnert wird. Für Italien ist er der wü-

---

1) Der Verfasser dieser Anzeige hat mein Werk augenscheinlich gar nicht gelesen.

2) Nur ein Unvernünftiger kann sich einbilden, daß in einem fremden Lande Alles vortrefflich sein müsse; noch weniger wird ein Vernünftiger verlangen, in Italien, dem Lande der Vergangenheit, Alles neu zu finden.

3) Ja, aber in der Verstimmung habe ich nicht geschrieben.

4) Da haben wir schon wieder das „zwischen den Zeilen lesen lassen." Es ist aus der Recension im Freimüthigen entlehnt. Auch heißt es hier schon wieder, ich hätte nur die Unvollkommenheiten Italiens schildern wollen, während ich nur die täglichen Begegnisse niederschrieb.

thendste Enthusiast, der mir vorgekommen. Selbst Hr. Wilhelm v. Lüdemann kann es in dieser Beziehung nicht mit ihm aufnehmen. Er verfolgt meine Reise Schritt für Schritt, führt Buch und Rechnung über das, was ich in Italien nicht gesehen, ohne indessen zu erwägen, daß ich Manches nicht sehen wollte oder sehen konnte, und daß ich, um Alles zu sehen, mich Jahre lang hätte in Italien aufhalten müssen; referirt aber meistentheils durchaus falsch und gegen den Inhalt meines Werkes, gelingt es ihm nur, mich zu entwürdigen. Darin eben besteht die Ehrlosigkeit der unter dem Deckmantel der Anonymität umherschleichenden Recensenten, daß sie, weil sie wissen, daß der Leser einer Recension das recensirte Buch nicht bei der Hand hat, die Worte des Verfassers willkürlich verdrehen, daß sie Wesentliches weglassen und Einzelnes aus dem Zusammenhange herausreißen, trägt es nur dazu bei, den Verfasser lächerlich zu machen. Ich bin dem Hrn. Dr. d'Alnoncourt ein Ausbund von feiger Jämmerlichkeit, weil ich mich in Italien betrügen lassen; er dagegen prahlt überall mit seinem kühnen Muthe; mit Faustschlägen hat er sich angeblich dort sein Recht verschafft. Wehe dem, der dies wirklich wagen wollte! — Wie leicht wäre es mir, den Hrn. Dr. d'Alnoncourt in allen einzelnen Punkten, die er gegen mich angeführt hat, zu widerlegen und ihn ad absurdum zu führen; allein ich halte es unter meiner Würde, mich darauf einzulassen.

Am Schlusse der Recensionen, welche Opposition gegen mich genommen haben, frage ich übrigens nunmehr: Hat irgend einer meiner Gegner mich widerlegt? Zweifelt der Leser noch, daß ich Recht habe? — Er höre nun auch die Stimmen der Gerechten, die Stimmen der Vernünftigen, denen die Wahrheit heilig ist.

II. Anerkennende Recensionen.

a) in politischen Zeitschriften.

Das erste politische Blatt, welches über mein Werk berichtete, war

die Preußische Staatszeitung.

Es heißt darin am 9. August 1834 (in Nr. 219):

„Italien wie es wirklich ist" u. s. w.

„Dies ist der Titel eines so eben erschienenen Werks, das unter der Masse der Reisebeschreibungen über das Land der Natur= und Kunstwunder Epoche machen und unfehlbar eine lebhafte Polemik erregen wird."

„Der Verfasser, der dem Publikum als geistreicher Schriftsteller schon bekannt ist, tritt den unbedingten Lobrednern Italiens muthig entgegen und drängt das Resultat seiner Reise in folgende Worte zusammen: „Der schönste Erfolg unserer Reise ist die Ueberzeugung, daß unser deutsches Vaterland hoch über Italien steht, und das erhebende Gefühl, in einem Lande geboren zu sein, welches in Beziehung auf Kultur, intellectuelle Bildung und wahre Civilisation mit allen andern, die wir gesehen, unbesorgt in die Schranken treten darf. Ein Deutscher, der, von fernen Reisen zurückkommend, dies nicht freudig erkennt und nur das Fremde anbetet, ist seines herrlichen Vaterlandes unwerth und verdient, als ein enthusiastischer Thor bemitleidet, wenn nicht — verachtet zu werden." Eine unserm Vaterlande so günstige Opposition muß, wie jede andere freimüthige individuelle Ansicht über interessante Kontroversen, um so willkommener sein, wenn sie aus einem so ehrenwerthen Motive hervorgegangen ist und auf eine so anziehende Weise und mit solcher Gewissenhaftigkeit, wie hier unleugbar der Fall, auftritt. Möge nun der Leser dafür gewonnen werden oder nicht, so müssen wir es dem Verfasser doch Dank wissen, auch den Revers der Schaumünze recht scharf beleuchtet zu haben, und jedenfalls würden wir allen denen, die eine ähnliche Reise nach Arkadien unternehmen möchten, rathen, sein Werk nicht ungelesen zu lassen." 7.

Dann folgt:

Die Berliner Vossische Zeitung

(vom 15. August 1834, No. 189).

Darin heißt es:

„So eben ist in der Wigand'schen Verlagshandlung ein in mehrfacher Beziehung äußerst charakteristisches und allmeine Aufmerksamkeit auf sich lenkendes Werk unter dem Titel erschienen: „Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, die sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai.“ Dieser höchst merkwürdige Bericht giebt nun das Endresultat, daß Italien, das von blinden oder nicht sehen wollenden Enthusiasten halbvergötterte und als Meisterstück der Schöpfung angestaunte Italien, sich als Land in keiner, auch nur entfernten, Weise mit dem so hinten angesetzten Deutschland irgendwie messen könne, und daß die Sehnsucht nach dem Heimathlande in dem Maße zunehme, als man tiefer in die hesperischen Gefilde eindringe. Wie der Verfasser zu diesem Resultate nach und nach gekommen, wie er, der mit glühender Begeisterung und auf den Schwingen der heißesten Sehnsucht unter den glücklichsten äußern Verhältnissen dem allgepriesenen Lande entgegeneilte, Tag um Tag, ja Stunde um Stunde bitter enttäuscht wurde, und wie er von all dem Schönen jenes durch poetisirende Reisende idealisirten Italiens nichts fand, als den Boden der rauhesten Wirklichkeit: — Alles dieses und noch viel anderes Interessantes wird der Leser aus dem Werke selbst mit eben so viel Theilnahme als wachsendem Erstaunen entnehmen.“ K.

Ferner erschien in der

Leipziger Zeitung,

(vom 8. September 1834, Nr. 215.)

und zwar in einem Schreiben, aus Berlin, vom 3. September, folgender kurzer Bericht:

„Vielseitiges Aufsehen und Widerspruch erregt hier ein kürzlich in der Otto Wigand'schen Verlagshandlung erschienenes Buch über Italien, welches den Titel führt: „Italien wie es wirklich ist.“ Der Verfasser ist Herr Gustav Nicolai, königl. Divisions-Auditeur hierselbst. Freimüthig deckt er ohne Schonung die Schattenseiten des blind verehrten Ita-

liens als **Land** (von den Menschen sind wir hinlänglich unterrichtet) auf, welches Gemälde einen schroffen Contrast zu den lyrischen Herzensergüssen der meisten Berichterstatter über die hesperischen Gefilde abgiebt. Nebenbei giebt uns dieser Reisebericht eine detaillirte Schilderung von den verschütteten Städten Herkulanum und Pompeji, die dem an Ort und Stelle nicht Gewesenen ein anschauliches Bild liefert, sowie die Darstellungen des Vesuvs, der Peterskirche, der Fahrt auf dem Lago maggiore, zu den ausgezeichnetsten gehören. Doch wird das Buch eine gewaltige Opposition, wie Alles, was gegen eine durch die Zeit geheiligte Ansicht ankämpft, herbeiführen, wobei zuletzt die Wahrheit nur gewinnen kann."

Endlich erwähnte noch

die Berliner Spenersche Zeitung

(vom 18. September 1834. Nr. 218)

mein Werk in anerkennender Weise, wie folgt:

„Italien wie es wirklich ist. Bericht einer merkwürdigen Reise in den hesperischen Gefilden. Eine Warnungsstimme für Alle, die sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai."

„So lautet der Titel eines unlängst erschienenen, in der That höchst merkwürdigen Buches. Der Verf. giebt in demselben das Resultat seiner Reise, welches nach den vorliegenden, im Tone der Wahrheit gehaltenen Skizzirungen für Italien selbst keineswegs günstig ausfiel. Die Art und Weise, wie der Verf. seine Meinung rücksichtslos aussprach, hat ihm bereits eifrige Widersacher zugezogen, die ihm Mangel an Kunstsinn und überspannte Anforderungen aufbürden, wenn gleich Ersteres durch die exquisite Schilderung von Herkulanum und Pompeji, die ein tieferes Eingehen in das Leben der alten Römer verräth, Letzteres durch des Verfassers offenes Bekenntniß sattsam widerlegt wird. Jedenfalls verdient er für sein redliches Wahrheitsstreben unsere Anerkennung, und sein Werk, als polarischer Gegensatz zu jenen enthusiastischen Panegyriken über Italien, unsere ganze Aufmerksamkeit, die ihm auch wohl nicht entgehen wird." V.

---

b) In literarischen Zeitschriften.

Von ihnen berichtet zuerst

der Komet.

Es heißt darin unter'm 25. Juli 1834 (Bl. Nr. 30.):

„Das ist ein merkwürdiges Buch, welches Aufsehen ma-

chen und zu lebhafter Opposition Veranlassung geben wird. Eine Recension kann ich hier darüber nicht geben, weil ich Italien nicht selbst gesehen habe, und dem Verfasser auf Treu und Glauben vertrauen muß, wie seinen Vorgängern, den Enthusiasten. Er wird in Italien überall geprellt, gehudelt, geschoren; findet das Volk häßlich, schmutzig, niederträchtig, die Gegenden unbedeutend, die Gebäude größtentheils nicht des ungeheuern Aufhebens werth, welches darüber gemacht worden, und im ganzen Hesperien, kein Hesperien. Er sehnt sich sogar einmal nach Pankow [1]) zurück!" —

„Der Verfasser ist mannichfach geärgert worden, das sieht man an der Schreibart [2]); aber sehr häufig scheint er triftigen Grund zur Klage zu haben."

„Bei der Erzählung dieser seltsamen Reise läuft nun freilich manches Drollige, Pikante mit unter, und das Buch gewährt demnach auch demjenigen Interesse, der es nicht zur Hand nimmt, um seine eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle damit zu vergleichen, oder die aufgestellten Behauptungen zu bekämpfen." —

„Ohne Zweifel wird es Gegenschriften hervorrufen, und wir werden nicht verfehlen, seiner Zeit darüber zu berichten [3])."

---

1) Das nun wohl nicht. Ich erinnere mich nur in Venedig, beim Anblick der schwarzen Trauergondeln, mit Freude an die fröhlichen Gondelfahrten der Berliner nach Strahlow und Treptow, unbestritten zwei reizend gelegene Dörfer, zurückgedacht zu haben.

2) Dies wäre der größte Vorwurf, welcher mir gemacht werden könnte. Ich habe mich bemüht, überall ruhig und besonnen zu bleiben; allein der Leser wird warm, der Verdruß röthet ihm die Wange; die dargestellte Sache wirkt auf ihn, nicht die Darstellung.

3) Der Redakteur des Kometen hat später im Monat Oktober eine v. M—i unterzeichnete, fulminante Antikritik gegen die in den Brockhausschen Blättern erschienenen beiden Berichte, außerdem aber, in Opposition mit mir, die d'Alnoncourtsche Schmähschrift aufgenommen. Vermöge des obigen günstigen Urtheils über mein Werk und bei den anerkannten Gesinnungen des Redakteurs darf ich nicht zweifeln, daß er auf beiderlei Weise der Wahrheit hat nützen wollen; wenigstens hat er gewiß eingesehen, daß das sinnlose Geschrei eines Enthusiasten und der durch nichts motivirte Nationalhaß des Deutschen gegen den Deutschen bei jedem vernünftigen und rechtlich denkenden Leser Unwillen erregen müsse. Den Wiederabdruck der wahrhaft vernichtenden Antikritik habe ich aus Schonung für meinen Jugendfreund unterlassen.

Hierauf folgte die anerkennende Recension

im Gesellschafter,

und zwar in der Beilage zum 134. Blatte dieses Journals.

Sie lautet: —

„Die erste unabweisbare Anforderung, welche man in Bezug auf Reiseberichte, Land- und Menschenschilderungen, so wie überhaupt bei allen Naturgegenständen machen kann und muß, ist unstreitig die der objectiven Wahrheit. Alles Andere, wie verlockend auch immer in der Anlage, wie reizend in der Ausführung, schwindet gegen dieses summum bonum! — Mag immerhin eine glühende Phantasie uns in die magischen Kreise eines schöngeträumten Glücks ziehen; eine gewürzhafte, stigmatisirende Feder uns in blutaufreizenden Strichen das Erlebte vor das innere Auge hinstellen; eine unenthaltsame Gelehrsamkeit uns die Weisheitsthore der Vor- und Mitwelt mit knarrendem Geräusch öffnen: entbehren sie der innern Gültigkeit, fehlt ihnen das Creditiv der Wahrheit, so werden sie über kurz oder lang eben so spurlos von dem Schauplatze verschwinden, als sie geräuschvoll aufgetreten. Ist nun die Schilderung, welche uns Herr Gustav Nicolai über Italien gegeben, eine wahre — und Ref., die ehrenvolle Stellung und Grundsätze des Verfassers kennend, zweifelt daran keinen Augenblick — so verdient sie in der That in den Händen jedes gebildeten Lesers zu sein [1]), auf daß man endlich „per varios casus, per tot discrimina rerum“ eine den Natur-Akten getreue Aufklärung über jene im Brautschmucke ewiger Schöne erblühende hesperische Jungfrau erhalte, von welcher selbst der deutsche Schwan, ohne sie gesehen zu haben, singt:

„Schöner als bei uns in unserm Norden
Lebt der Bettler an den Engelspforten,
Denn er sieht das ew'ge mächt'ge Rom!

wenn gleich hinterher etwas gelassener hinzufügend:

Aber Rom mit allen seinen Schätzen
Ist ein Grab nur der Vergangenheit.“

Kein Volk trägt die Spuren des unbeschränkten Enthusiasmus für das Ausland so offenkundig an der Stirne, als das deutsche. Im stillen heimathlichen Thale erblüht so Manchem ein beneidenswerthes Glück — da träumt er sich in

1) Ja wohl; ich wünschte, daß mein Werk in den Gymnasien und Schulen eingeführt würde, um einen so nachtheiligen Irrthum, der selbst durch Jugendschriften verbreitet wird, im Keim zu ersticken.

nebeliger Ferne ein Eldorado und findet — ein verlornes Paradies[2]). Namentlich war und ist Italien, das reizumgürtete, luſtathmende Italien, eine anchora sacra für die Deutschen, und seit Göthe sein Mignon-Lied gedichtet, war das Land, wo die Citronen blühen, in Jedermanns Munde; man fühlte seine milden Frühlingslüfte auf den Wangen, wandelte unter seinen Orangen- und Palmenwäldern, warf sich mit Gluth an seine Brust und trank das Entzücken in vollen, berauschenden Zügen. Einer sprach's dem Andern auf Glauben und Treue nach, wenn auch Wissen und Gewissen oftmals von einander nichts wußten; die Stollberge, die Schlegel, die Novalis, die Z. Werner, die Tiecke besangen, nachdem sie Alles besungen, endlich die Heiligenbilder und Mönchskutten; ja Einige wurden bei diesen Chansons unter der Hand selbst Mönche und sangen ihr „Domine nobiscum" in demselben Tone fort. Ein Kopf von Raphael, ein Arm und Bein von Titian, ein Basrelief von Michel Angelo galt dem Künstler mehr als eine Welt und so vergaß er die, auf welcher er bewundernd stand; sah er doch Italien nur in den Köpfen Raphael's, Armen und Beinen Titian's und Basreliefs Michel Angelo's. Und wenn man schließlich den Herrn Bettler an der Engelspforte fragte: ob er schöner als wir bei uns in unserm Norden lebe, so würde er, falls er im Norden gewesen, Drei gegen Eins gewettet, ein deutliches, vernehmbares „No, Signore" antworten. Keiner von jenen transalpinischen Reisenden wagte es auch nur ganz leise darauf hinzudeuten, daß Italien, als Land betrachtet, nichts weniger als ein Feenland und jene eingebürgerte Phrase: „Sieh Neapel und dann stirb" („Veda Napoli e poi mori") eine längst in sich abgestorbene sei. Man hielt es vielmehr für sich von selbst verstehend, in Italien nur von seinen Reizen zu sprechen, und so sprach man denn darüber so lange, bis nichts mehr zu besprechen übrig blieb —als eben die Wahrheit. Der Verfasser hat zuerst die Bahn gebrochen[3]), gelöst hat er mit kräftiger Hand das Siegel von den schweigsamen Lippen, und in Worten ausgesprochen, was das Auge sah, was das Herz empfand. Nachstürmen seh' ich

---

2) Wie beherzigenswerth!

3) Wiewohl schon Andre vor mir, wie ich gezeigt, viel Schwächen Italiens anerkannt haben, so hat doch noch Niemand ausgesprochen, daß Italien, als Landschaft betrachtet, im Ganzen so gar nicht den Vorstellungen entspreche, die man sich von „hesperischen Zaubergärten" zu machen berechtigt sei: diese große und wichtigste Enttäuschung habe ich zuerst und allein gewagt.

schon eine Legion auf einmal beredsamer Männer, die nun plötzlich reden werden, wie es ihnen um's Herz ist; bald werden jene Phantasmagorien, sinnverführende dichterische Redensarten, von dem Hauche der Wirklichkeit berührt, zusammenfallen, und von dem dann noch bestehenden Italien noch immer genug für die Bewunderung gutmüthiger Seelen übrig bleiben. Einfach und schlicht theilt der Verfasser uns aus seinem Tagebuche die Eindrücke mit, wie sie sich seinem für das wahrhaft Schöne nicht unempfänglichen Sinn aufprägten. Wir sehen ihn unter den glücklichsten Verhältnissen mit Gattin, Bruder und Freund, aus Berlin dem Lande, wo die Citronen blühen, mit glühender Sehnsucht entgegenfliegen. Jedes Wort athmet diese Sehnsucht; jede Meile näher dem gelobten Lande steigert sie. So geht es bis Triest; allein von hier beginnen die Enttäuschungen; jeder Tag gebiert neuen Schmerz und jede Meile mehr südwärts verdoppelt ihn. Doch man lese das Buch selbst um sich davon zu überzeugen. Jedenfalls verdient der Verf. für sein redliches Wahrheitsstreben unsern Dank, wenn gleich sein Buch nicht ohne Opposition bleiben und viele eifrige Gegner finden wird."

Im Morgenblatt

heißt es, und zwar in einer Korrespondenznachricht aus Berlin, vom 26. August 1834 (Nr. 204) unter andern:

„Vorläufig baut ein Weinhändler eine italienische Weinstube auf das vierte Stockwerk seines thurmhohen Hauses unter den Linden. Sie soll mit Veranden und Laubgängen geschmückt werden, und erregt schon jetzt, wo sie noch nicht ist, die größte Verwunderung der Vorübergehenden; denn die Aussicht von oben — im schönsten Theile der Stadt — wird zwar entzückend sein — wo ist sie's nicht in einer Weinstube? — allein der Witz bemerkt: ein Durstender kommt nicht bis hinauf, und einer, der getrunken hat, nicht mehr hinunter. Also gafft man und räth, und hat es noch nicht errathen. Uebrigens ist Italien auch gar nicht das Land, das wir uns darunter dachten. Ein hiesiges Landeskind hat es uns so eben bewiesen. In einer zwei Bände starken Reisebeschreibung zerreißt er den Zauberschleier, der Hesperien bisher umhüllte, und thut dar, daß Italien das trockenste, häßlichste, ärmste, jämmerlichste, ausgesogenste und unverschämteste Land von der Welt ist, unverschämt erstens, weil es so viel prätendirt zu sein, und zweitens, weil seine Bewohner und Regierer so viel über die

Gebühr von den Fremden fordern. Der neue Entdecker führt den Namen Nicolai, und ist als Musikkenner und enthusiastischer Verehrer Spontini's bekannt[1]). Wie er bei diesem seine Wahrnehmungen über dessen Vaterland vertheidigen will, weiß ich nicht; aber er provocirt auch gewissermaßen in seinem Vorwort ein Märtyrthum, indem er behauptet, der Erste zu sein, der das ausspricht, was Alle längst gefühlt, aber nicht den Muth gehabt, zu sagen. Er geht so weit, alle seine Landsleute zu warnen, dem Kitzel, in dies verruchte, betrügerische Land zu reisen, nicht nachzugeben, und behauptet, die Deutschen gäben sich, wenn sie zurückkehren, ordentlich das Wort, ihre Enttäuschuug nicht merken zu lassen, damit die noch nicht Dagewesenen eben so angeführt würden, als sie. Italien ist von so vielen Seiten betrachtet worden, daß es wohl interessant ist, es auch einmal von dieser beschrieben zu sehen. Der Ingrimm[2]) des Reisenden beruht übrigens nicht auf Unwahrheiten[3])."

Die Originalien

(vom 27. August 1834, S. 824)

enthalten folgenden Aufsatz:

Originelles aus Berlin.

„Bedeutendes Aufsehen erregt hier eine kürzlich erschienene Schrift über Italien, von Gustav Nicolai, betitelt: „Italien wie es wirklich ist; Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen."

„Der in der Schriftstellerwelt bereits durch mehrere geistreiche Productionen vortheilhaft bekannte Verfasser tritt in diesem Reiseberichte in die Schranken mit jenen betrügenden oder betrogenen Enthusiasten, welche mit dithyrambischen Schilderungen und lyrischen Ergüssen die fernen Leser

---

1) Gehört dies wohl hierher? Ich würde hierüber schweigen, wenn der Korrespondent mich nicht einen enthusiastischen Verehrer Spontini's genannt hätte. Mein ganzes Streben ist gegen den Enthusiasmus gerichtet.

2) Ingrimm! Dem Einen erscheine ich ärgerlich, dem Andern ingrimmig. So geht's, wenn man nicht mit den Wölfen heult.

3) Wenn der Korrespondent diese Bestätigung des von mir Gesagten durch Namensunterschrift vollzogen hätte, würde er der guten Sache einen Dienst geleistet haben.

täuschen und in den wonnigen „hesperischen Gefilden" das Ideal alles Schönen erblicken. Fast sämmtliche Reisebeschreiber Italiens leihen ihren Worten ein schimmerndes, prunkvolles Gewand, gehen über die Jämmerlichkeiten, welche Italien als Land in so vielfacher Hinsicht darbietet, entweder ganz weg, oder deuten nur ganz oberflächlich auf die schwachen, romantischen Seiten, mehr beschönigend denn tadelnd. Eine große Klasse von Reisenden ist vollkommen zufrieden, an den Meisterwerken italischer Kunst sich zu ergötzen, und trägt ihr Entzücken auf das Land über. Andere erfreuen sich sattsam an den Reizen einer südlichen Landschaft, und schwelgen im Genusse, ein italisches Abendroth und einen italischen Sonnenuntergang zu sehen; — als ob dergleichen nirgend anderswo sich darböte! Noch andere endlich, zumal alle diejenigen, welche Italien sehen, ohne darüber zu schreiben, gestehen unverhohlen ihre bittere Täuschung und drücken den Leidensgefährten schweigend die Hand, als scheuten sie sich, ihre Gefühle in Worte zu kleiden; nur mögen sie jetzt keinen Panegyrikus auf Italien mehr lesen."

„Unser Verfasser spricht sich zuerst rücksichtslos über alles Erlebte in einfacher Weise aus. Sein Werk, dem man die innere Wahrheit sogleich nach Durchlesung der ersten Seite ansieht, hat die Bahn gebrochen, und die hesperischen Gefilde uns so gezeigt, wie sie wirklich auftauchen. Das Buch hat gewaltige Sensation, selbst in den höhern Cirkeln, erregt und hier namentlich ungetheilten Beifall gefunden; wie dem Verf. in der That lautgespendeter und stummer Dank Aller derer nicht entgehen wird, die gleich ihm im sauren Citronenlande schmerzvoll enttäuscht worden."

Der Berliner Modenspiegel

(vom 13. September, Nr. 37)

berichtet in dem Abschnitt „Berliner Conversation:"

„Gustav Nicolai, unser als Literat nicht ungeschätzter Landsmann, hat uns mit einer Reisebeschreibung nach Italien beschenkt, bei der uns die Haare zu Berge stehen! — Habe ich darum die Stumme von Portici mit ihren schönen Dekorationen so oft gesehen und Fra Diavolo mit den hübschen Barkarolen so oft gehört, daß Herr Nicolai mir nun auf einmal meine erträumte Herrlichkeit zu Wasser machen soll? Aber Scherz bei Seite, wenn auch nur der 4te Theil des Buchs strenge Wahrheit enthält, die nicht von Mißmuth und getäusch-

ter Hoffnung in ein stärkeres Licht gestellt ist[1]), welche von den schönen Leserinnen des Modenspiegels möchte dann noch nach Italien reisen wollen? — Wir sind neugierig, ob keine fahrenden Ritter für das arme Italien gegen Hrn. Nicolai in die Schranken treten werden[2])." H. F.

Der literarische Hochwächter

läßt sich in Nr. 69, vom 15. September 1834, also vernehmen:

Das gemißhandelte Italien[1]).

„Das literarische Mouvement setzt troß des Malheurs seines politischen Bruders sein System rüstig fort. Nachdem man Deutschland durchfegt hat, geht's über Italien her. O Corinna! was muß man erleben? Bella Italia, amate sponte; schönes, blasses Marmorbild, umwuchert von Lorbeer und Orangen, Italien, mit deinen goldenen Sternen und seidenen Lüften, erbeben die Gräber Tasso's und Petrarka's nicht, steigen jene Sänger nicht herauf, um dich duftenden Garten Europa's mit ihrem gottberedten Munde zu vertheidigen? Werden die ewigen Götter nicht wach bei dem Frevel, den ein deutscher Barbar an Poesie und Alterthum begeht?"

„Ach vergebens sind alle Beschwörungen, die Götter schlafen fort und Petrarka und Dante wachen nicht auf — und Gustav Nicolai behält Recht!"

„Daß doch für jedes Land ein kühner Freier erscheint, der mit kecker Hand den poetischen Schleier und den Gürtel löst und die Dame, die er umfaßt hat, zeigt, wie sie ist! Für Holland war es Ludolf Wienbarg, für die Schweiz Heinrich Zschocke. Auch Italien hat jetzt seinen prosaischen[2])

---

1) Auf Pflicht und Ehre: nein! Mein Tadel ist oft noch zu schonend.

2) Die Ritter haben sich bereits gefunden; aber freilich nicht edle Ritter, die mit dem Schwerte kämpfen, sondern Stallbuben, die mit Pferdeäpfeln werfen.

1) Sollte heißen: das gezüchtigte Italien. Nach dem Inhalte dieses geistvollen Berichts muß ich annehmen, daß der Verfasser desselben ein für die Wahrheit erglühender, wackerer, deutscher Mann ist, und meine redliche Absicht anerkennt. Die Ueberschrift steht aber mit dem Inhalte im Widerspruche; denn bei Mißhandlung denkt man unwillkürlich an unverdiente Züchtigung.

2) Ach, es wäre mir ein weniger poetisches Gemüth zu wünschen gewesen, als ich mich in Italien befand. Nein,

Bräutigam gefunden: er heißt Gustav Nicolai. Einen Schleier nach dem andern löst er er mit gewandter Hand von dem Weibe Italien, eine poetische Illusion nach der andern schwindet! Die Wahrheit siegt! Die schönen Lügen zerfließen wie Abendroth, dem die Nacht folgt, aber ganze poetische Hallen und Dome voll Lichtglanz, Weihrauch und Madonnenbildern stürzen zugleich mit zusammen."

„Der Poesie hat der neue Cato Censorinus allerdings keinen Dienst erwiesen [3]), doch es galt einmal, die Wahrheit zu reden, und eine Philippika gegen das stolze, bethörende und verlockende, syrenenartige Hesperien war einmal ganz an ihrem Platze [4])."

„Aber außer den Poeten, wird es Nicolai auch mit den Alterthümlern zu thun bekommen, mit den Bildhauern, Malern, kurz mit der ganzen Künstlerwelt. Ein tüchtiger Kämpe, wie er, wird sich nicht viel darum kümmern."

„Das revolutionäre und zerstörende Princip blickt in der jüngern Literatur immer deutlicher hervor. Ueberall zeigt sich ein Lossagen vom Alten, Hergebrachten, ein Herabreißen alter Gemälde, vor denen die andächtige Welt Jahrhunderte lang im Entzücken gelegen. Man stürzt die Tempel und verjagt die Götter. Ueberall bricht das Licht eines jungen Tages herein [5])."

„Die jungen Bilderstürmer gehen übrigens ziemlich keck und verwegen zu Werke, reißen auch wohl mit hier und da ein gut Stück von den Wänden, und das Geschrei der empörten Betschwestern und gesträubten Perrücken macht ihnen Spaß."

„Man beschuldigt sie daher der Impietät, aber mit Unrecht [6]); ihre Achtung vor dem Wahren und Aechten thut sich

---

der poetische Bräutigam paßte nicht zur prosaischen Braut. Welch' ein nüchternes, von aller Romantik entblößtes Land ist dies Italien! rufe ich an irgend einer Stelle meines Buches aus. Daß dies in Wahrheit beruht, bezeugt die Geschichte; denn darum ist das klassische Alterthum klassisch, nicht romantisch.

3) Ja wohl, wo sollen die Dichterlinge nun ihren Stoff hernehmen? Nun wird Kamtschatka, oder das Land der Kalmücken herhalten müssen.

4) Dank, herzlicher Dank Dir, unbekannter, edler, deutscher Mann!

5) Beherzige das, mein Leser! Beherzige überhaupt die trefflichen Bemerkungen dieser Recension.

6) Nur die flachen Halbwisser, die an dem herkömmlichen Schlendrian klebenden Jamänner schreien über Impietät, wenn man einmal anderer Meinung ist, als ihre Frau Großmama.

überall kund und steht gewiß höher, als jene scheinheilige Frömmigkeit derer, die mit dem Beschuldigen sogleich bei der Hand sind."

„Man macht ihnen ferner den Vorwurf, daß sie nur einreißen, nicht aufbauen [7]. Zu dem Aufbauen aber gehören Friedenszeiten, wo Künste und Wissenschaften in ungetrübter Ruhe blühen und grünen können, jetzt aber ist ein Kriegs- und Lagerzustand in der Politik wie in der Literatur. Unter Waffengeräusch läßt sich aber nicht gut bauen, da schlägt man lieber selber mit los. Ist der Friede dereinst zurückgekehrt, wird's auch an Baumeistern nicht fehlen; jetzt aber bedarf es des Krieges, und da sind solche rauhe Leute, wie Menzel, Börne u. s. w. gerade recht gut. Gegen Unkraut und Unsinn kann man nicht mit Paradedegen zu Felde ziehen. Da ist ein tüchtiges, grobes Schlachtschwert besser an seinem Platze [8])" —

Der Sprecher

oder

Rheinisch-Westphälische Anzeiger

hat sich unter der Rubrik „zur vergleichenden Länder- und Völkerkunde" am 1. October 1834 dahin ausgelassen:

„Italien wie es wirklich ist u. s. w. Unter diesem Titel ist eine Schrift erschienen, die sich im direkten Gegensatze gegen die bisherigen so zahlreichen Lobredner Italiens und Herabwürdiger Deutschlands stellt, und die man als ein wahrhaft niederschlagendes Pulver für Alle diejenigen ansehen kann, die sich nach der Herrlichkeit der hesperischen Gefilde sehnen. Kann man dem Verfasser auch eine gewisse Einseitigkeit bei Verfolgung seines Ziels nicht absprechen [1]), so hat diese Einsei-

---

7) Wie z. B. der Freimüthige mir in der Einleitung zu seiner Beurtheilung zu erkennen gegeben. Er mag sich die Antwort holen.

8) Ein Paar Kämpfer, wie Du, ferner, unbekannter Freund, und die Wahrheit wird siegen! —

1) Einseitigkeit! Wie mag es kommen, daß so Viele in meinem Werke nur die Nachtseite Italiens dargestellt finden, während ich doch gleichzeitig auch die Lichtseite mit so viel Liebe und Sorgfalt zu schildern versucht habe? — Ich kann mir dies nur so erklären, daß das längst bekannte und bis zum Ekel gepriesene Gute und Schöne gegen die Neuheit des Tadels so sehr in Schatten tritt, daß man es kaum noch wahrnimmt.

tigkeit doch wenigstens ebenso Recht, gehört zu werden, als die seiner Gegner, um so mehr, als Alles, was der Verfasser berichtet, Thatsachen, und so weit wir urtheilen können, unentstellte Thatsachen sind [2]). Möge er demnach selbst reden:"

(Hier folgt nun in mehrern Nummern des Blattes ein großer Theil des Buchs in gut gewählten Auszügen.)

Das Literatur- und Kunstblatt der Zeitschrift
„Unser Planet"
enthält in Nr. 255. (Oktober 1834) nachstehende Recension:

„Italien wie es wirklich ist 2c."

„Ein alter Spruch lautet: „Die Lüge widerlegt sich selbst!" Weil aber das gegenwärtige Buch gleich nach seinem Erscheinen Schaaren von Gegnern in Athem setzte, welche in verschiedenen Literaturblättern die Wahrheitsliebe unseres Autors dem Publicum zu verdächtigen suchten, wahrscheinlich, weil sie sich selbst gestehen mochten, daß die in dem Werke enthaltenen Angaben sich nicht selbst widerlegten, sondern erst ihrer Nachhilfe bedürften, mußte dieser Umstand Ref. nothwendig auf die Vermuthung leiten, daß das fragliche Buch in der That vom Geiste der Wahrheit dem Verf. diktirt worden sei. Ein anderer Grund für diese unsere Vermuthung zu Gunsten des Hrn. Nicolai geht aus dem Reichthum der in seiner Schrift enthaltenen Beweise für seine richtigere Ansicht von Italien hervor. Die dritte Ursache endlich, welche Ref. für die Aussprüche des Hrn. Verf. stimmen muß, soll am Schlusse dieser Recension als Beweis für die Beweise des Autors den geehrten Lesern dieser Blätter nachträglich angeführt werden; wodurch sie um so gewisser zu der Ueberzeugung gelangen dürften, daß jene kritischen Eiferer ihr Anathema gegen das vorliegende Werk aus dem viel wahrscheinlicheren Motive ausgesprochen haben dürften, weil sie in der Einleitung des Buches Anspielungen auf ihr eigenes werthes Ich vorgefunden haben können, wenn es dort heißt, daß die blinde Verehrung für Göthe, welcher der Erste war, der die Deutschen auf Italien aufmerksam machte, aber weniger die Wahrheit als die Schön-

---

2) Hört, hört! —

heit der darstellenden Farben vor Augen hatte, jeden Zweifel an der Aechtheit seiner Schilderungen für sündlich halten ließ." (Hier folgt ein Theil meiner Vorrede bis zu den Worten:)

„Zur Klasse derer, die Italien gegen ihre Ueberzeugung loben, gehören jene, welche mit ihrer Reise prahlen wollen, und ihre Täuschung einzugestehen Bedenken tragen, weil sie fürchten, für ungebildet gehalten zu werden. Insbesondere aber suchen gewöhnlich arme Scribenten gleich nach der Rückkehr in's Vaterland das verreisete Geld durch eine im Modegeiste, also mit gebührendem hesperischen Bombast geschriebene Reiseschilderung wieder zu gewinnen."

„Also hinc illae lacrimae! Offenbar befand sich ein Theil der kritischen Schreier, die mit ihren Bannsprüchen so freigebig sich zeigten, in dem letztgeschilderten Falle. Vielleicht auch hatte der Verleger eines dieser Literaturblätter kurz vorher mit Lobschriften auf Italien speculirt, und nur einen kleinen Theil der Auflage abgesetzt, demnach er in unserm Autor eine gefährliche Person erblicken mochte, die man abtrumpfen zu müssen glaubte. Doch, wen es juckt, der — wir kehren nach diesem allerdings etwas weitschweifig gewordenen Präambulum zu unserm Autor zurück." (Referent giebt hier einige meiner Bemerkungen über Venedig, Florenz und Rom im Auszuge und fährt fort:)

„Bei Terracina erblickte der Verf. vier oder fünf Palmen, und gedachte mit Unwillen der Frechheit unserer Reisebeschreiber, welche ihren leichtgläubigen Landsleuten auf die Nase heften, daß es dort einen Palmen w a l d gebe." (Muthmaßliche Anspielung auf Hrn. v. Rumohr.)

„Eine Berichtigung anderer Art ist, daß die L a z z a r o n i in Neapel nicht, wie man bisher in Deutschland glaubte, eine abgesonderte Menschenklasse bilden, die sämmtlich ohne Beschäftigung und ohne Wohnung auch die Nacht unter freiem Himmel zubringen, sondern unter diesem Namen der P ö b e l im Allgemeinen verstanden wird, der von niedrigen Beschäftigungen lebt u. s. w."

„Auch das Lieblingsgericht der Neapolitaner, die M a k a r o n i, fand der Berichterstatter nicht nach der Schilderung und den Begriffen, die wir in Deutschland davon erhalten. Es sind schlangenartig gewundene, grauweiße, steinharte, sandige, abscheulich schmeckende Röhren von Staub und Maismehl, eine Speise für Bootsknechte." (Referent läßt nun mein Bild von dem Straßenleben in Neapel folgen, geht auf das S. Carlo-Theater über, erwähnt des flöhfangenden Fashionable und bemerkt dann weiter:)

„Außer den Flöhen sind es noch die Postillone, Bettler und Gastwirthe, welche der Verf. zu den empfindlichsten Plagen der Reisenden zählt. Der Himmel, welchen er in allen Gegenden Italiens, wie bei uns im Norden, nicht selten trüb, gefunden, das eben so wenig seltene Regenwetter in den schönsten Sommermonaten, und ähnliche Erfahrungen mehr häuften ihm die Widersprüche der deutschen Reisebeschreiber, welche Italiens mildes Klima und ewig klaren Himmel nicht genug anpreisen können. Auch die italienische Kost mag ihm nicht munden. So beschreibt er ein Mittagsmahl, wie folgt; „Auf eine Hammelbrühe, worin sich mietige Fadennudeln befanden, folgte muddriger Parmesankäse. Sodann gab es halbgahres Hammelfleisch, Hühnerleber in Baumöl gesotten, knorplichten Ziegenhals in einer Sauçe von Rothwein, Baumöl und englischem Gewürze und frischgeschlachteten zähen, noch ganz nach Hühnerfedern riechenden Hühnerbraten. Das Couvert dieser Göttermahlzeit kostete 1 Piaster; einen andern Preis kennt man in Italien nicht."

„Dessenungeachtet räth der Berichterstatter jedem Reisenden, vor der Abfahrt aus einer Stadt das Mittagsbrot daselbst noch einzunehmen, weil die Gasthöfe in kleinen Orten noch viel weniger gut bestellt sind, und der Hunger dem Genusse der dort gebotenen Trefflichkeiten weit vorzuziehen sei. Eben so warnt er, die Unzufriedenheit der Postillone durch Verweigerung des doppelten Trinkgeldes nicht rege zu machen, weil diese sonst ihre Passagiere dem auf der Landstraße stets lagernden Raubgesindel gewiß in die Hände spielen."

„Dieser letztern Klasse der Einwohner Italiens hat der geehrte Verf. nur gar zu flüchtig gedacht [1]). Ref. hat von dieser Plage Hesperiens aus dem Munde von Privaten so viel des Entsetzlichen sich erzählen lassen, daß man zu vermuthen geneigt wird, Herr Nicolai habe aus allzugroßem Reichthum an Anklagematerialien einen Umstand übersehen, dessen ja ohnedies schon frühere Reisende so vielfach erwähnten. Ref. hatte einem Jugendfreunde, der mehrere Jahre abwechselnd in Venedig und Meiland verlebte, bei dessen Rückkehr in die Heimath Glück wünschen zu müssen geglaubt; weil diesem mit Wenigen das seltene Glück zu Theil geworden, in dem Geburtslande Ariost's und Virgil's einen ziemlichen Abschnitt seines Lebens zuzubringen. Jener aber gestand, ein solches Glück hätte er schon in den ersten Monaten seines dortigen

1) Ein Beweis mehr dafür, daß ich mich keineswegs bemüht habe, nur die Unannehmlichkeiten Italiens zusammenzustellen.

Aufenthalts gern Anderen überlassen, welche ihr Kunstenthusiasmus für die zahllosen Uebelstände unter dem italienischen Klima unempfindlich macht, und welche den aus allen Speisen hervordünstenden Baumölgestank leichter zu überwinden vermögen; wie es auch nicht zu den Annehmlichkeiten Meiland's gehöre, beim Nachhausegehen aus dem Theater, wenn man sich nicht in Begleitung mehrerer Personen befinde, von Raubmördern bedroht zu werden, die selbst in den Hauptstraßen ihr Handwerk so ungestört ausüben, daß, wofern eine unweit stehende Schildwache die Kühnheit des Stegreif-Ritters zu bemerken scheint, dieser nur ein „l'occhi a basso!" ihr entgegen zu brüllen braucht, um sie zur Neutralität zu verweisen. Derselbe Reisende erzählte Ref., daß er einst in Meiland beim Nachhausegehen aus dem Theater plötzlich eine Dolchspitze in seiner rechten Schulter gefühlt hätte, die aber nur unmerklich den äußern Theil derselben streifte, obschon die Spur noch jetzt an seinem Körper zu bemerken ist. Sein Schmerzruf ließ den Banditen — ein solcher war's — erkennen, daß er in der Person sich geirrt haben müsse, worauf er sich mit einer höflichen Entschuldigung wegen dieses Irrthums ganz ruhig wieder entfernte. Auf der Straße von Meiland nach Verona hieben Straßenräuber einer jungen Dame einen Finger ab, weil der Ring, welchen sie, wie die andern Kostbarkeiten, ihnen gutwillig überlassen wollte, nicht schnell genug abgezogen werden konnte. Dies ist das Land, wo die Citronen blüh'n!"

„Und nun, lieber Leser! hast du auch den im Eingange dieser Recension dir versprochenen dritten Grund gelesen, welcher zur Glaubwürdigkeit der Anklage unseres Verf. gegen Italien gleichfalls beitragen dürfte; denn Ref. kennt seinen von ihm hier citirten Berichterstatter als einen Mann, der zwar Göthe, Tieck und Rumohr nie gelesen, daher die Gegenstände niemals mit einer poetisch-phantastischen Brille besehen, als einen steten Freund der Wahrheit allzu sehr, als daß er in seine Angaben über Italien Zweifel setzen möchte, und jetzt um so weniger, weil sie mit dem von Hrn. Nicolai aufgestellten Tadel so auffallend übereinstimmen."

„Einer besondern Beobachtung werth sind die von dem gelehrten Hrn. Verf. über Pompeji und Herculanum in dem fraglichen Buche gegebenen Aufschlüsse, deren Anerkennung jedoch den gelehrten Zeitungen vorbehalten bleibt."

Der Eremit hat in dem Blatte vom 22. October 1834 (Nr. 123.) folgenden Aufsatz über mein Werk geliefert:

„Italien wie es wirklich ist u. s. w."

„Kaum war dies Buch erschienen, als sich ein gewaltiger Lärm erhob. Natürlich! Der Verfasser griff Italiens von Dichtern und Reisebeschreibern aller Art gewobene Ruhmkrone an; er deckte mit schonungsloser Hand die Mängel des vergötterten Landes auf, und so etwas geht nicht stillschweigend hin."

„Die Frage dürfte jetzt sein: wer hat Recht? Der Verf. in seiner scharfen Polemik gegen Italien, oder die Recensenten seines Buches in ihrer Polemik gegen ihn? Ich habe das Werk aufmerksam gelesen, und gestehe, den Tadlern des Verfassers nicht durchaus beistimmen zu können. Es ist Vieles [1]) von dem, was Herr N. beibringt, nur allzu wahr, und wer Italien, wenn auch nur zum Theil, selbst sah, und weder Enthusiast noch Exalté ist, muß beipflichten, zugleich aber auch bedauern, daß der Reisende, offenbar verleitet von seinem Eifer, der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen, hin und wieder so zu sagen das Kind mit dem Bade ausschüttete, und dadurch den Gegnern einen weiten Raum zu ihren Angriffen verschaffte [2]). Italien, sagen die Einen, ist ein Garten, ein Paradies, durchweht von Blüthenduft und lauen Lüften. Das ist stellenweise und an manchem wundervollen Abend oder Morgen wahr [3]), aber es giebt Tage und große Strecken, wo sich von alle dem nichts spüren läßt, und ich selbst habe einen Winter in Italien gefroren, wie nirgends anders. Hr. N. sagt: es sei das Land der Flöhe, des Schmutzes, des schlechten Essens, der Prellerei und der unschönen Frauen. (Er will nämlich in ganz Italien nur ein Paar hübsche gefunden haben.) Auch das hat Grund, aber ebenfalls nur stellenweise. Das Ungeziefer peinigt dort fürchterlich, geprellt wird man häufig, und wer grundhäßliche alte Weiber sehen will, der gehe nach Italien, auch kann und muß man da zuweilen sehr schlecht essen. Aber den Ruhm, schöne, jugendliche Gestalten voll Leben, Grazie und Anstand hervorzubringen, kann Niemand Italien rauben,

---

1) Alles.

2) Nur hat noch Keiner den Gegenbeweis zu führen vermocht.

3) Und läßt sich auch von Deutschland behaupten.

wer nicht durch eine angelaufene Brille sieht[4]). Ich habe Gasthöfe und Privathäuser gefunden, in denen man nach italienischer, nicht nach deutscher Weise — denn jedes Land hat seine eigenthümlichen comforts — sehr wohl und angenehm sich befindet, ich habe häufig in Italien sehr gut, oft delicat gegessen[5]), und bin nicht überall von Flöhen zerstochen worden. Dürre, sonnenverbrannte Ebenen und Berge findet man allerdings in Italien hinreichend, zum Ersatz aber wieder Gegenden, deren saftige, frische Vegetation Herz und Auge labt[6]). Italien ist das Land der Melodien und Gesänge; Hr. N. hat daselbst beim Volke ein rauhes Gegurgele gefunden. Er hat Recht; es giebt entsetzlich viele unharmonische Kehlen, die einem die Ohren vollschreien und an die Gesänge der Baschkiren erinnern; aber ich habe unter dem Landvolk Stimmen gehört, an deren Wohlklang, wenn sie des Abends zur Guitarre durch die grünenden Fluren erklangen, Ohr und Herz sich erfreuten[7])."

„Mir scheint es überhaupt, viele Reisenden fehlen darin, daß sie sich, ihre Gewohnheiten und ihr Vaterland zu sehr mit in die Fremde nehmen[8]), wenn sie nicht, auf der anderen Seite überschlagend, zu jener Classe von Enthusiasten und Bewunderern gehören, die sich selbst täuschen und häufig getreulich nachbeten, was Andere vorgebetet haben. Gewiß ist, daß Deutschland Gegenden hat, die sich in ihrer Art vollkommen mit den gerühmtesten in Italien messen können, und daß man jenseits der Alpen auf manche Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, an die wir gewöhnt sind, verzichten muß. Man muß überhaupt jenes Land, wie im Allgemeinen jedes fremde Land, nicht mit den Augen betrachten, mit welchen man das Vaterland ansieht, und sich vorzüglich, will man einen richtigen Blick gewinnen, aller Exaltation ebenso enthalten, wie aller sanguinischen Hoffnungen.[9])"

---

4) Ich will nicht bezweifeln, daß es schöne Frauen in Italien giebt; man bekömmt sie nur nicht zu sehn.

5) Ich auch; wer meiner Leser erinnert sich nicht der Küchen zu Rom, Livorno und Genua?

6) Es giebt deren im Ganzen nur zu wenige.

7) Ich nur einmal, in Tivoli.

8) Gewiß ist dies ein Fehler der Reisenden. Ich meinerseits habe aber Italien nur deshalb mit Deutschland verglichen, weil die deutschen Enthusiasten ihr schönes Vaterland stets gegen Italien zurücksetzen.

9) Sehr wahr. Nur paßt dies nicht auf Diejenigen, wel:

„Ein Verdienst kann man Hrn. N's. Werk keinen Falls streitig machen; es ist das, eine tüchtige Opposition gegen die Kunst- und Begeisterungs-Faselei zu bilden, mit welcher wir bisher in zahllosen Bänden hinsichtlich Italiens gemartert wurden, und so durch den Gegensatz dazu beizutragen, daß sich endlich richtige Urtheile und Ansichten werden vernehmen lassen. — Viel fehlt noch, um Italien in unendlich vielen Dingen zu einem angenehmen Aufenthalt zu machen; aber ist dies des Volkes und des Landes Schuld [10])?"

Weiter läßt sich noch

das Literaturblatt
(vom 10. u. 17. Oct. 1835)

dahin vernehmen:

„Wer mit ruhiger Besonnenheit das Treiben der Enthusiasten betrachtet, der erkennt bald, daß es ein verderbliches ist, daß sie statt der heiligen Flamme ein qualmendes Flackerfeuer unterhalten, und wendet sich ab, um nicht an dem Rauche zu ersticken. Die Erfahrung lehrt überdies, daß die Enthusiasten am Leichtesten abgekühlt werden, und daß ihre Ueberspannung in Erschlaffung übergeht. Der Enthusiasmus verbreitet sich nach tausend Richtungen. So ist die enthusiastische Vorliebe für Italien eine Krankheit, welche die ganze Welt angesteckt hat. Die Ursache dieser Krankheit muß in unserer Erziehung gesucht werden. [1]) Wir wachsen mit den Klassikern auf, das jugendliche Gemüth wird mit Bildern aus der griechischen und römischen Heldenzeit erfüllt, der Boden, auf dem jene Thaten sich ereigneten, flößt uns Interesse ein, und es entsteht schon früh der Wunsch in uns, ihn kennen zu lernen. Tritt der Knabe in's Jünglingsalter, und beginnt bei erwachenden Gefühlen die Einbildungskraft ihr farbiges Spiel mit ihm, so lockt ihn nicht blos der klassische Boden, sondern es reizen ihn auch die phantastischen Schilderungen unserer Dichter und die Darstellungen der Maler, Italien zu besuchen. Der Jüngling erwägt freilich nicht,

---

che nach Italien reisen; wer von ihnen hegte nicht die Hoffnung, in Hesperiens angeblichen Entzückungen zu schwelgen?

10) Allerdings; das habe ich ja eben bewiesen.

1) Die nun folgende Entwicklung kann nicht genug, beachtet werden.

daß Maler und Dichter, wie überhaupt alle Künstler, ein Ideal zu schaffen streben; er glaubt Wahrheit zu vernehmen. Der Süden erscheint ihm nun als das Paradies der Erde, und seine Sehnsucht mehrt sich. Vielen wird diese Sehnsucht nie gestillt; sie müssen im Vaterlande bleiben und schwelgen hier in ihrem Ideal. Denen aber, die das Land ihrer Wünsche zu sehen bekommen, zeigt sich nur zu bald die rauhe Wirklichkeit. Der holde Traum ihrer Jugend verschwindet; doch weil er ihnen theuer geworden, oder weil sie sich der Enttäuschung schämen, suchen sie die frühere süße Täuschung wenigstens bei Andern zu erhalten."

„Auch Referent gehört zu den Enttäuschten. Er ist ausübender Künstler und hat drei volle Jahre in Italien verlebt. Während des ersten Jahres glaubte er es dort nicht aushalten zu können, nachher hat er sich in die Weise des Landes, wiewohl sehr schwer, gefunden. Hierin liegt sein Glaubensbekenntniß über Italien, und er versichert hiermit, daß er unzählige fremde Künstler dort kennt, die ganz wie er denken und nur vermöge unabwendbarer Verhältnisse die Pein des dortigen Aufenthalts ertragen. Er verdankt diesem Lande in Beziehung auf seine Kunst allerdings Mancherlei; kann aber nicht zugeben, daß er seiner Bildung wegen nothwendig nach Italien hätte gehen müssen, da er, wie er sich später überzeugt hat, in Frankreich und Deutschland eben so vollständige Studien hätte machen können. Nur Architekten ist der Besuch Italiens als unerläßlich zu empfehlen. Ihm war vollständig klar geworden, daß sich die Landschaften Italiens mit denen des übrigen Europa an Schönheit nicht vergleichen lassen, und daß es sich nicht der Mühe verlohne, deshalb Italien zu besuchen (ungeachtet er sogar ein halbes Jahr in Sicilien gelebt!); er hat sich überzeugt, daß die Antiquitäten Italiens zum großen Theil Novitäten sind (er könnte sogar die Anstalten bezeichnen, in denen klassischer Moder fabricirt wird), und es war daher in ihm der Gedanke entstanden, ein Werk über Italien zu schreiben, um endlich einmal der abgöttischen Verehrung dieses goldenen Kalbes ein Ende zu machen. Allein er wußte auch, daß ein Wahn nie lange besteht, und daß die Wahrheit früher oder später von selbst an's Tageslicht tritt, und so wandte er seine ganze Kraft der geliebten Kunst zu. Wohl aber blieb es ihm interessant, die verschiedenen Ansichten der aus Italien zurückkommenden Reisenden zu hören. Zuweilen traf es sich, daß Personen, die anscheinend ganz

entzückt zurückkehrten, wenn Referent sie unter vier Augen auf ihr Gewissen befragte, offen gestanden, daß Italien wirklich ein elendes Land sei. Er könnte hier hochgefeierte Namen anführen und dadurch den Glauben an Italien gewaltig erschüttern! [2]) Doch wozu, da die hier besprochene Schrift dies ohne Indiscretion vollkommen thut."

„Mit welchem Interesse er nach dem Angeführten das Werk des Herrn Gustav Nicolai gelesen hat, mag der Leser sich denken. Das Buch ist ihm aus der Seele geschrieben, und er kann es sich nicht versagen, dem Verfasser öffentlich zu danken und ihm die Wahrheit seiner Anführungen zu bezeugen."

„Kein Werk über Italien ist mit einer solchen Klarheit und Deutlichkeit verfaßt als das vorliegende, keine andere Reisebeschreibung giebt dem Leser ein so anschauliches Bild dieses Landes. Man hat dem Verfasser bereits vorgeworfen, daß er zu kurze Zeit in Italien geweilt habe, um sich ein Urtheil über das Land erlauben zu können; allein mit Unrecht, da er es während eines zweimonatlichen Zeitraums in allen Richtungen durchkreuzte und also im Gegentheil einen schnellen Ueberblick gewinnen mußte. Anders wäre es freilich, wenn Hr. G. Nicolai so lange nur an einem Orte Italiens gelebt hätte und nun über das ganze Land urtheilen wollte. [3]) Er hat übrigens in dieser kurzen Zeit Bemerkungen gemacht, die sich dem Referenten erst nach einem längern Aufenthalt in Italien aufgedrungen haben; ein Beweis, daß dem Verfasser eine scharfe Beobachtungsgabe zu Gebote steht. Auch Hr. N. ist in Italien enttäuscht worden, wie Tausende vor ihm. Er glaubte ein Paradies zu finden und fand Gegenden, die sich an Schönheit mit den deutschen gar nicht messen können, ein Land ohne Wiesenschmuck, ohne Wälder, ohne Palmen- und Orangenhaine. [4]) Die Lebendigkeit seiner Auffassung und seiner Darstellung ist bewundernswerth; er malt die italienischen Gegenden zum ersten Male, wie sie sind; denn wirklich gewährt ein nackter, grasloser Boden, den Schilffelder und dürre Hügel mit verdorrten Weidenbäumen bedecken, das

---

2) Es ist unbegreiflich; man glaubt Diejenigen, welche in Beziehung auf Italien der Wahrheit huldigen, durch Nennung ihres Namens zu kompromittiren! —

3) Das ist doch einmal die Stimme der Vernunft.

4) Hört!

treffendste Bild einer italienischen Gegend, da Mais wie Schilf, und der Oelbaum wie eine graue verdorrte Weide aussehn, und beide überall in ganz Italien angetroffen werden. Wenn dies Jemand liest, der blos das nördliche Italien, den Comersee, den Lago maggiore, Meiland und Genua gesehen, so wird er den Referenten sowohl, wie Herrn Nicolai der Unwahrheit beschuldigen; allein auch darin hat der Verfasser Recht, daß Italien erst mit Florenz beginnt, und daß derjenige Reisende, der nicht weiter als bis Genua gekommen ist, sich gar kein Urtheil über Italien anmaßen darf." [5])

„Der Verfasser glaubte ferner, seine Verehrung für das klassische Alterthum werde sich bei'm Anschauen der Ruinen und antiken Kunstsachen in Italien noch erhöhen, und er sah sich mit Betrübniß auch hierin getäuscht, da sein tiefdringender Blick nur zu bald den Betrug entdeckte, und unter den antiken Kunstüberbleibseln ihm zu viel werthloses Machwerk vorgezeigt wurde." [6])

„Er besuchte Herkulanum und Pompeji. Seine Beschreibung von Pompeji ist meisterhaft. Die alte wieder ausgegrabene Stadt steht deutlich vor den Augen des Lesers. Er führt denselben durch alle Straßen, in alle Häuser. Auch das neugefundene große Mosaikbild „die Schlacht von Platea" wird so genau beschrieben, daß man es zu sehen glaubt. Nicolai's Styl hat eine unwiderstehliche Lebendigkeit und ein hinreißendes Feuer. Allein auch in Pompeji fühlt sich der Verfasser enttäuscht. Der Riesenkoloß des klassischen Alterthums schrumpft hier zum Popanz zusammen. Der Verfasser hat Recht. Es ist nicht gut, der Vergangenheit ihre Hülle zu entreißen. Wer nicht glauben will, der gehe hin und schaue! Nicht ohne Lächeln hat Referent die Kupfer des vor Kurzem in der Baumgärtner'schen Buchhandlung erschienenen Werkes „Pompeji," insbesondere die Gesammtübersicht dieser Stadt betrachtet. Man erblickt in derselben sogar noch Kuppeln und Bildsäulen auf den Häusern. Von All' dem ist keine Spur in dem Trümmerhaufen vorhanden. Es ist dort wirklich Alles ganz anders, als man es beschreibt. Alles ist dort nichtssagend und unbedeutend." [7])

---

5) Möchte dies doch beherzigt werden.

6) Hier folgen nun mehrere hierher gehörige Auszüge aus meinem Buche, die ich indessen, um Wiederholungen zu vermeiden, weggelassen habe.

7) Hört, hört!

„Die Bemerkungen des Verfassers über das klassische Alterthum und seine Ansichten als Kunstgelehrter setzen durch ihre Neuheit zuweilen in Erstaunen. Auch seine Beiträge zur Charakteristik des Volkes sind höchst interessant. Unübertrefflich ist er, wo er den Pöbel und das Bettlervolk in seiner auch dem Referenten unvergeßlichen Scheußlichkeit darstellt, mit größter Objektivität sind seine Camerieri, Gastwirthe, Ciceroni, Gondoliere, Postillone, Mauthbeamten u. dergl. geschildert. Man befindet sich, so lange man dies merkwürdige Buch liest, mitten in Italien. Die drei Ciceroni: Bulgaris (der Venetianer), Mossiou (der Römer) und C'est-à-dire (der Neapolitaner), sind wahre Repräsentanten ihrer in Italien so ausgebreiteten Zunft."

„Die in Italien herrschende Sitte, das Handwerk auf den Straßen zu betreiben, hat den Sinn des Verfassers für Reinlichkeit und Ordnung verletzt. Er hat abermals Recht; denn unbestritten ist es ekelhaft für den Fußgänger, wenn er sich auf dem Trottoir durch übelriechende Handwerker, so wie durch den Schmutz, den ihre Thätigkeit hervorbringt, winden muß. Allerdings giebt es Menschen, die auch am Koth Gefallen finden, und so kann es nicht auffallen, daß ein Recensent (im Freimüthigen) diese von Herrn Nicolai getadelte Sitte angenehm und ergötzlich gefunden hat. Wenn dieser Recensent aber anführt, daß das Arbeiten im Freien daher komme, weil der Italiener überhaupt im Freien lebe; so befindet er sich im Irrthum, da im Gegentheil die Italiener, mit Ausnahme der Handwerker, nur des Abends aus ihren Löchern hervorkriechen, und den Tag über in der Kühle ihrer Steinwohnungen faullenzen."

„Derselbe Recensent schwebt noch in einem andern Irrthum. Hr. G. Nicolai erklärt, und wir müssen seine Angabe bestätigen, daß das weibliche Geschlecht Italiens im Allgemeinen häßlich sei. Der Recensent versichert, in Venedig, Verona und Mantua eine Unzahl schöner Mädchen gesehen zu haben. Auch Referent hat in Mantua und in Meiland, überhaupt aber in der Lombardei manches hübsche Mädchen wahrgenommen; allein das beweiset für Italien gar nichts. Wir erinnern uns während unsers achtzehnmonatlichen Aufenthalts in Rom nur zwei hübsche Gesichter gesehen, sonst aber, südlicher als Meiland, während unserer dreijährigen Verbannung in Italien nirgend weibliche Schönheit angetroffen zu haben. In diesem Augenblick liegt uns ein Schreiben eines jungen Künstlers vor, der sich seit einem Jahre in Rom befindet. Der

Brief ist mit Klagen über den langweiligen Aufenthalt in Italien angefüllt. Der junge Mann hat sich ebenfalls in allen Erwartungen betrogen gefunden und sagt unter andern: „die „Häßlichkeit der römischen Weiber ist auffallend. Ich bin „nun 11 Monate in Rom; aber noch habe ich weder hier, noch „in Albano ein hübsches Mädchen gesehen.“ — Wenn doch Maler und Bildhauer dies beachten, und ihre Modelle im lieben Vaterlande suchen wollten! Referent verweilte neun Monat in Rom, bevor es ihm gelang, ein Modell aufzutreiben, und bei diesem waren es doch nur die leiblichen Formen, nicht die Gesichtszüge, die er brauchen konnte. Macht der Maler und Bildhauer seine Studien einmal in Italien, dann bleibt ihm freilich nichts übrig, als mit einer italienischen Schönheit, in Ermangelung einer bessern, vorlieb zu nehmen.“ 8)

„Wer übrigens dem Verfasser vorwerfen wollte, daß er nur die Schattenseite Italiens enthüllt hätte, würde ihm großes Unrecht thun. 9) Das Werk trägt auch für den, der Italien nicht kennt, das Gepräge der Wahrheit an sich, weil Hr. G. N. mit so tiefem Gefühl und mit so strenger Unpartheilichkeit auch die Lichtseite Italiens geschildert hat. Das für alles Schöne so tief empfängliche Gemüth des Berichterstatters liegt wie ein reiner Spiegel vor dem Auge des Lesers, man gewinnt den Verfasser von ganzer Seele lieb, und fühlt, daß es nicht an ihm gelegen haben kann, wenn er sich in Italien betrogen fand. Nirgend wohl tritt seine Individualität deutlicher hervor, als Thl. I. S. 237, wo er ausruft:“

„Welch ein trübseliges Land ist dies Italien! Bis jetzt „haben wir fast nur reizlose, öde Felder, Wüsten, Kloaken, „Ruinen und schmutzige Höhlen gesehen, und jetzt sollen wir „nun einen Landstrich durcheilen, in welchem der Pesthauch „der Vernichtung (die aria cattiva) weht, und das Mordmesser des Räubers blinkt. Mein theures, zurückgesetztes „deutsches Vaterland, wie bist Du doch so schön, so reizend, „so gesund! Du bist das Abbild einer holden, mütterlichen „Frau, Germania! Zürne nicht über Deine entarteten Kinder, die das freundliche, farbige Haus mit der grünen Flur, „welches Du ihnen öffnest, verlassen, um sich in der Schmutzhöhle der Buhlerin Italia zu entnerven! Zürne ihnen nicht, „denn sie sind verlockt und verführt von denen, die sie mit „falscher Schilderung betrogen, von denen, die entweder in

8) Was werden die Enthusiasten hierzu sagen?

9) Welche Freude für mich, daß mich endlich Jemand gegen den Vorwurf der Einseitigkeit in Schutz nimmt!

„ihrer Ueberspannung mit befangenem Auge sahen, oder „die hämisch und schadenfroh die Unwahrheit berichteten, um „Andere zu gleichem Geldverlust und zu gleicher Enttäuschung „zu führen!“ —

„Dennoch schildert der Verfasser mit glänzender Beredsamkeit, mit frommer Freude, treffend und schön den Anblick von Triest, die Aussicht vom Markusthurm, die Metropole zu Florenz, die Peterskirche, die Solfatara, die Vesuvreise, die Ansicht von Mola di Gaëta im Mondschein, die Erleuchtung der Peterskuppel, die Logen und Zimmer Rafael's, die Gegend von Carrara, Genua, den Dom zu Meiland, Isola bella und die Fahrt auf dem Lago maggiore![10]) Diejenigen, welche Italien vergöttern, werden diese reizenden Schilderungen mit Entzücken lesen. Auch Referent hat sich daran erquickt; leider muß er aber dem Verfasser beipflichten, daß alle diese Herrlichkeiten die Qualen und Enttäuschungen nicht aufwägen, welche im Uebrigen mit einer Reise in die hesperischen Gefilde verbunden sind.“[11])

„Außerdem enthält das Buch noch eine Menge köstlicher Bilder, jedes einzelne von Meisterhand gezeichnet, oft wild romantisch, oft humoristisch, oft klassisch. Jeder Leser, selbst der Gelehrte und der Romanleser, wird dabei seine Ausbeute finden. Es gehören hierher: die humoristische nächtliche Gondelfahrt in Venedig, die Beschreibung der Schauerkerker daselbst, die Beschreibung der Gegend von Florenz, die Amorraspieler, die Betrügerei zu Aquapendente, die freilich sehr herabstimmende aber treue Schilderung des Innern von Rom, die Apostrophen an die Bettler, die Beschreibung der pontinischen Sümpfe, das Mittagsmahl zu Capua, eine treffliche Humoreske, Neapel's Straßenleben, eine klassische Schilderung, die Beschreibung des Zimmers der Priapäen, für Lüsterne, die Pantomime der Knaben, die Tarantella, bei welcher der hagere Cicerone C'estàdire eine überaus komische Figur bildet, die ganz neuen und orginellen Mittheilungen über italienisches Fuhrwerk, die Episode von der kühnen Hengstbändigerin, die höchst interessante Beschreibung von Tivoli, wobei der Leser manches Neue aber nicht sehr Erfreuliche erfahren wird, der Besuch in der antiken Ta-

---

10) Dennoch wird behauptet, ich hätte nur die Kehrseite Italiens geschildert.

11) Armer, unbekannter Freund, zitterst Du nicht mir hierin beizupflichten?

verne zu Ponte molle bei Rom, die Schilderung der Bäder zu Pisa, auch dem Referenten neu und unangenehm überraschend, die romantische Schilderung des Meersturms zu Livorno, das spaßhafte Abentheuer in Carrara, bei welchem der Verfasser mit seinen Reisegefährten auf arge Weise mysticirt und seine Hoffnung, eine hübsche Italienerin zu sehn, wieder schmählich vereitelt wird, die Affaire mit dem Kommandanten zu Sarzana, und selbst die treffliche Beschreibung eines Linienschiffs, für Viele gewiß neu und anziehend."

„Wie belehrend sind ferner seine Erörterungen über Herkulanum und Pompeji, über das Museum zu Neapel, seine Kunstbetrachtungen und die hier und da eingestreuten historischen Bemerkungen, welche von großer Belesenheit zeugen. Wir halten dafür, daß kürzlich ein geistvolleres Werk über Italien nicht erschienen sei." [12])

„Hätte der Verfasser nur seine Klagen über die ihm und seinen Reisegefährten hinsichtlich der Landschaft, der Ruinen und der Antike in Italien gewordene Enttäuschung mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit laut werden lassen, so würde er schon dadurch Tausende von dem Besuche der hesperischen Gefilde abgeschreckt haben. Allein wäre es das blos, wodurch Italien den Enthusiasmus abkühlt! — Zu dieser Enttäuschung, zu dem Seelenschmerz, den sie hervorbringt, gesellt sich noch die tägliche, ja selbst stündliche Wiederkehr materieller Qual durch Unflath aller Art, Milliarden von Flöhen und Wanzen, durch den Zwiebelgestank der Menschen, durch die widerlichen Nahrungsmittel (die der Verfasser sehr richtig mit dem Fraße der Hottentotten vergleicht) und durch die Zudringlichkeit und das wüthende Geschrei ganzer Schaaren von Bettlern; — mit dieser Pein verbindet sich endlich noch unabläßiger Aerger über die Brutalität und Betrügerei des Volkes, über den Hohn, womit es den Fremden behandelt und ihn prellt, über die stete Scheererei mit den Päßen, und über die selbst von Behörden angeordneten, unmäßigen Geldforderungen, die man an den Fremden macht. Doch glauben wir allerdings, daß sich dem Verfasser, weil er zu schnell gereiset, das Unangenehme zu sehr gehäuft hat. —"

„Referent hat von den Recensionen, die bis jetzt über das Buch erschienen sind, eine Menge gelesen. Er war

---

12) Das ist nun wohl zu gütig. Ich verzichte, wie ich in der Vorrede zu meinem Buche erklärt habe, auf Schriftstellerruhm, wird nur anerkannt, daß ich Wahrheit gesprochen.

neugierig, ob irgend Jemand wagen würde, den Verfasser der Unwahrheit zu beschuldigen, und würde, wenn man dies gethan hätte, mit seiner ganzen Namensunterschrift und unter Nennung vieler als Reisende, Naturforscher und Künstler berühmter Männer, mit denen er die Ehre hat bekannt zu sein, und die seine und des Verfassers Ansicht theilen, gegen einen solchen Recensenten aufgetreten sein. Allein vor der Donnerstimme, mit welcher Nicolai die Wahrheit gepredigt hat, muß der Irrthum verstummen. Im Gegentheil haben selbst tadelnde Recensionen bereits anerkannt, daß der Verfasser überall die Wahrheit gesagt habe, und daß Italien wirklich so sei, wie er es schildert.[13]) Selbst der partheiische Berichterstatter, der in den Blättern für literarische Unterhaltung den Verfasser auf eine so empörende Weise angreift, hat nicht gewagt, denselben der Unwahrheit zu zeihen, worauf es doch in den Augen des Publikums allein ankommen konnte; vielmehr hat er sich, weil er nicht zu widerlegen im Stande ist, darauf beschränkt, oberflächlich zu tadeln und zu verlästern. Habeat sibi." —

„Hr. Nicolai erscheint uns als ein Märtyrer der Wahrheit. Er möge sich damit trösten, daß die Wahrheit nur schwer gegen den Wahn ankämpft. Sein Werk aber darf in der Bibliothek keines gebildeten Mannes fehlen. Es wird eine Zeit kommen, in welcher er gesiegt hat, und dann wird man sein Werk allgemein als ein klassisches anerkennen." R.

Die Redaktion des Literaturblattes hat dieser Recension noch folgende Anmerkung hinzugefügt:

„Bei den vielen Widersprüchen und dem heftigen einseitigen Tadel, welche von mehreren Seiten Herrn Nicolai's geschätztes und geistreiches Werk, oft ohne wirkliche Kenntniß der Sache, und ohne ein auf Autopsie gegründetes Urtheil, anzugreifen für gut fanden, konnte der obige Bericht, obgleich er eigentlich nicht von einem zünftigen Recensenten herrührt, wohl aber das Urtheil eines wahrheitliebenden und streng redlichen Mannes enthält, der als ausübender Künstler gewiß Gelegenheit hatte, Italien nach allen Richtungen kennen zu lernen, dem größern Publikum nicht anders als höchst willkommen sein. — Wir zögerten daher auch nicht, ihm sogleich einen Platz in unserem Blatte einzuräumen, und denselben wörtlich abdrucken zu lassen, mit Ausnahme einer

---

13) Hört, hört! —

einzigen Stelle, bei welcher der Verfasser von seinem Eifer über die ungründliche und eben nicht von feiner Bildung und Humanität zeugende Recension des Nicolai'schen Werkes in den Blättern für literarische Unterhaltung, zu weit fortgerissen wurde; denn man thut ja weit besser, dergleichen vornehm absprechende Gesellen, wie sie sich seit längerer Zeit in den Bl. f. lit. Unterh. spreizen, sammt ihren einseitigen, nur zu oft aus unedeln Motiven herrührenden Berichten völlig zu ignoriren, als sich mit ihnen ausführlich zu beschäftigen. Die Tendenz dieses Blattes ist, dergleichen Umtriebe aufzudecken, und in ihrer ganzen Nacktheit hinzustellen; alles Weitere aber ist vom Uebel."

Schließlich enthält das

Frankfurter Konversationsblatt

vom 27. Novbr. 1834. No. 201. Folgendes:

„Italien von der Sehweite."

„Thom! mich friert!" —

„Horch, wie sie aufspringen, aus der Haut (doch nicht nach Italien) fahren, und ein über das andere Mal ausrufen: „Rache! Rache!"

„Wer hat es ihm auch geheißen, die Binde von Italiens schwarzglühendem Auge zu lüften, und die Staaroperation für uns Deutsche — die wir stets vortrefflich sehen, wenn wir nicht blind sind — mit so gut treffender Nadel vorzunehmen?... Wie heißt der Mann, der es wagt, an dem Götzen der Zeit mit kräftiger Hand zu rütteln, der es wagt, in durchaus unzweideutigen Ausdrücken ohne Zittern und Brustkrampf auszusprechen die vier gewichtigen Worte: „Italien ist ein Jammerland!"? Welchem Volke, welchem Staate, welcher Luft und welchem Klima gehört dieser moderne Barbar an?... Fürchtet er nicht, in Deutschland ästhetisch, in Welschland, wenn er sich je wieder bei den sieben lebensmüden Pälmchen vor Terracina blicken läßt, somatisch gesteinigt zu werden?... Ahnt er denn nicht, daß er durch dieses Werk über Italien in der Schriftstellerrepublik zwei mächtige Verschwörungen gegen sich veranlaßt hat? Erstens derjenigen, die bereits in ihren Schriften über Italien gelogen, zweitens derjenigen, die darüber noch zu lügen gedenken?... Ihnen reihen sich die mit sogenannter klassischer Gelehrsamkeit

gefütterten und jene sentimentalen Seelen an, welche Italien zwar nie gesehen, es aber auch nicht kennen; ferner die ganze behenri-quaterte Malerschule in ihren schwarzsammetnen altdeutschen Röcken und entblößten Hälsen, hohen Stiefeln und durch und durch wälschen Empfindungen; endlich, um nichts zu vergessen, jene Weiber, die da lispeln: „mia bella Italia“ und keinen deutschen Strumpf stricken können, die da in Ohnmacht fallen, wenn sie lesen: „Italien ist die Wiege nicht etwa der Kunst sondern der — Flöhe,“ sich aber ohne Ohnmacht entführen lassen!... Und solchen brüderlich vereinten Dolchen bietet Gustav Nicolai ruhig seine freie Männerbrust dar! Wackerer Deutscher, der Du frei und ohne Furcht vor dem Natterngezücht der Speichellecker und Schmarotzer Deine Stimme erhobst und uns Italien, das angebetete Feenland, das Eldorado der Phantasie, geschildert, wie es wirklich ist, und dadurch zugleich anschaulich bewiesen hast, wie unser Deutschland mit seinen kräftigen Eichen und gesunden Herzen, selbst von seinen Söhnen hintenangesetzt und beachselt, so hoch emporrage über Italien; empfange den glühendsten Dank aller derer, die gleich Dir im süßen Orangenlande so bitter enttäuscht wurden!...“

„Wir halten uns überzeugt, daß dieses treffliche Werk bald Gemeingut jedes Gebildeten, der Italien nicht vom Hörensagen, sondern von der Sehweite kennen will, werden wird. Mindestens wird, so dünkt uns, so leicht Niemand nach Italien reisen, ohne die praktischen Winke dieses Berichts in Beziehung auf solche Reise zu benützen, als ein treues Vademecum.“

S — m.





